UC-NRLF
$B 556 887

Ex-libris
Charles Atwood
Kofoid

THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA

PRESENTED BY
PROF. CHARLES A. KOFOID AND
MRS. PRUDENCE W. KOFOID

# Reisen

und

# Länderbeschreibungen

der

## älteren und neuesten Zeit,

## eine Sammlung

der

interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik.

---

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Widenmann,

Redacteur des Auslandes,

und

Dr. Hermann Hauff,

Redacteur des Morgenblattes.

---

Zwölfte Lieferung.

Stuttgart und Tübingen,

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1837.

G161
W5
v. 5

# Die Americaner

in ihren

## moraliſchen, politiſchen und geſellſchaftlichen Verhältniſſen.

---

Von

**Francis P. Grund.**

Jn's Deutſche überſetzt

vom

**Verfaſſer.**

**Stuttgart** und **Tübingen,**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

**1837.**

# Vorrede

## zur engliſchen Ausgabe.

Ich lege dem engliſchen Publicum das folgende Werk nicht als die flüchtigen Bemerkungen eines Reiſenden vor, ſondern als das Reſultat meiner Erfahrungen während eines langjährigen Aufenthalts in America.

Ich habe mich bemüht, eine unparteiiſche Schilderung des gegenwärtigen Zuſtandes der Vereinsſtaaten zu geben, und beſonders jene Charakterzüge hervorzuheben, welche die Americaner vor den Europäern auszeichnen. Ob mir dieß gelungen, muß das Publicum entſcheiden, von welchem ich keine andere Nachſicht anſpreche als die, zu welcher mich die Redlichkeit meiner Abſichten berechtigt, und der aufrichtige Wunſch, Vorurtheile — gleichviel ob americaniſche oder engliſche — zu beſchwichtigen, nicht aber ihnen neue Nahrung zu verſchaffen.

Die Americaner ſind den Europäern in einem gröblich falſchen Lichte vorgeſtellt worden, und dieß nicht ſo ſehr dadurch, daß man ihnen falſche Eigenſchaften zuſchrieb, als daß man alle diejenigen mit Stillſchweigen überging, welche

keiten und Fehler eingeſchlichen; dieſe ſind in der Ueberſetzung ſorgfältig berichtigt worden, und es dürfte daher gegenwärtige Ueberſetzung meinen Leſern eben ſo willkommen ſeyn als die engliſche Originalausgabe.

Stuttgart, den 15 April 1837.

Der Verfaſſer.

# Die Americaner

in

ihren ſocialen, moraliſchen und politiſchen Beziehungen.

# Erſtes Capitel.

Americaniſche Sitten und Geſellſchaft. — Americaniſche Coterien. — Petits-maîtres. — Americaniſche Ariſtokratie. — Ihre Zuſammenſetzung und Eigenheiten.

Kaum gibt es ein engliſchen Leſern mehr bekanntes Thema, als das über americaniſche Sitten. Von Mrs. Trollope's grotesken Skizzen bis auf die hohen und eleganten Eingebungen Hamiltons und Baſil Hall's wurde das brittiſche Publicum mit der wichtigen Materie eines americaniſchen Geſellſchaftszimmers unterhalten. Vielleicht täuſche ich meine Leſer, wenn ich von dem gebahnten Weg abweiche, der ſo vielen Stoff zu Vergnügen und Gelächter gab, denn ich werde weder das einfältige Geſchwätz von Knaben und Mädchen wiederholen (was man überall hören kann), noch werde ich die, welche mich mit Freundſchaft aufnahmen, zum Ziele des Witzes oder Spottes machen. Auch bin ich entſchloſſen, den Americanern keine Lobrede zu halten, denn es iſt, in Wahrheit, genug in ihrem moraliſchen und ſocialen Verhältniſſen, was den Leſer allgemein anſpricht.

Unter americaniſchen Sitten verſtehe ich weder die der faſhionablen Coterien, noch die beſondern Gebräuche einzelner Provinzen, bis zu welchen die Verfeinerungen des Geſchmacks kaum vorgedrungen ſind, ſondern die allgemeinen geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Americaner unter ſich und mit Fremden.

Die Geſellſchaft in America bildet ſich aus einer großen Anzahl heterogener Elemente, und die Regeln der Convenienz ſind deßhalb weniger beſtimmt als in Europa. In den großen Städten beſteht ſie aus Perſonen aller Länder und Welttheile, mit einer ſchätzbaren Beimiſchung von „Süd-, Oſt- und Weſtländern," welche Namen beinahe eben ſo viele Verſchiedenheiten des Menſchengeſchlechtes bezeichnen. Unter dieſen Umſtänden bietet ein americaniſcher Salon

oft Anomalien dar, welche anfangs gebildeten Europäern auffallen mögen, die aber selten beleidigen, und sich immer durch die moralischen und politischen Verhältnisse des Landes erklären lassen.

In der Abwesenheit eines Hofes und eines mächtigen Adels sind Kunst und Verfeinerung weniger Zierden der Gesellschaft, und mehr das Eigenthum Einzelner, welche das Glück hatten, zu den höheren europäischen Cirkeln zu gelangen, als eine allgemeine Charakteristik einer guten Erziehung. Die Americaner haben, mit wenigen Ausnahmen, keine Zeit für die Ausbildung des eleganten Welttons, den sie als bloßen Zusatz zur Civilisation ansehen, aber sie sind dessen ungeachtet ein sehr geselliges Volk, und auf eigene Art unterhaltend und angenehm.

Es war immer der Fehler europäischer Schriftsteller, daß sie americanische Sitten, und besonders die der sogenannten aristokratischen Coterien, mit dem Anstand und der gemessenen Ruhe der höheren Stände Europa's verglichen. Gelegenheitlich ließen sie sich auch herab, von Kaufleuten und Manufacturisten zu sprechen, die sie selbst denen von Liverpool und Manchester gleich stellten; aber mit einer Mäßigung, welche ihrer Klugheit zur Ehre gereicht, trieben sie ihre Forschbegierde nicht weiter, damit nicht etwa die höhere Ausbildung der niedern Classen für die geringeren Vollkommenheiten der höheren Cirkel Ersatz leiste, und eine gewisse namenlose Classe Europa's kein Glied zur Vergleichung in America fände. Es scheint als ob die Thatsache ihnen ganz unbekannt gewesen wäre, daß America wirklich ist, was Hamilton von der Stadt Philadelphia sagt, — médiocre par excellence; — denn seine politischen Institutionen rauben ihm den Glanz eines Thrones, — den Brennpunkt der verfeinerten Gesellschaft Europa's, — aber beschützen es zugleich gegen den heillosen Einfluß eines müßigen, stürmischen Pöbels — den Untergang bürgerlicher Tugend und Sittlichkeit. Die Sitten der Americaner sind daher eben so weit entfernt von der Eleganz der Höfe, als von der Gemeinheit der geringeren Classen Europa's, und vielleicht gleich frei von den Lastern beider. Die wahren Sitten eines Volkes offenbaren sich nicht in den Gesellschaftszimmern: — les hommes du salon se ressemblent partout — sondern in den gewöhnlichen Handlungen seines öffentlichen und Privatlebens, und es ist daher weder recht noch klug, eine einzelne

Claſſe, und die nur unter gegebenen Verhältniſſen, zum Gegenſtande des Vergleichs mit Europa zu machen.

Um die Sitten und Gebräuche der Americaner zu würdigen, müſſen wir auf ihren Urſprung zurückgehen, wo es ſich zeigen wird, daß beinahe alles, was ihr Charakter Werthvolles und Kräftiges enthält, von England abſtammt, daß aber zu gleicher Zeit viele Eigenheiten und Schwächen aus derſelben Quelle fließen, und beſonders diejenigen, welche ihnen von den Engländern am wenigſten verziehen werden.

Ich laſſe mich hier auf keine Entſchuldigung meines Glaubens ein, daß die geſellige Bildung und Sittlichkeit der Engländer (und beide ſind innig mit einander verbunden) die der Bewohner des Feſtlandes bei weitem überwiegen. Die Anſprache und das Benehmen eines Engländers ſind vielleicht weniger geſchmeidig, aber es iſt etwas in der Zuſammenſetzung ſeines Charakters, was Achtung einflößt: eine Würde, welche ſich nicht mit niedriger Liſt oder Verſtellung verträgt, und ihn unfähig macht, ſich wiſſentlich zur Entſtellung der Wahrheit oder zur Lüge herabzulaſſen. Dieſer Charakter in ſeiner ganzen Strenge, und verſtärkt durch die feierlichen Gebote der Religion, wurde an die Küſten der neuen Welt verpflanzt, um dort den Grundſtein zu dem zu legen, was uns jetzt als americaniſche Geſittung erſcheint. Neu-England hatte unter allen Colonien den größten Einfluß auf die Einführung nationaler Gebräuche, denn ein Theil ſeiner kräftigen Bevölkerung zog beſtändig nach Weſten, um dort die Grundſätze zu erneuern und zu verewigen, welche zur Niederlaſſung von Plymouth führten. *) Aber die Bewohner Neu-Englands waren Engländer, und ſind es heute noch, in ihrer Art zu fühlen und zu denken, und wir müſſen demnach den Engländern die Mehrzahl jener Eigenheiten zuſchreiben, die wir jetzt an den Americanern rügen, wie in der That auch die meiſten Tugenden, durch welche ſie ſich vor andern Völkern auszeichnen.

*) Plymouth war die erſte Niederlaſſung in Neu-England und der Landungsplatz der Puritaner, welche im Anfange des 17ten Jahrhunderts nach America kamen, um den Verfolgungen der engliſchen Hochkirche zu entgehen, die unter der Verwaltung des Biſchofs Laud in England den Gipfel von Grauſamkeit erreicht hatten. — Noch jetzt heißen die erſten Anſiedler „the pilgrim fathers“ (die Pilger-Väter).

Auf dieses scheint kein englischer Reisender gedacht zu haben, dessen Werk ausging, das europäische Publicum zu belehren. Es ist wirklich unbegreiflich, wie gewisse Gemälde americanischer Sitten*) so sehr zur Unterhaltung englischer Leser dienen konnten, wenn man bedenkt, daß sie bloß die Eigenheiten einer Classe darstellten, welche in keinem Lande auf besondere Verfeinerung Anspruch machen kann, und die in Europa dieselbe Mischung von Lastern und Ungereimtheiten darbietet, wie in America, ohne vielleicht manche ihrer versöhnenden guten Eigenschaften. Es ist jetzt noch unerklärbar, wie die schöne Verfasserin sich den Kosten und Beschwerlichkeiten einer langen Seereise aussetzen konnte, da sich doch genügender Stoff zu einem ähnlichen Werke in ihrer eigenen Heimath vorfand. Wie werden nicht englische Sitten und Gebräuche täglich von Deutschen und Franzosen carikirt, ohne den geringsten Nachtheil für die Würde englischer Gesellschaft, von welcher letztern die meisten ungefähr dieselbe Kenntniß aus eigener Erfahrung und Beobachtung besitzen, als die Verfasserin der „Häuslichen Sitten der Americaner" von den bessern Cirkeln der Vereinsstaaten. Eigenheiten und Anomalien finden sich in allen Ländern, aber ihre Anzahl muß nothwendigerweise dort am größten seyn, wo ein unübersehbarer Landstrich in beinahe so viele Staaten getheilt ist, als England in Grafschaften, oder Deutschland in Fürstenthümer.

Die physische Gestaltung eines Landes, die Beschaffenheit des Bodens, klimatische Verhältnisse, die gewöhnliche Beschäftigung seiner Einwohner u. s. w. drücken jede dem Volk einen besondern Charakter auf, der nicht leicht zu verwischen ist, selbst mit Beihülfe einer sittlichen Erziehung. Welchen Unterschied gewahren wir nicht zwischen einem Nord-Britten und einem Bewohner der Insel Wight, oder zwischen letzterem und einem Einwohner von Yorkshire?**) — und wie ungerecht wäre es nicht, einen dieser Charaktere als den allgemeinen eines Engländers zu schildern?

Noch eine merkwürdige Eigenschaft englischer Reisenden in den Vereinsstaaten besteht in ihrer Geneigtheit, dieselben Fehler an den Americanern zu finden, welche die Bewohner des europäischen Fest-

*) Mrs. Trollope's „Domestic manners of the Americans."

**) Die Einwohner Yorkshire's sind wegen ihrer Verschlagenheit und breiten Mundart nicht sehr vortheilhaft bekannt.

landes nur zu häufig den Engländern ſelbſt vorwerfen. So, zum Beiſpiel, haben ſie bemerkt, daß die Americaner es nicht laſſen könnten, ſtets die Zweckmäßigkeit ihrer civilen und politiſchen Einrichtungen zu rühmen, und dagegen jene fremder Nationen herabzuwürdigen. Aber gerade dieſelbe Ruhmredigkeit wird den Engländern von ihren Nachbarn auf dem Feſtlande, den Franzoſen und Deutſchen, vorgeworfen. — Unterſuchen wir die Sache genauer, ſo finden wir in beiden Ländern denſelben Grund dieſer Nationaleitelkeit: eine gewiſſe Selbſtzufriedenheit einer Nation anzugehören, deren glänzende Thaten, auf dem Kriegsſchauplatze wie in der Politik, die Welt in Erſtaunen ſetzten.

Theilweiſe läßt ſich in der That dieſe patriotiſche Schwäche entſchuldigen, wenn man auf die Vorzüge brittiſcher Inſtitutionen, und beſonders auf den unermeßlichen Einfluß Rückſicht nimmt, welchen ſie auf die Civiliſation und das Glück des Menſchengeſchlechts ausübten. Aber alles, was dem brittiſchen Stolze zur Nahrung dient, wirkt eben ſo mächtig auf die Americaner. Sie ſind von gleicher Abſtammung; aller Ruhm des brittiſchen Namens iſt der ihrer Voreltern, und ſie ſelbſt theilen ſich in die Ehre ſeiner Erwerbung. Ihre Vorfahren waren die kühnen Anſiedler, welche zuerſt brittiſche Geſetze und brittiſchen Genius an die Ufer der neuen Welt verpflanzten, um ſie dort zu verewigen. Aber auf dieſen Grund bauten ſie weiter. Sie öffneten die Tempel des Herrn allen ſeinen Anbetern, und entfalteten vielleicht zum erſtenmal die Fahnen der Freiheit und Gerechtigkeit Unter dieſen Fahnen verſammelten ſie ſich und kämpften den ungleichen Kampf gegen das mächtigſte Volk der Erde — und wurden nicht überwunden. Zum zweitenmal ſahen wir ſie gerüſtet zur Schlacht gegen England — und zum zweitenmal unbeſiegt hervortreten aus dem Kampfe gegen das ſtolze Mutterland. Und ſind dieß keine Gründe für den Nationalſtolz der Americaner? Und iſt dieſer Stolz nicht das höchſte Lob der Britten? Welches Volk als das brittiſche gibt den Americanern den Maßſtab ihres Stolzes? Des National-Charakters, dem ſie ſich gleichgeſtellt wiſſen wollen? Mit welchem Volke ſtritten die Americaner je um Rang, als mit dem brittiſchen? Und was iſt der Nationalſtolz oder die Nationaleitelkeit der Americaner ſonſt, als brittiſches Selbſtgefühl, verſtärkt und vergrößert durch ihre republicaniſche Verfaſſung? Muß ein Volk nicht ſtolz ſeyn im

Verhältniß als es Antheil an der Regierung ſeines Landes hat? Herrſcht etwa in dieſer Beziehung kein Unterſchied zwiſchen den Pairs und Gemeinen Englands? Iſt es unter ſolchen Umſtänden ein Wunder, wenn die Americaner andere Völker nach dem Grade ihrer erworbenen Freiheit ſchätzen, und als geborne Geſetzgeber den Kopf manchmal höher tragen, als den Begriffen engliſcher Artigkeit angemeſſen ſcheint?

Ein zweiter, nicht weniger merkwürdiger Charakterzug der Americaner beſteht in einem Grade von Ernſt, der zuerſt als Mangel an Geſelligkeit erſcheint. Der Americaner iſt beinahe von ſeiner Wiege an gewohnt, über ſich und ſeine Verhältniſſe nachzudenken, und von der Zeit, wo er handelnd auftritt, auf die Mittel bedacht, ſie zu verbeſſern. Iſt er reich, und deßwegen mehr betheiligt im Geſammtwohl des Staates, dann fordert jedes neue Geſetz, jeder Wechſel in den Perſonen der Volksvertreter (und es ſind deren viele im Laufe des Jahres) ſeine Sorgfalt für die Zukunft; iſt er arm, dann kann jede Veränderung im Staate ihm die Mittel bieten, ſeine Glücksumſtände zu verbeſſern. Er iſt deßhalb immer wachſam, ſtets bedacht auf die Zukunft — nicht wie die meiſten Europäer, als bloßer Zuſchauer, ſondern ſelbſt ſeine Rolle ſpielend — und beſchäftigt, den gegenwärtigen Zuſtand aufrecht zu erhalten oder ihn zu verbeſſern. Aehnliche Erſcheinungen bietet zuweilen England und vielleicht ſelbſt auch Frankreich dar, aber dieſe ſind nicht zu vergleichen mit den Wirkungen der allgemeinen Wahlfreiheit in America.

Die ganze Maſſe der Bevölkerung iſt beſtändig bewegt. — Auf ſie bauend oder ſie fürchtend, dringt man unaufhörlich von allen Seiten auf einen Ausſpruch der öffentlichen Meinung. Kein Mann iſt ſo reich oder mächtig, den ihr Einfluß nicht zittern machen, keiner ſo arm und niedrig, in dem ſie nicht die Hoffnung auf Erfolg und Beförderung erwecken könnte. Sie iſt das mächtigſte Organ öffentlicher Gerechtigkeit, niemand ſchonend, vom Präſidenten der Staaten bis auf den ſchlichteſten Bürger, erhebend, erniedrigend oder zermalmend, was ſich ihr entgegenſtellt und ihren Richterſpruch verdient.

Dieſer Zuſtand beſtändiger Aufregung gibt den Americanern das Anſehen geſchäftiger Unruhe, wofür ſie ſchon oft von Europäern bemitleidet wurden, iſt aber deſſen ungeachtet der eigentliche Grund ihrer Zufriedenheit. Die Americaner haben keine Zeit unglücklich zu ſeyn, und dieſes iſt das größte Lob ihrer Verfaſſung und ihres

Volkslebens. Republicanern ſind nothwendigerweiſe ſchwerere Pflichten auferlegt als den Bürgern monarchiſcher Staaten, aber ihre Erfüllung iſt erfreulich und beruhigend, weil ſie an das Bewußtſeyn von Macht geknüpft iſt. Die Americaner wünſchen ſich nicht den Frieden der Europäer, und am allerwenigſten genügte ihnen das ſtille Glück der Deutſchen. Ruhe findet der Americaner nur in ſeinem Hauſe, im Kreiſe ſeiner Kinder; alles außer demſelben iſt fortwährendes Wirken und Treiben in der Politik wie im Handel, auf den Straßen und Canälen wie in den Wäldern des Weſtens. — Die aber, welche die Americaner ihrer ſtürmiſchen Aufregung wegen bemitleiden, mögen ſich den Zuſtand der Römer nach dem Untergang der Republik ins Gedächtniß rufen, als plötzlich, ſeiner Bürgerpflichten entlaſſen, das Volk in Unthätigkeit die größte Strafe ſeiner Verderbtheit fand.

In dem Maß als ein Volk frei iſt, muß es auch ernſt und thätig ſeyn. Vergleichen wir nur den jetzigen Charakter der Franzoſen mit dem vor der Revolution von 1789. Wie viel Heiterkeit und äußerer Anſtand ſind nicht untergegangen in dem Streben nach bürgerlicher Freiheit! Welchen Unterſchied finden wir nicht zwiſchen den lärmenden Ergötzlichkeiten des „fröhlichen Englands“ unter der Regierung Eliſabeths, und dem ernſten abgemeſſenen Charakter des Britten ſeit der Erwerbung der Habeas Corpus und der Revolution? Und doch gibt es wenig Engländer, welche die alten Zeiten zurückwünſchten, oder in Abrede ſtellen wollten, daß das Volk im Wechſel gewonnen hätte. Die Americaner ſind nebſt den Engländern ein ernſteres, thätigeres und beſonneneres Volk, als vielleicht irgend ein anderes auf der Erde, und eben deßwegen fähig, ohne Mißbrauch einen höheren Grad politiſcher Freiheit zu ertragen.

Der Einfluß dieſes National-Charakters auf die geſellſchaftlichen Cirkel America's iſt freilich fühlbar, aber nicht in der Art, wie er von Europäern beſchrieben wird. So z. B. wirkt er nicht zerſtörend auf die Gaſtfreundſchaft, die man ſtets an den Americanern rühmte, obſchon man ſie nur zu oft mißbrauchte; er hindert ſie nicht, ihre Freunde herzlich zu empfangen, oder in ihren häuslichen Kreiſen ſich glücklich zu fühlen. Aber gewohnt zu denken und zu überlegen, ſind die Gemüther der Americaner zu voll von den Begebenheiten des Tages und der Erwartung der Zukunft, um bei allen Gegenſtänden des Geſpräches jene vornehme Gleichgültigkeit zu

behaupten, welche weder reizt noch anspricht, und deßwegen in Europa zum guten Ton gehört. Die Americaner drücken sich oft mit einer Wärme aus, welche an Enthusiasmus gränzt, und fordern deßhalb mehr Aufmerksamkeit und Mitgefühl von ihren Zuhörern, als Europäer von Rang auf gewöhnliche Gegenstände des Gespräches zu verwenden pflegen. Aus diesem Grunde ist die Gesellschaft in America oft ermüdend, und es haben sich Fremde geäußert, daß man einer eigenen Vorbereitung bedürfe, um sie würdigen und genießen zu können. — Die Americaner fordern vielleicht von ihren Gästen mehr, als jenen zu leisten angenehm ist, und erwarten von ausgezeichneten Gelehrten oder andern berühmten Männern, daß sie der Gesellschaft etwas zum Besten geben. Bei solchen Gelegenheiten gibt es keine aufmerksameren Zuhörer, aber auch keine, welche den Sprecher mehr mit Einwürfen und Fragen bestürmten, als die Americaner, so daß ein Mann von ausgezeichneten Talenten statt auf Erholung nur auf eine schwere Prüfung seiner Fähigkeiten rechnen darf.

Man hat den Americanern eine sklavische Nachahmung europäischer Sitten vorgeworfen, welche wenigstens unter den reicheren Classen bis auf einen Grad getrieben werde, der ans Lächerliche gränze. Dieß ist unstreitig der größte und unverdienteste Vorwurf, den man ihnen bis jetzt gemacht hat, und besonders jener Liebe zur Unabhängigkeit widersprechend, welche sie sonst vor andern Völkern auszeichnet.

Jedes Volk hat ein unbestreitbares Recht, seine eigenen conventionellen Formen zu bestimmen, die sich immer auf seine Geschichte und die allgemeinen Gebräuche zurückführen lassen, welche aus den klimatischen Verhältnissen und der Beschaffenheit des Landes entspringen. Es wird gewiß keinem Russen einfallen, einen Westindier nach der Convenienz von St. Petersburg zu beurtheilen, oder einem Engländer sein Benehmen der Etiquette von Rom und Neapel anzupassen. Was in einem Handelsstaate vollkommen zweckmäßig wäre, dürfte unter einer militärischen Verwaltung in einem ganz andern Licht erscheinen, und das Ceremoniel eines türkischen Divans eignete sich gewiß nicht für den Rathssaal eines Königs von England. Die Americaner sind das einzige Volk, welches auf eigene Regeln der Convenienz verzichtet zu haben scheint, und mit besonderer Herablassung jeden Fremden und sich selbst nach denen anderer

Nationen beurtheilt. Die Folgen dieſes Mangels an Unabhängigkeit ſind in den Anmaßungen und der Arroganz fühlbar, mit welchen ſelbſt die gemeinſten und unwiſſendſten Europäer über americaniſche Sitten und Gebräuche abſprechen, ſobald ſie ihren eigenen entgegenſtehen, und in der offenbaren Verachtung gegen die Bemühungen einiger Wenigen einen gewiſſen Ton anzuſtimmen, welcher franzöſiſchen Bedienten und Kammerdienern unglaublich beſſer ſteht, während die Geſetze des Landes, ſeine politiſchen Einrichtungen und die induſtrielle Thätigkeit ſeiner Bewohner mit dem vornehmen Leichtſinn der eleganten europäiſchen Welt in offenbarem Widerſpruch ſtehen.

Der Verſuch, vornehme ariſtokratiſche Diſtinctionen einzuführen, wird in America immer mißglücken. Der Grund iſt auffallend. Jede Gattung Ariſtokratie muß auf Vermögen oder Macht gefußt ſeyn, und in ſich ſelbſt das Princip ihrer Verewigung tragen. Ohne dieſe nothwendigen Eigenſchaften iſt ſie der Mittel beraubt, ihre Vorzüge geltend zu machen, ſey es nun durch freiwillige oder erzwungene Anerkennung von Seite der niedern Claſſen. In den großen Städten America's gibt es allerdings Coterien reicher Familien, aber ihr Reichthum iſt nicht beſtändig, und der Maſſe des Volks gegenüber ſind ſie gänzlich machtlos. Nicht mehr als ein Viertheil der Begüterten in den Vereinsſtaaten hat ſein Vermögen ererbt; die Uebrigen haben ihren Reichthum durch Thätigkeit erworben. Kaum ein Viertheil der bemittelten Claſſen iſt daher zum vornehmen Weltton erzogen, die Uebrigen ſind neue Ankömmlinge oder Nachzügler. Aber in der gänzlichen Abweſenheit aller Monopole und den unermeßlichen Hülfsquellen des Landes ſteht der Weg zu Reichthümern der ganzen Bevölkerung offen, während die, welche Vermögen beſitzen, Gefahr laufen es zu verlieren, und es am Ende doch gleichmäßig unter ihre Kinder theilen müſſen.*) Die Elemente der americaniſchen Coterien ſind auf dieſe Art beſtändigen Veränderungen unterworfen, aber jeder neue Wechſel zieht ſie herunter zur Maſſe des Volks.

*) Das Recht der Erſtgeburt galt mit Ausnahme von Süd-Carolina faſt in keinem der Staaten ſchon unter engliſcher Regierung, aber ſeit der Unabhängigkeits-Erklärung iſt es vollends verſchwunden. Sollte ein Vater dennoch ſein Vermögen ungleich unter ſeine Söhne theilen, ſo würde die öffentliche Meinung den Bevortheiligten zwingen, ſein Vor-

Die Abſchaffung der Erſtgeburtsrechte (primogeniture) hat in America mehr für die Ausgleichung der Stände gethan, als der Geiſt der Abſonderung je überwinden wird. Ariſtokratiſche Prätenſionen mögen exiſtiren, aber ſie werden ſtets unmächtig bleiben und mit den Prätendenten ſterben. Die Abſchaffung der Erſtgeburtsrechte wirkt, die Reichen demüthigend, die Armen erhebend, als ein beſtändiger Ausgleicher auf die Geſellſchaft. Sie nöthigt die Söhne der Reichen, ihr ererbtes Vermögen durch perſönliche Thätigkeit zu vermehren, und öffnet den Armen die Hoffnung auf künftigen Wohlſtand. So iſt ſie die ſtärkſte Stütze der Demokratie in der Verfaſſung jedes einzelnen Staates, und eines der kräftigſten Mittel, die Induſtrie des Landes zu fördern.

Ohne Vermögen kann keine Ariſtokratie beſtehen. Der franzöſiſche Adel hatte aufgehört zu ſeyn, ehe die erbliche Pairswürde aus der Verfaſſung Frankreichs verſchwand, während der unermeßliche Reichthum des engliſchen allein hinreichend wäre, ihm einen Einfluß zu verſchaffen, der noch lange nach der Reformation des Oberhauſes fühlbar ſeyn würde. Ja in dieſem Fall wäre es ſogar wahrſcheinlich, daß ſeine Macht, ihre angemeſſenen Gränzen überſchreitend, ſich über alle Zweige der Staatsverwaltung ausdehnen und wenigſtens eine Zeit lang alle übrigen Intereſſen des Landes verſchlingen würde. Die americaniſche Ariſtokratie im Gegentheil beſitzt weder erbliches Vermögen, noch erbliche Privilegien, und viel weniger die Macht, die niedern Claſſen zu regieren. Der Wohlſtand des Landes iſt zu allgemein, daß irgend ein Theil der Bevölkerung ausſchließlich den Launen und Leidenſchaften der Reichen huldigen ſollte — Mammon ſelbſt zerſtört den Götzendienſt des Goldes.

Aber wie wäre es der americaniſchen Ariſtokratie möglich, auf auszeichnende Vorzüge Anſpruch zu machen, wenn das Volk beſtändig durch Worte und Thaten erinnert wird, daß es ſelbſt der Geſetzgeber iſt, daß alle Macht allein von ihm ausgeht, und daß es das unſchätzbare Vorrecht beſitzt, Männer ſeiner eigenen Wahl, und ſeine eigenen Geſinnungen theilend, zu den Staatsämtern zu

---

recht zu Gunſten ſeiner Brüder aufzugeben, und im Fall eines Rechtsſtreites würden kaum zwölf Geſchworne zu finden ſeyn, welche nicht für die Partei der Beſchädigten entſchieden.

berufen? Wird nicht das americaniſche Volk fortwährend aufgefor-
dert, über jeden Candidaten abzuſprechen, deſſen Ehrgeiz Aus-
zeichnung und Würde zu ſeinen Füßen ſucht? Und was wird nicht
gethan, um ſich den guten Willen und die Gunſt des Volkes zu er-
werben? Wie wird es nicht mit Schmeicheleien und Liebkoſungen
überhäuft, von derſelben Ariſtokratie, die, wenn ſie wirklich das
wäre, was ſie ſcheinen will, jede ſolche Zumuthung mit Verachtung
zurückweiſen würde? Wird nicht an das Urtheil des Volks, aus-
geſprochen durch die Ballotkäſten, beſtändig appellirt, als endliche
Entſcheidung jedes Streites und Meinungskriegs? Die Ariſtokratie
eines Staates, wenn ſie dieſen Namen verdienen ſoll, muß nicht
bloß auf eitlen Prätenſionen einzelner Claſſen beruhen, ſondern auf
ihrer Anerkennung durch die Geſetze und die allgemeine Einwilligung
der Andern. Dieſes kann aber nicht das Werk einer Generation
ſeyn, und er fordert eine hiſtoriſche Verbindung mit dem Urſprung
und dem Fortſchreiten einer Nation, wie ſie in America gar nicht
denkbar iſt.

Warum ſollten aber auch die Americaner einer höheren und
vornehmeren Claſſe huldigen, da dieſe doch weder von den Geſetzen
anerkannt, noch mit irgend einer Staatsgewalt verknüpft iſt? Wie
ſollte das Volk diejenigen verehren, von denen es ſelbſt gewohnt
iſt, Huldigungen zu empfangen? Die entweder ſeine eigenen Er-
wählten ſind, und ihm Alles zu danken haben, oder die beſiegten
und unglücklichen Opfer ſeiner Abneigung? Die Ariſtokratie in den
Vereinigten Staaten mag Anſpruch auf Genie, Talent und ſon-
ſtige Vorzüge machen, — und vielleicht iſt ſie auch ehrgeizig — aber
„es iſt ein ſo leichter und luftiger Ehrgeiz, daß er nur der Schat-
ten eines Schattens iſt“ — eine Art Fata morgana, abgeſpiegelt
von den Gewäſſern des Oſtens, — deren grundloſes Gebäude weder
Beſorgniſſe erregen, noch den Fortſchritten der Demokratie Einhalt
thun kann. Eine Abſonderung der Stände gab es von jeher in
allen großen Städten, und die americaniſchen machen in dieſer Be-
ziehung keine Ausnahme. Aber deſſen ungeachtet iſt die politiſche
Gewalt nicht in einzelnen Claſſen angehäuft, und der Anſpruch auf
Rang faſt ausſchließlich ein Vorrecht der Damen. In America
gibt es wenig Männer, welche die Zeit und den Geſchmack beſitzen,
gänzlich der Geſellſchaft zu leben. Das Land iſt noch zu jung, und
bietet dem Geſchäfts- und Unternehmungsgeiſt ein viel zu großes

Feld, um den faſhionablen Salons andere Verehrer zu gönnen, als junge Mädchen und Elegants von vierzehn bis zwanzig Jahren. Daß ſolche Geſellſchaften ihren eigenen Reiz haben mögen, wird niemand in Abrede ſtellen; aber bis jetzt beſtehen ſie gewiß nicht aus Elementen, welche im Stande wären, die Sitten und Gebräuche des Landes zu ändern, und ſo lange ihre Zuſammenſetzung dieſelbe bleibt, müſſen ſie auf den Einfluß verzichten, welchen die höheren Cirkel Europa's auf alle untergeordneten Stände ausüben.

Die Sitten der Americaner müſſen nothwendigerweiſe weniger von einander verſchieden ſeyn, als die der Bürger anderer Staaten. Dort gibt es keinen Adel, der mit dem Glanz des Thrones wetteiferte, keine Gemeinen, die den Adel übertreffen wollten. Die würdevolle Einfachheit des americaniſchen Präſidenten und aller hohen Staatsbeamten geben dem Volke kein Muſter von Aufwand und Luxus; und wären alle Americaner in dieſer Beziehung genaue Nachahmer der anſpruchsloſen Schlichtheit des Generals Jackſon, ſo würden ihre Sitten und Gebräuche bald aufhören, engliſchen Reiſenden zum Ziele ihres Witzes zu dienen.

Die merkwürdigſte Eigenſchaft der Americaner iſt der hohe Grad von Intelligenz, welcher ſelbſt die niedrigſten Claſſen durchdringt, die deßhalb mit der Maſſe der europäiſchen Bevölkerung einen ſonderbaren Gegenſatz bilden. Ich meine hier nicht die höheren Zweige der Wiſſenſchaften, welche man von Gelehrten fordert, ſondern die große Maſſe nützlicher Kenntniſſe, welche auf den Glückszuſtand der Menſchen einen unmittelbaren Einfluß ausübt. Dieſe Kenntniſſe ſind es ganz beſonders, durch welche ſich die Americaner vor andern Völkern vortheilhaft auszeichnen, und für deren Erwerbung ſie beſſere Vorkehrungen getroffen haben, als vielleicht irgend ein anderes Volk. So ſoll es ſeyn. Keine Republik kann beſtehen ohne eine allgemeine Bildung und Volkserziehung; aber es iſt gewiß nicht zu erwarten, daß das Volk ſich ſelbſt beſteure, um gewiſſe Talente zu unterſtützen, welche auf das Wohl des Staates keinen unmittelbaren Einfluß haben. Das Studium der höhern Zweige der Wiſſenſchaften, und das Treiben der ſchönen Künſte finden ihren Lohn hauptſächlich in ſich ſelbſt, und bedürfen kaum des Beiſtandes der Geſetze.

Die Americaner ſind noch zu ſehr mit dem Nöthigſten und Wichtigſten beſchäftigt, und deßwegen genöthigt, die höhere Ausbildung

der Sorgfalt und Großmuth einzelner Perſonen zu überlaſſen. Aber man werfe nur einen Blick auf die Summen, welche jährlich auf die Errichtung und Unterhaltung von Schulen und Univerſitäten verwendet werden, um ſich von der Liberalität zu überzeugen, mit der man für die ſittliche Erziehung des Volks ſorgt.

Die Zahl der Gelehrten iſt in America allerdings geringer als in Europa, aber den wenigen, deren die Vereinsſtaaten ſich rühmen können, begegnet man mit auszeichnender Verehrung, und eine gewiſſe Bekanntſchaft mit den Anfangsgründen der Wiſſenſchaften fordert man von jedem Mitglied der gebildeten Geſellſchaft. Das gewöhnliche Geſpräch der Americaner verbreitet ſich weit öfter über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, als vielleicht Europäern wahrſcheinlich ſcheint, und bildet in dieſer Beziehung einen ſeltſamen Contraſt mit den geſchmackloſen Gemeinplätzen mancher europäiſchen Cirkel. Außerdem lieben die Americaner zu argumentiren, was zwar nicht den europäiſchen Ideen von gutem Ton entſpricht, aber doch der Converſation einen eigenen Reiz gibt, der nicht leicht durch etwas Anderes zu erſetzen wäre.

Die Geſellſchaft gewinnt in allen Ländern mehr durch die Maſſe allgemein verbreiteter Intelligenz, und die Fähigkeit aller ihrer Mitglieder, den gewöhnlichen Forderungen menſchlicher Bildung Genüge zu leiſten, als durch ſeltene Kenntniſſe und Talente einzelner Perſonen, welche nothwendigerweiſe auffallen und auf den gleichmäßigen Gang des Geſprächs ſtörend einwirken müſſen.

Dieſer Grundſatz findet eine überaus glückliche Anwendung auf die ſocialen Verhältniſſe der Vereinsſtaaten; denn es gibt gewiß kein Land, in welchem gemeinnützige Kenntniſſe allgemeiner verbreitet, oder deſſen Bewohner fähiger wären, ihre Gedanken mit Klarheit und Beſtimmtheit auszudrücken, als dieß bei allen Claſſen von Americanern der Fall iſt. Eine gewiſſe Geradheit und Beſtimmtheit der Gedanken und Ausdrücke ſind in der That National-Eigenſchaften der Americaner, und beſtimmen großentheils die Schlichtheit und Unbefangenheit ihrer Sitten und Gebräuche. Auf bloße vornehme Eleganz legen ſie geringen Werth; aber deſto mehr gelten klarer Verſtand, richtige Urtheilskraft und die nothwendige Gabe der Beobachtung.

Geſunder Verſtand iſt das regierende Princip der Geſellſchaft wie des Staates, und das Reſultat iſt ein allgemeiner Gewinn für

das Land. Feine Lebensart iſt nicht hinlänglich, Mangel an Umſicht und Kenntniſſen zu verbergen, und ich wüßte keine lächerlichere Scene als die eines europäiſchen Stutzers in Geſellſchaft von verſtändigen Americanern. Petits-maitres und Elegants gibt es in den großen Städten der Vereinigten Staaten wie in denen Europa's; aber ſie ſind weniger Gegenſtände des Neides und der Bewunderung, und ſtehen einzig und allein in der Gunſt ganz junger Damen americaniſcher Koſtſchulen. Ihre glänzende Laufbahn beginnt und endigt mit dem Kerzenſchein der Geſellſchaftsſäle, und die Möglichkeit ihrer Auszeichnung mit den Tacten der Tanzmuſik. Aber einmal einer ſchönen Zauberin in die Falle gegangen, wenden ſie ihre Aufmerkſamkeit ſchnell auf beſſere und nützlichere Dinge. Der Gedanke an Weib und Kinder verdrängt bald alle anderen, und es iſt gar nichts Seltenes für Americaner, in einem Alter von ein und zwanzig Jahren alle Eigenſchaften eines beſonnenen Gatten und Familienvaters zu vereinigen. Während meines langen Aufenthalts in den Vereinsſtaaten kannte ich nur minderjährige Stutzer, aber nie habe ich deren vor den Barren der Gerichtshöfe oder an der Börſe geſehen. Ungeachtet alles Unglücks, welches, nach engliſchen Schriftſtellern, die Aufhebung der Erſtgeburtsrechte über America verhängt, hat ſie doch den Grundſtein zur induſtriellen Thätigkeit des Landes gelegt, und ſo lange dieſe währt, müſſen bloße Weltlinge an günſtigem Erfolg verzweifeln.

Faſſen wir das Ganze der americaniſchen geſelligen Bildung zuſammen, ſo ergibt ſich das Reſultat, daß ſie zwar der europäiſchen, und beſonders der engliſchen, in den Künſten der Verfeinerung und des äußeren Anſtandes nachſteht, aber in Bezug auf allgemeine Intelligenz, richtigen Verſtand und Reinheit der Sitten, Manches vor der europäiſchen voraus hat. Die Geſellſchaft in den Vereinigten Staaten hat bis jetzt wenig Anziehendes für den Weltmann; aber es gebricht ihr deßwegen nicht an Stoff für den Geiſt und das Gemüth des weniger verfeinerten Naturmenſchen; es ſteht ihr nicht der Luxus der ariſtokratiſchen Coterien Europa's zu Gebote; aber ſie beſitzt Alles, was zum Wohlſtand und vernünftigen Genuß des Lebens gehört; ihr Ton und die Regeln ihrer Etikette mögen nicht den Erwartungen eines Hofmanns entſprechen, aber ſie iſt bis jetzt unübertroffen in einfacher Herzlichkeit und unbefangenen Sitten.

## Zweites Capitel.

Americaniſche Frauen. — Heiligkeit der Ehen. — Häuslichkeit der Americaner. — Abneigung gegen öffentliche Luſtbarkeiten. — Kirchen. — Folgen der Abweſenheit einer Staatskirche. — Sonntagsfeier der Americaner.

Bis hieher habe ich meine Meinung über americaniſche Geſellſchaft im Allgemeinen ausgeſprochen, jetzt will ich noch etwas über die Frauen hinzufügen. Zwar iſt dieß ein ſchwieriger Punkt, welcher viel Erfahrung und Umſicht erfordert; da ich aber einmal dazu entſchloſſen bin, ſo will ich das Reſultat meiner Beobachtungen niederſchreiben, wie wenig ich auch einer ſolchen Aufgabe gewachſen ſeyn mag.

Die americaniſchen Schönen ſind gewöhnlich ſehr zart und ſchlank von Geſtalt, von äußerſt gerundeter, ſymmetriſcher Form, aber weniger fleiſchig und derb, und von etwas ſchmächtigerem Knochenbau als die meiſten Europäerinnen. Ihr Teint, welcher ſich im Süden dem ſpaniſchen nähert, iſt im Norden noch weißer und blühender als der engliſche; und ſo lange ſie jung ſind, iſt die Mehrzahl von ihnen entſchieden hübſch und angenehm. Ein beſonderer Ausdruck klarer Intelligenz, und eine gewiſſe nicht zu beſchreibende ſehnſüchtige Melancholie (letztere vielleicht die Folge des Klima's) geben ihren Geſichtern einen eigenen Reiz, zu dem ſich anderswo keine Parallele findet. Ein americaniſches Mädchen in ihren Zehn-Jahren (in her tens) iſt eine wahre Sylphide. Ihre Glieder ſind zart und harmoniſch gemodelt, ihre Bewegung leicht und voll Grazie, und ihr ganzes Weſen würdig und anmuthig. Aber dieſen Reizen wartet ein baldiger Tod. In einem Alter von vier und zwanzig Jahren verliert ſich ſchon eine gewiſſe Fülle der Proportionen, und einmal dreißig vorüber, zeigen ſich überall die Spuren der Zerſtörung. Als die Haupturſache dieſes ſchnellen Verblühens wird gewöhnlich das Klima angeführt; aber ich glaube es der Gewiſſenhaftigkeit zuſchreiben zu können, mit welcher die americaniſchen Frauen ihre Pflichten als Mütter erfüllen. Kaum ſind ſie verheirathet, ſo ziehen ſie ſich ſchon zurück von allem geräuſchvollen Leben, und einmal Mütter geworden, ſind ſie begraben für die übrige Welt. Als ehrbare Matronen treten ſie zwar noch einmal

auf, ihre Kinder in die Gesellschaft einzuführen, aber bloß als stumme Zeugen des Triumphes ihrer Töchter. Eine americanische Mutter ist die Amme, Lehrerin, Freundin und Rathgeberin ihrer Kinder. Beinahe das ganze Geschäft der Erziehung fällt auf sie, und die Aufgabe übersteigt oft ihre physischen Kräfte. In Neu-England hören die Frauen ihre Kinder nicht nur die Lectionen aufsagen, die jenen in der Schule aufgegeben werden, sondern erklären sie, und helfen ihnen in der Auflösung arithmetischer und algebraischer Aufgaben. Es gibt verheirathete Frauen, welche sich ernstlich mit Mathematik und alten Sprachen befassen, zu keinem anderen Zweck, als die Erziehung ihrer Kinder damit zu fördern; und ich habe Jünglinge gekannt, welche die Universität bezogen, ohne in den Vorbereitungswissenschaften irgend einen anderen Unterricht als den ihrer Mütter genossen zu haben. Aber die fortwährenden Anstrengungen in der Erfüllung der theuersten Pflichten, die stets vermehrte Sorgfalt für die Fortschritte und das Wohl ihrer Kinder, und das dadurch herbeigeführte unmäßige Hüten des Zimmers oder der Ammenstube, schwächt ihre von Natur schon etwas zarte Gesundheit, und es ist mit Aufopferung von Schönheit und Jugend, daß die americanischen Frauen ihren Kindern den Tribut mütterlicher Liebe zollen. Kein menschliches Wesen kann die Zärtlichkeit einer Mutter belohnen, aber die Americaner haben in dieser Beziehung noch größere Verpflichtungen, als die Einwohner anderer Länder.

Doch kenne ich eine Vollkommenheit der Damen, oft die erste, welche unsere Aufmerksamkeit fesselt, und die letzte, die verweilt, wenn jede andere Schönheit verblüht und verschwunden ist: — sie besteht in einem schönen Fuß. Die Idee ist Goethe's Wahlverwandtschaften entlehnt, und würde wahrscheinlich hier keinen Platz finden, wenn ich mich nicht auf den großen Dichter berufen könnte, der zugleich der größte Künstler war. Diese Vollkommenheit besitzen die americanischen Damen in einem höheren Grad als die zierlichen Schönen von Paris, obschon sie sich wenig Mühe geben, diesen Vorzug überall geltend zu machen. Ich wollte dieß der Aufmerksamkeit gewisser englischen Reisenden empfehlen, welche so viel über americanische Frauen schrieben, und vor dem englischen Publicum als „competente Richter weiblicher Schönheit" auftraten.

In Bezug auf Erziehung gleichen die americanischen Damen den englischen, was ihrem Verstand und ihrer Sittlichkeit zur Ehre

gereicht. Wenn ich mich nicht irre, ſo herrſcht in dieſer Beziehung weniger Unterſchied zwiſchen den americaniſchen und engliſchen Frauen, als zwiſchen den Männern dieſer Nationen. Die mehr beſchränkte Sphäre der Frauen bietet weniger Stoff zu Abſonderungen als die verſchiedene Beſchäftigung und Politik der Männer. Weder die ſittliche noch religiöſe Bildung der Americanerinnen iſt von der der Engländerinnen weſentlich verſchieden. Die Grundſätze der geoffenbarten Religion und eine kernhafte Moral-Philoſophie bilden in beiden Ländern den Grund aller weiblichen Erziehung; und mit Ausnahme der faſhionablen Cirkel ſieht man ſelten die bloßen agrémens de société jenen gehaltreicheren Kenntniſſen vorgezogen, welche junge Mädchen auf ihre künftige Beſtimmung zu Gattinnen und Mütter vorbereiten. Weibliche Würde iſt immer mehr das Reſultat von Charakter und Grundſätzen, als von äußerer Feinheit und Grazie; und in dieſer Beziehung kann ich mir keine Frauen denken, welche den Americanerinnen und Engländerinnen vorangingen. In den Vereinigten Staaten, wo keine Claſſe in den Augen des Volkes herabgewürdigt daſteht, und daher auch in ihrem eigenen Gefühl nicht entehrt iſt, findet man dieſe Würde ſelbſt unter den Weibern der niederſten Stände, und ſie erzeugt dort einen Stolz, welcher von Europäern oft als Unbeſcheidenheit angeſehen ward, der aber aus dem Bewußtſeyn eines untadelhaften Lebenswandels entſpringt, welcher gerechten Anſpruch auf unſere Achtung machen kann, wo immer wir ihn antreffen mögen. Unter den niederen Claſſen Europa's habe ich nie etwas Aehnliches bemerkt, und die Erſcheinung ſelbſt hat mir die höchſte Verehrung für die weibliche Tugend von Republicanerinnen eingeflößt.

Was die Verfeinerungen des Lebens und den Welton betrifft, mögen die americaniſchen Damen den Europäerinnen der höheren Stände nachſtehen; aber die Elemente einer ſogenannten engliſchen, und ſelbſt einer gelehrten Erziehung ſind in keinem Lande weiter verbreitet, als in den Vereinigten Staaten. Außer Latein und Griechiſch ſtudiren die Töchter begüterter Americaner die Elemente der Chemie, Mineralogie, Botanik, Phyſik, Algebra, Geometrie und Aſtronomie, und die talentvolleren ſogar Hebräiſch und die höheren Zweige der reinen und angewandten Mathematik. Auf dieſe Studien verwenden ſie gemeiniglich eben ſo viel Zeit, und gewöhnlich noch mehr als die jungen Männer auf ihre Collegien, und es iſt

daher leicht zu erklären, warum die Weiber in den Vereinigten Staaten den Männern, in Bezug auf allgemeine Kenntniſſe, ſo ſehr überlegen ſind. Es gibt wenig wiſſenſchaftliche Gegenſtände des Geſprächs, welche eine americaniſche Dame verlegen machen könnten, und noch weniger bekannte engliſche Schriftſteller, mit deren Werken nicht ſelbſt die Weiber und Töchter achtbarer Gewerbsleute vertraut wären.

Muſik und Malerei werden in America weniger betrieben als in Frankreich oder Deutſchland; aber deſſen ungeachtet wird in den americaniſchen Salons eben ſo viel geſpielt und geſungen, als in den engliſchen, und es fehlt eben ſo wenig an der künſtlichen Grazie des Tanzes. Einen Fehler kann ich nicht umhin zu bemerken, nämlich die unvollkommene Erlernung fremder, beſonders neuerer Sprachen. Dieß muß ſich von den Lehrern herſchreiben, welche mit der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache eben ſo verfahren als mit der lateiniſchen, ohne ſich viel um Ausſprache und Betonung, und noch weniger um die vielfältigen Idiome der Umgangsſprache zu bekümmern. Die Folge hievon iſt, daß viele Americanerinnen zwar fähig ſind, franzöſiſch, italieniſch und ſelbſt deutſch zu leſen und die Literatur dieſer Sprachen zu verſtehen und zu würdigen, daß aber wenige von ihnen im Stande ſind, irgend eine dieſer Sprachen mit Reinheit und Eleganz zu ſprechen. Uebrigens ſchreitet das Syſtem des Unterrichts jeden Tag vor, und es ſteht daher zu hoffen, daß auch dieſen Fehlern durch beſſere und erfahrenere Lehrer abgeholfen werden wird.

Was ich eben hinſichtlich wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe bemerkte, gilt vorzüglich von den neu-engliſchen Damen, von welchen man ſagt, daß ſie immer mehr oder weniger den *bas bleu* zeigten; ob dieß wahr ſey oder nicht, will ich dahin geſtellt ſeyn laſſen; aber es gibt ſchwerlich eine angenehmere oder für Gelehrte und wiſſenſchaftlich gebildete Menſchen anregendere Converſation, als die americaniſcher Damen. Die Geſellſchaft in Boſton iſt beſonders merkwürdig wegen der großen Anzahl literariſch gebildeter Frauen, und ein gewiſſer Geſchmack für Literatur herrſcht vielleicht deßwegen ſelbſt unter den dortigen Kaufleuten. Der Einfluß dieſer intellectuellen Verfeinerung zeigt ſich auffallend in den Sitten und Manieren der Einwohner dieſer Hauptſtadt und hat eine ehrenvolle Aus-

zeichnung zu ihren Gunsten hervorgebracht, indem sie in America allgemein das Athen der Vereinigten Staaten heißt.

Die Damen von Philadelphia und des Südens im Allgemeinen besitzen andere nicht weniger auszeichnende und angenehme Vorzüge. Ihr Gebiet ist das der schönen Künste und der Grazie. Ich habe in Philadelphia und Charleston eben so gute Privat-Concerte gehört, als in Frankreich oder Deutschland, und ich bin gewiß nicht gesonnen in dieser Beziehung die Ansprüche meines eigenen Vaterlandes herabzuwürdigen. Mit dem Zeichnen und der Malerei geht es auch schon besser als im Norden, und fremde Sprachen, besonders Französisch und Spanisch, werden mit großer Geläufigkeit gesprochen. Die äußeren Manieren der südlichen Frauen zeichnen sich durch größere Grazie und Eleganz aus, und ihre persönlichen Vorzüge sind in England unter der Benennung von „americanischen Schönheiten" (American beauties) hinlänglich bekannt. Aber diese Ausstattungen verhindern sie nicht ihre Pflichten als Gattinnen und Mütter zu erfüllen, und es ist eine irrige Meinung, obschon selbst in den nördlichen Staaten der Union hinlänglich genug verbreitet, daß die südlichen Damen ihre Haushaltungen schlecht verstünden oder die Erziehung ihrer Kinder vernachlässigten. Der Fall ist ganz der entgegengesetzte.

Das Hauswesen eines südlichen Pflanzers ist im Allgemeinen eben so gut bestellt, als das eines Landmanns im Norden, obgleich es durch die Anwesenheit von Sklaven bei weitem zusammengesetzter ist. Im Fall einer Krankheit, selbst unter den Negern oder eines andern ungünstigen häuslichen Zufalls, wird die Geduld und Ausdauer der südlichen Damen oft hart auf die Probe gestellt, und was die Erziehung der Kinder betrifft, so fällt sie ganz den Frauen anheim; denn im Süden stehen den Eltern nur sehr wenige gute Schulen und Bildungsanstalten zu Gebote, und unter diesen keine für die Erziehung von Töchtern.

Europäer haben manchmal von americanischen Damen bemerkt, daß sie zwar meistens hübsch und artig wären, aber im Allgemeinen wenig Einbildungskraft besäßen, und in ihrer äußeren Ruhe mehr Statuen als beweglichen Geschöpfen glichen. Bei der Mehrzahl americanischer Frauen findet man allerdings jene ruhige Herrschaft über Affecte und Leidenschaften, welche ihnen von weiblicher Würde und Grazie unzertrennlich scheint; aber daraus folgt keineswegs,

daß es ihnen an Einbildungskraft oder Gefühl gebricht. Ihre Augen sind zwar weniger ausdrucksvoll in dem, was Italienerinnen oder Spanierinnen Liebe heißen, aber sie strahlen mehr Verstand und Güte, und die große Zahl Europäer, welche jährlich in den Vereinigten Staaten sich verheirathet, beweist hinlänglich, daß sie fähig sind, Liebe und dauernde Freundschaft zu erwecken. Aber den stärksten Beweis ihres zarten Gefühls liefert der in America allgemein eingeführte Gebrauch aus Liebe (for love) zu heirathen, zu welchem bloß einige Coterien in den großen Städten einzelne Ausnahmen bilden. Der Einfluß dieser lobenswerthen Sitte, gegründet auf das Princip gegenseitiger freier Wahl, zeigt sich auffallend in dem schnellen Wachsthum der Bevölkerung, und vielleicht auch in der Zusammensetzung und Kraft des americanischen Volkes.

Hinsichtlich der Sittlichkeit und Tugend americanischer Frauen genügt es zu sagen, daß sie den Engländerinnen nicht nachstehen, welche in Europa ziemlich allgemein für die besten Gattinnen und Mütter gelten. Der geringste Verdacht gegen die Tugend einer Dame ist in America wie in England hinreichend, sie von der Gesellschaft auszuschließen; aber in America ist die öffentliche Meinung eben so streng gegen die Männer, und dieß ist ein entschiedener Vorzug der americanischen Gesittung. Daher ist auch kein Land, in welchem Lästerschulen, selbst unter den höheren Ständen so selten wären, als in den Vereinigten Staaten, oder wo der Ausdruck „intrigue“ weniger gekannt oder verstanden würde. Ich erinnere mich noch recht lebhaft eines jungen Franzosen, welcher der Gesellschaft in America durchaus kein Interesse abgewinnen konnte, „weil sie auch nicht dem leisesten Gedanken auf eine liaison Raum gäbe.“ „Ah!“ rief er aus, „c'est le paradis des maris.“

Bis hieher sprach ich von den Sitten der Americaner im Allgemeinen, noch aber bleibt Manches über ihre besonderen häuslichen Gebräuche zu erinnern übrig. Die Häuser der reicheren Americaner gleichen denen der wohlhabenden englischen Mittelclasse, und sind reichlich versehen mit Allem, was zur Bequemlichkeit und zum angenehmen Genuß des Lebens gehört. Besondere Gegenstände höheren Luxus beschränken sich auf wenige Nachahmer europäischer Moden; aber nirgends fehlt es an dem Nöthigen und Brauchbaren. Nie wird ein prahlerischer Versuch

gemacht, Vermögen und Reichthum zur Schau zu ſtellen, ſondern alles vermieden, was der republicaniſchen Einfachheit zuwider, entweder beleidigen oder doch unnützerweiſe die Aufmerkſamkeit des Volkes auf ſich ziehen könnte. Möbel, Kleidung, Equipagen ꝛc. ſind alle vom einfachſten Schnitt, und die älteſten und ariſtokratiſch geſinnteſten Familien geben in dieſer Beziehung den jüngſtbeförderten Faſhionables ein löbliches Beiſpiel. Was für politiſche Gründe ſich auch für dieſen Geſchmack anführen laſſen, gut bleibt er immer, und von der Mehrzahl der Nation angenommen, drückt er dem häuslichen Leben der Americaner einen eigenen Charakter der Einfachheit auf. Unmöglich kann ſich ein Europäer längere Zeit in den Vereinigten Staaten aufhalten, ohne in der Stadt wie auf dem Lande, in ſeinem Hauſe wie auf öffentlichen Straßen und Plätzen, beſtändig daran erinnert zu werden, daß er in einer Republik lebt, und daß in dieſer Republik die höchſte Gewalt einzig und allein in der Majorität des Volkes liegt; denn was immer geeignet iſt, durch zu auffallende Unterſcheidung von den niederen Claſſen Neid und Eiferſucht zu erwecken, wird von der öffentlichen Meinung verdammt, und daher von den höheren Ständen ſorgfältig gemieden. Aber die große Proſperität des Landes erlaubt ſelbſt den arbeitenden Claſſen ſich Genüſſe zu verſchaffen, welche außer dem Bezirk mancher höheren Stände Europa's liegen, und verhindert, daß der Maßſtab zu tief ſinkt.

Bei dem Eintritt in das Haus eines achtbaren Gewerbsmannes in den größeren Städten der Vereinigten Staaten möchte man ſtaunen über die Reinlichkeit und Bequemlichkeit ſeiner Einrichtung, die großen, lichten Sprachzimmer, belegt mit ſchönen Teppichen, die Mahagony-Möbels und die ziemlich gute Bibliothek, des Haushälters Bekanntſchaft mit den vorzüglichſten Werken engliſcher Literatur beurkundend. Dieß ſind Vorzüge, welche in Europa nur wenigen Perſonen dieſes Standes vorbehalten ſind, die aber in America in dem Gebiet beſcheidener Hoffnungen und Erwartungen beinahe aller niederen Claſſen liegen. Was iſt dieß nicht für ein Antrieb zur Thätigkeit! Welche Prämie für Nüchternheit und gute Aufführung! Ein gewiſſer Grad von Reſpectabilität iſt in allen Ländern mehr oder weniger an Vermögen geknüpft, und vielleicht ein vorzüglicher Grund des

Trachtens nach Reichthumern. Die Armen sind unstreitig mehr Versuchungen ausgesetzt, und bedürfen eines höheren Grades von Selbstverläugnung, um sie glücklich zu bekämpfen, als Personen in gemächlicheren Umständen. Die Beweggründe der Reichen werden selten in Zweifel gezogen, während die der Armen nur zu oft Gegenstände des Mißtrauens und Verdachtes sind. Pauper ubique jacet.

Die arbeitenden Classen in den Vereinigten Staaten stehen wirklich weniger zurück hinter den reichen Kaufleuten und Brodgelehrten, als in irgend einem europäischen Lande, und der Titel „Mob" (Pöbel), mit welchem die niedere Classe in England beehrt wird, ist auf keinen Theil der americanischen Bevölkerung anwendbar. Durch größere Ruhe und Bequemlichkeit in seinen häuslichen Verhältnissen begünstigt, findet der arbeitende Americaner Geschmack am Lesen; der Kreis seiner Ideen dehnt sich aus, und er wird fähiger, die Vortheile der politischen Einrichtungen seines Landes zu würdigen. Gedanken und Reflexion können durch unaufhörliche, körperliche Arbeit getödtet, und der höchste Aufschwung des Geistes durch das ungestüme Begehren des Körpers in den Staub gezogen werden. Freiheit, ohne die materiellen Interessen der Menschen zu fördern, ist ein Ding, welches die Fassungskraft der Menge von jeher überstieg; und wie Viele gibt es nicht, die, wenn sie sie erreicht hätten, wie die Israeliten sich zurückwünschen würden zu ihren Fleischtöpfen! Ich weiß nicht, ob es Haschen nach Freiheit oder Vermögen ist, was jährlich Tausende nach America führt; aber ich bin überzeugt, es herrscht zwischen beiden ein sehr inniger Zusammenhang und ein beständiges Rückwirken des einen auf das andere.

Eine preiswürdige Sitte der Americaner und von unendlichem Einfluß auf häusliches Glück läßt ihnen alle Zeit, die sie nicht auf Geschäfte verwenden, zu Hause oder im Kreise ihrer Freunde und Bekannten zubringen. Dieser Sitte muß man die ungewöhnlich große Zahl glücklicher Ehen zuschreiben, welche der Grundstein der hohen Moralität ihres Landes ist. Wirthshäuser werden in America beinahe ausschließlich von Fremden besucht, und in mehreren ist bereits der Gebrauch eingeführt, Wein und andere Getränke nur den Inwohnern des Hauses zu reichen.

Aber ein Mangel herrscht in der gewöhnlichen Unterhaltungs-

routine in den Vereinigten Staaten, welcher besonders für die arbeitende Classe drückend ist, nämlich die gänzliche Abwesenheit öffentlicher Gärten und Spaziergänge in allen größeren Städten. Nichts begünstigt so sehr eine gewisse allgemeine Sympathie aller Stände, ein momentanes Vergessen aller gesellschaftlichen Absonderungen, welches uns mit der Menschheit versöhnt, als öffentliche Belustigungsörter, besucht von allen Classen der Bevölkerung, und von allen gleich genossen und geliebt. In Europa ist beinahe keine Stadt ohne sie, und in Deutschland kaum ein Dorf, aber in America scheinen sie den häuslichen Sitten des Volks zu widerstreben. New-York besitzt etwas in der Art eines öffentlichen Belustigungsortes in dem Garten des Herrn Niblo und der Batterie. Aber gewöhnlich stehen beide dem Publicum nur gegen einen Eintrittspreis offen, und ihr Flächenraum ist viel zu klein, auch nur den hundertsten Theil der Einwohner zu fassen. Die Batterie kann überdieß nur des Abends besucht werden, denn sie besitzt weder Bäume noch Sträuche zum Schutze der Spaziergänger gegen die Sonne, obschon der Platz selbst durch seine Höhe eine reizende Aussicht auf den Hafen gewährt; Boston allein unter allen Städten in den Vereinigten Staaten besitzt einen großen öffentlichen Spazierort; aber selbst dieser (das großmüthige Geschenk eines verstorbenen Bürgers) ist wenig besucht, ungeachtet seiner malerischen Umgegend, und obgleich die Spaziergänge selbst durch eine doppelte Reihe von Castanienbäumen reichlich beschattet sind. Uebrigens scheint es nicht, als ob die Bostoner keine Lust hätten, von diesem Vergnügungsort Gebrauch zu machen, aber unglücklicherweise hat der Geschmack der höheren Stände sich dagegen ausgesprochen, und bis jetzt ängstlich jede Vermischung mit der bunten Menge vermieden. Dieses krankhafte Zartgefühl der höheren Classen hat seinen Grund in der gänzlichen Abwesenheit aller äußeren Unterscheidungszeichen, welche sie als Gegenstände besonderer Hochachtung und Verehrung bezeichnen könnten; aber ich muß den Charakter der Americaner sehr mißverstehen, wenn meine Vermuthung nicht gegründet ist, daß ein größerer Grad von Herablassung von Seiten der Gebildeten und Reichen bei dem Volk allgemeine Anerkennung fände, so wie im Gegentheil eine zu große Absonderung der ersteren sie eines großen Theils der Gewalt und des Einflusses berauben muß, den sie sonst sicher besitzen würden. Wenn das americanische Volk auch Fehler hat, so ist es doch nicht

undankbar. Wer sein Benehmen bei öffentlichen Volksversammlungen in Gegenwart seiner beliebten Sprecher und Volksvertreter beobachtet hat, kann Zeugniß ablegen von der ungeheuchelten Achtung und dem ungewöhnlichen Anstande, mit welchem es denen zu begegnen gewohnt ist, deren Stellung und Kenntnisse wirklich über die der Menge erhaben sind. Nichts ist kleinseeliger als die Furcht, mit Gemeinem verwechselt zu werden, und es ist gewiß der schlechteste Beweis wahrer oder assumirter Superiorität, die Berührung derer zu fürchten, die wir zu verachten scheinen wollen. Möge ein christlicheres und menschlicheres Gefühl bald an den Platz dieser ekeligen Wiedererweckung vornehmer Distinctionen treten, welche einer gewissen Classe in Europa unendlich besser stünde, als den gleichgebornen Bürgern einer Republik.

Der Styl der americanischen Gebäude ist hauptsächlich englisch, mit einigen geringen Variationen in New-York und Philadelphia; aber im Süden sind die Häuser mehr dem Klima angemessen und von einer Bauart, welche etwas der spanischen gleicht. Die Salons befinden sich gewöhnlich im Erdgeschoß (in den neueren Häusern sind sie im ersten Stock angebracht) und communiciren mit einander durch Flügelthüren; das nächste Geschoß enthält die Schlaf- und Ammenstuben, und der dritte und vierte Stock wird von den übrigen Gliedern der Familie und dem Gesinde bewohnt. Beinahe alle Häuser der reicheren Bürger enthalten ein oder mehrere übrige Zimmer für Freunde vom Lande, und dieselbe Gastfreundschaft wird nicht selten auch Fremden erwiesen. Die meisten neuen Häuser sind von Backsteinen gebaut, und bestehen aus drei oder vier Stockwerken, denn die Americaner lieben große und geräumige Wohnungen, und der Bauplatz ist in den großen Städten schon zu theuer, als daß es ihnen erlaubt wäre, sich im Flächenraum nach allen Seiten auszubreiten. Das Aeußere der Gebäude ist weniger durch Styl und Eleganz ausgezeichnet, als das Innere reinlich und bequem, und es herrscht der Gebrauch wie in England, daß jede Familie ihr eigenes Haus bewohnt. Die vorzüglichsten Verzierungen bestehen in einem Portal von verschiedenen Dimensionen und Ordnungen, und einem Stufengang, welcher zum Eingang führt. In Boston und New-York besteht dieser aus Sandstein oder Granit, aber in Philadelphia aus schönem weißem Marmor, welcher durch tägliches Waschen eben so rein gehalten wird als der Zimmerboden, und viel zum hübschen Aussehen der Straßen beiträgt.

Die Wohnung eines Pflanzers in den südlichen Staaten ist ganz und gar für den Sommer gebaut. Jedes Zimmer hat so viele Fenster, als bequem angebracht werden können, und ein großer bedeckter Balcon, auf hölzernen oder steinernen Säulen ruhend, nimmt die ganze Façade des Gebäudes ein. Dieser Balcon geht manchmal um das ganze Haus herum, und oft ist noch ein zweiter und dritter angebracht, nach der Zahl der Stockwerke des Gebäudes. Ihr Eindruck auf das Auge ist nichts weniger als unangenehm, und ihr praktischer Vorzug, Schutz gegen die Sonne und den starken Thau jener Klimate gewährend, macht sie zum angenehmsten Aufenthalt der ganzen Familie.

Alle Straßen der großen Städte sind gut gepflastert, und die Fußwege (gewöhnlich von Backsteinen oder Steinplatten) erhaben wie in England, die Gehenden gegen Pferde und Wagen zu schützen. In Boston und Philadelphia sind sie sehr reinlich gehalten, aber in New-York, mit Ausnahme der Straße Broadway (die Hauptstraße der Stadt), enthalten sie oft Nahrung für Tausende jener niedlichen Geschöpfe, von welchen Pope mit Begeisterung sagt:

„sie pflügen und gehorchen nicht.“ *)

Das unaufhörliche Gedränge und Treiben in den Straßen scheint die Möglichkeit auszuschließen, sie zu kehren oder zu reinigen, und die Einwohner von New-York können sich daher glücklich preisen, solche Gassenreiniger gefunden zu haben, welche ihre Pflicht aus reiner Neigung thun, und zu jeder Zeit bereit sind, mit ihrem eigenen Fleisch und Blut die ihnen verstatteten Begünstigungen zu bezahlen. Aber hieraus muß man nicht etwa schließen, daß der Theil von New-York, welcher von den vermöglichern Einwohnern der Stadt bewohnt wird, und das Westende heißt (auch jetzt schon mit den fashionablen Quartieren Londons wetteifert), in demselben schmutzigen Zustande sich befindet. Dort ist Alles reinlich und artig. Die Straßen werden täglich gekehrt und mit Wasser besprengt, um den Staub zu dämpfen; die Fußwege sind sauber gehalten, die Pforten der Häuser sind von Marmor oder Granit, kurz jener Theil übertrifft an Schönheit und Eleganz alles, was in dieser Beziehung

*) The hog, that plows not, nor obeys thy call,
Lives on the labours of this Lord of all.

Pope.

in den andern Städten der Union sich vorfindet. Auch ist die Nachbarschaft der Wohnungen der niedersten Classen nicht ekelhafter und ärmlicher, als manche der schmutzigen engen Gassen von London und Southwark, und bei weitem prächtiger als die elenden Hütten der Armen in Dublin. Wenn die Americaner von den Armen sprechen, so wird diese Benennung bloß als Gegensatz zu den Reichen gebraucht; aber nie bezeichnet sie jene unglückliche Classe der menschlichen Gesellschaft, welche in den größeren Hauptstädten Europa's die Augen und das Gefühl mit Scenen des verworfensten Elendes beleidigen. Wie lange dieser Zustand allgemeiner Prosperität währen wird, ist schwer zu bestimmen; aber so lange noch ein Theil des westlichen Territoriums zu neuen Niederlassungen übrig bleibt, läßt sich ihren Fortschritten kein Ziel setzen.

Bei dem Anfange dieses Werkes nahm ich mir vor, keine leblosen Gegenstände zu beschreiben, weiter als nöthig ist, um die Sitten und Gebräuche des Volkes zu verstehen. Ob architektonische Werke hieher gehören, kann ich nicht recht bestimmen; aber ich halte es nicht unzweckmäßig für den Plan dieses Werkes, einige Bemerkungen über americanische Kirchen beizufügen. Die größere Zahl derselben, wenn man auf das Vermögen ihrer respectiven Gemeinden Rücksicht nimmt, sieht sowohl innerlich als äußerlich ärmlich aus, und es ist in dieser Beziehung ein größerer Unterschied zwischen americanischen und europäischen Gotteshäusern, als zwischen den Wohnhäusern der reicheren americanischen Bürger und den Palästen europäischer Fürsten. Wenn es Republicanern je erlaubt ist, Pracht und Herrlichkeit zu zeigen, ohne den Stolz ihrer Mitbürger zu beleidigen, so ist dieß gewiß in ihren Tempeln und den Sälen ihrer gesetzgebenden Versammlungen. Was die letzteren anbelangt, so besitzen die Americaner bereits ein kühnes Monument ihrer Nationalgröße. Das Capitol von Washington, auf einem Hügel ruhend, welcher eine ununterbrochene freie Aussicht von vielen Meilen in der Runde und auf den breiten Potomac-Fluß gewährt, ist ein Gebäude von imposanten, kolossalen Proportionen und schon durch seine Lage unglaublich majestätischer, als irgend ein europäischer Palast. Auch das Innere entspricht der Würde seines Zweckes; aber den erhabensten Eindruck verdankt es dem Umstande, daß es hoch, frei und allein dasteht, wie die Verfassung, die es im Busen verwahrt. Hügel, Thäler und Ströme

des mächtigen Landes überschattend, über das es den segnenden Einfluß der Gesetze und Gerechtigkeit übt.

Aber wiewohl die Americaner das Recht haben, auf die Pracht ihrer Congreßsäle stolz zu seyn, so besitzen sie doch bis jetzt noch kein einziges Bethaus, auch nur im geringsten den größeren europäischen Kirchen ähnlich, wo sie dem Allmächtigen danken könnten für den beispiellosen Wohlstand, mit welchem er ihr Land gesegnet hat. Einige nicht ganz mißlungene Versuche einer Kathedralkirche finden sich allerdings in Boston und Baltimore, aber weder ihr Verhältniß noch ihr Styl, ja selbst nicht einmal das Baumaterial gleicht den edleren Denkmälern gothischer Baukunst.*)

Unsere Empfindungen und Gefühle sind immer mehr oder weniger gefärbt vom Widerschein der uns umgebenden Gegenstände, und ich kann deßwegen nicht dem Glauben entsagen, daß ein höherer architektonischer Styl in einem Gebäude öffentlicher Gottesverehrung der Einbildungskraft gar sehr zu Hülfe komme, und den Geist fähiger machen kann, sich von weltlichen Dingen zur Anschauung des Himmels und der Anbetung seines Gottes zu erheben.

Ich habe Personen gekannt, welche nie so inbrünstig beten konnten, als wenn sie von den finstern Gewölben einer gothischen Kathedrale umschlossen waren, und ich selbst habe bei ähnlichen Gelegenheiten dasselbe empfunden.

Außer dem Mangel an Styl und Verzierungen in beinahe allen Kirchen herrscht in America noch der Gebrauch, Gotteshäuser, oder wenigstens Kirchthürme aus Holz zu bauen, denen nicht selten die groteskesten Formen gegeben werden, in welchen man alle Ordnungen von Noah's Zeiten bis auf unsere Tage wiederfindet. Die allgemeinste aber scheint die auch in England sehr beliebte Form von ausgezogenen Taschen-Perspectiven oder Löschhörnern zu seyn, auf welchen gewöhnlich statt des Kreuzes Wetterfahnen in Gestalt von Vögeln, Heuschrecken, Engeln oder Maikäfern vom Wind herumgedreht werden.**) Diese Verderbt-

*) Die Dreieinigkeitskirche in Boston ist ein Gebäude von reinem Geschmack und gleichförmigem Styl, und die Kathedralkirche in Baltimore steht im Rufe des schönsten Tempels in den Vereinigten Staaten.

**) Ein Klempner in der Nähe von Boston, welcher eines Religionsstreites wegen den auf einen nahen Kirchthurm zu setzenden Engel nicht zu

heit des Geschmacks läßt sich nur durch die Wohlfeilheit des Materials entschuldigen, welche diesen Gebrauch in der Anwendung empfiehlt. Eine Kirche soll das Symbol der Unwandelbarkeit und Ewigkeit, der Attribute des unendlichen Wesens seyn; aber nichts kann diesen so sehr widerstreben, als ihr Bau aus einem so zerstörbaren Stoff als Holz. Ein Uebertünchen von Kalk, um ihm das Ansehen von Stein zu geben, ist noch weniger an seinem Platz, und hat beinahe das Ansehen eines architektonischen Betrugsversuches, der in einem Gotteshause am wenigsten zu entschuldigen ist. So ein Gebäude scheint seines hohen Zweckes unwürdig, und ist eine niedrige Nachäffung von Größe, welche, ohne den Geist zu erheben, nur das unglückliche Bild menschlicher Schwachheit enthält.

Aber die Americaner sind nicht karg gegen ihre Prediger, deren Besoldung, mit dem geringen Gehalt der höchsten Staatsbeamten verglichen, man nicht anders als großmüthig nennen kann, und wodurch es ihnen leicht wird, in Häusern zu leben, welche in besserem Geschmack erbaut und von innen besser eingerichtet sind als die, in welchen sie das Wort Gottes verkünden.

Dieß ist wiederum republicanisch, und beweist, daß die Americaner überall mehr auf die Sache selbst, als auf ihre Form sehen. Die Person des Predigers trägt am Ende doch mehr als alles Uebrige zum Gottesdienste bei; denn sein Beispiel und seine Ermahnungen haben einen segnenderen Einfluß auf die allgemeine Sittlichkeit seiner Gemeinde, als der prächtigste Dom oder das ergreifendste Cantabile von Haydn. Aber auch die letzteren haben ihre Vorzüge, welche man seiner Zeit in America eben so gut anerkennen wird, als in Europa. In den westlichen Staaten, wo sich täglich neue Niederlassungen bilden, wäre es widersinnig, Gebäude aufzuführen, deren Gebrauch der dritten oder vierten Generation vorbehalten seyn würde; dort müssen die Menschen hauptsächlich auf baldige Nutzbarkeit sehen, und es ist gewiß besser, daß das Volk in hölzernen Kirchen betet, als daß es keine Kirchen hat.

machen bekam, setzte aus Rache auf sein der Kirche gegenüberstehendes Wohnhaus sogar einen Teufel, mit unanständiger Gebärde den Engel mit der Posaune verhöhnend.

Noch eine Urſache, welche der Erbauung koſtbarer Kirchen entgegenwirkt, iſt die Abweſenheit einer mächtigen Hierarchie. Kirchen werden in America nur gebaut, wenn man ſie braucht, oder wenn eine Gemeinde zahlreich und reich genug iſt, einen Prediger zu beſolden. Die Perſon des Predigers muß ihnen mehr am Herzen liegen als das Gotteshaus ſelbſt, in deſſen Erbauung ſie ſich ſelbſt beſteuern, ohne die pecuniäre Hülfe Anderer in Anſpruch zu nehmen. Dieſer Grundſatz wird die Kirche immer arm erhalten, aber deſſen ungeachtet mag ſeine Anwendung dem Volke gedeihlich ſeyn. Ich bin überzeugt, daß in America eben ſo viel und andächtig gepredigt wird, als in irgend einem Lande mit einer Staatskirche.

Setzen wir auch die Ungerechtigkeit (von welcher wenigſtens die Americaner überzeugt ſind) bei Seite, Menſchen und Chriſten eines verſchiedenen Glaubens mit der Erhaltung einer koſtſpieligen Staatskirche zu beſteuern, an welcher ſie weder ein zeitiges noch ein ewiges Intereſſe haben, ſo liegt doch in jeder Hierarchie das, was ihre Glieder nachläſſig und faul macht. Nach den Regeln des geſunden Menſchenverſtandes kann man nicht erwarten, daß ein Mann, für deſſen Fortkommen in jeder Beziehung vom Staat aus geſorgt iſt, eben ſo thätig und arbeitſam ſey, als einer, deſſen Dienſte nur nach Maßgabe ihres innern Werthes und ihrer Nutzbarkeit belohnt werden. Eine Hierarchie kann ihrer vollkommneren Einrichtung und Disciplin wegen ihre eigenen politiſchen Vorzüge haben; aber ich ſehe keine geiſtlichen Wohlthaten, welche durch ſie für das Volk entſprängen. Jedes Glied einer Hierarchie iſt nothwendigerweiſe mehr betheiligt in dem Fortbeſtande der Kirche, als in der Erfüllung ſeiner Pflichten gegen das Volk. Er wird bezahlt von der Kirche, deren Beamter oder Penſionär es iſt, und iſt eben ſo ſehr für ihre Fortdauer beſorgt, als ein brittiſcher Matroſe für die Sicherheit und den Fortbeſtand des Marine-Hoſpitals von Greenwich, oder ein Commis für die Fortdauer und den Credit ſeines Herrn. In America macht jeder Prediger Geſchäfte auf ſeine eigene Rechnung, und unter ſeiner eigenen Firma; er allein iſt verantwortlich für jeden Fehler in der Verwaltung ſeines Amtes, ſo wie er auch ganz allein die Früchte ſeiner Anſtrengungen erntet. Er handelt überall ſelbſt als Principal und iſt deßwegen mehr bekümmert um Popularität, und bemüht, ſie zu erlangen, als jemand, der um Lohn dient. Das eigentliche Capital jeder dieſer kleinen Firmen iſt freilich geringer als der unermeßliche

Reichthum der englischen Hochkirche, aber die Summe aller von ihnen abgemachten Geschäfte dürfte doch die der englischen übersteigen. Ein untergeordnetes Glied einer Hierarchie handelt nicht auf seine eigene Verantwortlichkeit; es erfüllt bloß die Pflichten, die ihm von seinen Obern auferlegt werden. Von diesen nur kann es Beförderung erwarten, wie der Soldat sein Avancement von seinen commandirenden Officieren, und ein Disciplinfehler wird strenger geahndet als das schreiendste Unrecht gegen einen andern Stand. Wie der Soldat, hat ein Glied der Hierarchie oft Interessen, verschieden von denen des Volkes, und wie der Soldat ist es bereit, seine Waffen gegen das Volk zu kehren, sobald die Institution selbst in Gefahr ist. Eine Staatskirche wie die englische gleicht mehr oder weniger einem stehenden Heere. Sie ist stark, dauerhaft und disciplinirt, aber eine schwere Auflage für das Volk, und ein eben so gefährliches Werkzeug seiner Unterdrückung.

Die äußeren Umstände eines americanischen Geistlichen schützen ihn zwar hinreichend gegen Mangel; aber es gibt dort keine reichen Pfründen wie in England, keine Prälaten oder andere Würdenträger, welche reich genug wären, große Summen auf die Erbauung von Kirchen zu verwenden. Jeder Prediger wird von seiner eigenen Congregation bezahlt, und man findet daher weder unmäßigen Reichthum in den Geistlichen, noch eine verhältnißmäßige Armuth unter ihren Gemeinden. Die Stellung der americanischen Prediger gegen einander und die Bürger weist fast auf keinen Vorzug, welcher nicht auf besondere Talente und Fähigkeiten gegründet wäre; darum sind die americanischen Kirchen einander noch ähnlicher als die Wohnhäuser, sie sind zum Gebrauch und nicht zur Zierde gebaut, und sprechen weder die allgemeine Aufmerksamkeit an, noch dienen sie zur Verschönerung und Pracht der Städte.

Aber der Mangel an auszeichnenden Eigenschaften wird in den americanischen Kirchen mehr als hinlänglich durch ihre stets wachsende Zahl ersetzt; — und hierin besteht der eigentliche Vorzug ihres Systems. Es gibt kein Dorf in den Vereinigten Staaten ohne eine Kirche, keine Benennung von Christen in irgend einer Stadt, ohne Gotteshaus; keine christliche Gemeinde irgend einer neuen Niederlassung ohne den geistlichen Trost eines Predigers. Ueberall erhält das Volk Religions-Unterricht, ohne directe Auflagen und Unterdrückung anderer Secten, und die ungeheuren Summen, welche

nöthig wären eine Staatskirche zu unterhalten, circuliren frei in Handel und Gewerben, und vermehren den Wohlstand des Landes.

Ehe ich dieses Capitel schließe, sollte ich vielleicht noch einige Worte über die Sonntagsfeier der Americaner hinzufügen. — Keine allgemeine Regel gilt in dieser Beziehung in den Vereinigten Staaten. Die nördlichen und westlichen Staaten befolgen das Beispiel Englands, oder besser Schottlands, während die Bewohner der südlichsten Provinzen noch immer französische Sitten beibehalten*), und den Sonntag zu allgemeinen Belustigungen und Ergötzlichkeiten benützen. Ein Sonntag in Neu-England ist besonders feierlich und eindrucksvoll, aber zu gleicher Zeit so still freudsam, daß ich mich kaum erinnere, in Europa einen Tag zufriedener und ruhiger verlebt zu haben. Erst durch den Gegensatz lernt man das Verdienst religiöser Institutionen gehörig würdigen, und besonders die americanischen. Der Sonntag gehört den Armen. Wie ihnen das Evangelium gepredigt ward, um ihren Geist zum Himmel zu erheben, dem Ende aller ihrer Leiden und der Belohnung ihrer Beharrlichkeit, so sollte der Sabbath des Herrn ihnen auch körperlich zum Heil gereichen. Zum mindesten Einmal in der Woche sollte der Reiche dem Allmächtigen für seine Gaben danken; aber an demselben Tage sollten auch die Armen sich freuen und sich von ihren Lasten ausruhen, und selbst die Thiere des Feldes von dem Joche ihrer Eigenthümer befreit seyn. Es ist der Tag, an dem die Welt den Herrn heiliget durch das allgemeine Glück seiner Geschöpfe. Ich habe immer den Sonntag als die volksthümlichste Einrichtung der ganzen christlichen Religion betrachtet. — Am Sonntage sollen alle aristokratischen Absonderungen der Stände und Reichthümer vergessen seyn. Die Mächtigen sollen gedemüthigt seyn vor dem Herrn, und der niederste der Menschen zu momentaner Gleichheit mit dem höchsten seiner Mitgeschöpfe erhoben werden, Alle den Vater der Welten in der allgemeinen Eigenschaft seiner Kinder verehrend. „Der Sabbath ist um des Menschen willen gemacht, und nicht der Mensch um des Sabbaths willen.“ Marc. 2, 27.

---

*) In Neu-Orleans ist übrigens jetzt schon der anglo-americanische Einfluß überwiegender als der französische, und in Folge dessen sind seit zwei Jahren die öffentlichen Spielhäuser abgeschafft, und an Sonntagen die Theater und öffentlichen Tanzsäle geschlossen worden.

Als politiſche und religiöſe Einrichtung hat der Sonntag nicht ſeines Gleichen im Staat wie in der Kirche, deßwegen haben die Americaner, und beſonders die Neu-Engländer, frühzeitig die ganze Weisheit ihrer Geſetzgebung darauf gerichtet.

Es war ein Grundſatz der „Pilger-Väter" (die erſten Coloniſten von Neu-England hießen Pilgrim-fathers), daß die Lehren der geoffenbarten Religion die breiteſte und ſicherſte Baſis aller vernünftigen Freiheit ſind. Kaum hatten ſie ſich daher zu einem politiſchen Gemeinweſen geſtaltet, ſo erließen ſie auch ſchon Geſetze für die Heiligung des Sabbaths; und obſchon viele von dieſen nicht den Stempel der Liberalität unſeres Zeitalters an ſich trugen, ſo waren ſie deſſen ungeachtet von kaum zu berechnendem Nutzen in ihrer Anwendung, und thaten mehr für die Vermehrung und Aufrechthaltung der jungen Colonie, als irgend eine andere Maßregel, welche ſie zu jener Zeit ergreifen konnten*). Die religiöſen Grundſätze, welche ihnen an dieſem Tage bei den feierlichen Verſammlungen des Volkes eingeprägt wurden, gaben ihnen eine Einigkeit des Glaubens und der Gefühle, welche ihren Rathſchlägen und

*) Unter den erſten Geſetzen für die Heiligung des Sabbaths waren die folgenden:

„Wer den Sabbath ſchändet, nach erhaltener Ermahnung, zahlt für die erſte Uebertretung fünf Schillinge, für die zweite zehn, und muß das drittemal dem Gerichtshof Bürgſchaft ſeiner künftigen guten Aufführung leiſten (to be bound over to the court for the third). Erzieher von Kindern unter ſieben Jahren werden für dieſe beſtraft.

„Trinken oder Lärmen an Samſtagen nach Sonnenuntergang zahlt fünf Schillinge. — Perſonen die ſich weigern, oder nicht die Mittel haben zu bezahlen, werden nach Gutbefinden körperlich abgeſtraft (gepeitſcht).

„Kein Werk ſoll an Sonntagen vollzogen werden, bei Strafe von zehn Schillingen für die erſte Uebertretung, welche Summe für jeden folgenden Fall zu verdoppeln iſt.

„Das Fahren nach einer Verſammlung, welche von den Geſetzen nicht geduldet, iſt als Schändung des Sabbaths anzuſehen.

„Wer zur Zeit der Predigt Getränke verkauft, außer an Fremde, zahlt fünf Schillinge.

„Conſtabler dürfen die Uebertreter dieſer Geſetze am Tage des Herrn aufſuchen, und zahlen zehn Schillinge für jede Vernachläſſigung ihres Dienſtes."

(Neal's History of New-England. London 1720.)

Handlungen einzig und allein jenen Nachdruck geben konnten, der sie über die vielseitigen Hindernisse des Bodens und des Klima's triumphiren ließ.

Es läßt sich hier nicht einwenden, daß andere religiöse Einrichtungen, außer dem Sonntag, dieselben heilsamen Wirkungen hervorbringen konnten, oder daß religiöse Grundsätze zu jeder Zeit gelehrt und geübt werden können, ohne einen besondern Tag hiezu zu bestimmen. — Eine allgemein anbefohlene Observanz wird leichter vernachlässigt oder vergessen, als das, was uns zu bestimmten Zeiten zu thun geboten wird. Auch ist jede zu bestimmten Perioden zu leistende Pflicht feierlicher als eine, mit welcher wir durch tägliche Erfüllung vertraut geworden sind. Auch kann kein Gesetz Allgemeinheiten umfassen, oder Menschen an Universalprincipien der Religion und Moralität binden. Ein Gesetz muß zu einem bestimmten Zweck erlassen seyn, den es ausdrücklich zu nennen hat, mit allen seinen Beziehungen zu jenen, welchen es zur Richtschnur dienen soll, sonst kann man ihm keinen Gehorsam verschaffen, und es wird nur dazu dienen, die Würde des Gesetzgebers zu erniedrigen Ein Gesetz, welches in allgemeinen Ausdrücken die Grundsätze der christlichen Religion anempfehlen wollte, würde wenig mehr Kraft haben als eines, welches allen Menschen gebieten wollte, gut zu seyn oder sich vor Bösem zu hüten. Das Volk muß wissen, in was die Religion besteht, und durch welche äußere Zeichen wir uns von ihrer Befolgung überzeugen können. Aber kein Zeugniß kann in dieser Beziehung feierlicher und ergreifender seyn, als ein öffentlicher Act der Gottesverehrung, und nichts beruhigender und rein christlicher, als eine Wiederholung desselben zu bestimmten Perioden. Deßwegen hatten alle Völker bestimmte Zeiten für die Ausübung ihrer religiösen Gebräuche, welche ihnen als Nationalunterschiede galten, und als Mittel, Patriotismus und vaterländische Tugenden zu erwecken und zu nähren. Die politische Geschichte jedes Volkes ist innig verwebt mit der seiner religiösen Ausbildung, und es ist ein Factum, eben so merkwürdig als lehrreich, daß seine Heldenzeit immer mit der höchsten Stufe seiner Religiosität zusammenfällt.

Der Sabbath der Juden war lange Zeit der Vereinigungspunkt ihrer Religion, unter deren Panier sie alle ihre Siege erfochten, und welche, so lange sie unbefleckt blieb, ihr Schutz und Schirm gegen jede irdische Macht war. Den ersten Christen war die Heiligung

des Sonntags nicht weniger wichtig, und wurde in der Folge mit ein charakteristisches Scheidungsmerkmal der verschiedenen Secten.

Jede Benennung von Christen feierte ihren Sonntag nach ihrer eigenen Gottesanbetung, und fand in ihm ein Mittel, ihre Grundsätze und Doctrinen zu verbreiten. Die Heiligung des Sabbaths wurde zuletzt mit dem Glauben identificirt, dem sie Nachdruck und Stärke gab, und trug mächtig zur Bildung eines christlichen Charakters bei.

Als die Dissenters in England Gegenstände der grausamsten Verfolgung geworden, ward der Sabbath des Herrn der Tag ihres geistlichen Trostes. An diesem Tage knieten sie nieder vor Gott, daß er ihnen Kraft geben möge, ihre Leiden zu ertragen, und wurden gestärkt gegen die Versuchungen der Zukunft. Darum erließen sie gleich bei ihrer der freien Gottesverehrung wegen gestifteten Niederlassung in America jene Gesetze für die Heiligung des Sonntags. — Sonntags waren alle Glieder ihrer kleinen Gemeine versammelt, den Segen des Herrn für ihren jugendlichen Staat zu erflehen, welcher damals mit Hunger, Klima und der Grausamkeit der Indianer kämpfte. Der Sabbath der Neu-Engländer war zu gleicher Zeit eine religiöse, politische und socielle Einrichtung, welche ein eigenes patriarchalisches Gefühl erzeugte, durch welches sich ihre Nachkommen noch jetzt vor den übrigen Americanern auszeichnen. Auf dieses Gefühl wollte ich hinweisen, als ich von dem Sonntage der Neu-Engländer sprach."

Vieles von der ursprünglichen Strenge ihrer Kirchenzucht hat in der That Grundsätzen größerer Liberalität und Toleranz Platz gemacht, aber es ist genug davon zurückgeblieben, die Sitten und Gebräuche der ersten Ansiedler abzuspiegeln. Der Sabbath ist nicht mehr bloß ein Tag christlicher Demuth und Anbetung," sondern auch „des Dankes und der Freude," *) aber noch immer

*) Die ersten neu-englischen Niederlassungen, und besonders die von Plymouth, hatten auf dem kargen felsigen Boden von Massachusetts gegen Hunger und Kriegsnoth zu kämpfen. Abgeschnitten von aller Hülfe aus dem Mutterlande, bestimmten sie einen Tag zur Buße und zu Gebeten um eine Ernte, — die erste, von welcher der Fortbestand ihrer kleinen Colonie abhing. — Diesen Tag hießen sie den Tag der Demuth und Gebete — „the day of humiliation and prayer." — Ihr

von jener Gravität begleitet, welche den Charakter des Neu-Engländers auszeichnet. Wie auch die Gefühle des Volkes sich geändert haben mögen, die äußeren Formen seiner Gottesanbetung sind dieselben geblieben, und geben seiner Sonntagsfeier eine eigene feierliche Würde, welche die allgemeine Achtung für Religion nur vermehren kann. Der Sonntag in Neu-England verkündet sich durch allgemeines Schweigen am Abend des Samstages. — Die Theater werden geschlossen, — die Laute der Musik verklingen gleichzeitig mit dem Getöse der brausenden Menge, und die Glieder der verschiedenen Familien, im häuslichen Kreise versammelt, füllen die Intervalle zwischen Arbeit und Andacht mit freundlich geselligen Gesprächen. Fremde erhalten nicht leicht Zutritt zu diesen Versammlungen; aber die, welche dahin gelangen, werden sie nicht verlassen, ohne Ehrfurcht für den religiösen Sinn ihrer Mitglieder. Ohne Americaner zu seyn, oder seine Jugend dort verlebt zu haben, ist es leicht zu begreifen, daß sie fähig sind, Anhänglichkeit an die Heimath zu erwecken und das Gemüth mit Reminiscenzen zu erfüllen, welche, wo auch ein Neu-Engländer wandern mag, die Idee des Sonntags mit der Erinnerung an die glücklichsten Tage seiner Kindheit verbinden. Am Sonntag selbst währt die vorausgegangene Stille und Ruhe bis nach der

---

Gebet ward wirklich durch eine reiche Ernte belohnt, und der religiöse Sinn der Puritaner bestimmte einen andern Tag zu dem „des Dankes und der Freude" — „of thanksgiving and rejoicing." Dieser Gebrauch hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Der Gouverneur von Massachusetts und der andern Staaten von Neu-England bestimmen jedes Frühjahr mit Zuziehung des höhern Rathes der Republik den „Tag der Demuth und der Gebete," welcher den Neu-Engländern als Festtag gilt, und nach der Ernte im August oder September den „Tag der Freude und des Dankes," welcher in Neu-England ungefähr wie der Christtag in Deutschland gefeiert wird. — Die Christfeiertage selbst, so wie Ostern, Pfingsten u. s. w. werden bekanntlich von den Puritanern nicht gehalten. Der einzige allgemeine americanische Feiertag ist der vierte Julius, der Tag der Unabhängigkeits-Erklärung. Manche Patrioten, besonders im Süden, feiern jedoch noch den 22 Februar, den Geburtstag Washingtons, und wohl auch den 8 Januar, den Jahrestag des von General Jackson bei Neu-Orleans über 12,000 Engländer unter Anführung Sir William Packenhams erfochtenen Sieges.

Abendpredigt (evening lecture*), nach welcher Viele, von ihrer Andacht ausruhend, angenehme Cirkel von Freunden und Bekannten bilden, denen ähnlich, zu welchen andere Familien am Abende des Samstags sich anschließen, und welche ich eben beschrieben habe. Diese Reunions zeichnen sich durch keine lärmenden Ergötzlichkeiten aus. Man hört weder Gesang noch Instrumentalmusik außer den feierlichen Compositionen der alten deutschen Meister, und der herrschende Charakter des Ganzen ist Zufriedenheit und Friede. —

In andern Städten der Union feiert man den Sonntag wie in England. Die Kramläden sind geschlossen, das Läuten der Glocken ladet zum Dienste des Herrn, das Volk wallt nach den Kirchen, die Straßen sind mit Ketten versperrt, um die Hörer des Wortes nicht durch das Geräusch der Wagen und Pferde zu stören; kurz, alles zeugt von der Gottesverehrung andächtiger Christen, aber es fehlt der eigene Geist des Friedens eines neu-englischen Sabbaths, den man außer Neu-England nirgends findet. In einigen Theilen der südlichen Staaten sah ich den Sonntag noch feierlicher begehen als in Neu-England, aber ich fühlte mich nie davon in der Art ergriffen, wie, obwohl unter verschiedenen Einflüssen, und in den Grundsätzen einer verschiedenen Secte auferzogen, während meines langen Aufenthalts in Boston.

## Drittes Capitel.

Empfang der Fremden in America. — Die Engländer, Schotten, Irländer, Deutschen, Franzosen, Italiener und Spanier. — Americanische Vorurtheile. — Ihr Ursprung.

Wenn Tausende von Emigranten aller Nationen jährlich nach America sich einschiffen, mit dem festen Entschluß, dort ihre Heimath aufzuschlagen, ist es wohl natürlich zu fragen, ob sie bei ihrer An-

*) Die Americaner gehen gewöhnlich Sonntags dreimal in die Kirche, Morgens, Mittags und Abends. In vielen Häusern ist Sonntags nur kalte Küche anzutreffen, weil man es nicht zugibt, daß das Gesinde an diesem Tag arbeite, und auf dem Lande herrscht in puritanischen Familien wie in Schottland der Gebrauch, daß die ganze Familie, die Dienstboten mit eingeschlossen, noch mehrere Stunden zusammen betet.

kunft alle auf denſelben freundlichen Empfang hoffen dürfen, und wenn es Vorurtheile in Bezug auf die Einwohner verſchiedener europäiſcher Staaten gibt, zu weſſen Gunſten oder Nachtheil dieſe beſtehen? Auch könnte man fragen, ob dieſe Vorurtheile rein nationalen Urſprungs ſind, in welchem Falle ſie ſich auf die Sitten und Gebräuche dieſer Völker beziehen, oder ob ſie von ihrer verſchiedenen Beſchäftigung herrühren, welche die Bewohner einzelner Länder mehr oder weniger auszeichnend, mit den herrſchenden Grundſätzen der americaniſchen Induſtrie einen unangenehmen Gegenſatz bilden. In beiden Fällen wäre die Unterſuchung nützlich und intereſſant, denn ſie würde Fremde in America nicht nur lehren auf ihrer Hut zu ſeyn, ſondern auch dazu dienen, eine große Zahl Eigenheiten in dem Umgang der Americaner mit Fremden zu erklären, welche von den meiſten Reiſenden gänzlich unrichtigen Urſachen zugeſchrieben wurden.

Daß die Americaner Vorurtheile haben, will ich nicht in Abrede ſtellen; — welche Nation wäre gänzlich frei von ihnen? — obſchon ihre bei weitem größere Zahl den Engländern zu gut kommt, und der Reſt durch den beſtändigen Umgang mit fremden Nationen und die allgemein verbreiteten Mittel des Unterrichts verhältnißmäßig geringer iſt. — Ein großer Theil derſelben iſt überdieß herausgefordert durch die Vorurtheile Anderer, und beſonders durch die der Engländer.

Die Americaner ſind ſtolz auf ihre Unabhängigkeit, ſtolz auf die moraliſchen und politiſchen Fortſchritte ihres Landes ſeit jener Zeit, ſtolz auf ihre erworbene Macht und Reichthümer, und beſonders eiferſüchtig auf jede Aeußerung anderer Nationen in Bezug auf die Weisheit ihrer Verfaſſung, und ihre Vaterlandsliebe und Ausdauer. Die Americaner ſind nicht leicht zu überreden, daß die Engländer je gegen ſie gerecht ſeyn werden (und bis jetzt iſt ihnen auch von den Engländern wenig Gerechtigkeit wiederfahren), und machen ſich deßwegen größerer Umgangsfehler gegen die Britten ſchuldig, als gegen Perſonen irgend einer andern Nation. Ein Deutſcher oder ein Franzoſe kann Jahre lang in den Vereinigten Staaten ſich aufhalten, ohne den üblen Einfluß jener americaniſchen Eigenheiten zu empfinden, welche den Engländern oft ſehr läſtig fallen; er könnte ſich vielleicht über manches Vorurtheil beſchweren, aber ſeine Klage würde aus derſelben Quelle entſpringen,

und ganz der gleich seyn, welche ein längerer Aufenthalt in England selbst zur Folge haben dürfte. Ich will mich deutlicher erklären:

Es existirt in America, wie vielleicht in jedem andern civilisirten Lande, ein starkes Vorurtheil zu Gunsten der englischen Nation. Die Americaner lieben und bewundern das englische Genie, das sie sich selbst zum bleibenden Vorbild gewählt haben; sie hegen die größte Achtung für englische Gesetze und Gebräuche, auf welchen ihre eigenen beruhen, und ehren das Andenken an die Thaten jenes glorreichen Volkes, von dem sie selbst abstammen; ja sie gestehen der englischen Nation sogar viele Vorzüge zu, aber sie sind zu wohl unterrichtet, dieselben auszeichnenden Eigenschaften auf einzelne Engländer anzuwenden.

Ein Americaner empfängt als Privatmann jeden Fremden mit Artigkeit, und ist immer bereit, ihn nach seinen Kenntnissen und seinem erworbenen Ruf auszuzeichnen. In den Worten Hamilton's kennt er seine Lebensart recht gut, wenn er sie sieht*), aber er ist der Letzte, welcher einem Menschen deßhalb huldigt, weil ihn England hervorgebracht hat**). Aber dieß erwarten die meisten Engländer, und finden sich deßhalb oft bitter getäuscht. Aber wenig gebildete Engländer werden America besuchen, ohne von den Einwohnern herzlich empfangen zu werden, und die Ueberzeugung davonzutragen, daß die Vorurtheile der Americaner im Allgemeinen ihren Landsleuten günstig sind. Die Americaner sind bei solchen Gelegenheiten immer besorgt, den günstigsten Eindruck hervorzubringen, und sind deßwegen geneigt, die Vorzüge ihres Landes zu preisen und vielleicht zu hoch anzuschlagen, da ihnen schon die Gewohnheit ihrer Gäste bekannt ist, in solchen Fällen den gehörigen Disconto zu machen.

Viele Anomalien, deren sie sich gegen die Engländer schuldig machen, haben ihren Grund in der Ueberzeugung, daß ihre gewöhnliche Einfachheit der Manieren leicht mißverstanden werden könnte, und daß die Engländer, welche die Gewohnheit haben, alle Völker nach ihren eigenen conventionellen Formen zu beurtheilen, nicht leicht

*) Der gelehrte englische Autor der „Männer und Manieren der Americaner" (Men and manners of America) sagt von den Americanern: „they are quite aware of high breeding when they see it."

**) Bulwer, in seinem Werke „England and the English" sagt, daß ein Engländer hauptsächlich auf das Bewußtseyn stolz sey, daß ihn England hervorgebracht hat; „because England has produced him."

auf jene Veränderungen Rückſicht nehmen dürften, welche Verſchiedenheiten des Klima's, der politiſchen Einrichtungen, und die früheren Gewohnheiten des Volkes nöthig gemacht haben. In ſolchen Fällen bemühen ſie ſich daher, europäiſche Manieren ohne Rückſicht auf Perſönlichkeiten, buchſtäblich nachzuahmen, und unterziehen ſich eben dadurch dem Richterſpruch, der ſie verdammt. Die Americaner begehen nicht leicht denſelben Fehler in Bezug auf Europäer des Feſtlandes. Dieſen zeigen ſie ſich wie ſie ſind, und ſind ſogar ſtolz auf ihre volksthümlichen Eigenheiten. Die Folge iſt ein freierer Umgang und ein Grad von Herzlichkeit, welchen die Engländer nur zu oft vermiſſen. Wenig ausgezeichnete Deutſche oder Franzoſen würden ſo viel philoſophiſche Kritik und Analyſe auf den äußeren Anſtand derer verwenden, von denen ſie mit Liebe und Gaſtfreundſchaft empfangen werden; ſie würden in den civilen und politiſchen Inſtitutionen der Vereinsſtaaten genug Stoff zum Nachdenken finden, und wenigſtens dieſen Vorzug vor den Engländern genießen, daß ſie ſich mit Americanern beſprechen könnten, ohne als Spione angeſehen zu werden.

Unter der großen Anzahl Werke, welche in England über die Vereinigten Staaten erſcheinen, iſt es wirklich erſtaunlich, den großen Raum zu ſehen, welchen „die Manieren" allein einnehmen; und zwar nicht etwa die Manieren des Volkes, ſondern (mit Ausnahme von Mrs. Trollope) die der faſhionablen Coterien. Iſt dieß nicht hinlänglich, den Glauben der Americaner zu rechtfertigen, daß die Engländer gallſüchtige Kritiker ſeyen, deren Strenge mit den Verbindlichkeiten wächſ't, mit welchen man ſie überhäuft, um ſich ihrer Freundſchaft zu verſichern?

Die Americaner hingegen machen ſich einer anderen Ungerechtigkeit ſchuldig; ſie ſchreiben dieſen milzſüchtigen Charakter der brittiſchen Nation zu, da er doch nur das beſondere Verdienſt einzelner Perſonen iſt, die unzufrieden mit ihrem eigenen Vaterlande, die Continente von Europa und America durchziehen, um ſich nach Muße zu langweilen, und gelegenheitlich wohl auch ein Buch ſchreiben, einen Theil ihrer Reiſekoſten herauszuſchlagen. — Tadel iſt ihnen eben ſo natürlich, wie den Scorpionen der Stachel — und es iſt gefährlich, ſich ihnen zu nähern, wäre es auch nur, um ihnen einen Dienſt zu erweiſen. Auf ihrem Weg tadeln ſie alles, was nicht engliſch iſt, auf ihrer Heimkehr nach England alles, was engliſch

ist, und, wenn sie trübsinnig den Gedanken an die Zukunft sich hingeben, alles, was englisch seyn wird, in weniger als einem Jahrhundert. Wir müssen die politischen Grundsätze und Meinungen dieser Kritiker untersuchen, um ihre Ideen in Bezug auf Gesellschaft zu würdigen — wo es sich zeigen wird, daß ihre Anhänglichkeit an alles Alte von einer gewissen Familien-Gemächlichkeit herrührt, welche man, wo nicht immer legitim, wenigstens antik heißen darf — und in America gibt es keine Antiken. — Die Vereinsstaaten sind noch zu jung, ihre Aufmerksamkeit zu verdienen. Ihre Thaten verkündet kein Herold; — aber sie enthalten hinlänglich Stoff zu einer Chronik. *)

Nichts in der That ist lächerlicher, als die außerordentliche Mühe, die sich die Americaner geben, Fremden zu gefallen, von welchen man weiß, daß sie über ihr Land zu schreiben gedenken. Touristen, besonders Engländer, werden buchstäblich mit Höflichkeiten erdrückt, und vielleicht hauptsächlich deßwegen von den fashionablen Coterien so freundlich aufgenommen, weil man hofft, daß ihr Aufenthalt kurz, und ihr Dank unvergänglich seyn wird — wie Papier und Tinte. Auch haben eine Menge von Personen die Hoffnung, auf diese Art dem englischen Publicum vorgeführt zu werden, deren Ruhm, auf America beschränkt, der Vergessenheit anheimfiele, und deren Orakelsprüche der Welt gänzlich unbekannt blieben, wenn man sie nicht läse, als unschätzbare Proben americanischer Weisheit.

Kaum ist daher die Ankunft englischer Literatoren in den Zeitungen verkündet, so ist auch schon alles in Bewegung, und die Frage wird ernstlich verhandelt, auf welche Art man sie zu empfangen, und welche Opfer man ihren Vorurtheilen zu bringen habe, um ihre gute Meinung zu gewinnen. Jetzt werden sie mit Visiten und Einladungen bestürmt, Bälle folgen auf Concerte; Thees auf Diners und Dejeuners, und es bleibt ihnen wirklich keine Zeit übrig, das zu sehen, was wirklich ihre Aufmerksamkeit verdient. Von dem Augenblick ihrer Landung bis zur Stunde ihrer Abreise läßt man sie nicht allein, und sie haben daher keine Gelegenheit America zu sehen, *wie es ist*, sondern *wie es ihnen gezeigt wird*.

*) Eine Anspielung auf den torystischen Herald und das liberale Chronicle.

Die Americaner ſitzen dann ihren engliſchen Miniatur- oder Groteskmalern, und, wie es bei ſolchen Gelegenheiten gewöhnlich iſt, verziehen ihre Geſichter entweder zu einem finſteren Ernſt, oder verunſtalten ſie durch ein einfältiges Lächeln, welches gegen ihre Gewohnheit des Denkens und Ueberlegens ſonderbar genug abſticht. Unter ſolchen Umſtänden kann man ein vollkommenes Portrait kaum von einem Künſtler erwarten, um wie viel weniger von den Pſeudo-Dilettanten, welche kürzlich noch in jenen Regionen wanderten.

Aber die Aufgabe eines engliſchen Touriſten wird doppelt ſchwer durch die unmäßige Schmeichelei, mit welcher man ſeine Eitelkeit mäſtet. Er muß ſich am Ende ſelbſt für einen großen Mann halten, wenn er die Elite eines mächtigen Volks um ſeine Gunſt buhlen ſieht. — Er wird wenigſtens ſcheinbar zum Schiedsrichter ihrer religiöſen und politiſchen Zwiſtigkeiten gemacht, denn ſie verehren ihn als den Apoſtel ihres Ruhms, oder fürchten ihn als den unerbittlichen Cenſor ihres öffentlichen und Privatlebens. Beide Theile, die Americaner und der Touriſt, ſind in einer falſchen Stellung; und wenn die erſteren ſich dadurch, daß man ſie karikirt, getäuſcht fühlen, ſo muß die Demüthigung des letzteren wenigſtens eben ſo groß ſeyn, wenn er nach der Rückkehr in ſein Vaterland ſich ſeiner eingebildeten Macht entäußert, und ſein opus magnum zu den ephemeren Erzeugniſſen der Tags-Literatur herabſinken ſieht. Die unheilbaren Wunden, die er den Americanern ſchlug, werden kaum von den Wenigen gefühlt, die ihre Gaſtfreundſchaft ſo ſchlecht belohnt ſehen, und die Maſſe des Volks geht ihren Rieſengang fort, in ihrer glücklichen Einfachheit, gar nicht wiſſend, daß es auf ihre Beleidigung abgeſehen war.

Daß einige Schriftſteller über americaniſche Geſittung wirklich glaubten die Macht zu beſitzen, die Vereinigten Staaten in den Augen der Welt auf ewig zu erniedrigen, geht aus der Zueignung des gelehrten Autors „der Männer und Sitten“ *) an das Parlamentsglied William Wolryche Whitmore deutlich genug hervor.

„Aber,“ ſagt der engliſche Hauptmann, „als ich die Erfahrungen und Inſtitutionen der Vereinsſtaaten im reformirten Parlamente als ein ſicheres Vorbild der Nachahmung für brittiſche

*) Hamilton's men and manners.

Gesetzgebung mit Bedacht anführen hörte, und inne wurde, wie jenen Schwachköpfen, welche solches Zeug schwätzen, statt wohlverdienter Verspottung, noch der Beifall und die Bewunderung von Männern zu Theil ward, welche eben so einfältig und unwissend sind, als sie selbst, dann fühlte ich freilich, daß noch ein anderes Werk über America zu schreiben sey und bestimmte mich sogleich zur Lösung dieser Aufgabe, wozu geringere Beweggründe mich nicht vermocht hätten." *)

Ist man nicht geneigt aus dieser Zueignungs-Epistel zu schließen, daß unser Held auf dem Schlachtfelde wie in der Literatur es für eben so leicht hielt, einer Nation das Garaus zu machen, als einen Roman zu schreiben. **) Die Folge muß ihn jedoch von seinem Irrthum überzeugt haben, wie sie den Americanern vielleicht die Ueberzeugung verschafft hat, daß man geneigter seyn wird, ihren guten Eigenschaften Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, wenn sie sich um das Urtheil der Welt gar nicht kümmern, und am allerwenigsten sich bemühen, durch Zuvorkommenheit und Höflichkeit die Meinung ihrer Richter zu bestechen.

Aber die Vorurtheile der höheren americanischen Cirkel für oder gegen die Engländer sind gänzlich verschieden von denen, welche unter den niederen Classen herrschen; und die Artigkeiten, mit welchen ein gebildeter Engländer bei seiner Ankunft in den Vereinigten Staaten überhäuft wird, erleiden eine wesentliche Veränderung von der Zeit an, wo er damit umgeht, sich häuslich niederzulassen, und mit den Eingebornen in Concurrenz zu treten. Er wird dann inne werden, daß im Verhältniß, als sich die Elite von ihm zurückzieht, die mittleren Classen bereit sind, ihn unter sich aufzunehmen. Es wird ihm nicht schwer fallen, Gönner und Freunde zu erwerben, und er wird auf keine Vorurtheile stoßen, welche ihm die Aussicht auf Erfolg versperren, wenn er dabei nur auf seine eigene Anstrengung und nicht auf National-Vorzüge rechnet.

Die Americaner sind stets bereit mit Engländern als ihres Gleichen umzugehen; willig betrachten sie das englische Volk als einen theuren Bestandtheil ihre eigenen Familie, aber sie verzeihen

*) which interior considerations would probably have induced me to decline.

**) Mr. Hamilton ist Verfasser des Romans „Ciril Thonton."

ſelten auch nur den geringſten Grad von hochmüthiger Anmaßung, und ſind hartnäckig und unerbittlich in Bezug auf jede National-Frage. Die Americaner ſind unter allen Völkern der Erde am bereiteſten Beleidigungen anzunehmen und ſie zu rächen, aber beſonders, ja ich möchte ſagen, krankhaft reizbar in Bezug auf Engländer. Sollte daher ein Engländer von öffentlichem Charakter das Unglück haben, ſich einer ſolchen Beleidigung ſchuldig zu machen, dann thut er wohl daran, der Volksrache ſo ſchnell als möglich zu entgehen. Seine beſten Freunde könnten ihn nicht gegen Mißhandlungen ſchützen, und es bleibt ihm nichts Beſſeres zu thun übrig, als ſeine Feinde ſo ſchnell wie möglich zu verſöhnen. Ich ſchreibe dieß beſonders zum Beſten jener engliſchen Schauſpieler, welche von Zeit zu Zeit nach America gehen, um ihre Schulden zu bezahlen. Ich rathe ihnen, nie die Gunſt des Publicums zu mißbrauchen, und in ihrer Sprache, ſowohl auf den Brettern, als in Privat-Geſellſchaften, ſich vor jeder Volksbeleidigung in Acht zu nehmen; auch nicht den Stand irgend eines Menſchen für ſo unbedeutend zu halten, daß er ihnen nicht ſchaden könne; mit Einem Worte, ſich ja zu hüten, Schuldner des Volkes zu werden, denn die Americaner machen ſich ſicher bezahlt. *)

*) Als Beiſpiel der Volkswuth über unanſtändige Aeußerungen engliſcher Schauſpieler, will ich von den vielen mir bekannten Fällen einen anführen. Herr A *** aus L *** ſollte in New-York und Boſton als Sänger auftreten, und machte zu dieſem Ende die Reiſe nach den Vereinigten Staaten in einem americaniſchen Packetboote. Auf der Reiſe fand er Anlaß mit noch einem Engländer die americaniſchen Matroſen zu tadeln, und ſie ſogar bei einer Gelegenheit in Gegenwart des zweiten Schiffsgehülfen — Fiſchverkäufer (Fish-mongers) zu heißen, welche Beleidigung jener ſogleich mit einem Fauſtſchlag rächte, der den Sänger der Muſen zu Boden ſtreckte. Statt die eigenmächtige Handlung eines Subalternen zu ahnden, erwiederte der Schiffs-Capitain auf die Klage des Herrn A***, daß er unmöglich einen ſeiner Leute eines Vergehens willen ſtrafen könne, deſſen er ſich ſelbſt ſchuldig gemacht haben würde, und von ſeinen Reiſegefährten erhielt er auch keine befriedigende Antwort; ja die letzteren (geborne Americaner) weigerten ſich ſogar mit ihm gleichzeitig an einem Tiſch zu eſſen. — Aber hier endigten ſeine Leiden noch nicht. Bei ſeinem erſten Auftreten in New-York ſah er zu ſeinem Erſtaunen die Galerieen und Logen nur mit Männern beſetzt, und als er anfangen wollte zu ſingen, verkündete ihm das Ge-

Auch iſt es nicht immer Volkswuth, welche man bei ſolchen Gelegenheiten am meiſten zu fürchten hat. Bei einer öffentlichen

---

ſchrei und Gepfeife der Menge, daß er wohl daran thue, ſich zurück zu ziehen. Statt der angekündeten Oper verlangte das Volk für dieſen Abend nur National-Lieder und Märſche. Das Orcheſter mußte Hail Columbia, Yanke e doodle, Waſhington's Marſch, Jackſon's Marſch und wohl auch die Marſeillaiſe ſpielen; weiter fielen keine Unordnungen vor. Aber mit dieſem gemäßigten Ausſpruch der öffentlichen Meinung war der engliſche Muſenſohn nicht zufrieden; denn nächſten Abend ward er als primo uomo in einer Roſſiniſchen Oper angekündigt. Jetzt befürchteten die Bewohner der anliegenden Straßen die Wuth des durch Verachtung ſeiner Meinung gereizten Pöbels. Morgens 10 Uhr waren bereits die Fenſter in den der Umgebung des Theaters gelegenen Häuſern für zehntauſend Thaler verſichert, und der Eigenthümer des Theaters genöthigt, den Gerichtshöfen eine weitere Caution von zehn tauſend Thalern für die Aufrechthaltung des Stadtfriedens zu leiſten. Abends ſechs Uhr (eine Stunde vor dem Anfang der Vorſtellung) waren alle Zugänge des Theaters dicht mit Menſchen verſperrt, das Theater aber ſelbſt beinahe leer. — Man ließ Herrn A*** auftreten, aber ſobald er zu ſingen anfangen wollte, warf man mit faulen Eiern, Aepfeln und Birnen, wohl auch mit Steinen nach ihm. Unter wildem Gebrüll ſprengte jetzt das in den Straßen harrende Volk die Thüren des Theaters, ſtrömte ins Parterre, und von da auf die Bühne. Alle Fenſter, Spiegel ꝛc. des Schauſpielhauſes wurden zerſchlagen, und der Friede erſt dann wieder hergeſtellt, als der Unternehmer hervorkam, das Volk um Verzeihung bat, und ankündigte, daß Herr A*** nicht wieder auftreten würde. Herr A*** verſuchte ſpäter anderswo zu ſingen, namentlich in Boſton, Philadelphia, Baltimore ꝛc., aber überall wiederholte ſich dieſelbe Scene — es kamen keine Damen ins Theater, deren Gegenwart das Volk im Zaum gehalten hätte. Gänzlich in ſeinen Erwartungen getäuſcht, und ohne die Mittel zur Rückreiſe nach England, ſollte ſeine Frau für ihn Gaſtrollen geben, was auch ſogleich von den Theaterunternehmern angenommen ward. Dießmal kamen die Damen ins Theater, und obwohl ſie zitternd auftrat, wurde ſie mit rauſchendem Beifall empfangen, und nach beendigter Vorſtellung ungeachtet ihres mittelmäßigen Spiels ſogar hervorgerufen. Sie gab ſpäter in allen großen Theatern der Union Benefice-Vorſtellungen, und rettete, wo nicht die Ehre, doch wenigſtens den Geldbeutel ihres Mannes von gänzlicher Vernichtung.

Ich habe dieſes Beiſpiel beſonders gewählt, weil es von der hohen Achtung zeugt, welche die Damen in den Vereinsſtaaten genießen; obwohl man mit den Männern, wie aus der Erzählung hervorgeht, kein beſonderes Federleſen macht.

Beleidigung vereinigen ſich alle Claſſen, den Schuldigen zu beſtrafen. Sein Fortkommen in den Vereinigten Staaten iſt auf ewig gelähmt, und er findet ſich ſogleich von aller Geſellſchaft ausgeſchloſſen, zu welcher ihn weder Vermögen, noch Witz und Verſtand eine neue Bahn brechen können. Aber wenn die Americaner ſtreng in der Beſtrafung von übermüthigem Hochmuth und Arroganz ſind, ſo ſind ſie doch eben ſo großmüthig in ihrer Belohnung von Beſcheidenheit. Ihre Gunſt iſt leicht gewonnen, und noch leichter erhalten. Was ſie von den Engländern anſprechen, iſt bloß das, was die Engländer ſelbſt von der ganzen Welt verlangen: Uebereinſtimmung mit ihren Sitten und Gebräuchen, und Enthaltung von aller vorwitzigen Kritik; wofür ſie ihrerſeits bereit ſind, jede vernünftige Conceſſion zu machen, und ſogar manchem National-Vorzug jene öffentliche Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, welche Spott und Verhöhnung von ihnen gewiß nicht erpreſſen könnten.

Die Sitten und Gebräuche der Engländer ſind in den Vereinigten Staaten nicht beſonders beliebt, und eine Anſiedlung von mehreren hundert Britten würde mehr Eiferſucht erregen, als eine von eben ſo viel tauſend Deutſchen. — Der Grund hievon iſt leicht einzuſehen. Die Deutſchen haben zwar ihre eigenen Gewohnheiten, welche ſie aber nie Fremden aufdringen, oder beſonders bemerkbar zu machen ſuchen, ſie behalten ihre Sitten, nicht weil ſie ſie für beſſer halten, als die anderer Nationen, ſondern bloß weil ſie ihnen zur Gewohnheit geworden ſind, und ſie nicht gern ihre Jugendfreunde verlaſſen. Dieſen Charakter verſtehen die Americaner vortrefflich, und fürchten ſich daher nicht vor deutſchen Proſelytenmachern. Auch die Franzoſen haben ihre Eigenheiten, aber ihre Begriffe von gutem Ton verbieten ihnen, ſie zur Schau zu tragen, wo ihre Gegenwart Andere beleidigen könnte. Aber ganz anders verhält es ſich mit den Engländern. Die Britten ſind ſtolz auch auf den geringſten Unterſchied zwiſchen ihnen und anderen Nationen, weil ſie gewohnt ſind, dieſen Unterſchied *zu ihrem Gunſten* zu betrachten. Sie nehmen daher keinen Anſtand, ihn bei jeder Gelegenheit bemerkbar zu machen, oder thun wenigſtens nichts, was das Schroffe ſeiner Erſcheinung mildern könnte. Sie kümmern ſich wenig um das Gefühl Anderer, oder ſind ſo gewohnt jedes andere Volk als ihnen untergeordnet zu betrachten, daß es ihnen gleichgültig iſt, ob ſie durch Zufall beleidigen oder nicht. In Europa be-

zahlen sie diese Arroganz mit Geld, in America durch Verlust ihres persönlichen Einflusses.

Allerdings gibt es zahlreiche Entschuldigungen für den englischen Stolz. Die Engländer sind wirklich in vielen Beziehungen andern Völkern überlegen, und besonders ihren Nachbaren auf dem Festlande. Für's erste genießen sie einen höheren Grad politischer Freiheit als irgend ein anderes Volk, mit Ausnahme der Americaner, auf der Erde, und sind ganz allein mit den Americanern dieser höheren Freiheit **fähig**. Sie haben die größten Staatsmänner hervorgebracht, die weisesten Gesetzgeber, und mit wenigen Ausnahmen die tapfersten und tüchtigsten Generale und See-Officiere. Brittische Naturforscher waren der Ruhm des menschlichen Verstandes, und mit Recht konnte Voltaire von ihnen sagen, daß sie der Natur mehr Geheimnisse entrissen, als alle übrigen Weltweisen zusammengenommen. Sie können sich der männlichsten und vielleicht der classischsten Literatur unter den Neueren rühmen; ja es gibt vielleicht kaum einen werthvollen Gedanken, den der menschliche Geist zu fassen vermöchte, welcher nicht in den Meisterwerken englischer Literatur classisch ausgedrückt anzutreffen wäre. Die Engländer sind allen übrigen Nationen in Bezug auf Handel und Gewerbe vorgegangen, und sind noch immer unerreicht, und vielleicht unerreichbar in ihren Manufacturen. Sie haben den Handel des ganzen Erdballs durch mächtige Colonien vermehrt, und sich, vielleicht nur mit einer einzigen Ausnahme, durch die Menschlichkeit und Gerechtigkeit ausgezeichnet, mit der sie sie verwalteten. Ueberall hin, wo sie sich niederließen, trugen sie den Segen der Civilisation und Religion, und verbreiteten in allen Klimaten und Zonen den Ruhm des brittischen Namens.

Aber im Umgang mit Americanern sollten sie bedenken, daß diese desselben Ursprungs sind, und nicht bloß den Willen, sondern auch die Mittel haben sie in allem Großen nachzuahmen; aber auch hinlängliche Klugheit und Erfahrung besitzen, die Irrthümer zu vermeiden, welche man oft und gerechter Weise den Engländern vorgeworfen hat. Sie sollten bedenken, daß wenn die Americaner bis jetzt nur einen kurzen Katalog großer Männer besitzen, diese doch durch die größten, menschlichen Tugenden ausgezeichnet waren, und daß sie auf der andern Seite bis jetzt noch kein schwarzes Namensverzeichniß haben, ihre National-Ehre zu brandmarken. Sie

sollten überlegen, daß die Vereinigten Staaten das Land sind, welches zuletzt noch mit England selbst rivalisiren muß, und daß die Americaner ihre physischen und politischen Vorzüge kennend, in ihren Gedanken vielleicht jetzt schon der Zukunft voraneilen.

Schon wetteifern sie mit den Engländern in allen Zweigen menschlicher Industrie, und sind bereits in Schifffahrt und Handel nach dem allgemeinen Ausspruch der Welt ihnen gleich geworden. Ein Volk, was mit solchen Riesenschritten vorwärts schreitet, erträgt nicht leicht übermüthigen Spott oder Hohn anderer Nationen, und erlaubt den Fremden nicht, in ihrem Lande die Ceremonienmeister zu spielen. Die Geschichte der Vereinsstaaten ist bis jetzt nur die ununterbrochener Prosperität, und so lange diese währt, müssen die Americaner natürlich ihre Sitten und politischen Einrichtungen wo nicht für besser, doch wenigstens denen anderer Völker gleich achten.

Als Republicaner lieben sie ihr Land mit einem Enthusiasmus, der nur von jenen verstanden und geachtet werden kann, die selbst einen Antheil an der Regierung ihres Landes haben. Es ist deßhalb weder weise noch klug, ihren Eigenheiten mit Verachtung zu begegnen, oder ihren Nationalstolz durch eine zu große Anhänglichkeit an gewisse Manieren zu verwunden, welche durch besondere Ideenassociationen das Volk reizen oder beleidigen. Ich will nicht sagen, daß jeder Engländer in America nothwendiger Weise ein Radicaler seyn müsse; aber wenn er Bürger, besonders in den westlichen Staaten, werden will, wird sein Torismus ihm dort gewiß weniger verziehen, als einem gebornen Americaner. Er wird sich dadurch bloß Feinde machen, ohne Freunde zu gewinnen; während die, welche seine Freunde sind, nicht den Muth haben werden, ihre Freundschaft öffentlich zur Schau zu tragen. Sollte er etwas unternehmen, dessen Erfolg von der Gunst des Volkes abhängt, dann wird es ihm schwerlich gelingen, und selbst in seinen geselligen Verhältnissen wird er sich allein und verlassen fühlen.

Was ich von den Engländern gesagt habe, ist auch auf die Schotten anzuwenden; obschon diese in solchen Sachen selten guten Rath nöthig haben, da ihre Sitten und Gebräuche ohnedieß mit denen der Neu-Engländer übereinstimmen. Es glückt ihnen beinahe Alles, was sie in America unternehmen, und sie gründen sich dort gewöhnlich eine bleibende Heimath. Die Meisten von ihnen sind bei

ihrer Ankunft in den Vereinsstaaten arm, aber arbeitsam, und da sie schon in England Emigranten waren, hinlänglich unterrichtet in der Schule der Widerwärtigkeiten, Unglück oder Erfolg mit Gleichmuth und Gelassenheit zu ertragen. Selten beleidigen sie die Vorurtheile des Volkes, unter welchem sie hoffen ihr Fortkommen zu finden, und verstehen ihr eigenes Interesse zu gut, den Rath Anderer zu bedürfen. Den Erwerbfleiß der Neu-Engländer verbinden sie mit der großen Kunst des Sparens, *) wodurch sie oft noch schneller zu Wohlstand und Reichthum gelangen, als eingeborne Americaner, und ihr erworbenes Vermögen ruhiger genießen. Gewöhnlich schließen sie sich an die Majorität des Volkes an, und sind deßwegen doppelt jener Sympathie und Gastfreundschaft gewiß, mit welcher die Americaner zu jeder Zeit bereit sind, ihre großbritannischen Brüder zu empfangen. Fassen wir alle americanischen Vorurtheile für oder gegen England kurz zusammen, so ergibt sich, daß die Americaner bereit sind, Engländer und Schotten als Blutsverwandte zu empfangen; gerne theilen sie mit ihren älteren Brüdern das väterliche Erbtheil; sie lieben sie, befreunden sie, unterstützen sie, kurz thun alles, was ein Bruder für den andern thun kann, brechen aber in offenen Unwillen aus, bei der leisesten Anspielung auf Erstgeburt, oder dem geringsten Versuch, das zu ertrotzen, was sie bereit sind, aus Güte und Freundschaft freiwillig zuzugestehen.

Die Irländer werden von der großen Majorität der Americaner als ein unterdrücktes, verunglimpftes Volk betrachtet, und dieß ist hinlänglich, sie der Sympathie der Americaner zu versichern. Zwar ist es wahr, daß die meisten Irländer, welche nach America kommen, arm, und viele von ihnen mit den Lastern der Armuth befleckt sind, welche in einzelnen Staaten mächtige Vorurtheile gegen sie erregt haben; aber im Ganzen bilden sie dennoch einen höchst nützlichen Theil der americanischen Gesellschaft, und vermehren durch ihre körperliche, aber freilich beschränkte Thätigkeit den National-Reichthum der Vereinigten Staaten. Sie verrichten die härtesten Arbeiten zu den niedrigsten Preisen, und sind schon zufrieden und

*) Die Schotten sind wahrscheinlich das sparsamste und gesittetste Volk der Erde. Viele schottische Weiber verdienen nicht mehr als 18 pence die Woche, und ernähren sich und ihre Kinder dennoch auf eine sehr ehrbare Weise durch die Hülfe ihrer kleinen Landwirthschaft.

glücklich, sich und ihren Kindern den nöthigsten Lebensunterhalt zu erwerben. Aber gerade diese Zufriedenheit mit Wenigem, und die geringen Sorgen für die Zukunft sind es, welche ihre Grundsätze und Handlungen den Americanern verdächtig machen.

Die Americaner (wie ich späterhin zu zeigen hoffe) leben ganz und gar für ihre Kinder. Sie sind willig die größten Opfer für das Wohl künftiger Generationen zu bringen, und lieben ihr Land, nicht wie es ist, sondern wie es werden wird, durch ihren Unternehmungsgeist und ihre Industrie. Die Irländer scheinen im Gegentheil durch Gewohnheit, Neigung und Lebhaftigkeit ihres Temperaments zum Genuß der Gegenwart geschaffen. Ihr früheres Leben enthält bloß das schmutzige Verzeichniß ihrer Entbehrungen und Mühseligkeiten, und, dem grausenerregendsten Elend entrinnend, welches je einer Nation Seufzer und Thränen erpreßte, athmen sie — wie vielleicht alle menschlichen Wesen — die erste freie Luft mit ausschweifender Freude ein. Wie Lazarus nährten sie sich von den Brosamen, die von des Reichen Tische fielen; und jetzt, da man sie selbst zur Tafel ruft und sie niedersetzen heißt, stehen ihnen jene strengen Richter zur Seite, und spotten ihres Heißhungers. Wer morgens Leckerbissen gegessen, kann die Mittagsmahlzeit ruhiger erwarten, als der, welcher hungrig zu Bette ging, um morgens an Sorgen zu frühstücken. Ihm ist die Speise himmlisches Manna in der freudenleeren Wüste seines Lebens, und gierig greift er nach den Gaben, von denen er nicht weiß, ob der Zufall sie je wieder in seine Hände führt. Unmäßigkeit ist die Gesellschafterin der Armuth, und ihre Folgen verewigen ihr Daseyn. Ihr Elend versenken sie in sinnraubende Getränke, denn nur in Vergessenheit besteht das Glück der Verdammten.

Dieses sind die Laster vieler jener Unglücklichen, welche jährlich der americanischen Gastfreundschaft anheimfallen. Und sollen Americaner in ihrem Vaterland religiöser und politischer Freiheit sie von sich weisen *), um sie verhungern zu lassen, während die Vorsehung sie in den Besitz des fruchtbarsten Bodens gesetzt hat,

*) In mehreren Staaten, namentlich in Massachusetts, haben die gesetzgebenden Versammlungen Vorkehrungen gegen die Einwanderung armer Irländer getroffen.

welcher fähig iſt, Hunderte von Millionen menſchlicher Weſen zu ernähren? Und ſollen die Gebete jener Unglücklichen zum Himmel ſteigen, ohne den Segen des Allmächtigen für die Kinder der Freiheit zu erflehen? Sollten ihre Laſter nicht durch Verbeſſerung ihrer äußeren Umſtände zu tilgen ſeyn? Gebt ihnen die Ausſicht auf ununterbrochene Beſchäftigung, die Hoffnung nicht nur das Nöthigſte, ſondern etwas mehr zu erwerben, gebt ihren Kindern die Mittel zur Erziehung, und ihr werdet ihnen ein neues Leben einhauchen. Nützliche Beſchäftigung wird das Begehen von Verbrechen verhindern; der Einfluß der Religion und des guten Beiſpieles wird dem Laſter der Trunkenheit ein Ziel ſetzen, und die Mittel der Erziehung achtbare Bürger aus ihren Kindern machen. — Dieß iſt keine Declamation. — Ich ſpreche von Thatſachen die mir bekannt ſind, die ich ſelbſt erlebt habe, und von denen ich Gelegenheit haben werde, im letzten Capitel zu ſprechen.

Die Irländer in Boſton ſind ein ſehr ordnungliebendes Volk. Sie ſind nicht der Trunkenheit ergeben, ſondern im Gegentheil willig dieſem Laſter zu ſteuern. Wenn die Annalen der Gefängniſſe und Strafhäuſer eine größere Zahl irländiſcher als americaniſcher Namen liefern, ſo muß man bedenken, daß in jedem Lande die größte Zahl Verbrecher unter den armen und am wenigſten gebildeten Claſſen anzutreffen iſt, und daß die Irländer als Fremde, unbekannt mit den polizeilichen Einrichtungen der americaniſchen Städte, ſich leichter gegen dieſe verſündigen, und ſich dadurch Strafen zuziehen, als die Eingebornen, welche unter dieſen Geſetzen auferzogen, gehorſam aus Gewohnheit ſind.

Abſtracte Zahlen geben keinen Probeſtein öffentlicher Sittlichkeit. Hunderte von Verbrechen gegen Gott und die Menſchen entgehen den poſitiven Geſetzen, während manche, aus ganz unſchuldigen Quellen entſpringend, ihrer ganzen Strenge verfallen. Während meines zehnjährigen Aufenthaltes in Boſton wurden, meines Wiſſens, nur wenig große Verbrechen begangen, vielleicht nicht mehr als drei oder vier Räubereien (meiſtens zur See), oder Geldverfälſchungen; aber unter dieſen war keines, ſo viel mir bekannt iſt, von einem Irländer verübt. *) Ihre Vergehen beſtanden hauptſächlich in unordentlicher

*) Der merkwürdigſte Umſtand in allen ſolchen Fällen iſt die Schnelle, mit welcher der Thäter entdeckt, vor Gericht gebracht, beſtraft und

Aufführung und Uebertretungen der polizeilichen Anordnungen der Städte. Des Diebstahls wurden sie nur höchst selten beschuldigt, und ich bin vollkommen überzeugt, daß ohne den unglücklichen Einfluß geistiger Getränke sie sich kaum der Hälfte dieser Fehler schuldig gemacht, und dadurch den guten Ruf, selbst des niedersten Taglöhners gebrandmarkt hätten. Aber wenn wir von den Lastern der Armen sprechen, sollten wir uns an die Versuchungen ihrer Lage erinnern; und wenn die Sittlichkeit und der Anstand der Reichen gepriesen wird, sollten wir die Prämie bedenken, die man ihrer Tugend zahlt. Es gebührt uns Menschen nicht, ein ganzes Volk als lasterhaft zu verdammen; oder da zu beten:

„Gott wir danken dir, daß wir nicht sind wie diese da;" denn auch sie werden beten, und „Gott erhört das Gebet der Armen," denn es quillt mehr aus dem Herzen.

„Wer nie sein Brod mit Thränen aß,
Wer nie durch kummervolle Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt Euch nicht, Ihr himmlischen Mächte!"

Aber es sind nicht so sehr die Persönlichkeiten der Irländer, als ihre politischen Grundsätze, welche gewissen Americanern zuwider sind. Einige Unordnungen, welche bei der Gouverneurs-Wahl in New-York vorfielen, und woran die Irländer dieser Stadt unglücklicherweise Theil nahmen, gaben einer gewissen Partei einen günstigen Vorwand, ihre Niederlage dem ungünstigen Einfluß der Irländer zuzuschreiben. Demzufolge wurde eine Reihe von Beschlüssen angenommen, ähnlichen Auftritten in die Zukunft vorzubeugen. Die darauf folgende Wahl bewies ihnen aber die Unzulänglichkeit ihrer Anschuldigungen; denn nicht nur ging diese Wahl vor sich, ohne daß der Friede auch nur auf einen Augenblick gestört worden wäre, sondern die Majorität **für** die Administration (General Jackson) war mehr

---

das Gestohlene seinem Eigenthümer zurückgestellt wird. — Da es in America keine eigene Polizei gibt, so bilden sich bei solchen Gelegenheiten Sicherheits- oder Wachsamkeits-Ausschüsse (Committees of safety or vigilance) aus einfachen Bürgern, welche durch ihre ausgedehnte Correspondenz mit allen Städten und bedeutenden Flecken der Union sogleich von jedem Menschen Nachricht erhalten, der da mehr ausgibt, als er einnimmt, oder weniger arbeitet als seine Nachbarn.

als verdoppelt. Ich will mich hier auf diesen Gegenstand nicht weiter einlassen, sondern bloß noch bemerken, daß man die Irländer natürlich der Demokratie anklagt, denn man weiß, daß sie Jahrhunderte lang die unglücklichsten Opfer der entgegengesetzten Principien gewesen.

Aber was auch der Charakter einiger irländischer Auswanderer bei ihrer Ankunft in America seyn mag, alle werden gebessert durch ihre glücklicheren Umstände, und ihre Kinder sind unter den friedliebendsten und achtbarsten Bürgern der Vereinsstaaten. Es gibt irische Namen in der Geschichte America's, auf die es stets stolz seyn muß, und die als Vermittler auftreten werden zwischen dem gereizten Zorn einer Partei, und der Gastfreundschaft einer ganzen Nation.

Die Irländer sollten bei ihrer Ankunft in den Vereinigten Staaten sich besonders in Acht nehmen, nie den Frieden der Bürger zu stören, sey es nun durch ausschweifende Lustigkeit, oder durch Streit und Feindschaft unter sich und gegen die Americaner; sie sollten bedenken, daß die Americaner auf ihre freiwillige Befolgung der Gesetze stolz sind, und unmöglich diejenigen achten können, welche sich aus Gewohnheit gegen dieselben versündigen, oder überhaupt zu Excessen geneigt sind. Sie sollten sich ferner aller Theilnahme an politischen Streitigkeiten enthalten, ehe sie fähig sind, selbst eine gerechte Meinung zu fassen, oder sich über den Gegenstand genau zu unterrichten. Besonders sollten sie sich vor Thätlichkeiten hüten, selbst wenn man sie herausfordert, und nie mit einander kämpfen, oder sonst den Frieden stören. Thut man ihnen Unrecht, dann sollten sie an das Gesetz appelliren, und die Americaner werden ihnen sicher Gerechtigkeit wiederfahren lassen — denn die Americaner lieben Friede, Freiheit und Gerechtigkeit mehr als alle anderen Völker der Welt.

Wenn in America Vorurtheile gegen die Irländer existiren, so sind diese hauptsächlich auf ihre Bereitheit gegründet, die ihnen zugefügten Beleidigungen selbst zu rächen. — Sie sollten bedenken, daß in America die Ursache hiezu gänzlich wegfällt; denn die Vereinigten Staaten haben nie mehr Jurisdiction über die Irländer angesprochen, als über ihre eigenen Bürger; sie empfingen sie, im Gegentheil mit großmüthiger Gastfreundschaft, und vertheilten brüderlich unter sie die Rechte ihrer eigenen Kinder.

Auch bleiben die Irländer in America Gäste, bis die von den Gesetzen vorgeschriebene Periode sie zu Bürgern macht, und sind daher durch ihr eigenes Ehrgefühl aufgefordert, die Gastfreundschaft ihrer Bewirther nicht durch Einmischung in Familien-Streitigkeiten zu mißbrauchen. Sollten die Americaner unter sich uneins seyn, dann sollten die Irländer so lange keine Partei nehmen, bis sie als Bürger in dieselbe Familie aufgenommen werden, und selbst dann ist es ihre Pflicht, die Mäßigung der Americaner sich zum Beispiel zu nehmen. Auf diese Art werden sie sich die allgemeine Achtung der Americaner und jenen guten Ruf erwerben, welcher zum zweitenmal das Weltmeer überschreiten, und selbst in Europa Vorurtheile bekämpfen wird, welche bis jetzt den Fortschritten der Emancipation ihres eigenen Vaterlandes im Wege waren. Schon ist der Anfang in Boston gemacht, möchte er in allen Theilen der Union, wo sich Irländer niederließen, nachgeahmt werden — nein möge er in Irland selbst zahlreiche Nachfolger finden, und ihre größten Feinde werden am Ende genöthigt seyn, ihnen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Wenig Worte werden hinreichen die Franzosen in den Vereinigten Staaten zu schildern. Nicht nur ist die Emigration von Frankreich nach America äußerst beschränkt, sondern die, welche emigriren, sind selten geneigt, sich in die politischen Einrichtungen der Freistaaten zu mischen, so daß sie als politische Partei, mit Ausnahme der französischen Creolen in Louisiana, kaum die Aufmerksamkeit der Americaner auf sich ziehen. Die auswandernden Franzosen, mit den Deutschen und Engländern verglichen, nehmen keinen warmen Antheil an der Politik, und folgen, wo sie sich nicht in die Sitten und Gebräuche des Landes fügen können, ihren eigenen Gewohnheiten mit so vieler Bescheidenheit, und so wenigem Widerspruch gegen die eingeführten Regeln der Gesellschaft, daß man ihr Betragen allgemein lobt und anempfiehlt.

In Philadelphia, Baltimore, Charleston und New-Orleans ist französische Gesellschaft nicht nur zahlreich, sondern ausgezeichnet, und dasselbe kann man von der französischen Gesellschaft in New-York und Philadelphia sagen. Aber in allen diesen Städten, mit Ausnahme von New-Orleans, haben die Franzosen ihre Pariser Moden gegen die gehaltreicheren Sitten der Americaner vertauscht, oder sie doch mit den englischen vermischt, und dadurch

eine Mischung hervorgebracht, welche mir für die Gesellschaft als ein besonderer Gewinn erscheint.

Was die französischen Armen betrifft, welche nach America gehen, um ihre pecuniären Verhältnisse zu verbessern, so sind diese als arbeitsame, friedliche Menschen bekannt. Die Franzosen begnügen sich überhaupt einzeln mit Wenigerem als die meisten übrigen Völker, und ihr ganzes Leben ist oft nur eine Reihenfolge von höchster Mäßigkeit oder Entbehrungen. Dasselbe gilt von jenen französischen Emigranten, welche in Europa bessere Tage gesehen haben. Ich war so glücklich, mehrere dieser ausgezeichneten Männer kennen zu lernen, welche während des Kaiserthumes einen hohen Rang in Bonaparte's Heer begleiteten. An Allen bemerkte ich eine besondere Sanftmuth, und die gänzliche Abwesenheit jener Bitterkeit des Gemüths, welche nur zu oft den schnellen Wechsel irdischer Güter begleitet. Wenn man sie über die Ursachen ihrer Verbannung befragte, antworteten sie immer mit der größten Gelassenheit, und begleiteten ihre Erklärungen mit einem Lächeln, von dem es schwer war zu entscheiden, ob es der Ironie ihres Schicksals, oder der unbefangenen Gutmüthigkeit des Fragenden galt. Sie schienen ganz mit ihrem Loose ausgesöhnt, was sie fähig machte, ihr Leben in neuen Formen zu genießen, obschon ihr Herz und ihre Phantasie noch immer in dem schönen Lande ihrer Kindheit schwelgten.

Aber mit allen diesen liebenswürdigen Eigenschaften der Franzosen werden ihnen doch die Engländer in jeder Art Beschäftigung vorgezogen, außer in dem Lehren ihrer Sprache, oder anderer Gegenstände einer modernen Erziehung, in welchen man ihre Geschicklichkeit anerkennt. Ein Franzose muß bei seiner Ankunft in den Vereinsstaaten mehr auf die Unterstützung seiner Landsleute, oder solcher Americaner rechnen, welche Europa und besonders Paris besucht haben, als auf ein allgemeines Gefühl zu Gunsten seiner Nation. Die Americaner haben das Vorurtheil von ihren Voreltern ererbt, daß ein ernstes Betragen eine nothwendige Bedingniß eines tüchtigen Menschen sey, und können sich daher nicht leicht bereden, daß die Franzosen mit ihrer bekannten Vorliebe für öffentliche Lustbarkeiten jene nothwendigen häuslichen Tugenden vereinen, deren Fortdauer sie von dem Gedeihen ihres Landes und der Sicherheit ihrer politischen Einrichtungen unzertrennlich halten. Auch sind die Americaner

keine Jünger der Rousseau'schen oder Voltaire'schen Philosophie, sehen aber zum Unglück in jedem Franzosen einen Apostel dieser Meister.

Französisches Raisonnement und französische Doctrinen sind in America nicht sehr beliebt; auch stehen die politischen Erfahrungen Frankreichs in keinem hohen Rufe unter americanischen Staatsmännern.

Wie auch die französische Revolution auf den Geist Europa's gewirkt haben mag, ihr Einfluß auf America war nur erkaltend für die Freiheit. Sie machte die Americaner an der Richtigkeit ihrer eigenen Gefühle zweifeln, und füllte selbst den Geist Washington's mit trüben Erwartungen der Zukunft. Die erschlagenen Opfer der französischen Revolution waren nahe daran auf die Americaner wie die Wunden Cäsars auf die Römer zu wirken, und noch jetzt durchziehen ihre Schatten den Senatssaal des Capitols. Ohne die schrecklichen Warnungen der Geschichte Frankreichs hätte das demokratische Princip in den Vereinsstaaten weniger Widerstand gefunden, und wäre der herrschende Grundsatz des americanischen Gemeinwesens geworden, ohne die Hülfe einer politischen Partei.

Deßhalb betrachtet man die Franzosen in America mit Mißtrauen, obschon man sie als Nation genug bewundert und liebkos't. Die Americaner sind zu ehrlich und gerecht das Genie der Franzosen nicht anzuerkennen; zeigen aber keine besondere Lust ihm zu folgen, so lange ihnen das Beispiel Englands vorschwebt. Sie ziehen englische Routine französischer Philosophie vor, und sind bereiter einem gegebenen Beispiel zu folgen, als eine neue Theorie zu gründen. Ich glaube nicht, daß die Franzosen geschaffen sind, in America Proselyten zu machen, obschon die Liebenswürdigkeit ihrer Manieren, und der Reiz ihres Gesprächs ihnen immer einen angenehmen Empfang in den Gesellschaftszimmern sichern wird.

Die Deutschen und Holländer sind alte Ansiedler in den Vereinigten Staaten, und haben in gewisser Beziehung ein legitimes Recht auf den Boden. Die Holländer gründeten wie bekannt, den Staat New-York und einen großen Theil von New-Jersey, ehe die Colonie, von den Engländern erobert, das Eigenthum des Herzogs von York wurde. Auch die Deutschen waren unter den ersten Ansiedlern von Pennsylvanien, und unter den tugendhaftesten und gottesfürchtigsten Quäckern, welche William Penn selbst durch seine

Predigten zu seinem Glauben bekehrt hatte.*) Sie gründeten die ersten Papier-, Leinwand- und Tuchfabriken in America, und waren vom Anfang der Colonie unter denen, welche am meisten zu ihrem Wohlstand und Fortkommen beitrugen. Germantown ward ganz von Deutschen gebaut, noch vor der Gründung von Philadelphia, und Abkömmlinge dieser Ansiedler oder neue Emigranten von Deutschland stehen jetzt an der Spitze der zahlreichen Fabriken jener Stadt.

Die Deutschen kämpften mit den Anglo-Americanern in den frühesten Kriegen gegen die Indianerstämme**) und unterstützten sie lebhaft in ihrem Kampfe für Freiheit und Unabhängigkeit. Die Deutschen von Pennsylvanien errichteten unter sich mehrere Regimenter Milizen, und theilten die Beschwerlichkeiten des Washington'schen Heeres in dem langen Kriege der Revolution.***) Deutsche begleiteten den Helden in der schwärzesten Nacht des americanischen Freiheitskrieges auf seinem Uebergang über den Delaware, und erkämpften mit ihm den Sieg bei Trenton.†)

Die Frage bei den Deutschen ist nicht mehr, ob man sie dulden soll, oder ob sie Aussicht auf Erfolg haben; sie sind Bürger, deren Arbeit bereits mit Erfolg gekrönt ist. Sie besitzen bereits eine politische Macht; denn da sie vom Anfange her dem Plan getreu blieben, beisammen zu bleiben, so haben sie ungeheure Landstrecken unter ihren unmittelbaren Einfluß gebracht, und es gibt jetzt ganze Dörfer und Flecken in den Staaten von Pennsylvanien und Ohio, und selbst in dem von Illinois, wo die Einwohner keine andere Sprache sprechen als deutsch.

Ihre Macht gründet sich auf den Besitz des Bodens, und die

---

*) Proud, history of Pennsylvania.

**) Ibid.

***) Botta, storia della guerra dell' independenza degli Stati Uniti.

†) Die Americaner waren überall von den Engländern geschlagen, und von ihren gefaßten Posten verdrängt worden. Sie mußten alle ihre Vertheidigungslinien am North River aufgeben, und sich nach Pennsylvanien flüchten; — das Volk war hungrig und halb nackt, und die reicheren Bürger fielen überall von der Republik ab, und baten um Gnade bei den königlichen Generalen. Da entschloß sich Washington zum nächtlichen Ueberfall des englischen Lagers, und erkämpfte den vollkommensten Sieg. Sein Wahlspruch war: „die Nacht ist am schwärzesten vor Tagesanbruch." („It is darkest before daylight."), Marshal's life of Washington.

merkwürdige Uebereinſtimmung ihrer Gefühle und Neigungen. Es iſt in der That erfreulich, wenn man jene Deutſchen, welche ſeit Tacitus bis auf den heutigen Tag ſich zu keiner gleichförmigen Regierung vereinigen konnten, um das Panier der Freiſtaaten verſammelt ſieht, das ſie als ihren Führer und ihr Geſetz verehren. Ich werde mich ſpäter über den politiſchen Charakter der nordamericaniſchen Deutſchen, und ihren Einfluß auf die Politik der Vereinigten Staaten ausſprechen, woraus hervorgehen wird, daß, obſchon ihn eine Partei verwünſcht und fürchtet, er doch von der anderen, als zum Heil des Staates gereichend, dankbar anerkannt wird. Auch iſt die Macht der Deutſchen nicht ſtationär, ſondern vermehrt ſich beſtändig, ſowohl durch ihre Zahl als ihr Beſitzthum. Tauſende von Deutſchen wandern jährlich nach den Vereinigten Staaten und kaufen ſich dort an, oder erwerben Eigenthum durch anhaltende Thätigkeit. Die Deutſchen zerſtreuen ſich nicht, vermiſchen ſich nicht mit den Americanern, ſondern vermehren die Anſiedlungen ihrer bereits angeſiedelten Landsleute, oder laſſen ſich in ihrer Nachbarſchaft nieder. Sie ſind deßhalb ſchon im Anfange weniger von den Americanern als von ihren eigenen Brüdern abhängend, von denen ſie alle Mittel zu ihrem Lebensunterhalt beziehen. Ihre eigenen Landsleute übernehmen ihren Unterricht in den Geſetzen und Gebräuchen des Landes, und verweiſen ihnen als unbiegſame Democraten Alles, was nicht mit dieſer ihrer Lieblingstheorie übereinſtimmt.

Dieſe Erſcheinung iſt anfangs auffallend, und in offenem Widerſpruch mit dem faſt patriarchaliſchen Leben der europäiſchen Deutſchen. Aber in America haben die Deutſchen die freie Wahl ihrer politiſchen Principien, welche weder den Grundgeſetzen des Landes, noch ſeiner Geſchichte und den hieraus entwickelten Sitten des Volkes zuwider ſind. Es iſt in der That ein Hauptcharakterzug der Deutſchen, daß ſie nichts gegen, oder nur ohne ihre Ueberzeugung thun können. Sie ſind vielleicht das muthigſte Volk, wenn ſie ſich der Rechtlichkeit ihrer Geſinnungen bewußt fühlen, aber auch gänzlich unfähig zu handeln, ehe ihr Grundſatz ſelbſt als eine allgemeine Wahrheit anerkannt iſt. Ihre Stärke beruht auf ihrem Gewiſſen, und nicht auf dem Grade der Exaltation, bis zu welchem ihre Leidenſchaften geſteigert werden können. Darum begann die Reform in Deutſchland nicht mit einem Aufruf an die National-Ehre oder die Gewinnſucht des Volkes, ſondern mit dem Verbreiten der

Wahrheit in den Gemüthern. Sie war ganz intellectueller Natur; aber in diesem Sinne ist sie weiter vorgeschritten, als in irgend einem andern Lande. Ihr Wirken war in der That mehr auf Erziehung und Literatur beschränkt; aber durch diese Mittel dringt sie nicht weniger zu allen Classen, und erreicht am Ende ihren Zweck. Aber zu offenen Ausbrüchen wird es bei den Deutschen so wenig kommen, als bei ihren sächsischen Brüdern, den Engländern. Sie werden kein Gebäude zerstören, ehe sie ein anderes zu ihrer Wohnung eingerichtet haben, und wie ihre sächsischen Brüder einen geflickten Rock einem neuen vorziehen, der für sie nicht paßt.

Mit diesen Zügen der Deutschen wird es leicht seyn, ihre Stellung in den Vereinigten Staaten zu verstehen. Dort widerstrebt ihrem sächsischen Drang nach Familien-Freiheit kein geschichtlich oder gesetzlich gegründetes Feudalwesen, und sie haben deßwegen die demokratische Form, als ihren Begriffen von Recht, Gerechtigkeit und Menschlichkeit entsprechend, mit demselben Feuereifer ergriffen, mit welchem ihre Vorfahren in Deutschland die Grundsätze der Reformation vertheidigten; sie fühlen sich moralisch von ihrer Tüchtigkeit überzeugt, und statt darüber zu rationiren, glauben sie daran, wie an die Wahrheiten der Bibel, und vererben diesen Glauben auf ihre Kinder. Jeder neue Ankömmling wird in diesem Glauben unterrichtet, und alsbald belehrt, denn im entgegengesetzten Falle klagt man ihn der Abgötterei an. Auf diese Art verbreitet sich ihr Glaube mit der Vermehrung ihres Territoriums; aber nie überschreiten sie dessen Gränzen, oder dringen ihren Glauben den Americanern auf. Weit entfernt ihre Lehren den Einwohnern anderer Staaten zu predigen, sind sie schon zufrieden mit dem Genuß eigener Freiheit, und statt als bewegendes Princip in dem Rath der Nation aufzutreten, wird ihr Einfluß bloß durch die Massen fühlbar, welche sie für oder gegen gewisse Maßregeln verwenden.

Aber mit aller ihrer Ruhe und Gelassenheit sind sie nicht im Stande dem Witz oder Spotte der Americaner zu entgehen, und die Ausdrücke „hoch" und „gemein deutsch" (high and low Dutch) werden in allen möglichen Bedeutungen und Beziehungen auf sie verschwendet. Das Gefühl eines gebildeten Deutschen wird nicht sonderlich durch gewisse figürliche Redensarten aus dem Munde schöner Frauen in Anspruch genommen, wie zum Beispiel folgende: eine regelmäßige

deutſche*) Figur, was ſo viel als das Gegentheil von Mlle. Taglioni bedeutet; ein deutſcher Kopf (etwas viereckig, und von nichts ſagender Einfachheit); ein deutſcher Kopf (nicht von Raffaello da Urbino, ſondern quadratförmig mit großen Beulen des Starrſinns hinter den Ohren); ein deutſcher Mund (groß genug eine gewöhnliche Orange zu faſſen, ohne die Schale zu verletzen); ein deutſcher Fuß (die höchſte americaniſche Idee von Größe und Ausdehnung); deutſche Manieren, (Alles was man will, nur keine feine Lebensart) u. ſ. w. Dieſe ſchönen Epithete werden oft unvorſichtiger Weiſe in Gegenwart von europäiſchen Deutſchen gebraucht, wo man den Fehler dann augenblicklich dadurch wieder gut zu machen ſucht, daß man ſie verſichert, man wende ſie nicht auf ſie an, ſondern auf ihre etwas derben Landsleute in Pennſylvanien. Die Deutſchen aber ſind weit entfernt, dieſe Ausfälle übel zu nehmen, ſondern erkennen im Gegentheil den unbedingten Vorzug ihrer Spötterinnen, in Bezug auf Witz, Schönheit und Erziehung.

Hinſichtlich der americaniſchen Vorurtheile für oder gegen die Deutſchen kann ich nur ſagen, daß einige ihnen außerordentlich günſtig, andere hingegen gegen ihre Intereſſen ſind. Ich werde mit den ihnen günſtigen den Anfang machen. Dieſe exiſtiren hauptſächlich in den nördlichen Staaten, und beſonders in Neu-England. Theilweiſe findet man ſie auch im Süden, und beſonders in Süd-Carolina. Die Neu-Engländer und die ſüdlichen Pflanzer ſind mit der deutſchen Literatur vertraut, und übertragen einen Theil ihrer Verehrung für jene Wunderwelt des Schönen und Göttlichen, die Schöpfung deutſcher Phantaſie und Kraft auf jeden gebildeten Deutſchen. Aber während ſie Deutſchland als ein Feenland bewundern, in welchem man weder wachen, ſchlafen, noch ſich bewegen kann, ohne von Genien oder Dämonen entzückt oder gepeinigt zu werden, betrachten ſie ſeine Einwohner als Träumer, und ſeine Philoſophen als Mondſcheinweber. Eine ähnliche Meinung iſt auch in England verbreitet, ſogar unter den Literatoren, obſchon die Producte deutſchen Genie's dort höher geachtet und verſtanden werden, als in irgend einem anderen fremden Lande. Die Urſache iſt leicht aus-

*) Das Wort Dutch, was ſo viel als holländiſch heißt, wird in America faſt immer für German (deutſch) gebraucht.

zumitteln. Wenige deutsche Schriftsteller, und besonders speculative Philosophen sind bis jetzt gut ins Englische übersetzt; und wenn das Publicum den Kritikern glaubt, so wird man ihm eher sagen, daß jene Worte „Mondschein" enthalten, als daß „ihr Licht unfähig sey die Nacht zu erhellen," obschon es hinlänglich seyn mag, „die Finsterniß sichtbar zu machen." Die Americaner haben in Bezug auf alle Gegenstände des Geschmacks dasselbe Urtheil wie die Engländer, oder lassen sich das Urtheil der Engländer zur Richtschnur dienen, und halten daher deutsche Ideen und deutsche Philosophie für keinen sicheren Führer zu praktischen Wahrheiten. Sie haben deßhalb kein großes Vertrauen in die Gelehrten der deutschen Schule. Zwar achten sie in den Deutschen das Universal-Genie und den Aufschwung des Geistes, aber sie haben kein Vertrauen auf ihre Special-Gelehrsamkeit, außer vielleicht in den Elementar-Gegenständen der Erziehung, die sie von der Geschäfts-Routine des bürgerlichen Lebens entfernt genug halten, um sie den Deutschen zu überlassen. Deutsche Theologie, Medicin und Jurisprudenz stehen in America unter ihren Preisen, aber um Philosophie ist gar keine Nachfrage. Sollte ein armer deutscher Auswanderer keine andere verkäuflichere Waare mit nach America bringen, dann muß er gefaßt seyn, seine Tage in einem öffentlichen Armenhause zu beschließen; denn die Barmherzigkeit Einzelner könnte am Ende doch müde werden, ihn zu unterstützen. Wenn er nicht auf Staatskosten „gehenkt" wird, so kann er doch darauf rechnen, auf Kosten des Staates „begraben" zu werden, ob er gleich während seines Lebens Freunde und gelehrte Theilnehmer genug finden mag. Die Americaner werden ihn mit Güte aufnehmen, und seinem Geist und Charakter die höchste Achtung zollen, es werden da viele bereit seyn, ihn mit Geld zu unterstützen; aber die Mehrzahl wird es für rathsam halten, ihn ins Narrenhaus zu sperren. Das Beste, was ihm zu thun übrig bleibt, ist, sich auf ein Landgut zu vermiethen, um sich doch nach americanischer Phrase dem Gemeinwesen nützlich zu machen. *) In keinem andern Lande könnte er so sehr die Wahrheit des Mephistopheliſchen Spottes fühlen:

*) „to make himself useful to the community" ist die Beschwörungsformel der Americaner.

Ich ſag es dir: ein Kerl, der ſpeculirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Haide
Von einem böſen Geiſt im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

In Bezug auf Gewerbe geht es den Deutſchen nicht viel beſſer. Wenn ſie nicht bei ihren eigenen Landsleuten Beſchäftigung finden (was zwar oft genug geſchieht), ſo iſt ihre Ausſicht auf Erfolg bei weitem nicht ſo gut, als die der Engländer. Nicht bloß iſt ihnen ihre Sprache ein Hinderniß, ſondern ihre Leiſtungen werden von den Engländern und eingebornen Americanern überboten, welche wegen ihrer höheren Bezahlung beſſer zu arbeiten gewohnt ſind, als die Deutſchen, und ſchon der Ruf der Engländer gibt dieſen den Vorzug über alle anderen Mitbewerber. — Agricultur iſt die angemeſſenſte Beſchäftigung für deutſche Auswanderer; denn es ſind nur wenig Beiſpiele vorhanden, wo ſie in der Eigenſchaft als Ackerbauer nicht ihr Fortkommen gefunden hätten. Aber jede anſtändige Beſchäftigung iſt ihres Lohnes unter ihren Landsleuten gewiß, welche immer geneigter ſind, Deutſche als Americaner zu unterſtützen.

Ich rathe daher den deutſchen Auswanderern, bei ihrer Ankunft in America nicht länger in den großen Seeſtädten zu verweilen, als erforderlich iſt, um die nöthigen Lebensmittel für ihre Reiſe nach Weſten einzukaufen; denn jede Minute, die ſie dort zubringen, iſt für ſie ein reiner Verluſt an Zeit und Geld, und deßwegen ein Hinderniß ihres endlichen Erfolges.

Als Bauer des Bodens haben ſie die beſte Hoffnung auf Erfolg; denn kein anderes Land hat dieſelben Hülfsquellen, oder belohnt ſo reichlich die Induſtrie Einzelner, wie die des ganzen Volkes. Als Ackerbauer haben die Deutſchen einen entſchiedenen Vortheil über alle anderen europäiſchen Anſiedler; denn ſie finden Freunde, Bekannte — ja ſelbſt eine Heimath in drei oder vier der größten und fruchtbarſten Staaten der Union. Dort iſt die deutſche Sprache kein Hinderniß ihres Fortkommens; denn Tauſende um ſie herum ſprechen keine andere. Dort finden ſie deutſche Zeitungen, deutſche Kirchen und deutſche Schulen. Ihre Diener der Gerechtigkeit ſind Deutſche, ihre Aerzte, und wenn ſie ſo unglücklich ſeyn ſollten, ihrer zu bedürfen — ihre Advokaten. Es wird ihnen ſcheinen, als ob ein Theil ihres eigenen Vaterlandes, wie durch Zauberei, nach der neuen Welt verpflanzt worden wäre; ſie werden dieſelben friedlichen Wohnungen,

dieſelben Kornfelder, dieſelben Obſtgärten, und jetzt ſogar dieſelben Reben finden. Jeder Gegenſtand, den ihr Auge faßt, wird ſie an die Träume ihrer Kindheit erinnern, und ihre Liebe zu ihrem Wahlland vermehren. Der Friede, die Ruhe und das häusliche Glück der Deutſchen wird ſich ihren Sinnen entfalten — nur der Vor- und Hintergrund wird undeutlich und verwiſcht ſeyn — ſie werden weder Satrapen noch Bettler ſehen.

Es bleibt mir nur noch übrig, einige Worte über die Aufnahme der Italiener, Spanier und Portugieſen zu ſagen. Praktiſch gibt es kein Vorurtheil gegen einzelne Perſonen irgend einer Nation; aber theoretiſch herrſcht in den Vereinigten Staaten wie in England und dem ganzen nördlichen Europa eine beſondere Abneigung gegen Südländer, welche immer mehr oder weniger den Individuen zum Nachtheil gereicht. Der Krieg in Texas iſt nicht geeignet, dieſe Vorurtheile zu mildern, ſo wie die neuere Geſchichte Italiens keineswegs die Achtung der Engländer für die Italiener vermehrt hat. Es iſt etwas in den Sitten, Gebräuchen und Neigungen dieſer Nationen, was den Gefühlen des Nordens widerſtrebt; ja es iſt ſogar in ihrer Freiheitsliebe das, was einen Americaner ſchaudern macht. Die Zahl der Spanier und Portugieſen in den Vereinigten Staaten iſt nur ſehr gering, und wird ſich unter den gegenwärtigen Umſtänden nicht leicht vermehren. Sie ſind eben ſo wenig mit den Einrichtungen des Landes zufrieden, als das americaniſche Volk mit ihnen, und kommen erſt dann nach America, wenn jedes andere Unternehmen mißlungen iſt. Aber deſſen ungeachtet gibt es einige ſehr achtbare ſpaniſche Familien in allen Seeſtädten der Union, und eine bedeutende Anzahl im Staate Louiſiana. Dort ahmen ſie die Sitten der Americaner nach, und, Vermögen durch Thätigkeit erwerbend, lernen ſie die Gebräuche der Americaner achten und lieben.

## Viertes Capitel.

Americaniſche Theater. — Schauſpieler. — Komiker. — Americaniſcher Witz. — Muſik. — Malerei. — Allgemeine Bemerkungen über die ſchönen Künſte.

Die Americaner, als ein Volk, haben keine große Luſt an dramatiſchen Vorſtellungen, obſchon jede große Stadt der Union mit einem

oder mehreren großen Schauspielhäusern versehen ist. An der Ausstattung dieser Gebäude zeigen die Americaner oft viel Eleganz, und in New-York und Philadelphia sind sie mit Geschmack verziert. Boston hat zwei Theater, New-York drei, und eine italienische Oper, Philadelphia drei, Baltimore eines, Washington eines, Cincinnati eines, und die Stadt Neu-Orleans besitzt außer dem englischen Schauspielhaus ein sehr gutes französisches *Vaudeville* und eine *Opéra comique*. Die Sänger der letzteren verlassen Neu-Orleans im Sommer und geben Vorstellungen in allen bedeutenden Städten des Nordens, welche daher außer den englischen Schauspielen, auf eine Zeit wenigstens, ein französisches Theater besitzen.

Alle diese Einrichtungen scheinen den Beweis zu liefern, daß die Americaner Interesse an dramatischen Vorstellungen finden, aber wenn wir die finanziellen Operationen der Theaterunternehmer untersuchen, müssen wir entweder schließen, daß sie den Geschmack des Volkes nicht hinlänglich kennen und nähren, oder daß die Americaner noch nicht gewohnt sind, sich auf diese Art zu unterhalten.

Ich halte dafür, daß der Fehler nicht so sehr in den Theaterunternehmern, als in den Sitten des Volks liegt. Die Americaner lieben keine Art von öffentlicher Lustbarkeit, und unterhalten sich am besten mit Geschäften. Ihr Vergnügen besteht in fortwährender Arbeit, und ihre Abende verleben sie so einfach wie möglich zu Hause in ihren Familien, oder unter ihren Freunden. Die beständige öffentliche Aufregung, verursacht durch ihre politischen Verhandlungen, die Größe ihrer Nationalunternehmungen, und die unaufhörliche Thätigkeit aller Classen machen Ruhe und Erholung weit wünschenswerther, als jede neue Aufregung, wäre es auch nur zum Vergnügen. Die Americaner sind noch zu jung, sie sind selbst noch zu thätige Schauspieler in dem historischen Drama ihrer unermeßlichen Republik, um sich mit der Betrachtung der Welt zu ergötzen, wie sie von der Schaubühne zurückgeworfen wird. Noch ist nichts „faul im Staate," ihren Geschmack für Tragödie zu nähren.

Auch sind theatralische Vorstellungen den religiösen Doctrinen der Mehrzahl der Americaner zuwider, und stehen beinahe immer im Widerspruche mit ihren häuslichen Einrichtungen und Sitten. Darum sieht man so wenig Damen in den americanischen Schauspielhäusern, und das zu ofte Besuchen derselben gereicht auch den Männern zu keiner besondern Empfehlung. In vielen Städten, wo

Theater eingeführt gewesen, sind sie durch den Einfluß der Geistlichkeit wieder verbannt worden, und es gibt in America christliche Gemeinden, welche ihren Gliedern gänzlich verbieten, sich in Schauspielhäusern zu zeigen.

Unter diesen Umständen machen die americanischen Theaterunternehmer fast nie gute Geschäfte, außer wenn englische Schauspieler ankommen, was denn nicht nur einzeln, sondern in Massen geschieht. Einige davon, wie z. B. Herr Power und Mlle. Fanny Kemble (jetzt Mrs. Butler), haben sogar Werke über America geschrieben, und zur Unterhaltung des Publicums auch außer dem Schauspielhause beigetragen.

Aber obgleich viele englische Schauspieler in America Glück gemacht haben, schreibt sich ihr Erfolg doch nicht von dem Geschmack des Volkes an dramatischen Vorstellungen her. Es ist hauptsächlich Neugierde, und kein besonderes Interesse an der Vorstellung, welche dann die Americaner reizt, und sie gehen ins Theater, mehr um zu sehen, was den Engländern gefällt, als um sich zu unterhalten. Sobald aber ihre Neugierde befriedigt ist, beschränken sie sich wieder auf ihr häusliches Leben, und überlassen das Drama den Schauspielern. Die Ausstellung eines gelehrten Elephanten oder eines wohlabgerichteten Hundes hätte dieselbe Wirkung hervorgebracht; und unter allen in America zur Schau ausgestellten Dingen hat keines ein so zahlreiches und fashionables Publicum auf so lange Zeit angelockt, als die Mälzel'sche Schachfigur und „der Brand von Moskau." Aber Herr Mälzel, der diese Wunder den Americanern zeigte, ist ein sehr angenehmer Wiener, der mit einem breiten freundlichen Lächeln die ersten Bänke in seinem Saale den Kindern anwies, und sie dabei regelmäßig mit Zuckerbackwerk fütterte. Die Kinder begehrten nun täglich den Automaten zu sehen, und die Eltern und Ammen mußten natürlich mitgehen, um sie zu hüten. Man sagt, daß Herr Mälzel in Boston, Philadelphia und New-York allein 10,000 Pfund Sterling eingenommen habe. Jetzt ist er in Südamerica, wo er weniger glückliche Geschäfte machen dürfte.

Zudem war der Mechanismus des Automaten den Americanern eine Aufgabe, die sie sehr interessirte, und ihr mechanisches Genie zeigte sich bei dieser Gelegenheit auf eine eclatante Weise. Kaum nämlich ward die Schachfigur des Herrn Mälzel im Publicum bekannt, so stand auch schon in New-York ein americanischer

Nebenbuhler auf, deſſen Einrichtung ganz der des europäiſchen Automaten gleichkam. Der Mechanismus war genau derſelbe, und die Figur ſelbſt wurde wie die deutſche, zuerſt mit der einen und dann mit der andern Thür geöffnet, vorgewieſen. Aber Herr Mälzel hatte den Triumph, ſeinen Nebenbuhler zu ſchlagen, oder ihn wenigſtens ſeine Ausforderung ablehnen zu machen, denn der Mann, der den americaniſchen Automaten lenkte, war kein ſo guter Spieler, als Herr Schlumberger, im Dienſte des Herrn Mälzel, deſſen Geſchicklichkeit im Schach lange Jahre hindurch von den Spielern des Café de Regence auf die Probe geſtellt ward. — Unter allen Schauſpielern und Actricen, welche von Zeit zu Zeit nach America kamen, hatte niemand ein ſo entſchiedenes Glück, als Miß Fanny Kemble; aber ſelbſt die perſönlichen und geiſtigen Reize dieſer talentvollen Schauſpielerin und Dichterin*) hatten einen fürchterlichen Nebenbuhler in dem Türken-Automaten des Herrn Mälzel.

Es ſcheint daher, daß die Americaner zwar manchmal willig ſind, ihr Geld auf Theater oder ſonſtige öffentliche Vergnügungen zu verwenden, daß aber Wenige von ihnen daran denken, Schauſpieler zu werden; daß ſie zwar gern ſich ſelbſt unterhalten, aber nicht gern Andern zur Unterhaltung dienen. Dieß iſt von einem jungen kräftigen Volk zu erwarten, deſſen Talente in Handel und Gewerben einen beſſern Lohn finden, als auf den Brettern, und deſſen Sitten und Erziehung dem vergleichungsweiſe müßigen Schauſpielerleben geradezu widerſprechen. Aber deſſen ungeachtet haben die Americaner einige gute Schauſpieler hervorgebracht, und an Komikern ſcheint es ihnen nie gefehlt zu haben, denn für die Komödie haben ſie eine entſchiedene Vorliebe.

Aber der Witz der Americaner iſt ſehr verſchieden von dem engliſchen, und mit wenigen Ausnahmen gänzlich ohne Humor. Nie ſah ich einen Americaner den breiten Humor John Bulls nachahmen, ohne daß er outré und unnatürlich ausfiel, aber immer glückte ihm ſarkaſtiſcher Witz und Satyre. Auch habe ich in America nie jenes laute Gelächter gehört, welches ein engliſcher Komiker ſeinen Zuhörern entlockt, denn die Americaner lachen nicht über ehrliche Grobheit oder gutmüthige Einfalt, und ſind unter allen

*) Sie ſchrieb das Drama „Francis I.“

Völkern der Erde am wenigſten fähig, jenen nichtsſagenden Witz nachzuahmen, den die Franzoſen la bagatelle nennen. Wenn Jonathan (ſo heißt der Americaner im Gegenſatz zu John Bull) lachen ſoll, muß man ihm einen Grund geben, oder er muß zu irgend einem Zweck lachen. Eine Aehnlichkeit findet ſich indeß immer zwiſchen ihm und ſeinem Bruder, dem Engländer: beide lachen gern auf Koſten ihrer Nachbarn. Engländer, Franzoſen, Holländer und Deutſche müſſen einer nach dem andern den Stachel des americaniſchen Witzes fühlen, und die verſchiedenen Nachkömmlinge dieſer Nationen in den Vereinsſtaaten liefern hiezu hinlängliche Anekdoten. Dafür haben die Deutſchen in Pennſylvanien, wie die Holländer in Neu-Jerſey, die Kreolen von Neu-Orleans, u. ſ. w. ihre Caricaturiſten, und werden ſucceſſive auf den americaniſchen Bühnen dem Publicum in den bunteſten Farben vorgeführt. Die Bewohner der weſtlichen Staaten ſind ganz beſonders der Gegenſtand unaufhörlichen Gelächters, und unter dieſen ſind die Kentuckier wegen ihrer Kühnheit und Naivetät die ausgezeichnetſten. Letztere ſind vielleicht die einzigen Americaner, welche Naturwitz mit Humor und guter Laune verbinden. Sie ſind die Irländer von America, über die alle Welt lacht, und die ſich wieder über die ganze Welt luſtig machen. Man erzählt ſich die beſten Anekdoten von ihnen, und die beſten Repartien ſchreibt man ihrem Mutterwitz zu. Gewöhnlich ſtellt man ſie verwegen in Unternehmungen, unerſchrocken in Gefahren, und eben ſo luſtig in Geſellſchaft dar, als die Söhne der „Smaragden-Inſel.“ Aber ſie haben dieſen Vorzug vor den Irländern, der ſich in ihrem ganzen Weſen zu erkennen gibt, daß ſie wiſſen, daß man ihr Verdienſt anerkennt und ihre Eigenheiten gern entſchuldigt, weil ſie oft das Product ausgezeichneter Tugenden ſind.

Der vorſpringendſte americaniſche Witz beſteht in ihren politiſchen Caricaturen, welche die ganze Schneide der franzöſiſchen mit dem Kern und dem Gewicht der engliſchen verbinden. Ich erinnere mich vieler von ihnen, welche wirklich außerordentlich ſcharfſinnig waren, und vom Volke eben ſo leicht gefaßt und verſtanden wurden, wie die franzöſiſchen von den Pariſern. Ich will hier nur ein Beiſpiel anführen, welches wenigſtens die Fähigkeit der Americaner beweiſt, Charaktere zu zeichnen. Ehe die Zwiſtigkeiten der Vereinigten Staaten mit Frankreich gütlich beigelegt waren, erſchien in America eine Caricatur, den General Jackſon vorſtellend, wie er

mit seinem Stocke dem König der Franzosen droht, in seiner Linken aber einen Sack mit der Aufschrift: 25,000,000 Franken hält, und die Worte spricht: „Es ist gut, daß Du mich bezahlt hast, oder bei dem Ewigen" — — — *), wozu der König von Frankreich sich verneigend und mit der Hand abwehrend spricht: „Es bedarf hier keiner weitern Entschuldigung, mein theurer General, ich bitte Sie, lassen Sie das."

Aber ungeachtet dieses Witzes lachen die Americaner doch weniger als die Engländer und Franzosen, und gebrauchen die Satyre nur, um sich Genugthuung zu verschaffen, oder einen Feind zu demüthigen. Deßwegen haben wenig englische Komiker das americanische Publicum auf längere Zeit unterhalten, und ihre eigenen Landsleute müssen ebenfalls an gutem Erfolg verzweifeln.

Ich kenne keinen mitleidswürdigeren Gegenstand als einen Komiker auf einer americanischen Bühne. Er soll beständig witzig seyn, aber doch niemand beleidigen. Alles, was er thut oder sagt, soll auf etwas abgezielt seyn, aber wo er sich hinwendet, ist er sicher zu beleidigen und das Gewitter über seinem Kopf zusammenziehen zu sehen. Er soll Politiker seyn, aber keine Partei verunglimpfen; er soll die Launen und Schwachheiten der Damen lächerlich machen, aber keine der Anwesenden beleidigen; er soll dem Geschmack der Reichen huldigen, welche seine Talente am besten belohnen können, muß sich aber hüten, den Zorn der Armen zu reizen, denn sonst wird er ausgepfiffen, und muß, wenn es zu spät ist, seinen Vorwitz bereuen.

Deßwegen werden so wenig Charaktere auf den americanischen Bühnen gut gegeben, unter welchen der eines Matrosen immer am meisten gefällt. Auch der irländische ist in letzterer Zeit populär geworden; aber seit Power in diesen Rollen aufgetreten, können nur wenig Americaner darin auf Glück hoffen. Daher sind Calembourgs (Puns) die gewöhnliche Aushülfe americanischer Komiker in Verzweiflung. Aber dieß ist eine Art Witz, welche immer, früher oder später, Ekel erregt, und eine solche Verschiedenheit der Objecte erfordert, daß er nicht leicht zu ersetzen

*) „By the Eternal" war der gewöhnliche Schwur des Generals Jackson.

iſt, wenn er ſich einmal auf irgend einen Gegenſtand ergoſſen hat. Die Anſtrengungen eines ſolchen Witzlings, um die Ebbe und Fluth ſeines Geiſtes zu verbergen, ſind unangenehm ſtörend, und benehmen ſeinen Einfällen den größten Theil ihres Effects. Auch kann ein Punſter nicht immer neu und erfolgreich ſeyn, und der üble Eindruck eines ſchlechten Calembourgs oder eines bereits gebrauchten und abgenützten, zerſtört oft alles Vergnügen über die gelungenen. Wir können denſelben Charakter hundertmal gezeichnet ſehen und uns noch immer an ihm ergötzen, aber niemand kann ohne Ekel demſelben Wortſpiel mehr als einmal zuhören.

In der Muſik ſcheinen die Americaner beſſere Fortſchritte zu machen als in der Tragödie oder dem Luſtſpiel, und die Errichtung einer italieniſchen Oper in New-York, in einem Styl, der jeder europäiſchen Oper Ehre machen würde, beweiſ't wenigſtens den guten Willen eines Theils der Einwohner zur Verfeinerung des Geſchmacks nach Kräften beizutragen. Das italieniſche Opernhaus in New-York wurde in einem prachtvollen Styl erbaut; Sänger wurden mit großen Koſten aus Italien nach America gebracht, das Orcheſter füllte ſich mit vortrefflichen Muſikern aus Frankreich und Deutſchland, kurz man ließ nichts ungethan, was das Volk anſprechen und ſeinen Beifall erregen konnte. Aber die Preiſe der Logen und des Parterre's waren zu hoch (gerade das Doppelte anderer Theater) und die Vorſtellungen nicht genug variirt, den Americanern Geſchmack abzugewinnen. Das Unternehmen fiel daher unglücklich aus und verurſachte den Theilnehmern einen bedeutenden Verluſt. Die Haupturſache dieſes Mißglückens war aber in jedem Fall die Sprache, welche der bei weitem größere Theil der Zuhörer beinahe gar nicht verſtand, und welche den Americanern doch nicht ſo wohltönend vorkam, als das Engliſche.

Aber wie man auch das americaniſche und engliſche Volk (denn in dieſer Beziehung glaube ich iſt John Bull nicht beſſer als ſein Bruder Jonathan) wegen dieſer Gemeinheit des Geſchmacks verhöhnen mag, bin ich doch der Meinung, daß ihr Wohlgefallen an Dingen, die ſie verſtehen, ihrem Verſtande nicht zur Unehre gereicht, und wenigſtens eben ſo werthvoll iſt, als der geheuchelte Geſchmack jener ausgezeichneten Bewunderer der italieniſchen Oper, welche ſie bloß beſuchen, weil es Mode iſt. Die Muſik ſpricht freilich nicht direct zum Verſtande, ſondern afficirt ihn

mittelbar durch das Gefühl; aber ich sehe nicht ein, wie der Verstand überhaupt darüber urtheilen kann ohne das Mittel der Sprache. Ich weiß wohl, daß es Viele gibt, welche glauben, die Musik habe gar nichts mit dem Verstande zu thun, und daß Harmonie und Melodie eine Art angenehmer Empfindung hervorbrächten, der einer Katze ähnlich, welcher man die Ohren streicht.

Aber es gibt noch Andere, welche — vielleicht mit größerem Recht — glauben, daß die Musik fähig sey, die verschiedenen Zustände des menschlichen Gemüths auszudrücken, so daß der Zuhörer gewissermaßen gezwungen wird, mit dem Tonsetzer oder Musiker zu sympathisiren. Nach ihrer Meinung ist die Oper als ein musicalisches Drama zu betrachten, in welchem Melodie und Harmonie den Platz der Declamation einnehmen, und seine Vollendung, als ein Kunstwerk, hängt daher vorzüglich von der Uebereinstimmung der Musik mit dem Text ob. — Deßwegen bewundern sie noch immer die Compositionen Mozart's und Beethoven's, und ziehen sie den brillanteren Werken Rossini's und Bellini's vor. Sie verlangen von einer Ouverture, daß sie eine eigentliche Introduction zur Oper sey, und das Gefühl der Zuhörer auf die folgende dramatische Handlung vorbereite, zu der sie der Inder seyn soll. Daher preisen sie die Ouverture zu „Don Juan" und „Fidelio," und kritisiren die der „Gazza ladra" und „Tancredi," als sich wenig zu dem Sujet der Handlung eignend. Auch sehen sie kein besonderes Wunder in der Ouverture zu Don Juan, welche Mozart in einer Stunde, gerade vor der Aufführung der Oper componirte, weil er eigentlich bloß den Inhalt eines Werkes schrieb, mit dem er als Autor vertraut seyn mußte. Selbst dem Orchester meinten sie, konnte es nicht schwer fallen, sie vom Blatte zu spielen; denn da sie die Oper selbst bereits einstudirt hatten, war ihnen das Thema der Ouverture hinlänglich bekannt. Unsern modernen Tonsetzern und Spielern, setzen sie hinzu, würde es in ähnlichen Umständen schon etwas schlechter gehen.

Diese Theorie, wenn sie anders wahr ist, enthält eine hinlängliche Apologie des americanischen Geschmackes, welcher sich nicht für die italienische Oper erklärt. Wenn die Vollkommenheit einer Oper in der Uebereinstimmung der Musik mit dem Texte besteht, dann verloren die gutmüthigen Zuhörer in New-York aus Unkenntniß der Sprache wenigstens die Hälfte des Vergnügens, und zahlten

für die übrigbleibende Hälfte doppelt so viel, als für einen ganzen Genuß in einem anderen Theater. Das Verhältniß war wie eins zu vier, verglichen mit den englischen Schauspielhäusern, und daher viel zu unmathematisch, solche feine Rechner wie die Americaner zu befriedigen.

Ein schöner Gesang, dessen Worte wir nicht verstehen, bringt am Ende doch keinen größern Effect hervor, als griechische Jamben, wenn man ihren Sinn nicht versteht. Wir könnten uns an ihrer Harmonie und an ihrem Versbau ergötzen, aber wir könnten unmöglich ihre Uebereinstimmung mit dem Inhalt des Gedichts verstehen, und würden dadurch um den besten Theil des Genusses betrogen seyn. Welche Meinung auch Leute von Geschmack und Verfeinerung über diesen Gegenstand hegen mögen, ich werde es immer für eben so ungerecht halten, den Geschmack eines Menschen zu verdammen, weil er nicht den Alltagshuldigungen italienischer Opern beistimmt, als ihn des Blödsinns in der Literatur anzuklagen, weil er kein Vergnügen an dem Original-Text eines Schriftstellers findet, dessen Sprache er nicht versteht.

Aber man muß nicht etwa glauben, daß weil die Americaner keinen Geschmack an der italienischen Oper gefunden, sie deßwegen gleichgültig gegen Musik überhaupt sind. Sie sind im Gegentheil leidenschaftliche Liebhaber derselben, sättigen aber ihr Verlangen auf eine weit einfachere und nützlichere Art. Sie ziehen vor, selbst Musik zu lernen, und zahlen lieber ihre Meister für den Unterricht, als für ihr Spiel.

Die meisten italienischen und deutschen Tonkünstler und Sänger, welche zuerst in den Vereinigten Staaten Concerte gaben, wurden später Musiklehrer, und haben in dieser Eigenschaft nicht nur ihr Fortkommen gefunden, sondern sich sogar ein anständiges Vermögen erworben. Das Fortkommen der Lehrer muß man den raschen Fortschritten der Zöglinge zuschreiben, welche sich nur durch ihre Liebe für Musik erklären lassen.

Es fehlt auch bei Opern, welche in englischer Sprache vorgetragen werden, nicht an Zuhörern, und die Namen der besten italienischen, deutschen und französischen Tonsetzer sind auf diese Weise den Americanern eben so bekannt geworden, als europäischen Dilettanten. „Der Freischütz," „der Barbier von Sevilla," „la dame blanche," „Fra Diavolo" und „Gustavus" haben

alle auf der americanischen Bühne Glück gemacht, und ich könnte hinzufügen, daß Madame Malibran selbst durch das Beifallklatschen des americanischen Publicums in die musikalische Welt eingeführt wurde.*)

Die allgemeine Vorliebe der Americaner ist jedoch für Kirchen-Musik, und es gibt bereits in allen großen Städten der Union Gesellschaften zu ihrer Aufmunterung und Ausbildung. Unter diesen sind die „Haendel und Haydn society", und die „Musical fund society" die vorzüglichsten, nicht nur in Bezug auf ihre Organisation, sondern auch durch den Kunstsinn und die Geschicklichkeit ihrer Präsidenten. Letztere zählt unter ihren Gliedern nicht nur eine große Anzahl deutscher und französischer Dilettanten, sondern auch mehrere americanische Tonkünstler, deren Talente durch öftere Concerte und Oratorien beständig geübt werden. Auch setzt die Gesellschaft jedes Jahr großmüthige Preise auf die besten Compositionen in den verschiedenen Zweigen der Tonkunst.

Aber eine Thatsache ist besonders merkwürdig, in der Haendel and Haydn society in Boston, daß ihre Mitglieder meistens aus Gewerbsleuten bestehen, welche Musik zu keinem anderen Zweck betreiben, als weil sie sie wirklich lieben, und sie in ihren Kirchen einführen wollen. Gesang ist daher ihr Hauptgegenstand, und die Chöre der beste Theil ihrer Oratorien. Dieser Geschmack ist gewiß sehr löblich, und dieß um so mehr bei einer Menschenclasse, der man sonst eben keinen besonderen Geschmack in den Künsten zutraut.

Es ist wirklich ein sonderbares Schauspiel, die Compositionen der alten deutschen Tonkünstler von einer Gesellschaft ehrlicher Handarbeiter in der neuen Welt aufführen zu sehen, während sie in Deutschland kaum noch gebildete Zuhörer finden, so lange Lanner und Strauß alle Stände tanzen machen. Das tiefe Gemüth der Deutschen scheint durch eine sonderbare Revolution in die Fersen versetzt zu seyn, wo es unaufhörlich dieselben wüthenden kreisförmigen Bewegungen hervorbringt, die man in America nur an den Dampfmaschinen bewundert. Selbst die classischen Mozart'schen Opern

*) Ich weiß recht gut, daß Madame Malibran zuerst in England auftrat; aber sie gefiel damals nicht so sehr als später in den Vereinigten Staaten.

verſchwinden nach und nach von den deutſchen Bühnen, um in England betteln zu gehen, und es iſt gewiß keine Uebertreibung, wenn ich es als meine aufrichtige Meinung anführe, daß die beſten Compoſitionen von Mozart und Beethoven Engländern und Americanern vertrauter werden, als ihren eigenen Landsleuten.

In americaniſchen Privatgeſellſchaften zeichnen ſich nur die Damen durch muſikaliſche Talente aus, die Herren ſpielen höchſtens die Flöte. Während meines langen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten habe ich keinen einzigen americaniſchen Violinſpieler gehört. Die Damen, welche überhaupt mehr Zeit auf ihre Erziehung verwenden, ſind auch in dieſer Beziehung den Männern überlegen, und ſpielen oft ſehr gut Clavier, Guitarre und wohl auch die Pedal-Harfe. Die Damen von Philadelphia und Baltimore ſind die gebildetſten in den Künſten, und haben nicht nur angebornen Geſchmack für Muſik, ſondern auch die beſten deutſchen Lehrer. Sie ſind zum Theil ſelbſt deutſcher Abſtammung, welches viel zu ihrer Vorliebe für den „Einklang ſüßer Töne“ beiträgt; und die größere Wärme des Klima's ſcheint ihre Neigung zur Harmonie eher zu ſtärken, als zu ſchwächen.

Im Ganzen glaube ich, daß die muſicaliſchen Talente der Americaner höher ſtehen, als die der Engländer, beſonders die der mittleren und ſüdlichen Staaten, wo ſie durch den Einfluß europäiſcher Einwanderer beſtändig geſteigert worden ſind. Die Engländer werden ſo lange die beſte Muſik hören, als ſie willens ſind, ſie zu bezahlen; aber die Americaner werden ſie bald ſelbſt machen. Die Engländer werden ſtets die größten Conſumenten muſikaliſcher Talente bleiben, aber die Americaner werden ſie ſelbſt erzeugen.

Kein Uebergang ſcheint natürlicher als der von Muſik zur Malerei, und ich will daher auch über dieſen Gegenſtand Einiges bemerken. So viel mir bekannt, iſt in America kein Mangel an Talent, weder für Zeichnung noch Malerei; aber bis jetzt iſt noch nichts für die Aufmunterung der Künſte gethan. Die Erziehung eines americaniſchen Künſtlers mit Ausnahme einiger mittelmäßigen Zeichenlehrer, iſt gänzlich ihm ſelbſt überlaſſen, oder ſeinem Schickſal das ihn beſtimmt nach Europa zu reiſen, um die älteren Meiſter zu ſtudiren. Noch exiſtirt keine öffentliche Galerie in irgend einer der großen Städte der Union, zu welcher ein junger Maler freien Zutritt hätte, oder wo er ſich einen guten Geſchmack erwerben könnte; ja es gibt

nicht einmal eine Malerſchule, oder ſonſt eine öffentliche Lehr-Anſtalt einer höheren Ordnung, Talente dieſer Art zu entwickeln und zu nähren, und doch haben die Americaner einige ausgezeichnete Künſtler hervorgebracht, bei welcher Gelegenheit ich bloß die Namen von Stewart und Weſt anzuführen brauche. Erſterer war einer der beſten Portraitmaler ſeiner Zeit; letzterer iſt zu wohl bekannt, als daß er eines Commentars bedürfte. Mr. Alſton aus Cambridge in New-England iſt durch ſein eigenes Genie ein hiſtoriſcher Maler von hohem, poetiſchem Schwung geworden, und Mr. Harding, welcher früher Soldat und dann Anſtreicher geweſen, iſt ohne alle Beihülfe als die ſeines eigenen Genie's einer der vorzüglichſten americaniſchen Portraitmaler geworden. Er ging nach England um zu lernen und ſein Talent auszubilden, gefiel aber dort ſo allgemein und bekam ſo viel zu thun, daß er nicht nur ſeinen Zweck erreichte, ſondern auch den Grund zu ſeiner pecuniären Unabhängigkeit legte.

Wo ſich Talent durch ſolche Hinderniſſe durcharbeitet, und zuletzt über alle Schwierigkeiten triumphirt, die es auf ſeinem Wege findet, muß es wirklich ächt und kräftig ſeyn, und den Schluß rechtfertigen, daß mit etwas mehr Aufmerkſamkeit von Seite des Volks, und einigen zweckmäßigen Inſtituten für Erziehung der Künſtler, America auch in dieſer Beziehung bald mit Europa wetteifern würde. Deutſche und Franzoſen haben oft bemerkt, daß America noch lange kein Feld für den hiſtoriſchen Maler ſeyn wird, und dieß mag auch für die nächſten fünfzig Jahre wahr ſeyn; aber man könnte fragen, in welchem Theile von Europa ſeinen Talenten Gerechtigkeit widerführe. Wo ſind die hiſtoriſchen Maler in Europa, die in dieſem Zeitalter politiſcher und mechaniſcher Reform gewiß ſind, nicht Hungers zu ſterben?

Mit Ausnahme des bayeriſchen Hofes genießen dieſe Opfer eines heiligeren Geſchmacks keine königliche Gunſt, obſchon ihre Werke und ihr Ruhm bis in alle Ewigkeit leben mögen. Die Aufmunterung welche Engländer von Rang und Vermögen (die Deutſchen haben nicht einmal das Geld dazu, dieſem Zweige der Kunſt welche angedeihen laſſen, beſchränkt ſich auf den Ankauf einiger Original-Gemälde für ihre Galerien. Dieß iſt eine Art die Kunſt zu unterſtützen, zu welcher hohe Gönner immer bereiter ſind, als ein junges Talent zu erheben. Eine ſchöne Gallerie wird von Allen angeſtaunt und bewundert, und zeugt von dem guten Geſchmack des Eigenthümers,

aber das Geld, welches man auf die Künstler selbst verwendet, trägt nicht immer Interessen, und nährt weniger die Eitelkeit des Gönners.

Auch sind die Erzeugnisse der heutigen Schule, ungeachtet aller Anstrengungen unserer Künstler, nur ein schwacher Widerschein des Ruhms längst vergangener Zeiten. Weder das Gefühl noch die Einbildungskraft, noch der Geschmack unserer jungen Künstler gleichen denen der alten Meister, begeistert durch ihren Glauben und ihre religiöse Andacht. Ihre Gemälde sind daher nicht Personificationen der Gottheit, sondern höchstens leidliche Copien prosaischer Originale, oder der Welt, wie sie unseren Sinnen erscheint, ungeschmückt mit dem was Goethe vielleicht den Heiligenschein der italienischen Schule nennen würde. Der Mysticismus der katholischen Gottesverehrung, wie er im Mittelalter existirte, und der Spiritualismus jenes Zeitalters gaben dem Genie des Malers eine höhere Richtung, und stempelten seine Werke mit einer besonderen Würde des Charakters, welche sie ewig vor allen anderen Kunstwerken auszeichnen wird.

Dasselbe gilt von den architektonischen Ueberbleibseln jener Periode. Alle tragen die historischen Merkmale ihres Zeitalters, und stellen eher — wenn mir der Ausdruck erlaubt ist — Ideen als Objecte vor, die mit den Sinnen aufgefaßt werden können: Der Gedanke ist in Allen größer als die Form, durch die er ausgedrückt ist, und die Eigenheiten des Künstlers verschwinden in der Größe seines Gegenstandes. Ich glaube in diesem besteht der eigentliche Vorzug der älteren vor den neueren Schulen; aber es ist ein Vorzug, welcher mehr der Zeit angehört, als den Künstlern, die in ihr lebten, und diese zurückzurufen steht nicht in der Macht des erhabensten Gönners der schönen Künste.

Unsere jetzigen Künstler bewegen sich in einer engeren Sphäre. Ihr Reich erstreckt sich nicht über die Menschheit hinaus ins Unendliche, und ihre Ideen sind deßhalb gemeineren Ursprungs. Sie mögen uns die Menschheit in den schönsten Formen zeigen, aber höher vermag ihre Phantasie sich nicht aufzuschwingen, und wenn wir ihre Werke betrachten, fühlen wir uns unsichtbar an die Erde gekettet. Sie haben zwar noch immer Reize für unsere Sinne, aber es fehlt ihnen jener Ideenadel, und der Geist des Göttlichen, der über den Gemälden der alten Meister schwebt.

Auch sind unsere jetzigen Verehrer der Kunst nicht mehr von jenem Geist beseelt, der die Völker des Mittelalters charakterisirte. Unser Zeitalter ist das der demonstrativen Philosophie, gänzlich entgegengesetzt den sanften Sympathien eines gläubigen Gemüthes. Unser Verstand ist jetzt eher gewohnt, abstracte Formen und Ideen durch logische Beweisgründe aufzufassen, als durch die Schönheit und Harmonie der Natur zu einem höheren Glauben geleitet zu werden; aber im Verhältniß als wir unseren Verstand ausbilden, verliert das Gefühl seine Gewalt uns zu leiten, und unsere Einbildungskraft selbst wird schwächer und abgestumpft.

Darum unterhalten uns unsere jetzigen Künstler mehr mit Gegenständen aus dem bürgerlichen Leben, anstatt unserer unlauteren Einbildungskraft mit Engeln, Genien und Heiligen beschwerlich zu werden; und was kann in dieser Beziehung angenehmer seyn, als das Portrait eines Freundes oder unserer eigenen Vollkommenheiten. Portraitmalerei ist jetzt der Hauptzweig der Kunst geworden, gegen welchen alle anderen nicht bloß untergeordnet erscheinen, sondern ohne den kein anderer auf Erfolg rechnen darf.

Der Künstler hat deßwegen nicht mehr die Wahl des Subjects, sondern verwendet sein Talent wie ihm geboten wird, und statt seinem eigenen Genie und seiner Einbildungskraft zu folgen, ist er gezwungen, dem besonderen Geschmack seines Gönners zu huldigen. Die Kunst ist auf diese Weise populär geworden, aber mit der größeren Zahl ihrer Verehrer ist auch ihre Heiligkeit verschwunden. — Sie spricht zwar Allgemein mehr an, ist aber weniger fähig Einzelne zu beherrschen, und anstatt uns mit Dingen über uns zu unterhalten, steigt sie zu uns herab.

Darum ist die Portraitmalerei so allgemein geworden. Wir werden kaum satt, uns in einem Spiegel zu betrachten, der doch unser Bild ohne Schmeichelei zurückwirft und uns täglich die sichtbaren Merkmale der Zeit und der Zerstörung zeigt, um wieviel mehr muß uns erst ein Portrait gefallen, welches nie altert, und uns immer unter der günstigsten Combination des Lichtes und der Haltung vorstellt; die Schwäche ist verzeihlich und schmeichelt unserer Eitelkeit. — Was kann einem Manne von Geschmack lieber seyn, als der Welt einige Spuren seiner ephemeren Existenz zurückzulassen, und, durch einen Günstling der Musen unsterblich gemacht, in einer Galerie unter einem ganzen Himmel von Göttern und Göttinnen

zu hängen — den ſüßen Troſt ins Grab zu nehmen, daß ſein Bildniß, wenn Generationen vergangen ſeyn werden, noch immer mehr werth ſeyn dürfte, als das Original? — Trägt er eine Uniform, eine Biſchofsmütze, oder irgend eine andere Decoration, die ihn von dem Reſte der Menſchheit unterſcheidet, dann iſt nur von Zeit zu Zeit ein Staubpinſel nöthig, um ſeine Verdienſte in den ſchönſten Farben einer bewundernden Nachwelt zu zeigen; und wenn ſein Name auch nicht in Marmor gegraben wird, hat er doch die Hoffnung, daß einer ſeiner Freunde ihn in Stahl oder Kupfer graben wird, „nach einem Original-Gemälde von Sir Thomas Lawrence.“

Wir ſind zu egoiſtiſch geworden, die Werke der alten Meiſter auch nur zu verſtehen, viel weniger ſie nachzuahmen. Unter den Hunderten, welche jährlich Rom und Florenz beſuchen, mit dem löblichen Vorſatz, ihren Geſchmack zu bilden, iſt kaum Einer, deſſen Gemüth fähig iſt, den Geiſt der alten Meiſter und das Ueberirdiſche ihrer Phantaſie zu faſſen, oder die göttlichen Attribute der Wahrheit und Ewigkeit zu begreifen, welche überall ihren poetiſchen Menſchengeſtalten aufgedrückt ſind. Aber ohne mit den Meiſtern der alten Schule zu ſympathiſiren, können ihre Werke uns nicht begeiſtern. Wir mögen ſie analyſiren wie wir wollen, wir mögen zu den kleinſten Details hinabſteigen, die Seele wohnt in keinem Theil des Körpers, und wird ſich auf ewig unſeren anatomiſchen Unterſuchungen entziehen. Sie iſt zu göttlicher Natur, um an dem Meſſer eines modernen Secirers hängen zu bleiben. Die alten Maler haben gleiches Schickſal mit den alten Claſſikern, die man zwar der Erudition wegen kennen muß, aber deren Werke ohne Commentar nicht mehr verſtanden werden. Sie erregen zwar jetzt noch Bewunderung, aber erzeugen nicht länger jenes elektriſche Gefühl, welches die Alten zu heroiſchen Thaten antrieb.

Wenn dieß das Schickſal der Meiſter iſt, welche in den Augen der Menſchen erhaben ſind, was ſollte erſt ein Anfänger hoffen können? Wohin ſoll ſich ein junger Künſtler wenden, ſein Herz und ſeinen Geiſt vor dem wachſenden Egoismus der Welt zu bewahren? Wo ſind die heiligen Myſterien der Religion, und der Zauber einer Geiſterwelt, ſeine Einbildungskraft zu befruchten, in einer Zeit des Unglaubens und der materiellen Philoſophie? Urſache und Wirkung wahrer Größe in der Kunſt ver-

ſchwinden zu gleicher Zeit vor unſerem Geſchlecht, und der erhabene Schüler des göttlichen Meiſters ſinkt herab zum Copiſten — der rothen Naſe ſeines Gönners.

Der große Vorzug der Europäer in den ſchönen Künſten beſteht hauptſächlich in den vielen Galerien, Sammlungen von Kunſtwerken und den Schätzen, welche in den Kirchen Italiens aufgehäuft ſind. Dieſe werden wahrſcheinlich nicht nur von den Americanern unerreicht bleiben, ſondern auch von europäiſchen Künſtlern aller Zeitalter und Geſchlechter. Sie ſind jetzt mehr die Gegenſtände der Ruhmſucht und der Eitelkeit ihrer Eigenthümer, als der wirklichen Verehrung des Genie's ihrer Meiſter.

Unſer jetziges Zeitalter iſt das der Wiſſenſchaften, und nicht der ſchönen Künſte. Die ewigen Wahrheiten der Natur und des Schöpfers der Natur, welche die Künſte beſtimmt ſind, in Formen zu offenbaren, ſind nicht mehr Gegenſtände frommer Myſtik, ſondern die der philoſophiſchen Anſchauung und der mathematiſchen Demonſtrationen geworden. Unſer Geſchlecht kann nicht mehr gerührt werden mit dem was es nicht begreift und nicht überzeugt, außer durch logiſche Beweiſe. Daher ſchreiben ſich die Fortſchritte der mathematiſchen und Naturwiſſenſchaft, und die Abnahme der Poeſie und ſchönen Künſte. Das Aggregat menſchlicher Kenntniſſe iſt vermehrt und die Lage des Menſchengeſchlechts über allen Vergleich verbeſſert, aber die feineren Gefühle des menſchlichen Herzens abgeſtumpft, und die heilige Furcht vor der Geiſterwelt verwandelt in eine ſelbſtgefällige Behaglichkeit über die Unterjochung der lebloſen Natur.

Im Verhältniß als der Verſtand und die Urtheilskraft ausgebildet werden, wird die Einbildungskraft in ihrem Fluge gehemmt, und mit ihr die Künſte, deren Seele ſie iſt. Je genauer ein Ding definirt iſt, deſto weniger Raum hat die Einbildungskraft, es zu verſchönern oder zu vergrößern, und der einmal an mathematiſche Beweiſe gewöhnte Verſtand verirrt ſich nicht leicht wieder in das Reich der Träume.

Jedes Urtheil hat immer mehr oder weniger von der Natur der Kritik, und beſteht in einer analytiſchen Function des Geiſtes, welche eher zergliedernd und tödtend wirkt, als verſchiedene Theile zu einem harmoniſchen Ganzen verbindet. In jedem Kunſtwerk

ist im Gegentheil, die Einheit aller Theile, die Totalität des Eindrucks die Hauptsache, welcher alle anderen untergeordnet seyn müssen. Das Genie des Künstlers ist erzeugend, und sein Product sogleich ein vollkommenes Ganzes; das Reich der Wissenschaften ist das Universum, und die Mittel seiner Erforschung eine endliche Intelligenz. Der Gelehrte kann deßhalb nur verbinden was da ist, aber nie ist er im Stande, etwas Eigenes hinzuzufügen, oder einen Gegenstand weiter auszubilden. Schritt für Schritt muß er die Natur erobern; ein Gedanke muß den andern erzeugen, und nur durch ihre mühselige Verbindung offenbart sich endlich die Wahrheit.

Aber der Charakter der Wissenschaft ist Gewißheit und ihr Lohn das Bewußtseyn von Kraft. Ihre Anwendung ist allgemein, und verbessert überall den Zustand der Menschen. Die Künste können auch in einem despotischen Staate blühen, aber das Licht der Wissenschaft kann sich über kein Volk verbreiten, ohne es den Sklavenketten zu entreißen. Die Künste können zu gemeinen und schmutzigen Zwecken mißbraucht werden, aber jede Wissenschaft veredelt den Menschen, und das Forschen nach Wahrheit gründet das dauerndste Glück. Monarchen mögen die Künste beschützen — Republiken müssen die Wissenschaften ehren.

Im Verhältniß als die Wissenschaften vorwärts schritten, sind die Künste zurückgeblieben; aber erst nach der Abnahme der letzteren hat sich America zu einem unabhängigen Staate emporgeschwungen. Das Kunstalter Europa's war verblüht; schon die Gründung der Vereinigten Staaten verdanken wir dem Protestantismus in der Religion wie in der Politik. — Dort gab es keine römischen und griechischen Alterthümer, den Geschmack für die Künste zu wecken, und die wilden Schauspiele der Indianerkriege forderten andere Kräfte und Talente als die, welche im Schooß der Musen spielen.

Kaum war America seinem Untergang entgangen, so erschütterte die französische Revolution die Welt mit ihren Siegen und Theorien. America mußte sich zum zweitenmal zum Kriege rüsten, und es sind jetzt kaum zwanzig Jahre, daß es ununterbrochenen Frieden genießt. Aber was sind zwanzig Jahre in der Geschichte der Künste eines Volkes? und was waren die Fortschritte der Kunst während dieser Periode in Europa? Laßt die Frage in diesem

Lichte erſcheinen, und die Antwort wird ſeyn, daß, verglichen mit früheren Zeiten, die Künſte in Europa weniger blühen, während ſie in America wenigſtens vorwärts ſchritten, ungeachtet des gänzlichen Mangels aller Unterſtützung der Künſtler.

## Fünftes Capitel.

Americaniſche Literatur. — Ihre Beziehung zur engliſchen Journaliſtik. — Tagspreſſe. — Stadt- und Landzeitungen. — Ihr Einfluß auf die politiſchen Ausſichten der Nation.

„Das Ende des Revolutionskrieges," ſagt der gelehrte Autor der Männer und Manieren in America, „ließ die Vereinigten Staaten mit einer Bevölkerung ſtufenweiſe civiliſirt von Sclaven bis zu Pflanzern. Die Skala ging niedrig genug, aber unglücklicherweiſe nicht hoch genug. Der größten Maſſe der weißen Bevölkerung in den nördlichen Staaten fehlte es keineswegs an derjenigen Bildung, welche ihren Umſtänden angemeſſen war. In einem Lande, in welchem man drückende Armuth nicht kannte, konnten der allgemeinen Verbreitung des Elementar-Unterrichts nur wenig Hinderniſſe im Wege liegen. Aber zwiſchen den Kenntniſſen der reicheren und ärmeren Claſſen herrſchte keine große Ungleichheit. Wo die Nothwendigkeit der Arbeit Allen auferlegt war, konnte man nicht erwarten, daß man nach jenen Zweigen der Wiſſenſchaften früge, welche mit den Geſchäften des bürgerlichen Lebens nichts gemein hatten. — Dem Indigo- und Tabak-Pflanzer, dem Baumfäller des Weſtens und dem Verkäufer von Stahl und langen Waaren, mußten die Literatur und Verfeinerung nothwendigerweiſe unbekannt ſeyn. In ſeiner ganzen Bevölkerung hatte America keinen einzigen Gelehrten, im höheren Sinne des Wortes, und hätte man alle Bücher ſeines Territoriums zu einer National-Bibliothek vereinigt, ſo wäre noch immer darin kein hinlänglicher Stoff vorhanden geweſen, einen Gelehrten zu bilden.

* * *

„Kurz der Zuſtand der americaniſchen Geſellſchaft iſt ein ſolcher, welcher für ein ſo unverkäufliches Ding, als abſtracte Wiſſenſchaf-

ten, keine Zeit übrig läßt. Für das Studium ſolcher Gegenſtände iſt es nöthig, daß der Gelehrte — angemeſſene Zuhörer finde — obſchon wenige *); er muß wenigſtens auf Mitgefühl rechnen können, wenn auch nicht auf Unterſtützung — und gewiß würde er keines von beiden in den Vereinigten Staaten finden.

* * *

„Ich weiß wohl, daß man mir entgegnen wird, daß der Zuſtand, den ich beſchreibe, vergänglich iſt, und daß wenn die Bevölkerung zunehmen wird, und geſteigerte Mitbewerbung Handel und Agricultur weniger einträglich gemacht haben werden, das Studium der Wiſſenſchaft und Literatur einen hinlänglichen Theil des National-Talentes beſchäftigen wird. — Ich hoffe, daß es ſo ſeyn wird; aber deſſen ungeachtet kann ich nicht umhin zu bemerken, daß bis jetzt keine Annäherung an einen ſolchen Zuſtand zu bemerken iſt. In der gegenwärtigen Generation der Americaner kann ich noch keine Symptome von zunehmendem Geſchmack oder höherem Aufſchwung des Geiſtes entdecken. Im Gegentheil bin ich unwiderſtehbar von der Thatſache überzeugt, daß ſie ganz und gar unter jener ſteht, deren Platz ſie im Laufe der Begebenheiten einzunehmen beſtimmt iſt. Verglichen mit ihren Vätern, nehme ich keinen Anſtand, den jüngeren Theil der höheren Claſſen für weniger liberal, weniger aufgeklärt, weniger geſellſchaftlich gebildet, und gewiß weniger gefällig in Ton und Manieren zu erklären, als ihre Vorfahren.“ —

So endigt ſeine Discuſſion über americaniſche Literatur, in welcher kein einziges Buch und kein Autor genannt iſt, ſeine Ausſagen zu bekräftigen, von denen man nicht einmal wüßte, daß ſie auf Literatur Bezug haben, wenn der Titel den Leſer nicht darauf aufmerkſam machte. Jede Meinung, die er ausſpricht, iſt rein aus der Luft gegriffen, und bloß das Echo ſeiner eigenen Gefühle und Vorurtheile.**) Der gelehrte Autor gibt uns den augenſcheinlichen

*) That the proficient „should fit audience find, though few.“

**) Mit Ausnahme von dem, was er von den Manieren der jungen Leute aus „höheren Ständen“ anführt. Aber in America ſtehen die Kinder der höheren Claſſen nicht nur hinter ihren Eltern, ſondern auch hinter den Kindern der niederen Claſſen. Die thätigſten

Beweis von der Philoſophie, die man auf Reiſen erwirbt, und wie die innerſten Gedanken und Motive einer Nation vom Poſtwagen aus betrachtet werden können. Nichts in der That iſt natürlicher, als daß ein Menſch, der entweder aus Neigung oder Gewohnheit republicaniſche Einrichtungen haßt, in allgemeinen Ausdrücken gegen ihren gefährlichen Einfluß deklamire; aber ſo wie er anfängt Thatſachen aufzuführen, die er nur vom Hörenſagen kennt, wird er den beſonderen Ton ſeines Gefühls verrathen und ſich in Ungereimtheiten und Widerſprüche verwickeln.

America zählte am Schluſſe ſeiner Revolution unter ſeiner Bevölkerung nicht nur Gelehrte, ſondern Männer des höchſten und reinſten Genie's — Benjamin Franklin und Thomas Jefferſon würden ſich durch ihre Schriften und ihre Philoſophie unſterblich gemacht haben, auch wenn keiner von beiden je über den politiſchen Horizont ſeines Vaterlandes emporgeſtiegen wäre. Die Theorie der Elektricität des erſteren allein wäre hinlänglich geweſen, ihn als eines der ſchärfſten logiſchen Genie's zu bezeichnen, welches je der Wiſſenſchaft zur Zierde gereichte, und hätte ſeinen Ruhm der Nachwelt hinterlaſſen. America hatte berühmte öffentliche Redner, wie James Otis, und Patrick Henry, den ſelbſt Byron den Waldgebornen Demoſthenes hieß *), und bewies die Tugend und Weisheit ſeiner

---

und unternehmendſten Kaufleute von New-York und Boſton ſind nicht Söhne reicher Bürger. Auch waren die Namen der berühmteſten americaniſchen Staatsmänner nicht in den faſhionablen Geſellſchaften bekannt, ehe ihr Ruhm ſie mit der Geſchichte ihres Vaterlandes verband. Talent und Genie ſind ſelten erblich, und in einem Lande, wo jeder durch eigene Thatkraft und Verſtand vorwärts ſchreitet, darf es uns eben ſo wenig befremden, den Sohn eines Reichen hinter ſeinem Vater zurückſtehen, als den Sprößling armer Eltern zu Würden und Reichthümern emporſteigen zu ſehen.

*) Henry, the forest-born Demosthenes,
Whose thunder shook the Philip of the seas.
Byron.

Die Americaner erzählten, daß kein Stenograph ſeine Reden ſchreiben konnte, weil er ſie alle zwang, inne zu halten und ihm zuzuhören. — Als vor Ausbruch der Feindſeligkeiten das Volk noch immer auf die Widerrufung der Stempeltaxe durch das Parlament hoffte, rief er es zu den Waffen, mit den Worten: „The next gale which sweeps from the East will bring the roar of English canon

Geſetzgeber in ſeiner Verfaſſung. John Edwards, William Douglas und William Bartram hatten ſich durch ihre Schriften berühmt gemacht, und der Letztere, ein Quäker von Pennſylvanien, wurde von Linnäus „als der größte natürliche Botaniker in der Welt“ erklärt. Thomas Godfrey aus Philadelphia iſt der Erfinder des dem Schifffahrer unſchätzbaren Inſtrumentes, welches ſpäter unrichtiger Weiſe Hadley's Quadrant genannt wurde. David Rittenhouſe erfand eine neue Methode des Differential-Calculs, und Timothy Cutler, Eliſha Williams und Thomas Clap von der Univerſität Yale waren ihrer claſſiſchen Gelehrſamkeit wegen berühmt. Im Jahre 1761 beobachtete der Profeſſor Winthorp an der Univerſität Harward auf Befehl der Provinzial-Regierung von Maſſachuſetts, von der Küſte Neufundlands, dem weſtlichen Theile der Welt, den Durchgang der Venus, von welchem aus das Ende geſehen werden konnte, und erwarb ſich durch ſeine Relation hierüber die vollkommenſte Zufriedenheit ſelbſt der engliſchen Gelehrten. Alles dieß beweiſ't ohne Zweifel, daß dem Indigo- und Tabaks-Pflanzer, dem Baumfäller des Weſtens und dem Verkäufer von Stahl- und langen Waaren die Verfeinerung der Literatur nothwendigerweiſe unbekannt ſeyn mußten.

Herr Hamilton erklärt die Kindheit der Literatur in den Vereinigten Staaten durch den Zuſtand der americaniſchen Geſellſchaft und beſonders durch ihre republicaniſche Regierungsform. Laßt uns ſehen, wie ſein Urtheil mit der Geſchichte America's übereinſtimmt! Laßt uns fragen, was England für die geiſtige Emancipation ſeiner Colonien gethan hat, und ob das Forſchreiten der Künſte und Wiſſenſchaften durch die Unabhängigkeits-Erklärung gehemmt oder befördert worden iſt.

Wir finden England in der früheſten Geſchichte ſeiner ameri-

---

to your ears.“ (Der nächſte Oſtwind wird euch den Donner der engliſchen Kanonen verkünden); und als wirklich noch während ſeiner Rede die Nachricht von dem Ausbruch des Bürgerkrieges und der Niedermetzlung der americaniſchen Milizen in Concord (New-England) einlief, rief er prophetiſch aus: „Oh glorious deaths! that make my country free!“ „O glorreicher Tod, der mein Vaterland frei macht!“ Merkwürdig iſt noch, daß Patrick Henry, wie Waſhington Irving, früher Kaufleute geweſen, und daß ſie vor Gründung ihres Rufes fallirt hatten.

caniſchen Colonien darauf ausgehend, ſie nicht durch größere phyſiſche Gewalt, ſondern durch geiſtigen Vorſprung vor den Anſiedlern zu regieren. Handel und Literatur waren Monopole Englands, deſſen Intereſſe es war, America von brittiſchen Manufacturen und Wiſſenſchaften abhängig zu erhalten. Dieſer Zuſtand der Knechtſchaft, der entehrendſte, der vielleicht exiſtirte, ward durch die ſtrengſten Geſetze aufrecht erhalten, und das Recht Bücher zu drucken und herauszugeben, manchen Colonien ſchon in ihrer Verfaſſungsurkunde verweigert.

Die Aufmunterung, auf welche americaniſche Künſtler und Gelehrte von England aus zu hoffen hatten, gab ſich auffallend durch das Betragen William Pitts (ſpäter Earl of Chatam) zu erkennen, welcher ſich weigerte, mit Benjamin Franklin ſich perſönlich zu beſprechen, ihm aber durch einen ſeiner Unter-Secretäre ſagen ließ, „daß er ihn für einen ordentlichen Menſchen halte.“ *) Franklin war damals im Zenith ſeines wiſſenſchaftlichen und politiſchen Ruhmes, und wenn er ſo ſchmeichelhafte Zeugniſſe ſeiner „Ordentlichkeit“ von Männern erhielt, die der americaniſchen Sache günſtig waren, **) was hatten erſt er und ſeine Collegen von der Eiferſucht und dem Neid ihrer politiſchen Gegner zu erwarten?

Das einzige literariſche Inſtitut, welches in America ſich der königlichen Hülfe ſchmeicheln konnte, war das Collegium von „William and Mary“ in Virginien, dem der König und die Königin, mehr noch aus politiſchen und religiöſen Gründen, als um die Wiſſenſchaften zu begünſtigen, ein bedeutendes Geſchenk machten. Als Dean Berkely (ſpäter Biſchof von Cloyne) nach America ging, um ein Seminarium zu gründen, beſtimmte zwar das Haus der Gemeinen die Summe von 20,000 Pfund Sterling zu dieſem Zwecke, aber ſie wurde nie ausbezahlt, ſondern ſpäter für die Colonie von Georgien beſtimmt, um eine Art Militärgränze für die Sicherheit der ſüdlichſten Staaten zu errichten. Gibſon, Biſchof von London, nachdem er Walpole oft mit dieſem Gegenſtand läſtig fiel, erhielt endlich folgende unceremoniöſe Antwort: „Wenn Sie dieſe Frage an mich als Miniſter ſtellen, dann muß ich Sie verſichern, daß das Geld

*) Pitt ſprach immer zu Gunſten der Colonien und gegen die widerrechtlichen Anmaßungen des engliſchen Parlaments.

**) Grahame's history of the United States.

ohne Zweifel bezahlt werden wird, sobald es das öffentliche Beste erlaubt; aber wenn Sie mich als Freund fragen, ob Dean Berkely in America bleiben und auf die 20,000 Pfund Sterling warten soll, dann rathe ich ihm, so schnell als möglich nach Europa heimzukehren, und seine gegenwärtigen Hoffnungen aufzugeben."

Der General-Procurator erklärte sich in noch bestimmteren Ausdrücken; denn als der Agent der Colonien zu ihm kam, seine Sanction zur Siegelung des königlichen Patents zu erhalten, welches das Geschenk von 20,000 Pfund bestätigte, und ihm den religiösen Grund ans Herz legte, daß es den Seelen der Colonisten zum Heil gereichen würde, bemerkte jener lakonisch: — „Was kümmern uns ihre Seelen, laßt sie Tabak bauen." *)

Johnston, Gouverneur von Nord-Carolina (der erste königliche Gouverneur, nach der Uebergabe des Freiheitsbriefes, der Eigenthümer jener Colonie), legte zwar dem Volke Taxen auf, um öffentliche Schulen zu gründen, verwendete aber das hiezu gesammelte Geld zu anderen Zwecken. Kaum aber war die Unabhängigkeit der Freistaaten von der Regierung Großbritanniens anerkannt, so gründete die gesetzgebende Versammlung von Nord-Carolina, „in der Ueberzeugung, daß die Wissenschaft mit Freiheit, Unwissenheit aber mit Knechtschaft innig verbunden sey," ein Seminarium in diesem Staat. — Die Universitäten von Yale und Princeton verdanken ihr Entstehen einzig und allein der Großmuth des Volkes, ohne Zuthun der englischen Regierung oder des englischen Monarchen. Harvard College wurde von den Puritaner-Vätern schon nach den ersten zehn Jahren ihrer Ansiedlung in America gestiftet, genoß aber nie die akademischen Ehren ähnlicher Institute in England, obschon mehrere Gesetze zu diesem Zweck in der gesetzgebenden Versammlung der Provinz Massachusetts durchgingen; denn das englische Parlament verweigerte ihnen allen seine Zustimmung, und bewies auch hier seinen Vorsatz, die geistige und nationale Volljährigkeit America's so weit als möglich hinauszuschieben. Die Herausgeber und Autoren von Zeitschriften wurden ins Gefängniß geworfen, und bis 1730 eine strenge Censur in New-England errichtet, welches damals die gebildetste Colonie war.

*) Der eigentliche Ausdruck war: „Gott verdamme ihre Seelen, laßt sie Tabak pflanzen."

„Das engliſche Parlament," ſagt Grahame, „ſcheint den Künſten und Wiſſenſchaften in den americaniſchen Colonien keine Aufmunterung gegeben zu haben, wenn man den einzigen Fall eines Geſchenks ausnimmt, welches William und Mary dem Collegium machten, das noch jetzt ihre Namen trägt. Die Politik, welche das Mutterland in dieſer Beziehung beobachtete, iſt ſehr klar von einem königlichen Gouverneur zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ausgeſprochen, wo er ſagt:

„Was das in Virginien errichtete Seminar betrifft, und andere Plane ähnlicher Natur, welche zur Verbreitung der Wiſſenſchaften in den Colonien vorgeſchlagen wurden, kann ich bloß im Allgemeinen erinnern, daß, obſchon das Mutterland von der Arbeit und dem Luxus ſeiner Colonien alles zu hoffen hat, ſich diejenigen doch getäuſcht fühlen dürften, welche glauben, daß die Fortſchritte der Literatur und der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften in unſeren Colonien dem brittiſchen Reiche nützlich werden können."

„Wir haben ſchon die Inſtructionen geſehen," fährt Grahame fort, „welche den königlichen Gouverneuren von ihrem Hofe mitgetheilt wurden — die vor und die nach der Revolution von 1688 — das Drucken von Büchern in den unter ihrer Jurisdiction gelegenen Diſtricten ſo viel wie möglich zu verhindern und zu erſchweren. Viele Geſetze wurden in New-England erlaſſen, um die literariſchen Privilegien der Univerſität Harvard zu erweitern, aber das brittiſche Parlament verweigerte ſie Alle."

Mit welchem Anſtrich von Gerechtigkeit dringt daher unſer Touriſt ſeine Bemerkungen über den damaligen Zuſtand americaniſcher Literatur und Wiſſenſchaft auf, und dieß um zu beweiſen, daß die republicaniſche Verfaſſung der Vereinsſtaaten den Fortſchritten der Gelehrſamkeit ein Ziel ſetze?

Auch verſichert Herr Hamilton ſeine Lehrer — nachdem er ſehr vernünftig über americaniſchen Madeira und Rehbraten geſprochen, denn dieſe Gegenſtände behandelt er gründlicher, als alles Uebrige — daß er in der gegenwärtigen Generation der Americaner keine Symptome von zunehmendem Geſchmack oder höherer Geiſtes-Ausbildung entdecken könne; im Gegentheil ſcheint er die Ueberzeugung zu haben, daß ſie ganz und gar hinter der ſteht, deren Platz ſie nach den Geſetzen der Natur einzunehmen be-

stimmt ist. Auf welche Thatsachen stützte er diese Behauptung? Haben die Americaner seit dem Revolutionskriege keine wissenschaftlich und literarisch gebildeten Männer hervorgebracht, deren Namen in Europa bekannt wären? — Keinen ausgezeichneten Schriftsteller, dessen Werke in England und auf dem Continente wieder aufgelegt wurden? Ein einziges Factum wird diese Frage besser beantworten, als alle Speculationen über diesen Gegenstand.

Der americanische „bookseller's advertiser" enthält folgende Liste verschiedener Publicationen im Jahre 1835, mit Ausnahme von Flug- und Zeitschriften oder neuen Auflagen. (Die erste Colonne enthält die Zahl der americanischen Original-Ausgaben, die zweite die Zahl der Nachdrucke fremder Werke, und die dritte die Total-Summe beider.)

| Gegenstand. | Americanische. | Englische. | Total-Summe. |
|---|---|---|---|
| Biographie . . . . . | 19 | 11 | 30 |
| Geschichte . . . . . | 4 | 8 | 12 |
| Reisen zur See und zu Land . . | 12 | 11 | 23 |
| Statistik und Handel . . . | 9 | 2 | 11 |
| Theologie . . . . . | 20 | 22 | 42 |
| Religion und häusliche Pflichten . | 15 | 15 | 30 |
| Miscellen . . . . . | 24 | 10 | 34 |
| Almanache . . . . . | 10 | — | 10 |
| Sittenlehre und Politik . . . | 5 | 3 | 8 |
| Jurisprudenz . . . . . | 9 | 3 | 12 |
| Medicin und Chirurgie . . . | 6 | 5 | 11 |
| Künste und Wissenschaften . . | 15 | 8 | 23 |
| Romane und Erzählungen . . | 31 | 33 | 64 |
| Gedichte . . . . . | 7 | 12 | 19 |
| Erziehung . . . . . | 60 | 15 | 75 |
| Kinderschriften . . . . . | 22 | 17 | 39 |
| | 268 | 175 | 443 |

In Allem 443 Werke in 547 Bänden. — Nehmen wir an, daß jede Auflage nur aus 1000 Exemplaren besteht, so ergibt sich (für das Jahr 1835) eine Summe von 547,000 Bänden mit Ausnahme von Flugschriften, Journalen und neuen Auflagen.

Hier bemerken wir hauptsächlich die Zunahme von Original-

Werken, anstatt der Abnahme, welche dem gelehrten Autor der „Männer und Manieren" auffiel. Im Jahre 1833 wurden in den Vereinigten Staaten ein Drittheil mehr fremde als einheimische Werke aufgelegt; aber im Jahre 1835 war das Verhältniß der letzteren zu den ersteren schon zu Gunsten der Americaner. Dieß beweis't, bemerkt ein deutscher Schriftsteller, *) daß die Vereinigten Staaten auf dem Punkt stehen, ihre eigene Literatur zu bilden, wenigstens in den soliden und nützlichen Zweigen der Erziehung. Diese Publicationen beweisen besser als alles Raisonnement, daß ein Autor, in America wenigstens, Leser findet, und daß er auf die Sympathie und die Unterstützung des Publicums rechnen darf; denn sonst würden die unternehmenden Americaner auf etwas Anderes denken, als Bücher herauszugeben, oder sie nachzudrucken.

Aber Herr Hauptmann Hamilton bemerkt anderswo in seinem Werke über die Vereinigten Staaten, daß literarische Beschäftigungen in America entehrend seyen, und daß er den Titel „Literator" („*Literary Gentleman*") in Washington einem Repräsentanten auf eine höchst *spöttische* Weise beilegen hörte. Dieß muß seinerseits ein grober Mißverstand gewesen seyn. Alle Parteien in den Vereinigten Staaten — die Machthabenden und die Verdrängten — sind stolz auf den literarischen Ruhm ihrer Vorkämpfer, aber beide verachten bloßen rhetorischen Schmuck. Das Ephitet „literarisch" wird manchmal ironisch einem Volksvertreter im Gegensatz zu *praktischem, gesundem Menschenverstand* beigelegt, welches wirklich der Fall war, als Herr Hamilton es auf dem Boden des Congresses aussprechen hörte; **) aber die Distinction ist nicht so absurd, als er glaubt; denn es gibt mehr als „einen Literatoren," auf den sie ganz gut paßt.

Ich wollte fragen, ob die Werke von Hillhouse, Bryant, Percival, Paulding, und besonders die von Washington Irving, und Fennymore Cooper so wenig in England bekannt sind, den

*) Im Journal „das Ausland."

**) Im Saale der Repräsentanten wie im Senat gibt es keine Rednerbühne. Wer das Wort hat, steht auf, entfernt sich aber nicht von seinem Platz. — Der technische Ausdruck des Sprechers des Hauses ist dann Herr * . . . . hat den Boden (Mr * . . . . has the floor).

Schluß des gelehrten Autors zu rechtfertigen, daß der Zustand der americanischen Gesellschaft der Literatur nie günstig seyn wird?

Was war der literarische und wissenschaftliche Zustand America's zur Zeit seiner Emancipation? und was ist er jetzt? Gibt es einen einzigen Zweig der Literatur, von der abstractesten Wissenschaft mathematischer Analyse bis zu den „schmerzbrausenden Balladen" und „den Blumengärten der Epigramme und Sonnette," in welchem die Americaner nicht wenigstens mit den Europäern wetteiferten?

Man könnte vielleicht einwenden, daß in allen diesen Zweigen sie noch die Nachahmer der Europäer sind. Zugestanden. Aber was sind fünfzig Jahre in der Geschichte der Literatur oder Wissenschaft eines Volkes, welches noch gegen die Natur und die Wilden kämpft? Nur ein kleiner Theil der Einwohner der Vereinigten Staaten hat bis jetzt feste Wohnsitze, die übrigen sind Nomaden oder Eroberer. Aber diese wandernden Stämme kennen den Werth der Literatur und Wissenschaft, und errichten überall, wohin sie gehen, Schulen und Bildungsanstalten für die Jugend. Alle anderen Nationen eroberten durch das Schwert und bezeichneten ihr Vorrücken mit Ruinen und Verwüstungen; die Americaner allein besiegen ihre Feinde durch Civilisation, und bezeichnen ihren Lauf durch moralische und religiöse Ausbildung. — Ihre Nationalentwicklung und die Ansiedlung der ersten englischen Colonisten sind sogar poetisch. — Poesie ist so innig mit der Menschheit verbunden, daß es kaum einen Gegenstand oder eine historische Begebenheit gibt, welche uns nicht ihre Gefühle einflößen könnte. Poesie ist im Lichte, in der Farbe, in den Tönen, in den Formen, ja selbst in den Zahlen. Die Schöpfung und Erlösung des Menschen ist die höchste, göttlichste Poesie in der Bibel; Newton wurde durch seine Optik der Philosoph und Dichter des Lichtes. Mozart und Chladni sangen, der eine aus Inspiration, der andere durch philosophische Combination, den Preis der Musik, und die Griechen gaben uns das vollkommenste Muster der Poesie der Formen. Das gigantische anti-diluvische Drama, mit seinen Vulcanen, Erdbeben und Fluthen die ganze Schöpfung verheerend, fand seinen Sänger in Cuvier, aber seine höchste Poesie besteht in Zahlen*) Der Spiritualismus des Mittelalters und die heilige Begeisterung der

*) Heine.

Folger Christi sind die Gegenstände der Walter Scott'schen Dichtungen, und der militärische Enthusiasmus des französischen Kaiserreichs und sein tragisches Ende erpreßten die Klagelieder Lamartine's. Die Colonisation von Neu-England durch die „Pilgerväter," ihre männliche Behauptung ihrer Rechte, und die Aufopferung der höchsten irdischen Güter für die bloße Theorie der Freiheit, war eines der größten und poetischsten Schauspiele der Welt. Der Kampf eines jungen unverdorbenen Menschengeschlechtes gegen die Riesenwälder und Ströme einer Urwelt, die Todesseufzer ihrer sterbenden Kinder, und der erhabene Enthusiasmus der Americaner für ihre stolze Republik sind das Thema der Poesie von Cooper. Was man auch von seiner Nachahmung Walter Scott's sagen mag, er ist original in seinen Scenen und Erfindungen, und wird stets ein Nebenbuhler dieses großen Meisters bleiben. Seine Werke wurden in alle europäischen Sprachen übersetzt, und werden ungeachtet der illiberalen Kritik seiner eigenen Landsleute gelesen und bewundert werden, so lange noch ein Herz für Freiheit schlägt. Was auch die Americaner jetzt von ihrem Cooper denken mögen, er ist doch der männlichste und nationalste Repräsentant ihrer Literatur, und wird es lange bleiben.*)

Washington Irving's Styl ist gerundeter und eleganter, aber seine Bilder sind klein, und er ist am glücklichsten in seinen Skizzen. — Sein „Sketch-book" hat unter allen seinen Werken die meisten Auflagen erlebt, und unter seinen Romanen ist sein letzter, „Astoria," am wenigsten gelungen. Der Held desselben ist kein anderer als ein steinreicher Mann in New-York, der sich besonders durch Errichtung eines ungeheuren Wirthshauses berühmt gemacht hat. Man hat ihm mit Recht den Vers aus der Fudge family vorgeworfen:

> Papa was all the while in the secret 'tis clear:
> 'tis a shopman he meant, by a Brandenburg, dear!

Seine Kenntniß — und ich möchte sagen Vorliebe für europäische Charaktere, gefällt den Americanern, die sich geschmeichelt fühlen, ihn unter die ersten classischen Schriftsteller unsers Zeitalters gezählt zu sehen.

*) Die Werke Cooper's sind in America schärfer recensirt worden als in Europa, weil er stets ein eifriger Anhänger der demokratischen Partei war, welche erst kürzlich den Sieg über alle andern davontrug.

James Paulding ist ebenfalls einer der fruchtbarsten americanischen Romanschreiber. „The Dutchman's fireside," „John Bull in America," „Westward Hoe," u. s. w. sind in England wohl bekannt, und ehrenvolle Zeugnisse eines descriptiven Genie's. Er hat auch mehrere Theaterstücke geschrieben, und eine Parodie auf Walter Scott's „Lay of the Minstrel," die er „Lay of the Scotch fidler" nannte.

Unter den lyrischen Poeten America's behauptet James G. Percival unstreitig den ersten Rang, obschon Bryant und Dana mehr Geschmack und einen gerundeteren Styl besitzen. Er hat einen ruhigen contemplativen Geist, eine lebhafte Einbildungskraft, einen männlichen Styl und ein tiefes patriotisches Gefühl, was sich nur in den Werken Fennymore Cooper's wiederfindet. Seine Gedichte „Clio" in drei Bänden wurden in England neu aufgelegt, und er war der Coadjutor von Noah Webster in der Herausgabe seines großen Dictionnairs. — Bryant war auf kurze Zeit Herausgeber und Verleger der „New-York Evening Post," des demokratischsten Blattes der ganzen Union, und George Dana der Herausgeber des „North American Review." Das beste Prosawerk des Letzteren ist „The man of leisure," und unter seinen Gedichten verdient der „Buckaneer" wirklich die Auszeichnung, die ihm von seinen americanischen Lesern widerfährt.

John Howard Payne und Hillhouse sind die Koryphäen der dramatischen Literatur von America. Das beste Werk des Letzteren ist „The last judgment," Percy's mask" und „Hadad." Die Schauspiele von Payne, von welchen das Londoner Athenäum mit ziemlicher Unwissenheit sagt, daß sie im älteren Shakspeare'schen (!) Styl geschrieben seyen, erschienen zuerst in England, machten aber kein großes Aufsehen. — Der Autor ist seitdem nach America zurückgekehrt, wo man ihm in New-York ein öffentliches Mittagessen und in New-Orleans eine Benefice-Vorstellung gab, wobei einige seiner Stücke vor den schönsten und fashionabelsten Damen jener Stadt aufgeführt wurden.

Außer diesen Autoren gibt es noch eine Menge, mit deren Namen das brittische Publicum vertraut ist. Miß Segurney, Miß Sedgwicke (Verfasserin von Hope Leslie), Mrs. Child (besonders als moralische und poetische Schriftstellerin bekannt) und Charles Brockden Brown (Verfasser von Edgar Huntley,

einer äußerſt gelungene Novelle, Carwin und Wieland) bedürfen meines Lobes nicht. Nathaniel P. Willis, der jüngſte der americaniſchen Sänger, hat in England Ruhm und der Minne Preis geerntet, und Herr Theodor F. Fay iſt als Autor von „Norman Leslie“ hinlänglich bekannt.*) Mrs. Child hat erſt vor vier Monaten einen neuen philoſophiſchen Roman (Philothea) geſchrieben, voll von claſſiſchen Kenntniſſen und jenem Geiſte der höheren Sittlichkeit, der alle ihre Schriften auszeichnet.

In dem Gebiete der Wiſſenſchaften und der Erziehung hat ſich eine große Zahl Americaner nicht nur durch das Verfaſſen von Schulbüchern, ſondern auch durch Werke in den höheren Zweigen der Wiſſenſchaft rühmlich ausgezeichnet. Die philoſophiſchen Schriften von Couſin ſind hauptſächlich auf Veranlaſſung eines Deutſchen in Boſton ins Engliſche überſetzt worden, und Dr. Nathaniel Bowditch hat die beſte Ueberſetzung von La Place's Mécanique céleste mit Noten und Figuren geliefert (dieſe fehlten bekanntlich im Original), welche beinahe die Hälfte des Werkes einnehmen. **)

Wären dieſe Werke Erzeugniſſe einer Originalſprache, ſo würden alle europäiſchen Philoſophen ohne Zweifel zugeſtehen, daß ſie die hinlänglichſten Elemente einer National-Literatur enthalten; aber in einer europäiſchen Sprache geſchrieben, drängt ſich uns unwillkürlich ein feindſeliger Vergleich auf, und wir erklären ſie — vielleicht gegen unſere Abſicht — als Nachahmungen der claſſiſchen, engliſchen Literatur. Die Americaner werden im Verhältniß ihres wachſenden Reichthums und ihrer ſtets zunehmenden Macht auch das Feld ihrer Literatur erweitern. Ihre Schriften werden von dem Geiſte der Freiheit beſeelt ſeyn, welcher in ihrem Vaterlande weht; ihre Einbildungskraft wird die Rieſenſcenen der neuen Welt abſpiegeln, gegen welche die europäiſchen (mit Ausnahme

*) Erſt vor ungefähr zehn Monaten in London erſchienen.

**) Herr Hamilton, der es den Americanern nicht verzeihen kann, daß ſie ſich Mathematiker nennen, ohne La Place geleſen zu haben, und Philoſophen, ohne Couſin zu verſtehen, ſcheint von dieſen Werken wenig gewußt zu haben, denn die Boſtoner Ueberſetzung von Bowditch iſt beſſer als die Dublinſche von Sharp (die einzige, die mir in engliſcher Sprache bekannt iſt), und von den Werken Couſins iſt noch gar keine Ueberſetzung in England erſchienen.

der Schweiz) nur als Miniaturgemälde erſcheinen; ſie werden ihre epiſche, lyriſche und dramatiſche Poeſie beſitzen, aber die Engländer werden ſie immer als Anhang zur engliſchen betrachten.

America hat einen europäiſchen Urſprung, eine europäiſche Sprache und eine europäiſche Civiliſation; drei Umſtände, welche es immer mit Europa verbinden und eine gewiſſe Reciprocität zwiſchen beiden Welttheilen begründen werden. Jeder gute engliſche Schriftſteller wird in America geleſen werden, wie die Werke gediegener americaniſcher Dichter jetzt ſchon in allen engliſchen Bibliotheken anzutreffen ſind. Waſhington Irving und Cooper werden eben ſo ſehr in England geleſen, als Walter Scott und Bulwer in America, und es iſt kein Grund vorhanden, warum dieſe Reciprocität nicht auch in Zukunft beſtehen ſoll.

Aber die engliſchen Claſſiker Shakſpeare und Milton werden ſtets das Vorbild der Americaner bleiben, wie ſie jetzt noch das Ideal der Deutſchen ſind. Das Genie hat kein Vaterland und iſt an keinen Boden gebunden. Seine Wirkung iſt univerſal, und kann nicht von einem Lande ausgeſchloſſen werden, wie eine verbotene Waare. Aber wo es einmal Zutritt hat, erregt es Bewunderung, und von Bewunderung zur Nachahmung iſt der Uebergang viel zu natürlich, als daß man glauben könnte, die Americaner würden von der Regel eine Ausnahme machen. Auch verſchwinden nach und nach die Volksunterſchiede zwiſchen den Europäern und Americanern. Die Grundſätze und Denkungsart der letzteren haben auf England zurückgewirkt und breiten ſich täglich mehr und mehr über die ganze Welt aus.

Auch die europäiſchen Völker ſind ſich gegenſeitig näher getreten. Welche Aenderung gewahren wir nicht in dieſer Beziehung in den Gefühlen der Engländer und Franzoſen? Welche in den Deutſchen? Aber muß nicht jeder ſolche Wechſel einen bedeutenden Einfluß auf die Literatur dieſer Völker ausüben? Liefern nicht die Schriftſteller jener Nationen uns hievon das augenſcheinlichſte Beiſpiel? Ein gebildeter Engländer und ein Deutſcher ſind jetzt weniger von einander verſchieden, als es zur Zeit der americaniſchen Revolution ein Engländer und ein Americaner waren; und es herrſcht eine größere Aehnlichkeit zwiſchen den Werken Byron's, Schiller's und Lamartine's als zwiſchen Shakſpeare und Racine. Aber wenn die Literatur eines Volkes, welches eine verſchiedene Sprache

ſpricht, nach und nach ihre nationalen Eigenthümlichkeiten verliert, was ſollen wir für den literariſchen Zweig einer und derſelben Sprache hoffen können?

Ein anderer Umſtand, welcher in America den Aufſchwung einer nationalen unabhängigen Literatur hemmt, iſt der beſtändige Umgang mit Europa. Die Nationalunterſchiede eines Volkes — die ſich immer wieder in ſeiner Literatur abſpiegeln — gründen ſich gewöhnlich auf Vorurtheile oder religiöſen Aberglauben. Beide verſchwinden vor der Philoſophie und Religion des jetzigen Jahrhunderts und den auf Erfahrung und Beobachtung gegründeten Kenntniſſen.

Die National-Eigenheiten der Engländer, Franzoſen und Deutſchen ſtammen nicht aus der Periode ihrer Civiliſation, ſondern aus der ihrer Barbarei. Der kriegeriſche Charakter der Franzoſen iſt der der alten Gallier, die volksthümlichen Eigenſchaften der Engländer ſind jetzt noch ſächſiſch, und der National-Charakter der Deutſchen iſt immer noch derſelbe, wie wir ihn von Tacitus beſchrieben finden.

Die Vereinigten Staaten waren ſchon in ihrem Urſprung civiliſirt. Die erſten Anſiedler fühlten, dachten und glaubten wie ihre Brüder in Europa, oder waren wenigſtens von jenen nicht genug verſchieden, bleibende Nationaleigenthümlichkeiten zu begründen: die Volksſtämme, welche ſich ihrer Ausbreitung entgegenſetzten, und die ſie durch das Schwert zu erobern hatten, waren nicht ſtark und mächtig genug, ſie zu heroiſchen Thaten anzuſpornen. Es war kein Zug der Argonauten, um das goldene Vließ zu holen — es war nicht einmal eine Eroberung wie die von Mexico. Die nordamericaniſchen Indianer waren ein herabgewürdigtes Volk, ohne Geſchichte oder Tradition. Sie ſcheinen der Ueberreſt einſt mächtiger Nationen geweſen zu ſeyn, welche durch innere Kriege oder verheerende Seuchen in das größte Elend verſunken waren. *) Kein Ruhm knüpft ſich daher an ihre Unterjochung; es war der Sieg der Civiliſation über die Barbarei wilder Völkerſtämme. Keine homeriſche Poeſie verewigt die Eroberung des americaniſchen Bodens, und ihre Geſchichte

*) Ihre Religion, ihre Gewohnheiten und ſelbſt ihr Muth ſchienen dieſe Muthmaßung zu begründen. Auch ſprechen alle Nachrichten der erſten Anſiedler von einer Seuche, welche den größten Theil der Indianer vor ihrer Ankunft hinweggerafft haben ſollte.

Neal's history of New-England.

ist bloß merkwürdig durch ihren Zusammenhang mit der europäischen. — Die Unterdrückungen von Europa bevölkerten die americanische Wildniß, und der Widerstand gegen Europa führte die Americaner in den Rang der Nationen ein. Vor dieser Periode war America eine europäische Provinz, und seine Geschichte ein Anhang zur englischen. America genoß das politische Leben einer Nation, ehe es ein historisches durch Zeugung hatte. Keine mythologische Fabel verhüllt seinen Ursprung; — seine Kinder stammen nicht von den Göttern der Erde, oder der Sonne; es sind andächtige Christen, welche sich von einfachen Colonisten durch einen einzigen Sprung zur kräftigen National-Unabhängigkeit emporschwangen. Wären die Indianer bei der Ankunft der Europäer in America ein starkes, wohlorganisirtes Volk gewesen, welches durch Vermischung mit den Colonisten die Sitten der letzteren geändert, und von ihnen als Ersatz europäische Bildung erhalten hätte, dann wäre vielleicht in America eine eigene, von der englischen verschiedene Nationalliteratur entstanden; aber sie würde die der Indianer geworden seyn, und nicht der Ansiedler. — Die Vermischung selbst hätte die Unabhängigkeit Jahrhunderte lang hinausgeschoben, und statt ihrer ein neues Feudalsystem gegründet.

Ein anderes Mittel, National-Unterschiede auszugleichen, besteht in der Verbreitung der Wissenschaften. Der Gelehrte gehört keinem Lande an, und hat keine Vorurtheile außer zu Gunsten derer, die ihm in den Wissenschaften vorangehen. — In der natürlichen Entwickelung eines Volkes kommen die Künste vor den Wissenschaften, wie die Poesie vor der Prosa; in America sind die Wissenschaften den Künsten vorangegangen, und haben dem Volke die zarte Empfänglichkeit für Dichtung benommen, Rousseau's Motto:

„Plus qu'on raisonne, moins qu'on aime."

findet nicht bloß auf die Menschen, sondern auch auf die Natur seine Anwendung. Der heilige Schauer und die Poesie, mit welchen die Natur eine kindliches Gemüth erfüllt, sind keine Begleiter der demonstrativen Philosophie der Naturwissenschaften, und ihre Schrecken hören auf erhaben zu seyn, wenn sie die Entdeckungen Franklin's unschädlich machen.*) Die Wissenschaften, die uns lehren, die Natur

*) Was kann wohl prosaischer seyn, als die Donnerkeule Jupiters mit einem Blitzableiter aufzufangen.

unſerem Willen zu unterwerfen, wirken zerſtörend auf die Einbildungskraft und das Univerſum ſelbſt erſcheint kleinlich in der Geſtalt einer Himmelskugel. Selbſt das Studium der Aſtronomie vermindert die poetiſche Größe des Himmels, indem ſie das unendlich Erhabene und Unbegränzte dem Calcul des unendlich Kleinen unterwirft.

„So unermeßlich iſt, ſo unendlich erhaben der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeiſt zog auch den Himmel herab.“

Die Americaner als ein Volk betrachtet, ſtehen keiner europäiſchen Nation in den Wiſſenſchaften nach, denn nicht nur ſind die nützlichen Zweige derſelben in den Vereinigten Staaten weiter verbreitet und angewandt, als ſelbſt in England und Frankreich, ſondern ſelbſt ihre abſtracteſten und ſchwierigſten Theile von competenten Männern gelehrt und getrieben. Die Zahl der Gelehrten in America iſt bis jetzt freilich geringer als die der europäiſchen; aber ſie ſind dennoch hinlänglich der Nation einen wiſſenſchaftlichen Charakter aufzudrücken. Aber Gelehrte, wie ich vorhin bemerkte, gehören keinem Lande ausſchließlich an, und ſind nicht fähig der Literatur einen nationalen Charakter einzuprägen. Sie mögen einen edlen Wetteifer erregen, und zur allgemeinen Geiſtesbildung beitragen, ſind aber unfähig, jene bleibenden Unterſchiede und Eigenthümlichkeiten hervorzubringen die wir gewohnt ſind, von der Nationalliteratur eines Volkes zu fordern.

America hat nicht die verſchiedenen Grade von Civiliſation durchlaufen, wovon jeder ſeine hiſtoriſchen Denkmäler und ſeine eigenen Eindrücke auf das Volk zurückläßt. Die Americaner hatten kein religiöſes oder geſelliges Band, das ſie zu einer Nation vereinigte, ehe ſie ſich gemeinſchaftlich zum Widerſtand gegen England entſchloſſen. Es war der Genius der Freiheit, der America eine unabhängige Exiſtenz gab, und von ihm allein können wir daher nationale Erzeugniſſe erwarten. Es iſt das Land der Vereinigung, das Bekenntniß, die Religion und das Leben der Americaner und zugleich das, was ſie vor anderen Völkern auszeichnet.

Aber der Genius der Freiheit, obſchon er in America ſeine Wohnung aufgeſchlagen, überſchattet auch einen großen Theil von Europa. England, Frankreich und der ganze Weſten folgen ſeinem Aufruf, und der Dichter Europa's von derſelben Muſe begeiſtert, kniet an demſelben Altar und verehrt denſelben Gott. Auf dieſe

Art sind die Americaner kein eigenes Volk, sondern die Repräsentanten eines politischen Systems geworden. Jedes europäische Volk hat dort seine Repräsentanten — alle Sprachen werden gesprochen, und die Geschichte jeder Nation ergießt sich in die von America.

Dieses riesenhafte Conglomerat, während es uns die künftige Macht der Vereinigten Staaten verkündet, während es die Geschichte aller Zeiten und Klimate zu wiederholen sich anschickt, ist dessen ungeachtet eine der Hauptursachen, warum America bis jetzt keine Nationalliteratur hat. Aber der Gährungsstoff, der die kleinsten Theile dieser Masse durchdringt, das befruchtende Princip — ist englisch, wenn auch das Klima und der Boden den Samen verschieden ausbilden.

Die Literatur der Vereinigten Staaten ist zwar kein legitimes Kind des Bodens, kann aber durch Adoption dazu erhoben, und in dieser Eigenschaft zu einem wichtigen und besonderen Theil der englischen werden. Verglichen mit der brittischen, wird ihre Stellung vielleicht der politischen Wichtigkeit jener Länder entsprechen; und wer kann vorher sagen, ob nicht einst, wenn die brittische Muse schweigt, ihre jüngere Schwester sie wieder beleben, und ihren Ruhm und die Ergießungen ihres Geistes allen Völkern der Welt verkünden wird.

Hr. Chasles in der „Revue des deux mondes," spricht seinen Glauben aus, daß America nicht das Land der Musen sey, weil der Handel und die beständige Beschäftigung seiner Einwohner das Begehen großer Verbrechen erschwere, und ihnen die Muse zu poetischen Inspirationen raube. Nach seiner Meinung sind die Americaner ein viel zu glückliches Volk — sie heirathen in ihrer frühen Jugend, leben ohne Intrigue, und prosperiren bis sie alt werden. Nichts ist in den Augen des Herrn Chasles so prosaisch, als Dampfboote, Eisenbahnen und das Erbauen von neuen Städten. Wo kaufmännische und industrielle Thätigkeit herrscht, da ist, nach seinem Glauben, keine der Poesie geheiligte Stelle.*)

*) „d'ailleurs" sagt Herr Chasles „il y a peu de mal-être en Amérique; la poësie souffre de cet état prospère. *Le mal-être fait les grands poetes.* (!)

Wie unglücklich muß nicht Shakspeare gewesen seyn? Was für

Dieſe Rhapſodie ſcheint noch nach der franzöſiſchen Kritik der deutſchen Literatur zu ſchmecken, als noch vor zwanzig Jahren ein Mitglied der Akademie erklärte, daß die Deutſchen nie eine

---

einen Einfluß muß ſein trauriges Geſchick nicht auf Goethe gehabt haben.

„En Amérique," fährt Herr Chasles fort „dès qu'un citoyen est mécontent, qu'un fils trouve sa légitime trop courte, qu'un banqueroutier se lasse de sa cinquième banqueroute, il y a pour tous ces hommes la ressource du désert, ressource honorable et réhabilitante, colonisation incessante et facile. On défriche, on exploite, on travaille et nul n'y trouve à redire. La société compte sur cet exutoire perpétuel. Mais aussi elle n'a pas de Lord Byron, que les souffrances des salons grandissent (!) et irritent; pas de chapelain Crabbe qui ait vécu à l'école de la faim et de la souffrance; pas d'Ebenezer Elliot qui se plaigne en vers éloquens de n'avoir pas de pain; pas de Lamartine que les tourmens de l'empire et de la réstauration aient ramené à la poésie religieuse, pas de Béranger qui exprime avec un sourire amer le désillusionnement des peuples. Helas! que d'amertume sans doute chez tous ces poètes! Que d'angoisses dans l'inspiration de leurs chants. L'Amérique septentrionale est trop heureuse aujourd'hui de son **exertion** physique pour produire rien qui en approche.

Ach, wie weit entfernt iſt noch das goldene Zeitalter der americaniſchen Literatur! Die Coterien ſind noch zu gemüthlich und herablaſſend, einen Lord Byron hervorzubringen; das Volk iſt zu gut genährt, um poetiſch zu werden, und es iſt kein Mann in den Vereinigten Staaten, der da ſingen könnte: „das Volk hat kein Brod!" Kein militairiſcher Deſpotismus, keine politiſchen Regierungs-Verbrechen haben das Volk bis jetzt ſo unglücklich gemacht, daß ſeine Poeten wieder zur Religion zurückkehrten, von der ſie nie ließen, und niemand kann ſeine ſelbſttäuſchende Freiheits- und Unabhängigkeitsliebe verhöhnen. So lange der Weſten dem Unternehmungsgeiſte des Kaufmanns und Ackerbauers offen iſt, ſo lange der Boden fruchtbar bleibt, und das Volk willig iſt, um ſein Brod zu arbeiten, gerade ſo lange wird America keine Dichter haben, welche nach der Meinung des Herrn Chasles in der Revue des deux mondes, dieſe merkwürdige Eigenſchaft mit den Jagdhunden gemein haben, daß ſie ihr Talent erſt dann zeigen, wenn ſie hungrig ſind.

„Il est," fährt er fort, „trop paisiblement heureux, trop facilement moral (!) par tempérament et par habitude. Sa destinée marche avec une simplicité trop grave. Il n'a pas même le

ideenreiche Poesie besitzen würden, weil ihr Himmel nie blau sey. Die Bemerkungen des Herrn Chasles gründen sich weder auf philosophische Beobachtung, noch zeugen sie von der geringsten Kenntniß

loisir de se créer ces douleurs de mélancolique rêverie, ces douleurs voluptueuses dont nous connaissons toute l'amertume et toute la sensualité, ces peines raffinées qui sont des tristesses de luxe. L'état social, dans lequel il vit, l'oblige à l'activité la plus constante; tout ce qui l'entoure, partage cette activité; les routes se creusent, les rainures se forment; les bois s'abbattent; l'eau gronde dans les canaux; le sol est bouleversé; les manufactures naissent; les machines sifflent, murmurent, enfantent leur produits; les villes sortent de terre, comme le fungus après la pluie; la vapeur et les chemins de fer anéantissent l'espace et multiplient la terre. Poésie! Poésie! toi qui veut le silence, l'ombre, le bonheur du repos; toi, qui n'est féconde que loin de l'activeté matérielle et de la production brute; tu n'as rien à faire en un tel pays."

* * *

Je ne dis point que la vertu soit incompatible avec le génie. Non certes; peuples et individus n'achèteront pas le génie en adoptant le vice; mais une certaine exactitude de comptoir, une certaine régularité mécanique, une certaine piété de formule éteignent le feu des arts sans profit pour la véritable vertu" (!)

Weniger Industrie, weniger Ehrlichkeit und weniger Regelmäßigkeit in den Sitten und Gebräuchen der Americaner würden vielleicht dem Génie d'artiste, und dem was Herr Chasles „une moralité haute, passionnée, religieuse, puissante" nennt, zuträglicher seyn, obschon es einem Engländer oder Deutschen schwer fallen würde, zu errathen, was mit einer „hohen, leidenschaftlichen, religiösen und mächtigen Moralität" eigentlich gemeint ist; denn diese Prädicate scheinen nur eine contradictio in adjecto zu enthalten.

Aber Herrn Chasles Idee von Poesie geht aus folgendem ultraliberalem Geständniß etwas deutlicher hervor:

„Si vous ôtez à la France sa sociabilité féconde en défauts et en illusions, sa galanterie ennemie des mœurs et de la fidélité conjugale, sa facilité d'impression et d'émotion, à l'Espagne son mépris romain pour la vie des hommes, et son orgueilleuse étiquette, et son catholicisme terrible, et son point d'honneur féroce, vous dessécherez la sève vitale du génie chez ces nations diversement grandes."

Die Engländer und Deutschen wußten wahrscheinlich nicht, daß der Mangel an ehelicher Treue der Franzosen, und die Bigoterie und der

des menſchlichen Herzens. Alle Gefühle und Leidenſchaften, welche je Menſchen zu Tugenden anſpornten, oder ſie in Laſter und Verbrechen ſtürzten; alle Täuſchungen des menſchlichen Lebens, welche das Herz ſchwer machen, fehlgeſchlagene Hoffnungen, erniedrigter Ehrgeiz, „die Schmerzen unerwiederter Liebe," und die „Verachtung, welche beſcheidenes Verdienſt von Unwürdigen erduldet," exiſtiren in America wie in Europa: die Nation allein iſt von der Tragödie ausgeſchloſſen. In allen ihren Kämpfen iſt die Republik Sieger geblieben, und das Weh der Einzelnen iſt begraben in dem Wohlſtand der Nation. Es iſt genug dramatiſcher Stoff im Leben der Americaner, obſchon er den Augen eines franzöſiſchen Kritikers entgehen mag.

Aber es iſt allerdings etwas in ihrer Thätigkeit, in dem Enthuſiasmus, mit welchen ſie in ihre Urwälder dringen, und die Natur ihrem Willen unterwerfen, das Europäern unbegreiflich erſcheint. Die meiſten Völker hatten in ihrer Entwicklungsperiode für ihre Exiſtenz zu kämpfen; jeder Fuß ihres Territoriums wurde ihnen von ihren Nachbarn ſtreitig gemacht, und nur durch Kriege ſchwangen ſie ſich zu kräftigen und mächtigen Nationen empor. Die Americaner hatten mit keinem ſolchen Feinde zu kämpfen, der ſich ihrer Ausbreitung entgegengeſetzt, oder ihren Kriegermuth auf die Probe geſtellt hätte. Aber deſſen ungeachtet ſind Krieg und Streit unzertrennlich vom Leben der Völker und Individuen, und dieſen Krieg führen die Americaner gegen die Elemente. — Es iſt Heroismus in der freiwilligen Verbannung eines Neu-Engländers, um die Wildniß fruchtbar zu machen: es iſt Erhabenheit in den Mühſeligkeiten und Entbehrungen dieſer Verbannten von der Verfeinerung des gebildeten Europa's; der Muth und die Kühnheit der weſtlichen Anſiedler ſind wahrhaft chevaleresque, und überſteigen ſelbſt die Entſchloſſenheit des Seefahrers. Dieß iſt der Trojaner-Krieg der Americaner; obgleich ſie noch keinen Homer gefunden haben ihre Thaten zu beſingen. — Keine römiſche virtus militaris wird genährt durch ihre Thaten, keine Schrecken oder Verheerungen bezeichnen ihre Fußtritte; aber

---

unwiſſende Stolz der Spanier die Hauptelemente der Größe dieſer Nation ſind. Manche Generation wird noch vergehen, ehe die Americaner, auf ähnliche Art begeiſtert, eine eben ſo große und poetiſche Nation bilden werden, als die Franzoſen oder Spanier!

eine edlere Tugend pflegen sie in jenen tausendjährigen Wäldern — eine Tugend, die vielleicht länger leben wird, als die Erinnerungen an Griechenland und Rom, die virtus civilis der Americaner.

Im westlichen America liegt der Keim des Reichthums und der Macht künftiger Weltreiche, aber ich wiederhole es, America ist noch nicht angebaut, seine jugendliche Bevölkerung ist noch damit beschäftigt, die Natur zu unterjochen und Staaten zu bilden. Der erste Act des americanischen Drama's hat kaum angefangen, und wir sollten schon vom Ende des Stückes sprechen? Wer kann die Fähigkeit der Americaner für Literatur bezweifeln, wenn der erste Tag ihrer National-Unabhängigkeit Schriftsteller hervorbrachte, die mit den fruchtbarsten Dichtern Europa's um Ruhm buhlen könnten? Wo ist der französische Romanendichter, dessen Schriften im literarisch gebildeten Deutschland mit demselben Interesse gelesen werden, als die Werke von Irving und Cooper? Keine Nation ist unfähig für Literatur, wenn sie einmal zur Civilisation geeignet ist; die Idee selbst ist eine logische Ungereimtheit. Bedenken wir vollends noch, daß die Americaner bereits im Besitz einer classischen Sprache sind, welche fähig ist, Gedanken mit Eleganz und Präcision auszudrücken, und die Behauptung wird zur vollkommensten Unverschämtheit. In welchen verachtenden Ausdrücken Europäer auch von der americanischen Literatur sprechen mögen, sie ist dessen ungeachtet ein mächtiger Verbreiter von Intelligenz, der die Gemüther beschäftigt und erweitert, bis andere Scenen sie zu vermehrter poetischer Thätigkeit steigern werden.

Aber wenn die Americaner nicht alle Poeten sind, so lesen sie doch Gedichte mit einer Gierde, welche an Vielfräßigkeit gränzt. Poesie ist das nöthige Salz einer americanischen Zeitung. Die erste Seite ist immer mit einem Gedichte verziert, und es gibt welche, die ein halbes Dutzend enthalten. Nehmen wir nun an, daß zwei tausend Tagsblätter in den Vereinigten Staaten gedruckt und ausgegeben werden (welche Zahl gewiß gering ist, selbst mit Ausnahme der wöchentlichen und halbwöchentlichen Publicationen), so haben wir schon jährlich 730,000 Gedichte. Nehmen wir ferner an, daß eines aus tausend gut ist, und wir haben schon 730 gute Gedichte im Laufe eines Jahres, welche zwei niedliche Duodezbändchen geben, und folglich mehr, als in 12 Monaten in irgend einem Theile der Welt erscheinen. Ich wundere mich nur, daß kein americanischer

Buchhändler noch auf den Einfall gekommen ist, diese flüchtigen Gedichte zu sammeln, die doch gewiß eine größere Auswahl gestatteten, als ein einziges von demselben Autor geschriebenes Bändchen. Aber der Mangel an Unternehmungsgeist in den Bücherverkäufern wird mehr als hinlänglich durch die americanische Jugend ersetzt, welche ganze Bände dadurch verfertigt, daß sie die besten täglichen Gedichte in ihre Taschenbücher einklebt, und auf diese Art nicht bloß ihren eigenen poetischen Hunger stillt, sondern auch dem Verdienste der respectiven Dichter den einzigen Tribut zollt, auf den sie hoffen können. Möge ja Keiner über diese Einfalt der americanischen Jugend die Nase rümpfen. Kinder sind oft bessere Beurtheiler von poetischen Ergüssen als Erwachsene; und wenn sie auch nicht immer verstehen, was sie lesen, so sind sie doch von ihren Gefühlen richtiger geleitet, als die meisten Recensenten. — Wer von Allen die Gedichte lesen, will auch behaupten, daß er sie versteht? Sind poetische Producte nicht oft um so schöner, je weniger verständlich sie sind? Man lese nur Lord Leveson Gower's englische Uebersetzung von Goethe's Faust, oder einige von Coleridge's Uebersetzungen von Schiller, und man wird den modernen Geschmack vieler Engländer leicht begreifen. Ist der Verfasser vielleicht selbst genöthigt, zu verstehen was er schreibt? Würde hiedurch das Genie nicht im ersten Bade erstickt? — So lange diese Fragen nicht befriedigend beantwortet sind, bin ich für das Pappsystem der Americaner; denn es ist zugleich ein leichtes, wohlfeiles und eingreifendes Mittel, den Ruhm unserer Mitlebenden auf die späteste Nachwelt zu verpflanzen.

Gedichte werden in America in ungeheurer Zahl gemacht und verzehrt. Außer den Publicationen in den Zeitungen, die ich eben angeführt, vergeht kaum ein Tag, ohne ein neues Bändchen ins Leben zu rufen, welches gierig gelesen, bewundert, verdammt — aber in jedem Fall verkauft wird. Es gibt überhaupt mehr Poeten in America als Prosaschreiber, was ich einem gewissen musicalischen Drang zuschreibe, der sie nöthigt, sich in Versen auszudrücken. Aber im Allgemeinen ist es der Geschmack der Leser, welcher diese außerordentlichen Anstrengungen von Seite der Schriftsteller hervorruft, wie die Fabrication von Waaren mit ihrem Verbrauch nothwendiger Weise Schritt halten muß.

Die Americaner, als ein Volk, lesen mehr als irgend ein anderes auf der Erde. — Es werden in den Vereinigten Staaten

jährlich mehr Bücher geleſen, als in England, Frankreich oder Deutſchland; aber die Lieblingswerke ſind Gedichte und Romane.

Dieſer zarte Geſchmack rührt unſtreitig von dem Umſtande her, daß die Damen mehr leſen als die Herren, da die letzteren ſchon frühzeitig ſich den Geſchäften widmen, oder ihre Freiſtunden mit wiſſenſchaftlichen Werken ausfüllen. Jedes engliſche Gedicht, jeder engliſche Roman wird in America ſechzig Tage nach ſeinem Erſcheinen nachgedruckt, und außerdem wetteifern noch fünf- oder ſechshundert americaniſche Schriftſteller um die Gunſt des Publicums.

In Deutſchland erſcheinen jährlich mehr Werke, aber in den obgenannten Fächern ſtehen ſie hinter den Americanern, und werden überhaupt nicht ſo ſehr geleſen. In Deutſchland exiſtirt allerdings eine Gelehrten-Republik, aber ihr Ruf dringt nicht immer zu den niederen und höheren Ständen. Die deutſchen Literatoren bilden eine eigene Claſſe, die ſich gegenſeitig unterſtützt und ernährt, was ihre Magerkeit hinlänglich erklärt. In America nähren ſie ſich vom Volke, und ihr rüſtiges Ausſehen und ihre rothen Backen beweiſen wenigſtens, daß es ihnen nicht an dem nöthigen Rind- und Hammelfleiſch fehlt. Welcher Troſt iſt es auch für einen Schriftſteller, von einigen Wenigen ſeines Gleichen verſtanden und bewundert zu werden, während er in ſeiner Dachſtube Hungers ſtirbt? Die Americaner ſind wenigſtens dankbar gegen ihre Autoren, und es gibt manchen europäiſchen Schriftſteller, der die Hälfte ſeines Ruhms für die Gunſt des transatlantiſchen Publicums vertauſchen möchte.

Unter den wiſſenſchaftlichen Werken ſind die über Mathematik am meiſten geleſen, und nächſt dieſen phyſikaliſche, chemiſche und mineralogiſche Schriften, mit welchen die Mehrzahl der Americaner, ſelbſt aus den niedern Ständen, genugſam bekannt iſt. Ich wunderte mich oft über die von Arbeitsleuten gegebenen wiſſenſchaftlichen Erklärungen der verſchiedenen Proceſſe ihrer Gewerbe, und ich kannte wenige, die ſich dabei nicht der beſten techniſchen Ausdrücke bedienten.

Elementarwerke der Wiſſenſchaften werden von allen Claſſen der Americaner ohne Unterſchied geleſen, und viele ihrer Verfaſſer ſind durch den ſchnellen Verkauf ihrer Bücher reich geworden. Einige davon haben wirkliches Verdienſt und Originalität, und ſind ſelbſt in England neu aufgelegt worden. Von Colburn's

Algebra und Arithmetik ſind mehr als hunderttauſend Exemplare abgeſetzt worden, Comſtock's Phyſik hat vier oder fünf ſtarke Auflagen erlebt, und neue Werke in dieſen Branchen erſcheinen fortwährend im Publicum.

Die Nachfrage nach wiſſenſchaftlichen Werken beſchränkt ſich freilich auf Elementarbücher, aber dieß iſt mehr oder weniger der Fall in allen Ländern, und muß es um ſo mehr in den Vereinigten Staaten ſeyn, wo die Mehrzahl der Leſenden aus einer Claſſe beſteht, die in Europa gar keine Bücher anrührt.

Ich habe in America nur wenig Handarbeiter gekannt, die in einem Alter von dreißig oder vierzig Jahren nicht Willens waren, ihre frühere vernachläſſigte Erziehung durch das Studium von mathematiſchen und andern wiſſenſchaftlichen Werken zu verbeſſern, auf die ſie alle ihre Feierſtunden verwendeten. Ein Americaner iſt, nach ſeinem eigenen Ausdruck, nie zu alt „in die Schule zu gehen," und dieß iſt einer der glücklichſten Züge ſeines Charakters, welcher, ſo viel ich weiß, nur von wenigen Reiſenden bisher erwähnt wurde. Herr Hamilton iſt der einzige, welcher in ſeinen „Männern und Manieren" erwähnt, daß er in Boſton einer Vorleſung über Dampfmaſchinen beiwohnte, die augenſcheinlich von einem „Arbeiter"*) gegeben, und nach ſeiner Meinung ausgezeichnet klar und unterrichtend war. Er hätte noch hinzufügen können, daß der größte Theil der Zuhörer ebenfalls aus Arbeitern beſtand, die ihre Erholungsſtunden mit der Erlernung nützlicher Kenntniſſe zubrachten. Hätte Herr Hamilton ſich weiter erkundigt, ſo hätte er ſich überzeugt, daß ähnliche Vorleſungen über alle nützlichen Zweige der Wiſſenſchaften periodiſch in Boſton und Philadelphia gehalten werden, und daß die achtbarſten Einwohner jener Städte ihnen, als ihr Lieblingsvergnügen, zuhören. Er hätte gar manche nützliche Bemerkung über den Einfluß hinzuſetzen können, welchen ein ſolcher herrſchender Geſchmack auf die Sitten des Volkes ausüben, und zu welchen Verbeſſerungen er in den mechaniſchen Künſten führen muß. — Er hätte ſich auch überzeugen können, daß es beinahe in allen Städten und Dörfern der Vereinigten Staaten Geſellſchaften von

*) Es war Herr Clarton aus Boſton, einer der geſchickteſten mathematiſchen Inſtrumentenmacher jener Stadt.

Gelehrten und Gewerbsleuten gibt, welche die Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse zum Zweck haben*); daß die geschicktesten und unterrichtetsten ihrer Mitglieder unentgeltlich Vorlesungen geben, und daß jede dieser Gesellschaften mit den nöthigsten Büchern und Landkarten für das Studium ihrer jüngern Mitglieder versehen ist. Er hätte sehen können, wie derselbe „Arbeiter," von dem er in seinem Werke spricht, einer Classe anderer Arbeiter Unterricht in Algebra und Geometrie gibt, und wäre gewiß mit den Kenntnissen des Lehrers und der Schüler zufrieden gewesen. Aber unser gelehrter Autor begnügte sich schon damit, die Universitäts-Bibliothek von Harvard bei Boston zu besuchen, und schloß sogleich aus ihrem unbedeutenden Umfang (sie enthält jetzt nicht mehr als 45,000 Bände), daß die Americaner in den Wissenschaften nie vorwärts kommen würden.

Das historische Fach der americanischen Literatur ist am vernachlässigtsten; aber Geschichtschreiber leben selten in der glücklichsten Periode der Entwickelung eines Volkes, und wenn dieses der Fall ist, wird ihre Geschichte zur Poesie. Die Americaner neigen sich aus übergroßer Achtung für ihre Patrioten und Staatsmänner zu sehr zum Lesen und Schreiben von Biographien, welche wenigstens Data zu einer künftigen Geschichte liefern. Jared Sparks und George Bancroft sind zwar Schriftsteller von Verdienst, und verdienen alles mögliche Lob für die Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit, womit sie für die Geschichte der Vereinigten Staaten Materien gesammelt; aber die Eintheilung ihrer Werke (von George Bancrofts „History of the United States" habe ich bis jetzt nur den ersten Band gelesen) scheint im Ganzen ihrem Zweck wenig zu entsprechen, und besonders scheint es ihnen an jener nothwendigen Classification der größeren und kleineren Begebenheiten, der Subordination untergeordneter Zufälligkeiten unter die leitenden Handlungen, und besonders an jenem philosophischen und ruhigen Ueberblick zu fehlen, welcher das Leben der Staaten mit der allgemeinen Bestimmung des Menschengeschlechtes verbindet, und das Hauptverdienst eines Geschichtschreibers ausmacht. Die beste in America geschriebene Geschichte der Vereinigten Staaten ist Marshal's Biographie von George Washington, und bis jetzt sind noch

*) Diese haben den Namen von „Lyceen" erhalten.

immer die beſten Commentarien über den Urſprung und die Fortſchritte America's in den Lebensbeſchreibungen und den Memoiren ſeiner Staatsmänner zu finden.

Aber einen Gegenſtand gibt es, in welchem, wie ich ſpäter zu bemerken Gelegenheit haben werde, die Americaner ſich beſonders auszeichnen, und für deſſen Erlernen ſie die beſten Anſtalten getroffen: ich meine alle Zweige der Erdbeſchreibung, deren Kenntniß in keinem Lande der Welt ſo ſehr verbreitet iſt, als in den Vereinigten Staaten. Das Studium der Geographie wird in America durch vortreffliche Landkarten erleichtert, welche in allen Städten der Union zu noch billigeren Preiſen verfertigt und verkauft werden, als in Deutſchland. Die Kunſt ſie zu lithographiren oder in Kupfer und auf Stahl zu ſtechen, iſt in Boſton und Philadelphia ungemein vorgeſchritten, und in letzterer Stadt ſind die beſten und genaueſten Himmels- und Erd-Atlaſſe erſchienen.

Was aber die Seekarten anbelangt, ſo bedienen ſich die Americaner noch immer der engliſchen, welche überhaupt von allen Seefahrern ihrer großen Genauigkeit und Umſtändlichkeit wegen allen andern vorgezogen werden.

Die Wuth für Zeitſchriften, welche in den meiſten großen Städten Europa's herrſcht, hat ſich auch über America verbreitet, und wird durch die Herausgabe der „North American“ und „Quarterly-Reviews,“ einer großen Anzahl von „Monthly magazines“ unter den Namen „Boſton,“ „New-York,“ „Neu-England,“ „American“ u. ſ. w. hinlänglich geſtillt und geſättigt. Dieſe Zeitſchriften haben weniger den Zweck, Kinder des americaniſchen Genie's zu erheben oder zu verdammen, als ſich über die verſchiedenen Gegenſtände europäiſcher Literatur zu verbreiten, und gelegenheitlich auch die Kenntniſſe der reſpectiven Recenſenten auszukramen. Etwas Aehnliches exiſtirt auch in England, und beſonders in Schottland, wo der Titel eines Buches, über das ſich der Recenſent verbreitet, nur das Mittel iſt, ſeine eigenen Gedanken dem Publicum vorzulegen, ohne die geringſte Rückſicht auf das Werk, worüber er ſchreibt. Ein ſehr untergeordneter Geiſt findet auf dieſe Art Gelegenheit, ſich durch die Verknüpfung ſeines Namens mit dem eines berühmten Schriftſtellers einigen Ruf zu erwerben, und über diejenigen abzuſprechen, welche das Publicum als ausgezeichnete Männer verehrt. Welche Arroganz liegt nicht in den Anmaßungen

der kritiſchen Recenſenten, die ſich da zu Richtern aufwerfen, ohne Geſchworne oder Vertheidiger der Angeklagten? und wie iſt das engliſche Volk nicht gewohnt, an die Weisheit ſeiner Richter zu glauben? Auch kann man von ihrem Ausſpruch nur an das Volk ſelbſt appelliren, deſſen Urtheil durch das der Zeitſchriften ſchon beſtochen iſt. In Deutſchland gibt es Gott ſey Dank Journale, welche Kritik und Gegenkritik aufnehmen, ja ſogar die Namen der Recenſenten liefern. Man erfährt auf dieſe Weiſe, von wem man verunglimpft iſt, und kann ſich wenigſtens rechtfertigen.

Die americaniſchen Journale ſind wie die engliſchen oft der Politik gewidmet, und Parteigeiſt und Anſchuldigungen aller Art ſind häufig mit gelehrten Diſſertationen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände vermiſcht. Das „Southern Review," welche in Charleston (Süd-Carolina) herauskam, war vielleicht die beſte Zeitſchrift, welche je in den Vereinigten Staaten erſchien. Obſchon alle ihre Beiträge und der Herausgeber ſelbſt anonym waren, ſo beurkundeten ſie ſich doch als Producte der mächtigſten Talente des Südens, und Herr Legaré (noch unlängſt Geſchäftsträger der Vereinigten Staaten in Brüſſel) ward ziemlich allgemein als der Herausgeber genannt. Uebrigens werden alle engliſchen Zeitſchriften in America nachgedruckt, und eine Sammlung derſelben erſcheint in New-York für nicht ganz den Preis einer einzigen in England.

Wenn man auf die Maſſe jener Publicationen Rückſicht nimmt, ſo muß man ſich wundern, daß die Americaner Zeit finden, auch nur die Hälfte davon, mit Einſchluß ihrer eigenen Werke und Tagsblätter, zu leſen, ohne ihre eigentlichen Geſchäfte zu vernachläſſigen, die in Handel, Gewerbe und Ackerbau beſtehen. In New-York erſcheint außerdem noch eine „Revue française," und eine franzöſiſche Zeitung, „Le Courier des Etats-Unis." Aber noch gibt es keine deutſche Zeitſchrift in irgend einer Stadt der Union. Die deutſchen Tags- und Wochenblätter, welche in Pennſylvanien, Ohio, Illinois und Miſſouri gedruckt werden, verdienen dieſen Namen nicht. Auch ſind viele Werke der vorzüglichſten franzöſiſchen Schriftſteller in New-York und Philadelphia neu aufgelegt worden, aber noch iſt keinem deutſchen Schriftſteller dieſelbe Ehre wiederfahren. Sollte unter den vielen Zeitſchriften Deutſchlands keine verdienen, in den Vereinigten Staaten wieder aufgelegt zu werden? Würde nicht

eine Sammlung derſelben in vierteljährigen Ueberſetzungen einen gehaltreichen Anhang zur americaniſchen Literatur liefern?

Unter den wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, welche in America erſcheinen, behauptet Silliman's Journal den erſten Rang, und iſt auch in Europa hinlänglich bekannt, aber die übrigen enthalten gewöhnlich Auszüge aus engliſchen Publicationen mit ſehr wenigen Original-Aufſätzen. Uebrigens iſt das „Mechanic's Magazine" von New-York eine gute Zeitſchrift, und „The mathematical Diary," herausgegeben von Profeſſor Renwick, enthält nur Original-Aufſätze.

Die beſten mediciniſchen Journale ſind: „The American-Journal of Medical Sciences" von Philadelphia; die „Archives of Medicine and Surgery" von Baltimore; das „Journal of Medicine and Surgery" von Boſton; das „Medical Magazine" in derſelben Stadt aufgelegt, und das „Journal of Medicine and Surgery in the United States" von New-York; und noch außer dieſen eine große Anzahl anderer Zeitſchriften über verſchiedene Zweige der Naturwiſſenſchaften.

Ueber Jurisprudenz wird in America nur wenig in Form von Zeitſchriften geſchrieben, aber über Theologie gibt es mehrere Journale, welche die öffentliche Aufmerkſamkeit verdienen. Der „Christian Examiner," der von den Unitariern in Boſton herausgegeben wird, enthält meiſterhafte moraliſche Aufſätze, kann aber kaum eine theologiſche Zeitſchrift genannt werden, im Sinne, wie das Wort in Europa, und vorzüglich in Deutſchland gebraucht wird.

Was die in America erſcheinenden Zeitungen betrifft, kann ich nur bemerken, daß es unmöglich iſt, ſie zu zählen, denn es gibt kaum ein Dorf, ja nicht einmal eine Niederlaſſung von zehn bis zwölf Häuſern in irgend einem Theil der Union, ohne ihre Druckerei und ihr Tags- oder Wochenblatt. Die Maſſe der durch dieſen mächtigen Hebel der Civiliſation verbreiteten nützlichen Kenntniſſe iſt in der That ungeheuer, und obſchon keine beſondere Gelehrſamkeit die Zunft der Zeitungsſchreiber auszeichnet, ſo iſt doch geſunder Menſchenverſtand eine Hauptcharakteriſtik einer americaniſchen Zeitung, denn ohne dieſen iſt kein Zeitungsſchreiber fähig, auch nur den geringſten Eindruck auf ſein Publicum zu machen *). Die Ver-

*) Die erſte americaniſche Druckerei wurde in Maſſachuſetts im Jahre 1638 errichtet, und das erſte americaniſche Werk im Jahre 1639 gedruckt.

breitung von Zeitungen in den Vereinigten Staaten überſteigt alle Gränzen der Einbildung, und wird durch das herabgeſetzte Poſtporto täglich noch mehr befördert.

Jede Zeitung nämlich, welche nicht aus dem Staate hinausgeſandt wird, in welchem ſie erſcheint, oder wenigſtens nicht über hundert Meilen über ſeine Gränze, zahlt nur einen Cent. (ungefähr 1½ Kreuzer), und wenn ſie weiter als hundert Meilen geht, nie mehr als 1½ Cent. (oder 2½ Kreuzer) Porto; und man hat ſogar vorgeſchlagen, das Zeitungsporto gänzlich abzuſchaffen. Außerdem dürfen die Drucker und Herausgeber von Zeitungen ein Blatt an jeden Herausgeber und Drucker einer Zeitung in den Vereinigten Staaten portofrei ſenden, müſſen aber dabei die Vorſchriften des jedesmaligen Generalpoſtmeiſters der Union beobachten, welche darin beſtehen, daß die Zeitung nicht geſiegelt ſeyn und keine auf den Rand geſchriebenen Bemerkungen enthalten darf *). Auf dieſe Art

---

Die erſte Zeitung: „The Boston News Letter," erſchien in Boſton im Jahre 1704. Die „Boston Gazette" folgte im Jahre 1719, und beinahe zu gleicher Zeit (am 25 December deſſelben Jahres) wurde „The American Weekly Mercury" in Philadelphia herausgegeben. Die erſte Zeitung in New-York erſchien im Jahre 1725, und von dieſer Zeit an verbreiteten ſich die Tagblätter über alle Theile der brittiſchen Colonien. Alle dieſe Zeitungen waren einer ſtrengen Cenſur unterworfen, welche bis zum Jahre 1755 dauerte, aber dann ohne geſetzliche Widerrufung, als den Sitten des Volkes zuwider, aufgegeben wurde.

Uebrigens iſt es merkwürdig, daß die drei erſten Dinge, die in America gedruckt wurden, „der Schwur des freien Mannes" („the freeman's oath"), „ein Kalender für Neu-England berechnet" („an Almanac *calculated* for New England") und eine „metriſche Ueberſetzung der Pſalmen" („the Psalms in meters") waren; drei Publicationen, welche die Hauptcharakterzüge des Neu-Engländers, Freiheitsliebe, Gottesfurcht und Rechengeiſt, auf eine auffallende Weiſe bezeichnen.

*) Das Porto auf Flug- und Monatſchriften iſt wie folgt:

| | | |
|---|---|---|
| Wenn periodiſch aufgelegt, und nicht über hundert Meilen befördert . . . . . | 1½ Cent. | pr. Bogen |
| Deßgleichen wenn weiter als hundert Meilen befördert . . . . . | 2½ Cent. | „ „ |
| Wenn nicht periodiſch aufgelegt und nicht über hundert Meilen weit befördert . . | 4 Cent. | „ „ |
| Wenn über hundert Meilen weit . . . | 6 Cent. | „ „ |

Jede gedruckte Zeit- oder Flugſchrift, welche mehr als 24 Seiten

erhält ein Einwohner von Boston oder New-York die Zeitungen von Neu-Orleans mit wenig mehr Unkosten als 4½ Dollar, oder ungefähr 10 Gulden des Jahres, und die Bewohner des Südens erhalten die Zeitungen aus den nördlichen Städten der Union zu denselben niedrigen Kosten.

Unter allen Werkzeugen für die Emancipation des menschlichen Geistes ist die periodische Presse das mächtigste. Ihr Wirken ist beständig, ihre Macht unwiderstehbar, ihre Eroberungen dauerhafter als der Sieg durch Waffen. Die Feder hat das Schwert entwaffnet, und die Typen des Druckers sprechen lauter als der Donner der Kanonen. Während England durch die Presse regiert, haben alle übrigen Völker nach demselben Ziele gerungen, und obschon man ganzen Foliobänden liberaler Ideen keine Hindernisse in den Weg legt, hält man es dennoch für weise, die tägliche Presse zu beschränken.

Der Effect der erhabensten, nur einmal gelesenen oder ausgesprochenen Idee ist schwach gegen den Eindruck einer täglichen, von tausend Zungen verkündeten Wahrheit, die von Tausenden wiederholt und nachgesprochen wird. Es ist nicht die Kraft und Würde des Ausdrucks, sondern seine unaufhörliche Wiederholung, welche ihm diese Macht gibt. Derselbe Gedanke wird auf hundert verschiedene Arten wiederholt, bis endlich einer, den Fähigkeiten des Lesers angemessen, die gewünschte Wirkung hervorbringt. — Die Wirkung der periodischen Presse ist zwar langsam, wenn man sie mit dem Effect der Beredsamkeit vergleicht, aber sie ist dauernder und allgemeiner. Die Erzeugnisse der Presse werden uns täglich in unsere Wohnungen gebracht; wohin wir uns wenden, folgen sie uns, in Geschäften und Vergnügen, zu Hause und auf öffentlichen Plätzen. Kein Gedanke wird ausgesprochen, keine Idee gefaßt, die auf diese Weise nicht bestimmt wäre, die Reise um die Welt zu machen; und was früher das Eigenthum einiger Wenigen war, wird jetzt zum Gemeingut von Millionen. —

Die periodische Presse und die vermehrte Leichtigkeit, mit welcher ihre Erzeugnisse verbreitet werden, haben mehr zur Veränderung der

---

auf einem großen Bogen (Royal Sheet) oder auf einem Bogen von kleinerem Umfang enthält, bezahlt nach der Anzahl der Bogen; kleine Flugschriften aber, auf einem halben oder Viertelsbogen großen Formats gedruckt, nur die Hälfte von dem auf ganze Bogen ausgesetzten Porto.

Außenwelt beigetragen, als alle Philoſophen oder Kriegshelden; aber ſie haben bis jetzt erſt angefangen zu wirken, die Zukunft wird uns ihren Einfluß auf das Schickſal der Menſchheit lehren.

Nichts iſt gewöhnlicher in den Vereinigten Staaten (und vielleicht auch in Europa) als über Land- und Dorfzeitungen und ihre Herausgeber mit Verachtung abſprechen zu hören, als ob es den Einwohnern kleiner Oerter nicht zuſtünde, ihre eigene Meinung zu haben oder auszuſprechen. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich ganz anderer Meinung bin, und zwar aus Gründen, die ich hier anführen will.

Jede menſchliche Geſellſchaft iſt eines gewiſſen Grades von Intelligenz fähig, welcher gewöhnlich mit dem Bewußtſeyn ihrer Macht und politiſchen Unabhängigkeit im genaueſten Verhältniſſe ſteht. Nichts kann dieſe ſo ſehr vermehren als die Errichtung eines beſtimmten Organs für ihre Lebensäußerung, oder ein Mittel ihren Einfluß zu vermehren. So ein Organ iſt eine Zeitung, welche in jedem Lande, wo Preßfreiheit exiſtirt, die Meinung der Mehrzahl ihrer Leſer repräſentiren muß. Außer dem politiſchen und anderen Unterricht, welchen eine kleine Gemeinde auf dieſe Art wohlfeiler empfängt, als durch die koſtſpieligen Tagblätter der großen Städte, beſitzt ſie dadurch zugleich auch ein Mittel, ihre eigenen Geſinnungen und Grundſätze den Bewohnern der Städte bekannt zu machen, und eine gewiſſe Reciprocität zu begründen, ohne welche ſie in gänzliche, paſſive Unthätigkeit verſänke; auf dieſe Weiſe wird ſelbſt in den Bewohnern des Landes politiſche Thätigkeit geweckt, und ein allgemeines Intereſſe an dem Geſammtwohl des Staates, ſelbſt unter ſeinen ſchlichteſten Bürgern erzeugt.

Nichts kann einem wohl eingerichteten Staat gefährlicher ſeyn, als eine krankhafte Reizbarkeit in einer oder mehreren großen Städten, mit einer verhältnißmäßigen, politiſchen Unthätigkeit der Bewohner des Landes. Die Geſchichte Frankreichs hat zu allen Zeiten die traurigſten Beweiſe der Wahrheit dieſes Grundſatzes geliefert, und ſelbſt der gegenwärtige Zuſtand des franzöſiſchen Volkes ſcheint den Satz nicht umzuſtoßen. Alles politiſche Leben iſt in Paris zuſammengedrängt, während die Provinzen kaum im Stande ſind, die Geſinnungen der Hauptſtadt nachzubeten. Auch wird das Land nicht um ſeine Einwilligung gefragt, wenn es den Pariſern einfällt, ihre Regierungsform zu ändern, oder Dinge zuzugeſtehen, die mit

der Verfaſſung des Landes unvereinbar ſind. — Ja es gibt nicht einmal ein Mittel, die Geſinnungen der Landesbewohner zu erforſchen oder zu verſtehen, da es ihnen an einem Organ ihrer Meinung fehlt, und ſie ſich des Rechts gehört zu werden, wenn die Inſtitutionen des Landes in Gefahr ſind, nicht einmal bewußt fühlen. Ein zuchtloſer Pöbel, oder eine ehrloſe Faction kann auf dieſe Art das Schickſal einer Nation leiten, ohne die geringſte Rückſicht auf das Wohl derer, für welche eigentlich die Regierung eingeſetzt iſt.

Das Land wird immer der beſte Moderator der Städte ſeyn; die Leidenſchaften der Menſchen werden eher aufgeregt, wo ſie unaufhörlich ſich berühren, und wo perſönliche Feindſchaft und Familienſtreitigkeiten die Furie der politiſchen Parteien nähren, als wo ſie, über einen größeren Raum verbreitet, von einander unabhängiger, und deßwegen weniger bemüht ſind, Proſelyten zu machen.

Deßwegen werden große Städte immer die ſchlechteſten Bewahrer bürgerlicher Freiheit ſeyn, während das Land ihr beſter Schutz und Schirm iſt. *) Wenn den Bewohnern großer Städte beſſere Mittel des Unterrichts zu Gebote ſtehen, ſo haben doch die des Landes mehr Muße zum Denken und Ueberlegen, und ſind weniger dem Einfluſſe des Parteigeiſtes ausgeſetzt. Jede Claſſe von Staatsbürgern beſitzt eigene Vortheile, und iſt zu einem Ausſpruch ihrer Meinung berechtigt, und es iſt das Intereſſe des Politikers und die Pflicht des Geſetzgebers, beiden Parteien ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Aber es gibt noch einen anderen Geſichtspunkt, von welchem aus der Einfluß der Landzeitungen ſegnend erſcheint. Tauſende von Perſonen werden durch ſie zum Leſen angeſpornt, welche kaum darauf dächten, wenn ihnen bloß die Tagsblätter der großen Städte zu Gebote ſtünden, mit denen ſie gewöhnlich zu wenig übereinſtimmen, oder von deren Publicationsort ſie zu weit entfernt ſind, um an ihren politiſchen Verhandlungen Antheil zu nehmen. Die Bewohner der Dörfer und Flecken leſen lieber ein Blatt, das ihren unmittelbaren Intereſſen geweiht iſt, und erhalten auf dieſe Art manchen politiſchen Unterricht, den ſie nicht geneigt wären, anderswo zu ſuchen.

*) Dieß muß man hauptſächlich von den Pflanzern und Ackerbauern der Vereinigten Staaten verſtehen, welche alle Eigenthümer, und als ſolche gegenſeitig unabhängig ſind.

Man kann unmöglich dagegen einwenden, daß das Volk auf dem Lande dieſelben, und vielleicht noch größere Belehrungen aus den Stadtzeitungen ſchöpfen würde, die es doch leſen müßte, wenn es keine anderen gäbe. Abgeſehen von dem Umſtande, daß ihr Styl den Bewohnern des Landes weniger verſtändlich ſeyn dürfte, würden ſie ſich zu alleinigen Organen der öffentlichen Meinung aufwerfen, und dadurch das freie Urtheil ihrer Leſer verhindern, oder dieſe doch in einem Zuſtand geiſtiger Abhängigkeit erhalten. Der Herausgeber eines Tagblattes ſoll der Repräſentant der öffentlichen Meinung ſeyn, nicht aber ein politiſcher Papſt, wie in Frankreich, der ſeine unfehlbaren Theorien dem ganzen Lande predigt, ohne Furcht einer Einwendung oder eines Widerſpruches! Der Redacteur einer Stadtzeitung iſt ſtets bereit Richter in einer Sache zu ſeyn, in welcher er nur einen der ſtreitenden Theile hört, und da ſeine Subſcribenten gewöhnlich in den größeren Städten leben, ſo iſt nicht ſchwer vorauszuſehen, auf welche Seite ſein Urtheil ſich neigen muß. Wie leicht iſt nicht die Quelle eines ſolchen Unterrichtes getrübt? Wird ein Satz nicht ganz anders verſtanden, von Leuten welche Augenzeugen gewiſſer Handlungen und Begebenheiten ſind, als von jenen, welche von ihnen entfernt leben? Und nehmen wir den Fall an, daß der Herausgeber einer ſolchen Zeitung bewogen wird, ſeine Meinung zu wechſeln, oder eine Sache aufzugeben, welche ihm nicht mehr als die gerechte erſcheint (ich will gar nicht von der Möglichkeit ſeiner Beſtechung ſprechen), wird dann nicht die Majorität ſeiner Leſer auf dem Lande irregeführt, bis ihnen die Umſtände ſeiner Bekehrung bekannt werden? Und iſt es auf dieſe Art nicht möglich, daß, wo es nur wenige Organe der öffentlichen Meinung gibt, und dieſe verführt, oder von politiſchen Parteigängern für ihre Sache gewonnen ſind, die Oppoſition auf längere Zeit der Mittel beraubt wird, ihre Anſichten und Meinungen geltend zu machen? Haben wir nicht hievon ein auffallendes Beiſpiel in der Geſchichte der periodiſchen Preſſe Frankreichs? Zu welchen Parteien hat nicht das Journal des Debats gehört? Wie oft wird es noch Parteien und Principien wechſeln? Und doch war es immer mit Talent redigirt, und gehört jetzt noch zu den beſten Tagblättern Frankreichs. Gäbe es mehr Zeitungen in den franzöſiſchen Provinzen, ſo würde ſchon ihre Zahl das Beſtechen ihrer Herausgeber verhindern, und indem man einem halben Dutzend Stadtſchreibern den

Mund ſperrt, wäre nicht die ganze Nation in Stillſchweigen begraben. Ich wiederhole es, den Bewohnern des Landes gebühren ihre eigenen Organe öffentlicher Meinung, ſo wie ſie das Recht beſitzen, ihre Intereſſen im Congreſſe durch Abgeordnete ihrer Wahl vertheidigen zu laſſen. Mit welcher Verachtung auch eine gewiſſe Partei auf Dorfpolitiker und Dorfzeitungsſchreiber herabblicken mag, ſo bleiben ſie doch heilſame Mittel gegen den ungemeſſenen Ehrgeiz ſtädtiſcher Parteigänger, und verwahren das Volk gleichzeitig gegen die Tyrannei eines factioſen Pöbels und die ſelbſtiſchen Intereſſen einer engherzigen Ariſtokratie.

Es ſage Niemand, daß das Volk auf dem Lande anders beſchäftigt ſeyn ſollte, als mit Speculationen über Politik, oder daß ſie ihren häuslichen Pflichten nachkommen, und die Sorgen für den Staat vernünftigeren und gebildeteren Menſchen anvertrauen ſollten. Dieſer Grundſatz mag anderswo recht gut ſeine Anwendung finden, aber in den Vereinigten Staaten führte er zum Verderben. Eine ſolche Vormundſchaft würde die Freiheit und Unabhängigkeit des Volkes in Gefahr ſetzen. Vormundſchaft der Machthaber weiſ't auf Minderjährigkeit der Regierten hin, und enthält den Keim aller Knechtſchaft. — Deßwegen wünſche ich den Americanern Glück zu der großen Zahl ihrer Landzeitungen, wie ſehr es auch ihren Herausgebern an gutem Geſchmack und literariſchen Kenntniſſen fehlen mag. Ihre Zahl und der geſunde Verſtand, der ſie alle durchdringt, erſetzen praktiſch ihren Mangel an elegantem Styl, ſo wie ihre große Nutzbarkeit eine hinlängliche Entſchuldigung für ihre geringeren Anſprüche auf verfeinerten Geſchmack enthält.

## Sechstes Capitel.

Fortſchritte der Erziehung in den Vereinigten Staaten. — Oeffentliche Schulen. — Americaniſche Lehrer. — Geringe Achtung für den Stand der Lehrer. — Collegien. — Mediciniſche und Rechtsſchulen. — Theologiſche Seminarien. — Erziehung der Geiſtlichkeit. — Oeffentliche Bibliotheken.

Mit Ausnahme des proteſtantiſchen Deutſchlands gibt es kein Land, in welchem in letzterer Zeit ſo viel für Kindererziehung gethan wurde, als in den Vereinigten Staaten. In allen großen Städten

der Union gibt es öffentliche Freiſchulen, und es iſt kein Dörfchen ohne die Mittel des Elementar-Unterrichtes. Die Staaten von Neu-England ſind in dieſer Beziehung allen anderen mit einem guten Beiſpiel vorangegangen, und es exiſtirt jetzt kein Staat ohne hinlängliche Vorkehrungen für dieſen Theil der National-Entwicklung.

Der Staat Connecticut beſitzt einen Schulfonds, welcher folgende Dividende für die einzelnen Grafſchaften abwirft:

| Name der Grafſchaften. | Zahl der Kinder. | Dividende in Thalern. | |
|---|---|---|---|
| | | Dollars | Cent. |
| Fairfield . . . . | 13,524 | 12,171 | 60 |
| Hartford . . . . | 14,261 | 12,834 | 90 |
| Litchfield . . . . | 12,601 | 11,340 | 90 |
| Middleſex . . . | 7,337 | 6,603 | 30 |
| New-Haven . . . | 11,789 | 10,788 | 30 |
| New-London . . . | 12,044 | 10,339 | 60 |
| Volland . . . . | 6,671 | 5,103 | 30 |
| Windham . . . | 8,057 | 7,251 | 30 |
| Summe der Kinder | 86,284 | 76,433 | 20 |

Aus dieſer Tabelle geht hervor, daß der Staat Connecticut ein Schul-Capital beſitzt, deſſen Zinſen jedem Kinde von 4 bis 16 Jahren eine jährliche Rente von 2 fl. 24 kr. für die Koſten ſeiner Erziehung auswerfen, eine Liberalität, die, wie ich glaube, nicht ihres Gleichen auf der Erde hat.

Auch iſt dieß nicht das einzige Beiſpiel americaniſcher Freigebigkeit in Bezug auf Volkserziehung. Die Taxen für den Elementar-Schul-Unterricht im Staate Maſſachuſetts belaufen ſich jährlich auf 350,000 Dollars, oder 875,000 Gulden, und werden auf die Erhaltung von 9,580 Schulhäuſern verwendet; die Koſten des Unterrichts beliefen ſich im Jahre 1833 auf 1,262,670 Dollars, oder etwas mehr als 3,150,000 Gulden.

Ohio, Pennſylvanien und Süd-Carolina haben ebenfalls den Grundſatz der Freiſchulen angenommen, und die anderen Staaten folgen alle mehr oder weniger dieſem Beiſpiele. Die Einwohner von Boſton haben die beſten Anſtalten für die Erziehung der Jugend, und das Syſtem der Freiſchulen dieſer Stadt iſt für alle übrigen Städte ein Muſter der Nachahmung geworden.

Die geſchickteſten und unterrichteſten Lehrer in den Vereinig-

ten Staaten ſind Neu-Engländer, die ſich entweder beſſer auf den Schulzwang verſtehen, oder mit der Kunſt, Gedanken mitzutheilen vertrauter ſind, als ihre Landsleute in den Nachbarſtaaten. Auch ſcheinen ſie durch ihre Religioſität und die Strenge ihrer Sitten beſonders für das Erziehungsgeſchäft geeignet. Man rechnet, daß nicht weniger als ſechzigtauſend Neu-Engländer jährlich mit dem Schulunterricht in den verſchiedenen Staaten der Union beſchäftigt ſind, welcher einzige Umſtand vielleicht ehrenvoller für Neu-England iſt, als alles, was man für die Induſtrie und Geſchicklichkeit ſeiner Einwohner anführen könnte.

Aber ich befürchte, daß die pecuniären Vortheile dieſer Menſchen ihren Anſtrengungen wenig entſprechen, und daß der Stand eines Lehrers nicht der geachtetſte in den Vereinigten Staaten iſt. So ſehr auch die Americaner die Leiſtungen ihrer Lehrer zu würdigen wiſſen, ſo ſchätzen und belohnen ſie ſie doch nicht nach ihren Verdienſten, und ſind ſelten geneigt ſie zu Geſellſchaftern und Freunden zu machen. Daß daſſelbe Gefühl mehr oder weniger auch in Europa, und beſonders in England, herrſcht, iſt mir recht wohl bekannt, aber es iſt kein Grund vorhanden, warum es in America — in einem Lande fortbeſtehen ſoll, in welchem kein ehrlicher Erwerb verachtet iſt, und wo Jedermann nur in dem Maße geachtet werden ſollte, als er zu den ſittlichen und geiſtigen Fortſchritten des Volkes beiträgt.

Die Richtigkeit dieſes Grundſatzes wird in den Vereinigten Staaten ſo gut verſtanden, daß das Volk ſich wirklich ſeiner Vorurtheile ſchämt, und keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, dem Stande der Lehrer privatim jene Achtung zu zollen, die es ihm ſo ſelten öffentlich erweiſt. — Die Lehrer werden von den reichen Eltern daher oft zu Familien-Mahlzeiten (family dinners) geladen; aber ſelten einer größeren Geſellſchaft vorgeſtellt, und nur wenig reiche Kaufleute würden ſich mit ihnen auf der Börſe zeigen.

Die Americaner haben ein ſehr richtiges Gerechtigkeitsgefühl, und verſtehen ihr eigenes Intereſſe zu gut, um gänzlich die äußere Achtung zu vernachläſſigen, die ſie den Lehrern der Jugend ſchuldig ſind — nur ſind die höheren Claſſen zu beſcheiden, ihr Gefühl öffentlich zur Schau zu tragen.

Indeſſen iſt in der letzten Zeit viel für die Verbeſſerung des Zuſtandes der Lehrer geſchehen, und es ſteht zu hoffen, daß das

neu organisirte „American Institute of Instruction," welches unter seinen Mitgliedern bereits die einflußreichsten und vermöglichsten Bürger der Union zählt, endlich den Stand der Lehrer heben, und dadurch ihre Nützlichkeit vermehren wird.

Die Besoldungen der Lehrer in den öffentlichen Schulen der meisten Staaten sind wirklich kärglicher Lohn, wenn man sie mit der Bezahlung von Brodgelehrten, oder dem Gehalte der Commis in ordentlichen Handlungshäusern vergleicht. Die Besoldungen der Privatlehrer sind zwar höher, aber noch immer von einem zu erbärmlichen Charakter, als daß sie ihnen erlaubten, davon anständig zu leben.

Diese unzureichende Belohnung der härtesten Arbeit ist nicht nur ungerecht, sondern hat auch die ernstlichsten Nachtheile für das Volk. Der Stand der Lehrer wird hiedurch von einer großen Anzahl Menschen ergriffen, welche, obschon für ihn geeignet, in ihm doch nur eine augenblickliche pecuniäre Stütze suchen, und ihn daher sogleich wieder verlassen, sobald sich eine Gelegenheit zu etwas Besserem darbietet. Die unmittelbare Folge hievon ist ein beständiger Wechsel der Lehrer, und die Anstellung von Neulingen, die für ihr Geschäft weder die nöthigen Kenntnisse, noch Erfahrung besitzen. Auf diese Weise kann keine ordentliche Schuldisciplin eingeführt werden; denn in Kindern wirkt die Gewohnheit des Gehorsams mehr als das Gesetz, und es ist das Princip der Autorität, sich durch die Ausübung ihrer Gewalt zu verstärken. Auch werden die verschiedenen Lehrgegenstände selbst auf eine unzusammenhängende Art vorgetragen, denn jeder Lehrer hat nothwendiger Weise seine eigene Methode, welche er durch den Umgang mit seinen Schülern vervollkommnet oder modificirt. Unter solchen Umständen kann man keine großen Anstrengungen, weder von Seiten des Lehrers, noch der Schüler erwarten; auch können zwischen ihnen nicht jene Beziehungen der Freundschaft und Hochachtung bestehen, die den Schüler so sehr aufmuntern, und ihm einen Geschmack und einen Wetteifer für die Wissenschaften einflößen, welche oft länger währen, als ein momentaner Enthusiasmus für das Erforschen der Wahrheit.

Aber das größte Uebel in dem zu häufigen Lehrerwechsel ist die unvermeidliche Verachtung für altgewordene Schulmänner. Viele der ersten Advocaten, Prediger und Doctoren der Medicin in Neu-

England waren auf eine Zeit gezwungen das Lehramt zu ergreifen, entweder um die nöthigen Fonds zu sammeln, Collegien zu hören, oder um sich die Mittel zu verschaffen, ihre Brodstudien fortzusetzen. Daher haben sie die Gewohnheit, das Lehramt als ein Rettungsmittel gegen äußersten Mangel anzusehen, aber nicht als etwas, wornach ein Mensch von Talent und Ehrgeiz streben könnte. Dieser Glaube, einmal von den Brodgelehrten ausgegangen, hat sich über alle Classen der Gesellschaft verbreitet, so daß ein alter Schulmann statt des Dankes seiner Mitbürger nur zu erwarten hat, daß man ihn als einen Mann von untergeordneten Fähigkeiten ansieht, weil er im entgegengesetzten Falle die Laufbahn seiner Collegen betreten haben würde. So lange diese Meinung in den Vereinigten Staaten herrscht, wird das Schulamt erniedrigt seyn. Die, welche die Nothwendigkeit zwingt, es zu ergreifen, werden es als entehrend ansehen, und die erste Gelegenheit benützen, es mit Ekel und Verachtung wieder zu verlassen.

Mit welchem Eifer kann ein Mann einem schweren und mühsamen Geschäfte obliegen, in welchem der größte Erfolg unfähig ist, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, welches ihm nur unverdienten Spott und Vorwürfen aussetzt? Und warum sollte ein Winkeladvokat, oder ein Quacksalber sich für besser halten, als ein ehrlicher und braver Schulmann?

In keinem Stand liegt Ehre oder Schmach,
Die Ehr gebeut: Komm deinen Pflichten nach! *)

Das System des Unterrichts hat sich in den letzten zehn Jahren bedeutend verbessert; die mechanische Lancaster'sche Lehrmethode hat überall der inductiven Lehrart Pestalozzi's Platz gemacht, welche, da sie hauptsächlich die Denkkraft entwickelt, ganz besonders für einen republicanischen Staat paßt.

Die Gegenstände des Unterrichts, welche in den americanischen Schulen am besten gelehrt werden, und in welchen die Schüler größere Fortschritte zu machen scheinen als in Europa, sind Arithmetik, Geographie, Geometrie, Grammatik und Lesen, respective Declamiren; die, in welchen sie am meisten hinter den euro-

*) Honour and shame from no condition rise,
Act well your part, there's where the honour lies.
Pope's essay on man.

päischen zurückstehen, sind Geschichte und Sprachen. Der Geschmack für Mathematik ist so allgemein, daß selbst junge Mädchen Geometrie und Algebra treiben, und dieß nicht ihrer Nutzbarkeit wegen, sondern um ihren Geist und ihre Urtheilskraft zu schärfen und zu üben. Mathematik und Astronomie, so wie Physik und Chemie werden in allen höheren Mädchenschulen gelehrt, und es sind deren einige, in welchen selbst ebene und sphärische Trigonometrie als ordentliche Gegenstände des Unterrichtes vorgetragen werden.

Einige Mädchenschulen wurden ganz von Männern geleitet, und das Unternehmen fiel so vortheilhaft aus, daß viele ausgezeichnete Professoren an den Universitäten ihre Professur aufgaben, um sich mit der Erziehung von Damen zu beschäftigen. Aus einer besonderen Caprice der fashionablen Coterien sind die Vorsteher dieser Mädchenschulen von der Geringschätzung ausgeschlossen, welche das regelmäßige Erbtheil der Schulmeister ist; — sie sind die einzigen Lehrer in den Vereinigten Staaten, welchen man jene höhere Achtung zollt, und die in der Gesellschaft jenen Platz einnehmen, zu welchem sie durch ihre Talente und ihre Thätigkeit berechtigt sind.

Die Fortschritte des Erziehungswesens in Deutschland sind der Aufmerksamkeit der Americaner keineswegs entgangen, und schon hat sich in Albany, im Staate von New-York, eine Gesellschaft gebildet, deren Zweck es ist die preußischen Schulbücher zu übersetzen. — Die Gesellschaft hofft damit das System der Erziehung im ganzen Staate zu verbessern, und anstatt der vielen verschiedenartigen Lehrbücher, die jetzt im Gange sind, das gleichförmige System des preußischen Schulunterrichtes durchgängig einzuführen. Diese Bemühungen der Americaner um die Verbesserung des Erziehungssystems und der Schulbücher werden sich endlich auch auf die Lehrer erstrecken. Ihr Amt wird geehrt, und ihre Dienste im Verhältniß zur Schwierigkeit ihrer Pflichten belohnt werden; dann erst werden sie ihren Stand aus Neigung und nicht aus Nothwendigkeit ergreifen. Die Achtung für das Lehramt in Deutschland ist vielleicht die vorzüglichste Ursache, warum so viele literarisch und wissenschaftlich gebildete Männer sich dazu bestimmen, und trägt mehr zur Verbesserung der Schulen bei, als die deßhalb erlassenen Gesetze.

Um zu zeigen, wie wenig man in den Vereinigten Staaten die Lehrer achtet, ungeachtet man die Nothwendigkeit der Erziehung

kennt, und obgleich einzelne ausgezeichnete Bürger und ſelbſt die geſetzgebenden Verſammlungen ſich bemühen ihren Zuſtand zu verbeſſern, will ich hier einen Auszug aus dem „Jahresbericht des Oberaufſehers der Gemeinſchulen im Staate New-York," vom Monat Januar 1835 folgen laſſen. („Annual Report of the Superintendent of Common-Schools of the State of New-York, made January 1835.") „Die Incompetenz der Lehrer iſt das große Uebel im Schulſyſtem dieſes Staates, und man kann in der That ſagen, die Quelle aller übrigen Hauptfehler der Erziehung — nämlich einer unvollkommenen Schulbildung. — Aber dieſes Uebel iſt keineswegs allgemein. Es gibt viele mit vorzüglichen Eigenſchaften ausgeſtattete Lehrer, und viele gute Schulen, ſowohl in Bezug auf ihre Einrichtung, als auf die Gegenſtände des Unterrichts. Das Haupthinderniß, welches der Verbeſſerung des Erziehungsſyſtems im Wege zu ſtehen ſcheint, iſt der niedere Arbeitslohn (Wages) der Lehrer, und da dieſer durch Contract zwiſchen ihnen und den Eltern beſtimmt wird, ſcheint es kein anderes Mittel zu geben, dieſem Mißbrauch abzuhelfen, als letzteren einen höheren und gerechteren Begriff von der Würde des Lehramts und ſeiner Verantwortlichkeit beizubringen; zugleich ihnen aber auch die Nothwendigkeit begreiflich zu machen, diejenigen, welche ſich damit beſchäftigen, im Verhältniß zu ihren Kenntniſſen und ſchweren Pflichten zu belohnen. So lange die Beſoldung der Lehrer nicht höher iſt, als der Arbeitslohn des niederſten Taglöhners, kann man nicht erwarten, daß ſich talentvolle und ausgezeichnete Männer hiezu hergeben werden, obſchon es keinen Stand gibt, in welchem Talente mit größerem Nutzen für die Menſchheit angewendet werden können. Der Gebrauch niedrigen Arbeitslohn zu bezahlen, hat in die Gemeinſchulen, wie man erwarten konnte, Lehrer gebracht, welche ganz und gar unfähig waren ihrem Amte mit Kraft vorzuſtehen, die nach und ſchlechte Methoden eingeführt und den Maßſtab der Kenntniſſe ihrer Schüler nie über den erhoben haben, nach welchem die Eltern der Kinder die ihrigen gemeſſen.

Obſchon die Beſoldung der Lehrer noch immer ſehr gering iſt, ſo iſt es doch erfreulich zu bemerken, daß ſie ſich vergrößert. In den Diſtricten, von welchen ich Nachricht erhalten, war die Zahl der öffentlichen Schulen, welche im Jahre 1833 acht Monate lang gehalten wurden, 9392, und die Summe des den Lehrern

bezahlten Arbeitslohns war 665,000 Dollars (1,625,000 Gulden) dieſe Summe durch die Anzahl der Schulen dividirt, gibt jedem Lehrer monatlich 8 Dollars 85 Cents (ungefähr 20 Gulden). Aber man kann rechnen, daß beinahe die Hälfte der Zeit weibliche Lehrer mit einer Bezahlung von ungefähr 5 Dollars (12 fl. 30 kr.) monatlich angeſtellt ſind, in welchem Fall man den Lohn der männlichen Lehrer auf 12 Dollars 70 Cents (ungefähr 32 fl.) anſchlagen kann. *) Aus einem ähnlichen Ueberſchlag für das Jahr 1831, deſſen in dem Bericht des Superintendenten für das Jahr 1833 erwähnt iſt, betrug der Arbeitslohn der Lehrer nur 11 Dollars 85 Cents, und aus einem andern vom Jahr 1832 ergibt ſich, daß er im Jahr 1832 ſchon bis 12 Dollars 22 Cents vermehrt war. So ſcheint es denn, daß der Arbeitslohn ſich alle Jahre regelmäßig vergrößert, obſchon er noch immer im Mißverhältniß zur geleiſteten Arbeit iſt."

Dieſer Bericht, obgleich von einem Mann abgefaßt, welcher ſich mit der Verbeſſerung des Erziehungs-Syſtems und der Schulen beſchäftigt, zeugt deſſen ungeachtet in der unglücklichen Wahl des Ausdrucks, wo nicht von Verachtung, doch von der geringen Werthſchätzung der Lehrer. Wie kleinlich erſcheint die Bemerkung, daß ihr Arbeitslohn ſteigt, da ſie jetzt ungefähr zwiſchen 30 Kreuzer und 1 Gulden monatlich mehr erhalten als früher! Der Berichterſtatter bedauert, daß der Arbeitslohn (!) der Lehrer ſo gering iſt, weil ein geringer Lohn ſchlechte und faule Arbeiter erzeugt, aber er kann ſich unmöglich der Idee entſchlagen, daß Lehrer Miethlinge ſeyen, deren Leiſtungen immer für Geld zu haben ſind, wie die Arbeit eines Geſellen. Ich glaube nicht, daß der Staat New-York gute Lehrer haben wird, ſo lange dieſe für „Lohn" dienen, und bin vollkommen überzeugt, daß die Hälfte der in dieſen Staaten angeſtellten Schulmänner, wenn ſie ihr wichtiges Geſchäft verſtünden, dem Volke größere Dienſte leiſten würde, als die doppelte oder dreifache Zahl der gegenwärtigen Schulmeiſter mit ihren mangelhaften Kenntniſſen und der geringen Achtung für ihren Stand.

*) Man vergleiche damit den hohen Arbeitslohn der Taglöhner im Staate von New-York, welcher auf dem Lande von 50 Cents auf 1 Dollar täglich ſteigt, in der Stadt ſelbſt aber manchmal 2 bis 3 Dollars (von 3 fl. bis 7 fl. 30 kr.) beträgt.

Wegen der in America eingeführten Lehrmethode werden Schulbücher in Fragen und Antworten allen übrigen vorgezogen. In einigen Gegenſtänden des Unterrichts mag dieſe Methode ihren Nutzen haben, aber im Ganzen muß man dieſen Umſtand immer als ein großes Uebel betrachten. Jede mechaniſche Methode ſollte, da ſie den Lehrer wie den Schüler faul macht, ſorgfältig vermieden werden, weil ſie das Gedächtniß auf Koſten der höheren Geiſtesfähigkeiten ausbildet. Uebrigens ſtehen die Americaner in dieſer Beziehung keineswegs hinter den Engländern zurück, und ihre Elementarſchulen ſind gewiß beſſer als die franzöſiſchen. Aber bis jetzt kann man das Unterrichtsweſen der Vereinigten Staaten noch keineswegs mit dem deutſchen vergleichen, weder in Bezug auf Methode noch Schulzwang, obgleich täglich Verbeſſerungen darin aufgenommen werden, und geſetzgebende Verſammlungen und einzelne Perſonen mit einander wetteifern, wie ſie die Erziehung des Volkes verbeſſern ſollen.

Aber zwei Gegenſtände des Elementar-Unterrichts werden in America beſſer gelehrt, als ſelbſt in Deutſchland — Leſen und Sprechen. — Die Americaner bemühen ſich mehr ihren Kindern eine gute Ausſprache zu lehren, als die Engländer, und von den Deutſchen iſt es nur zu ſehr bekannt, wie ſie Ausſprache und Eleganz des Ausdrucks vernachläſſigen! Die Deutſchen gehen ſo auf den eigentlichen Gehalt der Gedanken ein, daß es ihnen auf die Form gar nicht ankommt, und deßhalb ſind die deutſchen Lehrer auch ſchon zufrieden, wenn ihre Schüler nur verſtehen, was ſie leſen, oder wenn ſie fähig ſind, das mit dem Auge aufzufaſſen, was ſie unfähig ſind, mit Klarheit und Beſtimmtheit auszudrücken. Ein deutſcher Knabe weiß oft viel mehr, als er in ſeiner abſtracten und ſchwer zu behandelnden Sprache auszudrücken vermag; ein junger Americaner hingegen weiß alles herzuſagen, was er weiß, und wird nur durch die Schwierigkeiten des Gegenſtandes verlegen.

Die Fähigkeit der Americaner, alles was ſie einmal verſtanden haben, ſchnell und mit Beſtimmtheit auszudrücken, entſpringt eben ſo ſehr aus ihrem Syſtem der Erziehung als aus dem praktiſchen Genie der Nation, und iſt mit unglaublichen Vortheilen in den Geſchäften des bürgerlichen Lebens verbunden. Ein Americaner iſt ſelten ſo vielſeitig als ein Deutſcher, aber was er gelernt hat, weiß er an den Fingern herzuzählen und im Leben anzuwenden.

Eine Kleinigkeit reicht auf dieſe Weiſe weit, und die Maſſe von nützlichen Kenntniſſen und ihre Anwendung, welche dadurch jeden Winkel der Vereinigten Staaten durchdringt, iſt wunderbar, wenn man ſie mit den verhältnißmäßig geringen Mitteln vergleicht, durch welche ſie ins Leben gerufen werden. Man ſtelle eine Frage an einen Deutſchen, und er wird Himmel und Erde durchſuchen um eine Antwort. Er wird bis zum tiefſten Alterthum hinabſteigen, um Beiſpiele zu ſammeln, und nachdem er die Geſchichte aller Völker und die Commentarien darüber in ein halb Dutzend Sprachen verglichen hat, wird er ſo verwirrt ſeyn mit den entgegengeſetzten Meinungen der verſchiedenen Autoren, daß ſeine Gewiſſenhaftigkeit ihn hindern wird, ſeine eigene auszuſprechen, er wird daher ein ſehr gelehrtes Reſumé des fraglichen Gegenſtandes liefern, darin alles anführen, was in Sanscrit und arabiſcher Sprache darüber ſich vorfindet, und nachdem er einige Bemerkungen über die reſpective Glaubwürdigkeit dieſer Autoren hinzugefügt hat, wird er den Schluß der Klugheit ſeiner Leſer überlaſſen. Ein Americaner mit kaum dem zehnten Theil der Gelehrſamkeit hätte darüber den geſunden Menſchenverſtand (common sense) zu Rathe gezogen, und man könnte zehn gegen eins wetten, daß ſeine Antwort befriedigend ausgefallen wäre. Die Deutſchen ſind das erſte Volk in der Welt um Materialien zu ſammeln, aber die Americaner verſtehen ſie zu benützen. Ich kenne keine beſſere Miſchung von Charakter, als die des deutſchen und americaniſchen, und es gibt vielleicht auch kein beſſeres Syſtem des Unterrichtes, als ein Mittel zwiſchen der theoretiſchen Strenge der Deutſchen und der praktiſchen Anwendung der Americaner.

Das deutſche Schulſyſtem befördert die Ausbildung des Geiſtes auf Koſten aller Anwendung im gemeinen Leben, das americaniſche zielt immer auf practiſchen Nutzen und Geſchicklichkeit, und beſtimmt den Menſchen zum Handeln. Das eine iſt beſtändige Contemplation, das andere raſtloſe Thätigkeit; erſteres eignet ſich zur inneren Anſchauung und Philoſophie, letzteres zur praktiſchen Aufgabe des Lebens.

Jedes dieſer Syſteme hat ſeine Vorzüge und Nachtheile, und ſteht in der unmittelbarſten Verbindung mit dem Genie dieſer beiden Nationen. Es gibt kaum einen beſſeren Ort als ein Schulzimmer, um den Charakter eines Volkes zu beurtheilen, oder

ſeine Eigenthümlichkeiten zu erklären. Alle Schwächen und Fehler, mit denen es behaftet iſt, zeigen ſich dort ohne die Heuchelei des reifen Alters, ſo wie jede Tugend, die es beſitzt, dort ohne Miſchung von Verderbtheit und Laſter rein abgeſpiegelt iſt. An einem ſo niedrigen Ort als ein Schulzimmer kann der unparteiiſche Beobachter den Commentar der Vergangenheit und die zukünftige Geſchichte eines Volkes leſen.

Wer könnte in eine americaniſche Schule treten und den unaufhörlichen Uebungen im Leſen und Sprechen beiwohnen, oder ihren Sprachübungen zuhören und ihr Benehmen gegen einander und den Lehrer beobachten und noch zweifeln, daß er ſich in einer Verſammlung junger Republikaner befinde? Und wer könnte eine deutſche Erziehungsanſtalt beſuchen, ohne daß ihm das Princip der Autorität und des Schweigens in die Augen fiele, welches die Geſchichte Deutſchlands ſeit Jahrhunderten getreu zurückwirft? Welche Schwierigkeit hat nicht ein americaniſcher Lehrer, Ordnung und Ruhe unter einem Dutzend kleiner Kinder aufrecht zu erhalten, während ein Deutſcher über zweihundert Schüler mit der Leichtigkeit eines aſiatiſchen Fürſten regiert. In einer americaniſchen Schule geſchieht alles aus Ueberzeugung, in einer deutſchen folgt Gehorſam aus Gewohnheit und Beiſpiel. Wie ſtreben nicht ſchon die americaniſchen Schulknaben nach Anſehen und Macht, wie in ſich gekehrt und nachdenkend hingegen iſt die deutſche Schuljugend, jeder Zögling nur bedacht auf ſeine eigene Aufgabe und die Zufriedenheit des Lehrers! Die Mehrzahl der Knaben einer americaniſchen Schule drückt dem Inſtitut ihren eigenen Charakter auf, die perſönlichen Eigenſchaften des deutſchen Lehrers hingegen findet man in dem Betragen ſeiner Zöglinge. Die americaniſche Jugend iſt eben ſo wenig geneigt, den unbedingten Willen ihrer Lehrer zu erfüllen, als ihre Väter, ſich den unbedingten Befehlen von Fürſten zu unterwerfen, und man brauchte nur einige zweifelnde, europäiſche Politiker in eine americaniſche Schule zu führen, um ſie zu überzeugen, daß bis jetzt noch keine Hoffnung da iſt, das alte Königthum nach der neuen Welt zu verpflanzen. Unter die vielen Mittel, welche gewiſſe Politiker anwenden, um jede Art ariſtokratiſcher Diſtinction in America verhaßt zu machen, will ich bloß eines erwähnen, welches in ſeiner Art merkwürdig iſt. In den ABC-Büchlein für Kinder findet man gewöhnlich neben jedem Buchſtaben

die Abbildung eines mit diesem Anfangsbuchstaben geschriebenen Gegenstandes. So z. B. neben dem Buchstaben *p* einen Papst (pope); neben *n* einen Edelmann (nobleman), neben *k* einen König (king) u. s. w. Da nun die americanische Jugend von diesen Dingen gar keinen Begriff hat, so wird der Edelmann als ein reich gekleideter Mensch vorgestellt, der zu Pferde die Aermeren unter die Füße tritt; der Papst erscheint an der Spitze der Dominicaner und läßt einen ehrlichen Protestanten mit Fackeln in den Leib brennen, während der Teufel dazu applaudirt; ein Fürst erscheint gar im Wagen, wie er über seine Unterthanen hinfährt, und ihnen die Gedärme ausdrückt, und so gehen die Caricaturen in gesteigerter Ordnung fort bis an den König. Solche Eindrücke auf das kindliche Gemüth sind unverwischbar, wie auch der Verstand des reiferen Alters dagegen eifern mag — dieß sind die Ammenmährchen und Geistergeschichten der americanischen Jugend!

Man hat oft bemerkt, daß der Instinct die Americaner zu Mathematikern mache. Dieß ist in Bezug auf angewandte Mathematik allerdings wahr, welche in America besser verstanden wird, als in irgend einem Theil von Europa; aber ich habe dort keinen Geschmack für die abstracte Wissenschaft entdeckt, wie er sich in Deutschland und Frankreich offenbart. — Die Americaner sind geborne Analytiker und sind eher fähig, ein Princip in seiner Anwendung, als eine Wahrheit in abstracto aufzufassen; auch würden sie eine solche Wahrheit als keine Eroberung ansehen, ohne von ihrem praktischen Nutzen überzeugt zu seyn. Ich habe mehrere ausgezeichnete Mathematiker in Boston und Philadelphia gekannt, aber ihre Talente waren alle von der eben beschriebenen Art, und ich halte sie daher für keine guten Lehrer. Die Methode des Unterrichts muß nothwendigerweise synthetisch seyn, und fordert eine Art von Schlußfolgerung, welche, so weit meine Erfahrung reicht, bis jetzt den Americanern noch keinen Geschmack abgewonnen hat. In der Politik ist die Analyse das einzige Mittel zu einem Resultat zu gelangen, aber in den abstracten Wissenschaften ist sie weniger gerade und verläßlich, obgleich sie die Methode der Erfindung ist, und im Leben die meiste Anwendung findet. Im Ganzen glaube ich nicht, daß die Americaner größere mathematische Talente besitzen als die Europäer, aber sie verstehen sie besser anzuwenden, und verrathen in allen ihren politischen und Privatverhandlungen

eine ſehr genaue Bekanntſchaft mit der Wiſſenſchaft. Mathematik iſt bei ihnen ein lebendiges Princip, nicht eine todte Wiſſenſchaft, wie in Europa.

Für Geſchichte haben die Americaner keine beſondere Vorliebe, aber ſie ſind große Liebhaber von Statiſtik, und beſitzen ein außerordentliches Zahlengedächtniß. Ein Americaner betrachtet die Geſchichte ſeines Welttheils als den Anfang einer neuen Periode, und bekümmert ſich deßwegen weniger um die Vergangenheit als um die Zukunft. Aber die Statiſtik iſt deſſen ungeachtet eine „ſtillſtehende Geſchichte," und der Schlüſſel zu dem künftigen Schickſale eines Volkes. Dieſe Wahrheit fühlt man in America wie in Europa; daher denn die Wuth, ſich durch ſtatiſtiſche Tabellen auf eine ſchnelle und leichte Art Kenntniſſe zu ſammeln, in America noch größer iſt als in England oder Frankreich. Ich habe wenig Europäer gekannt, welche mit der Einfuhr und Ausfuhr, Staatseinnahme und Ausgabe, Nationalſchuld, den ſtehenden Heeren, Flotten u. ſ. w. ihres eigenen Vaterlandes und fremder Länder ſo vertraut geweſen wären, als die meiſten Americaner.

Geographie wird vorzüglich gut gelehrt, und es ſind viele dießfällige Schulbücher in England neu aufgelegt und in mehrere Sprachen überſetzt worden. Die geographiſchen Kenntniſſe der americaniſchen Schuljugend gereichen den Lehrern zur größten Ehre, und übertreffen in Genauigkeit und Beſtimmtheit bei weitem die der europäiſchen. Beſonders praktiſch ſind die ziemlich allgemein eingeführten Erdkugeln aus Schieferſtein, auf welchen ſich nur der Aequator, die beiden Wende- und Polarkreiſe, die Ekliptik und die Meridiankreiſe in einem Abſtand von zehn zu zehn Graden gezogen finden, und auf welchen dann die Schüler die Geſtalt der verſchiedenen Länder zeichnen, und den Ort einer Stadt oder eines Hafens nach Angabe ſeiner Länge und Breite auffinden müſſen.

Aber das Merkwürdigſte im ganzen Erziehungsſyſtem der Americaner bleibt immer der gänzliche Mangel an religiöſem Unterricht in den meiſten Elementarſchulen. Dieſer iſt beinahe ganz den Eltern überlaſſen, und beſchränkt ſich mit wenigen Ausnahmen auf das Leſen der Bibel und das Hören von Predigten und Vorleſungen an Sonntagen. Dieſes Verfahren ſcheint durch die vielen Secten bedingt zu ſeyn, die ſich oft in einer und derſelben Schule vereinigt finden,

aber nichtsdeſtoweniger herrſcht in America eben ſo viel theoretiſche und praktiſche Religion, als in irgend einem Lande Europa's.

Ehe ich dieſe Bemerkungen über den Elementarunterricht ſchließe, will ich noch eines Umſtandes erwähnen, der bis jetzt der Aufmerkſamkeit der meiſten Europäer entging, obgleich er äußerſt wichtig iſt, und eine Menge Eigenheiten im Volksleben der Americaner erklärt: ich meine die Frühreife der Kinder, welche aus dem Plan der Erziehung zu Hauſe und in der Schule entſpringt, und wozu vielleicht auch das Klima des Landes beiträgt.

Ein americaniſcher Knabe von zehn bis zwölf Jahren iſt eben ſo ſehr ein junger Mann, als ein Europäer von ſechzehn, und wenn er dieſes Alter erreicht hat, iſt er eben ſo gut zu Geſchäften zu gebrauchen, als ein Deutſcher von vierundzwanzig, oder ein Franzoſe von fünfzig. Etwas Aehnliches findet ſich auch in England, aber weder Klima noch Erziehung befördern dieſe Frühzeitigkeit dort ſo ſehr, als in America. Von der früheſten Kindheit iſt ein Americaner gewöhnt, ſich ſelbſt als das Hauptwerkzeug ſeines künftigen Fortkommens zu betrachten. Was er lernt oder ſtudirt, iſt in der Abſicht auf künftige Anwendung, und von dem Augenblick, wo er die Schule verläßt, tritt er auch ſchon thätig ins bürgerliche Leben ein. Von der Zeit an, da er zu denken anfängt, liegt ihm ſein Ruf am Herzen, denn er muß ſeinen Platz in der Geſellſchaft beſtimmen, und die Sphäre ſeines Wirkens verengern oder erweitern. Als Schulknabe hat er ſeine politiſchen und religiöſen Meinungen, welche er mit eben dem Eifer verficht, als ob er ein Senator der Republik oder ein Prediger des Evangeliums wäre. So wie er einmal leſen und ſchreiben kann, macht er Plane für ſeine künftige Unabhängigkeit, und ich habe Kinder von zehn bis zwölf Jahren gekannt, welche ſich mit demſelben Ernſt über die Vortheile und Bequemlichkeiten des Eheſtandes ausſprachen, mit welcher ſie eine mathematiſche Lection aufgeſagt, oder über das Verdienſt eines politiſchen Aufſatzes abgeſprochen haben würden. Sie berechneten die Wahrſcheinlichkeit des häuslichen Glückes wie ein Kaufmann den Gewinn eines mercantiliſchen Unternehmens, oder ein Banquier ſeine Proviſion von einem Wechſel. —

Americaniſche Kinder ſtudiren die Schwachheiten ihrer Eltern und Lehrer, die ſie faſt immer zu ihrem Vortheil benützen, und ſind

in einem Alter von einundzwanzig Jahren beſſere Beurtheiler der Menſchen und ihrer Leidenſchaften, als viele europäiſche Fünfziger. In Mädchen iſt dieſe Frühreife mit Beſcheidenheit und Anſtand verbunden; aber der auszeichnende Zug der americaniſchen Jugend bleibt immer eine frühe Entwicklung des Verſtandes und eine gewiſſe frühzeitige Intelligenz, die man in Europa ſelten antrifft.

Die Americaner ſind in ihren Studien auf eine kürzere Zeit beſchränkt als die Europäer, aber die Maſſe von Kenntniſſen, die ſie ſich in dieſer Zeit erwerben, iſt wahrhaft erſtaunlich, und man muß ſich nur wundern, wo ſie das Gedächtniß hernehmen, auch nur den vierten Theil davon zu behalten. Ein Kind von vier bis fünf Jahren wird ſchon täglich ſechs Stunden in der Schule angehalten, und muß noch überdieß zwei oder drei Stunden zu Hauſe lernen, und im Verhältniß als es älter wird, ſteigt die Zahl und die Verſchiedenheit der Lehrgegenſtände aufs Doppelte. Ein Knabe von zehn Jahren ſtudirt Latein, Griechiſch, Franzöſiſch, Italieniſch, Spaniſch, Algebra, Geometrie, Mechanik, Sittenlehre, Mineralogie, Phyſik, Chemie, und der Himmel weiß was noch? — und weiß wenigſtens ſeine Lectionen zur Zufriedenheit ſeiner Lehrer aufzuſagen. In Europa weiß ich mich gar keines ähnlichen Verſuches zu erinnern, und ich bin überzeugt von ſeinem nothwendigen Mißlingen, würde man in England oder Deutſchland damit den Anfang machen.

Wenn die Zeit, welche die americaniſche Jugend auf Gymnaſien (die americaniſchen „Colleges“ gleichen mehr den deutſchen Gymnaſien als Univerſitäten) zubringt, mit dem Fleiß und der Ausdauer der Schüler in irgend einem leidlichen Verhältniſſe ſtünde, ſo würden die americaniſchen Lehranſtalten die beſten in der Welt, und ihre Profeſſoren und Studenten die unterrichtetſten und thätigſten auf der Erde ſeyn. Aber leider iſt die Dauer einer ſogenannten College-Education auf vier Jahre feſtgeſetzt, welches ungefähr die Hälfte der Zeit iſt, die man auf die Bildung der Jugend verwenden ſollte. Nichts als die erſten Anfangsgründe der Wiſſenſchaften laſſen ſich in dieſer Periode auffaſſen, und der americaniſche Gelehrte muß ſich daher hauptſächlich auf ſeine eigenen Fähigkeiten und den Beiſtand von Bibliotheken verlaſſen, um mit Europäern in irgend einem wiſſenſchaftlichen Fach zu wetteifern. Eine Anzahl americaniſcher Stu-

denten beſucht daher jährlich die Univerſitäten von Deutſchland, beſonders Göttingen, und die meiſten Gelehrten der Vereinigten Staaten ſind daher ebenſo mit den Erzeugniſſen der deutſchen Litteratur vertraut, als mit denen der engliſchen und ihrer eigenen.

Aber wenn die Americaner bis jetzt noch nicht die hohen Bildungsanſtalten beſitzen, welche z. B. Deutſchland auszeichnen, ſo ſind doch die Elemente der alten Sprachen und Naturwiſſenſchaften über das ganze Land verbreitet, und die Grundlage einer gelehrten Erziehung in allen Staaten der Union anzutreffen. Im Jahre 1835 waren in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 79 Collegien, 31 theologiſche Seminarien, 23 mediciniſche und 9 Advocatenſchulen. Die folgenden Tabellen werden die Namen und Orte dieſer Anſtalten, die Zahl ihrer Schüler und Profeſſoren, und die Bibliotheken angeben, die ihnen beigegeben ſind, und die ſich jährlich bedeutend vermehren.

## Tabelle I. Collegien und Universitäten.

| Nummer | Name. | Platz. | Staat. | Errichtet | Zahl der Professoren | Zahl der Alumnen | Zahl der Geistlichen | Zahl der Studenten | Zahl d. Bände in d. Bibliothek des Collegiums | Zahl d. Bände in d. Bibliothek der Studenten |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Bowdoin . . . . . | Brunswick | Maine | 1794 | 10 | 528 | 52 | 139 | 8000 | 4000 |
| 2 | Waterville . . . . . | Waterville | deßgl. | 1820 | 8 | 113 | 27 | 112 | 4500 | 1500 |
| 3 | Dartmouth . . . . . | Hannover | New-Hampshire | 1770 | 11 | 1858 | 512 | 186 | 6000 | 8500 |
| 4 | University of Vermont . . | Burlington | Vermont | 1791 | 7 | 224 | — | 100 | 6000 | 2400 |
| 5 | Middlebury . . . . . | Middleburg | deßgl. | 1800 | 5 | 650 | 228 | 165 | 2300 | 3100 |
| 6 | Norwich University . . . | Norwich | deßgl. | 1834 | 5 | — | — | — | — | — |
| 7 | Harvard University . . . | Cambridge | Massachusetts | 1638 | 30 | 5321 | 1344 | 208 | 45,000 | 4500 |
| 8 | Williams College . . . | Williamstown | deßgl. | 1793 | 7 | 800 | — | 120 | 3000 | 3200 |
| 9 | Amherst deßgl. . . . . | Amherst | deßgl. | 1821 | 9 | 384 | 66 | 252 | 4300 | 6250 |
| 10 | Brown University . . . | Providence | Rhode-Island | 1764 | 10 | 1255 | 450 | 195 | 6000 | 5600 |
| 11 | Yale College . . . . . | New-Haven | Connecticut | 1700 | 27 | 4485 | 1297 | 413 | 15,000 | 15,000 |
| 12 | Washington deßgl. . . . | Hartford | deßgl. | 1821 | 8 | 115 | 42 | 55 | 2000 | 2500 |
| 13 | Wesleyan University . . | Middletown | deßgl. | 1831 | 6 | — | — | 111 | 3000 | — |
| 14 | Columbia . . . . . | New-York | New-York | 1754 | 11 | 1620 | — | 100 | 8000 | 6000 |
| 15 | Union . . . . . | Schenectady | deßgl. | 1795 | 10 | 1600 | 508 | 268 | 5350 | 8920 |
| 16 | Hamilton . . . . . | Clinton | deßgl. | 1812 | 7 | 270 | 69 | 115 | 2500 | 3700 |
| 17 | Hamilton Lit. u. Theol. Sem. | Hamilton | deßgl. | 1819 | 8 | 124 | — | 85 | 1600 | — |
| 18 | Geneva . . . . . | Geneva | deßgl. | 1825 | 7 | 18 | 9 | 22 | 820 | 1150 |
| 19 | University of New-York . | New-York | deßgl. | 1831 | 17 | — | — | 221 | — | — |
| 20 | College of New-Jersey . . | Princetown | New-Jersey | 1744 | 12 | 2064 | 424 | 215 | 7000 | 4000 |
| 21 | Rutger . . . . . | New-Brunswic | deßgl. | 1770 | 8 | 257 | 59 | 93 | 3000 | 3500 |
| 22 | University of Pennsylvania | Philadelphia | Pennsylvania | 1755 | 20 | — | — | 22 | 2000 | — |
| 23 | Dickinson College . . . | Carlisle | deßgl. | 1785 | 6 | — | — | 20 | 3000 | 3500 |
| 24 | Jefferson deßgl. . . . . | Canonsburg | deßgl. | 1802 | 8 | 404 | 170 | 175 | 1000 | 2400 |
| 25 | Washington . . . . . | Washington | deßgl. | 1806 | 7 | 146 | — | 47 | 1500 | — |
| 26 | Alleghany . . . . . | Meadville | deßgl. | 1806 | 4 | 10 | — | 120 | 8000 | — |

| Nummer | Name. | Platz. | Staat. | Errichtet | Zahl der Professoren | Zahl der Alumnen | Zahl der Geistlichen | Zahl der Studenten | Zahl d. Bände in d. Bibliothek des Collegiums | Zahl d. Bände in d. Bibliothek der Studenten |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 27 | Western University . . . | Pittsburg | Pennsylvania | 1820 | 7 | 45 | — | 50 | 500 | — |
| 28 | Pennsylvania . . . . . | Gettysburg | deßgl. | 1832 | 6 | — | — | 90 | — | — |
| 29 | Lafayette . . . . . | Easton | deßgl. | 1832 | 4 | — | — | 25 | — | — |
| 30 | Bristol College . . . . | Bei Bristol | deßgl. | 1833 | 1 | — | — | 80 | — | — |
| 31 | Newark . . . . . | Newark | Delaware | 1835 | 5 | — | — | 75 | 1000 | — |
| 32 | St. John's . . . . . | Annapolis | Maryland | 1784 | 7 | 445 | — | 108 | 2700 | 400 |
| 33 | St. Mary's . . . . . | Baltimore | deßgl. | 1799 | 25 | — | — | 180 | 12,000 | — |
| 34 | Mount St. Mary's . . | Emmittsburg | deßgl. | 1830 | 25 | 21 | — | 90 | 7000 | — |
| 35 | Mount Hope . . . . . | Bei Baltimore | deßgl. | 1832 | 7 | — | — | 45 | — | — |
| 36 | Georgetown . . . . . | Georgetown | Distr. v. Columbia | 1799 | 17 | 90 | — | 134 | 12,000 | — |
| 37 | Columbia . . . . . | Washington | deßgl. | 1821 | 8 | — | — | 50 | 1000 | — |
| 38 | William and Mary . . | Williamburg | Virginia | 1693 | 6 | — | — | 60 | 3500 | 600 |
| 39 | Hampden Sydney . . . | Prince Edward's College | deßgl. | 1785 | 4 | — | — | 60 | 5000 | 3200 |
| 40 | Washington . . . . . | Lexington | deßgl. | 1712 | 1 | 380 | — | 36 | 1500 | — |
| 41 | University of Virginia . . | Charlottesville | deßgl. | 1819 | 9 | 118 | — | 250 | 10,500 | — |
| 42 | Randolph-Macon . . . | Boydton | deßgl. | 1829 | 6 | — | — | 120 | — | — |
| 43 | University of North Carolina | Chapel Hill | Nord-Carolina | 1791 | 8 | 334 | — | 100 | 1800 | 3000 |
| 44 | Charleston University . . | Charleston | Süd-Carolina | 1785 | 1 | 65 | 18 | 40 | 1360 | 50 |
| 45 | College of South Carolina . | Columbia | deßgl. | 1801 | 6 | — | — | — | 10,000 | — |
| 46 | University of Georgia . . | Athens | Georgien | 1785 | 9 | 323 | — | 126 | 4500 | 2500 |
| 47 | University of Alabama . . | Tuscaloosa | Alabama | 1828 | 6 | 26 | — | 104 | 3000 | 600 |
| 48 | Lagrange . . . . . | New Tuscaloosa | deßgl. | 1830 | — | — | — | 120 | — | — |
| 49 | Springhill . . . . . | Springhill | deßgl. | 1830 | 8 | — | — | 85 | — | — |
| 50 | Jefferson . . . . . | Washington | Mississippi | 1802 | — | — | — | 70 | — | — |
| 51 | Oakland . . . . . | Oakland | deßgl. | 1831 | 4 | — | — | 130 | — | — |
| 52 | Louisiana . . . . . | Jackson | deßgl. | 1825 | 4 | — | — | 15 | 350 | — |

| Nummer | Name. | Platz. | Staat. | Errichtet | Zahl der Professoren | Zahl der Alumnen | Zahl der Geistlichen | Zahl der Studenten | Zahl d. Bände in d. Bibliothek des Collegiums | Zahl d. Bände in d. Bibliothek der Studenten |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 53 | Greenville . . . . . | Greenville | Tennessee | 1791 | 2 | 100 | — | 30 | 4000 | — |
| 54 | Washington . . . . . | Washington | deßgl. | 1794 | 1 | 100 | — | 35 | 500 | — |
| 55 | University of Nashville . . | Nashville | deßgl. | 1806 | 6 | 168 | — | 125 | 2100 | 3500 |
| 56 | East Tenessee . . . . . | Knorville | deßgl. | 1807 | 2 | — | — | 90 | 3000 | 200 |
| 57 | Jackson . . . . . | New Columbia | deßgl. | 1830 | 6 | 3 | — | 100 | 1250 | — |
| 58 | Transylvania . . . . . | Lexington | Kentucky | 1798 | 4 | 600 | 50 | 48 | 2400 | 2000 |
| 59 | St. Joseph . . . . . | Bardstown | deßgl. | 1819 | 15 | 80 | 3 | 150 | 5000 | — |
| 60 | Centre . . . . . | Danville | deßgl. | 1822 | 8 | — | — | 66 | 1600 | — |
| 61 | Augusta . . . . . | Augusta | deßgl. | 1823 | 6 | 60 | — | 75 | 2000 | 500 |
| 62 | Cumberland . . . . . | Princetown | deßgl. | 1825 | 3 | 28 | — | 72 | 500 | — |
| 63 | Georgetown . . . . . | Georgetown | Ohio | 1830 | 3 | — | — | 56 | 1200 | — |
| 64 | University of Ohio . . . | Athens | deßgl. | 1821 | 5 | 72 | 26 | 45 | 1000 | 1000 |
| 65 | Maine University . . . | Oxford | deßgl. | 1824 | 8 | 80 | 17 | 126 | 1200 | 2500 |
| 66 | Franklin . . . . . | Neu-Athens | deßgl. | 1821 | 6 | 20 | 7 | 100 | 300 | 750 |
| 67 | Western Reserve . . . . | Hudson | deßgl. | 1821 | 7 | 25 | — | 82 | 1600 | 300 |
| 68 | Kenyon . . . . . | Gambier | deßgl. | 1828 | 14 | — | — | 60 | 2300 | — |
| 69 | Granville . . . . . | Granville | deßgl. | 1832 | 6 | — | — | 80 | 3000 | — |
| 70 | Marietta . . . . . | Marietta | deßgl. | 1833 | 4 | — | — | 93 | — | — |
| 71 | Oberlin Institution . . | Neu-Elyria | deßgl. | 1834 | 4 | — | — | — | — | — |
| 72 | Willoughby University . . | Chagrin | deßgl. | 1834 | 8 | — | — | — | — | — |
| 73 | Indiana . . . . . | Bloomington | Indiana | 1827 | 5 | 10 | 1 | 77 | 600 | 400 |
| 74 | Süd-Hannover . . . . | Süd-Hannover | deßgl. | 1829 | 9 | — | 4 | 30 | — | — |
| 75 | Wabash . . . . . | Crawfordsville | deßgl. | 1833 | 4 | — | — | 60 | — | — |
| 76 | Illinois . . . . . | Jacksonville | Illinois | 1830 | 5 | — | — | 25 | 1500 | — |
| 77 | University of St. Louis . | St. Louis | Missouri | 1829 | 15 | 9 | — | 200 | 7500 | — |
| 78 | St. Mary's . . . . . | Barrens | deßgl. | 1830 | 15 | 5 | — | 121 | 6000 | — |
| 79 | Marion . . . . . | New-Palmyra | deßgl. | 1831 | 7 | — | — | 80 | — | — |

## Tabelle II. Theologische Seminarien.

| Nummer | Name des Seminars. | Platz. | Staat. | Errichtet | Secte. | Zahl der Professoren | Zahl der Studenten i. J. 1834 bis 1835 | Zahl der Exegenen | Zahl der Bände i. den Bibliothek. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Bangor Theolog. Seminar | Bangor | Maine | 1816 | Congregationalisten | 5 | 27 | 62 | 2300 |
| 2 | Theological Seminar . . | Andover | Massachusetts | 1808 | Congregationalisten | 5 | 152 | 672 | 11,000 |
| 3 | Divinity School . . . . | Cambridge | deßgl. | 1824 | Congr. Unitarier | 3 | 36 | 100 | — |
| 4 | Theological Institution . | Newton | deßgl. | 1825 | Baptisten | 5 | 55 | 51 | 1800 |
| 5 | Theol. Dep. von Yale College | New Haven | Connecticut | 1822 | Congregationalisten | 3 | 53 | 115 | 2000 |
| 6 | Theolog. Institut von Connecticut . . . . . | Ost Windsor | deßgl. | 1854 | Congregationalisten | 3 | 17 | — | 2000 |
| 7 | Theol. Institut der Episcopalkirche . . . . . | New-York | New-York | 1819 | Protest. Episcopalen | 6 | 80 | 200 | 3880 |
| 8 | Theol. Seminar von Auburn | Auburn | deßgl. | 1821 | Presbyterianer | 1 | 56 | 190 | 4500 |
| 9 | Hamilton Liter. and Theol. Institut. . . . . | Hamilton | deßgl. | 1820 | Baptisten | 3 | 38 | 124 | 2250 |
| 10 | Hartwick Seminar . . . | Hartwick | deßgl. | 1816 | Lutheraner | 2 | 5 | — | 1000 |
| 11 | Seminar der niederländischen reformirten Kirche . . | New Brunswick | New Jersey | 1784 | Niederländische Reformirte | 3 | 24 | — | — |
| 12 | Theol. Sem. der prot. Kirche der Verein. Staaten . . | Princetown | deßgl. | 1815 | Presbyterianer | 5 | 140 | 714 | 7000 |
| 13 | Lutherisches Seminar in den Vereinigten Staaten . . | Gettysburg | Pennsylvania | 1826 | Evangelisch | 2 | 25 | | 7000 |
| 14 | Deutsch Reformirt . . . | York | deßgl. | 1825 | Deutsch reformirt | 2 | 20 | | 1000 |
| 15 | Western Theol. Seminar . | Alleghany Town | deßgl. | 1828 | Presbyterianer | 2 | 29 | | |
| 16 | Theologische Schule . . . | Canonsburg | deßgl. | 1828 | Associirte Kirche | 1 | | | |
| 17 | Theolog. Seminar . . . | Pittsburg | deßgl. | 1828 | Deßgl. reformirt | 1 | 19 | | |
| 18 | Theolog. Episcopalschule von Virginien . . . . . | Fairfax | Virginien | -- | Protest. Episcopalen | 2 | 39 | 65 | 2000 |

| Nummer | Name des Seminars. | Platz. | Staat. | Errichtet | Secte. | Zahl der Professoren | Zahl der Studenten i. J. 1834 bis 1835 | Zahl der Ergogenen | Zahl der Bände i. den Bibliothek. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 19 | Union Theol. Seminar . . | Prince Edward College | Virginien | 1824 | Presbyterianer | 3 | 35 | 76 | 3200 |
| 20 | Baptist. Sem. von Virginien | Richmond | deßgl. | 1832 | Baptisten | 3 | 58 | | |
| 21 | Southern Theol. Seminar | Columbia | Süd-Carolina | 1829 | Presbyterianer | 3 | 22 | | 1800 |
| 22 | Theolog. Seminar . . . | Lexington | deßgl. | 1832 | Lutheraner | 2 | 1 | 14 | 1200 |
| 23 | Furman Theol. Seminar | High Hills | deßgl. | — | Baptisten | 2 | | 30 | 1000 |
| 24 | Südwestl. Theol. Seminar | Marpville | Tennessee | 1821 | Presbyterianer | 2 | 22 | 62 | 5000 |
| 25 | Theologische Schule . . . | Lexington | Kentucky | 1834 | Protest. Episcopalen | 3 | 8 | | 2000 |
| 26 | Lane Seminar . . . . | Cincinnati | Ohio | 1829 | Presbyterianer | 3 | 42 | | |
| 27 | Theol. Abth. von Kenyon | Gambier | deßgl. | 1828 | Protest. Episcopalen | — | 11 | | |
| 28 | Theol. Abth. von Western Reserve College. . . . | Hudson | deßgl. | | Presbyterianer | | 3 | | |
| 29 | Theologische Schule . . . | Columbus | deßgl. | | Lutheraner | | | | |
| 30 | Theol. Abth. von Granville | Granville | deßgl. | 1832 | Baptisten | 1 | 30 | | 500 |
| 31 | Indiana Theol. Seminar | Hannover | Indiana | | Presbyterianer | 2 | 20 | | |

Außerdem gibt es noch sechs römisch-katholische Seminarien, in Baltimore und bei Emmittsburg in Maryland; in Charleston (Süd-Carolina), bei Boardstown, Washington-County (Kentucky), und eines in Perry County (Missouri.)

## Tabelle III. Mediciniſche Schulen.

| Nr. | Name. | Platz. | Profeſſoren | Studenten |
|---|---|---|---|---|
| 1 | Maine Medical School | Brunswick | 5 | 86 |
| 2 | New-Hampſhire Medical School | Hannover | 3 | 106 |
| 3 | Vermont Medical School (Univerſity of Vermont) | Burlington | 3 | |
| 4 | Vermont Academy of Medicine | Caſtletown | 6 | 62 |
| 5 | Maſſachuſetts Medical School (Univerſity of Harvard) | Boſton | 6 | 82 |
| 6 | Berkeſhire Medical Inſtitution | Pittsfield | 5 | 85 |
| 7 | Medical School of Jale-College | New-Haven | 5 | 64 |
| 8 | College of Phyſicians and Surgeons, New-York | New-York | 7 | 158 |
| 9 | College of Phyſicians and Surgeons, Weſtern Diſtrict | Fairfield | 5 | 217 |
| 10 | Medical Dep. of Jefferſon College | Philadelphia | 6 | 255 |
| 11 | Medical Department of Univerſity of Pennſylvania | deßgl. | 9 | 592 |
| 12 | Medical Department of Univ. of Maryland | Baltimore | 6 | 145 |
| 13 | Waſhington Med. College | deßgl. | 6 | |
| 14 | Medical Dep. of Columbian-College | Waſhington | 6 | 50 |
| 15 | Medical Dep. Univ. of Virginia | Charlottesville | 5 | 37 |
| 16 | Medical College of State of S. Carolina | Charleston | 7 | 127 |
| 17 | Medical College of South Carolina | deßgl. | 8 | 18 |
| 18 | Southern School of Pract. Medicine | deßgl. | 6 | |
| 19 | Medical College of Georgia | Auguſta | 7 | |
| 20 | Medical College, Univ. of Tranſylvania | Lexington | 6 | 255 |
| 21 | Louisville Med. College | Louisville | 6 | |
| 22 | Medical College of Ohio | Cincinnati | 6 | 110 |
| 23 | Ref. Medical College of Ohio | Worthington | 4 | |

## Tabelle IV. Advocaten-Schulen.

| Nr. | Name. | Staat. | Ort. | Profeſſoren | Studenten |
|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Cambridge | Maſſachuſetts | Harv. Univerſity | 2 | 52 |
| 2 | New-Haven | Connecticut | Yale deßgl. | 2 | 48 |
| 3 | Philadelphia | Pennſylvania | | | |
| 4 | Williamsburg | Virginia | William et Mary | 1 | 6 |
| 5 | Charlottesville | deßgl. | Univ. of Virginia | 1 | 35 |
| 6 | Fredericksburg | deßgl. | | 1 | 20 |
| 7 | Lexington | Kentucky | Tranſylvania Univ. | 1 | 36 |
| 8 | Cincinnati | Ohio | Cincinnati College | 3 | |
| 9 | Auguſta | Georgien | | | 20 |

Aus den obigen Tabellen ergibt ſich, daß in den 79 Collegien (Gymnaſien) der Vereinigten Staaten im Jahre 1835 639 Lehrer

angeſtellt waren, und daß die Anzahl der Schüler ſich auf beinahe 8000 belief. Außerdem gab es noch 220 Profeſſoren in den höheren Lehrgegenſtänden, und ungefähr 5000 Zöglinge in dieſen Fächern. Die Zahl der Alumnen und Studenten in den verſchiedenen Staaten belief ſich auf 33,000 und die Zahl der Bände in den Univerſitäts-Bibliotheken auf 456,420, wovon 277,770 den Collegien, 113,220 den Studenten und 65,430 den theologiſchen Schulen angehörten. Aber ſeit dem Jahre 1835 ſind fünf neue Lehranſtalten entſtanden; nämlich Haddington-College in Pennſylvanien, Shurtleff und Mac Kendrean Colleges im Staate Illinois, Columbia-College in Miſſouri, und Buffalo-College in einem großartigen Styl im Staate von New-York. *) Außerdem iſt zu bemerken, daß mehr als die Hälfte dieſer Lehranſtalten ſeit dem Jahre 1820 gegründet worden ſind, und beinahe ein Drittheil derſelben ſeit dem Jahre 1830. Die meiſten ſind noch dazu in den weſtlichen Staaten errichtet worden, wohin die Civiliſation erſt ſeit zwölf Jahren gedrungen iſt, und die theologiſchen Schulen ſind beinahe alle erſt ſeit dem Jahre 1820 entſtanden.

Wenn wir von den Bildungsanſtalten der Americaner ſprechen, müſſen wir immer bedenken, daß die Vereinigten Staaten noch nicht völlig angebaut ſind, und daß daher alles, was ſie bis jetzt für Wiſſenſchaft gethan haben, mehr ihrem Geſchmack zur Ehre gereicht, als zum Maßſtab ihrer künftigen Gelehrſamkeit dient.

Die Aufmerkſamkeit des Volkes muß erſtlich auf Verbeſſerungen im Syſtem der Erziehung gerichtet ſeyn, um in zehn Jahren acht neue Gymnaſien in einem Staate zu errichten, welcher erſt ſeit 40 Jahren angeſiedelt iſt, wie das z. B. bei den Collegien von Oxford, Neu-Athen, Hudſon, Gambier, Granville, Marietta, New-Elyria und Chagrin im Staate Ohio der Fall iſt. Im Staate von Kentucky, welcher im Jahre 1740 nur 73,677 Einwohner enthielt, wovon ein Drittheil Sklaven waren, ſind jetzt ſieben Collegien mit mehr als 39 Profeſſoren. Der Staat von Alabama, welcher im Jahre 1810 nur 10,000 Einwohner mit Einſchluß der Sklaven zählte, enthielt zehn Jahre ſpäter ſchon ein öffentliches Semi-

*) Die Stadt Buffalo hatte im Jahre 1810 nur 1500 Einwohner, jetzt aber zählt ſie ſchon 16,000, und allem Anſchein nach wird ſie in kurzer Zeit mit New-York ſelbſt wetteifern.

narium mit sechs Professoren in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften. Der Staat von Mississippi war kaum drei Jahre ins Leben getreten (er wurde erst im Jahre 1817 in die Union aufgenommen), so gründeten seine Bürger auch schon eine Unterrichtsanstalt mit 10 Professoren, obschon die ganze Bevölkerung sich damals nur auf 75,000 Seelen belief, wovon 33,000 Sklaven waren. Das Collegium von St. Louis wurde im Jahre 1829 errichtet, neun Jahre nachdem das Territorium von Missouri als unabhängiger Staat in die Union aufgenommen ward, obschon es damals wenig mehr als 100,000 Menschen faßte, von welchen 25,000 Sklaven waren; und seit dem Jahre 1835 ist ein neues Collegium in diesem Staat errichtet worden. Das Seminarium von Bloomfield, im Staate Indiana wurde im Jahre 1827 errichtet, obschon der ganze Staat damals noch keine einzige große Stadt enthielt (New-Albany, die größte zählte im Jahre 1831 nur 2500 Einwohner), und das Collegium von Jacksonville im Staate Illinois kam im Jahre 1830 zu Stande, zu einer Zeit wo die ganze Grafschaft dieses Namens nur 1500 Einwohner zählte. Judge Hull, in seiner am 4 Julius 1830 zu Vandalia (!) gehaltenen öffentlichen Rede drückte sich über diese Lehranstalt auf folgende Weise aus. *)

„Alle die diesen Staat (Illinois) besucht haben, stimmen in der Meinung überein, daß er fähig ist, eine größere Zahl von Menschen zu ernähren, als irgend ein anderer gleich großer Flächenraum in den Vereinigten Staaten. Aber es ist der moralische mehr als der physische Charakter, welcher einen Staat unter seinen Schwester-Republiken erhöht. Illinois ist bestimmt Reichthum und Stärke zu besitzen, und es ist von der größten Wichtigkeit, daß es auch Intelligenz, Tugend und Verfeinerung habe, um seine mächtige Thatkraft auf die edelsten Zwecke zu verwenden. Wohlstand und Industrie werden ihre Wohnungen unter uns aufschlagen. Millionen freier Männer werden ihren Erhalt von der Fruchtbarkeit unseres Bodens beziehen. Laßt uns unsere Republicaner zur Tugend erziehen. Laßt uns die Kinder bilden, die in wenigen Jahren unseren Platz einnehmen müssen. Laßt uns ihre Gemüther auf das Beispiel der Pil-

*) Ich führe eine Stelle aus dieser Rede hier absichtlich an, weil sie das Gefühl des Volkes auf eigene Weise ausdrückt.

gervåter zurückführen, die ihr Vaterland und ihre Heimath verließen, ehe sie ihr Gewissen befleckten, oder ihren Gott beleidigten."

Wo solche Gesinnungen vorherrschen, können wir nur Gutes für die Zukunft hoffen. Die literarischen Institutionen von America sind so jung, als die Staaten, in welchen sie geschaffen sind; aber sie sind wenigstens im Verhältniß zu der Volksmenge zahlreicher, als in irgend einem Theil von Europa, Deutschland selbst nicht ausgenommen, und geben wenigstens dem Anfänger die Mittel an die Hand, sich mit den Elementen der Gelehrsamkeit ohne vielen Kostenaufwand vertraut zu machen.

Der akademische Lehrcurs, wie ich oben bemerkt habe, dauert vier Jahre, und am Ende desselben wird das Baccalaureat ohne weiteres Examen für eine geringe Bezahlung der Professoren und des Präsidenten ertheilt. Auch fordert man keine Dissertationen und dergleichen für akademische Titel, und man braucht überhaupt in America nicht Autor zu seyn, wie in Deutschland, ehe man für gelehrt erklärt wird. Das Verdienst der Studirenden wird nach täglichen Recitationen ihrer Aufgaben gemessen, und das Praktische dieses Systems besteht wenigstens darin, daß es die Lernenden zur täglichen Thätigkeit anspornt, anstatt, wie es in Deutschland geschieht, allen Fleiß auf das Ende des Semesters hinauszuschieben. Ein americanischer Student lernt nie so viel auf einmal als ein deutscher, und was er weiß, ist daher auch nicht so geordnet; aber er lernt nach und nach auch Manches, und ist auf diese Art leichter im Stande seinen Professoren zu folgen. Er strengt sich dabei nicht so sehr an, wie ein deutscher, aber er bezieht die Universität auch in einem früheren Alter, und verläßt sie, wenn Europäer noch in die Schule gehen.

Der Grad von „master of art" wird drei Jahre nach dem Baccalaureat ertheilt, wird aber in America seltener gewünscht und gesucht als in England. Die akademischen Sitten dürften vielleicht höher stehen als die deutschen und englischen, und von Duellen ist um diese Zeit auch noch keine Rede. Aber die deutschen Universitäten waren immer mehr oder weniger vaterländische Institutionen, was man kaum von den americanischen sagen kann, die ihr Entstehen der Großmuth einzelner Personen verdanken, oder hauptsächlich zur Beförderung der geistigen Interessen einzelner religiöser Secten dienen.

Die americanischen Bibliotheken können freilich nicht mit denen von Oxford, Göttingen oder München, und vielleicht selbst nicht mit denen untergeordneter, europäischer Lehranstalten wetteifern; aber in den mathematischen und Naturwissenschaften ist eine kleine Anzahl besonders neuerer Werke hinreichend, und diese, so viel ich weiß, finden sich in allen größeren Collegien der Vereinigten Staaten. Neun Zehntel aller in europäischen Bibliotheken angehäuften Werke beziehen sich auf die Geschichte oder die Literatur gelehrter Gegenstände, und werden kaum von den jüngeren Studenten gelesen, welche zu sehr mit den Fortschritten und neuen Entdeckungen in den Wissenschaften beschäftigt sind, um ihre Zeit auf philosophische Betrachtungen über ihr Entstehen und ihre Ausbildung verwenden zu können.

Für philosophische Studien zeigen die Americaner bis jetzt wenig Vorliebe und ihre Universitäts-Bibliotheken sind daher in diesem Zweige am mangelhaftesten. Aber in einem Lande, wo täglich so viel für die Erziehung der Jugend in anderen Zweigen gethan wird, wäre es unrecht, große Summen auf den Ankauf von Büchern zu verwenden, die doch nur einen sehr geringen Theil der Leser in Anspruch nehmen. Die Philologen in den Vereinigten Staaten thun besser daran Europa zu besuchen, um ihren Durst für eine einer jungen Republik so wenig nützenden Wissenschaft abzukühlen, als ihre Mitbürger zu Hause mit Abgaben zu besteuern, für welche sie dem Vaterland keinen adäquaten Gegendienst leisten könnten. Der größte Mangel herrscht übrigens im historischen Fache, welches kaum die Elemente der americanischen Geschichte enthält, und von der europäischen beinahe gar nichts aufzuweisen hat. Unter allen Wissenschaften ist das Studium der Geschichte am meisten vernachlässigt. Der Geschmack dafür muß erst geboren werden, und so viel ich urtheilen kann, ist bis jetzt in dem geselligen Leben der Americaner noch keine Spur hievon anzutreffen. Im theologischen Fach hat man ebenfalls überall Mängel entdeckt, aber man hätte bedenken sollen, daß die vorherrschenden religiösen Secten in America ihre Beweisgründe geradezu aus der Bibel holen, ohne sich viel um menschliche Autorität zu kümmern, und daß sie deßhalb selten zu theologischen Schriften ihre Zuflucht nehmen. Die Americaner glauben — und dieß gereicht ihrem natürlichen Verstand sehr zur Ehre — daß eine Bekanntschaft mit den Versuchungen und Müh-

seligkeiten dieser Welt und den Beweggründen menschlicher Handlungen einem Prediger eben so unerläßlich sey, als die gelehrteste Kenntniß des kanonischen Rechtes, und verlangen daher von ihren Pastoren mehr praktische Lebensweisheit als wissenschaftliche Studien; die Americaner betrachten ihre Prediger als Diener des Volkes, welche von ihren respectiven Gemeinden im Verhältniß zu ihrer Nutzbarkeit bezahlt werden. Sie haben es sich zur Regel gemacht, keine Sinecuren, weder in der Politik noch Religion einzuführen, und ihre Geistlichkeit ist daher zu arm, und hat zu wenig Muße, Künste und Wissenschaften zu pflegen, obschon ihnen Zeit genug übrig bleibt, sich in jenen nothwendigen Tugenden zu üben, welche sie fähig machen, ihren großen Meister nachzuahmen, und indem sie die Herzen ihrer Gemeinden für alles Gute empfänglich machen, und ihnen durch ihr eigenes untadelhaftes Leben mit einem guten Beispiel vorangehen, wirklich geistige Hirten ihrer christlichen Heerden, und die Väter und Rathgeber ihrer Gemeinden zu werden. Das waren die Prediger der Pilgerväter (pilgrim fathers) und das werden die Diener Gottes in den Vereinigten Staaten hoffentlich noch lange seyn. Und das Volk mit einer Einfalt, die seinem Herzen und seinem Verstande Ehre macht, legt auf diese christlichen und moralischen Eigenschaften einen höheren Werth als auf die Verfeinerung und den Geschmack gelehrter Müßiggänger.

Die besten englischen Werke über Jurisprudenz sind von jeher in den Vereinigten Staaten wieder aufgelegt worden, und machen einen wichtigen Theil der nothwendigen Handbücher eines americanischen Advocaten aus. Zu diesem müssen wir noch die zahlreichen Abhandlungen über americanische Gesetzgebung rechnen, die Statuten der einzelnen Staaten, und die größeren Werke über americanische Jurisprudenz. Viele der letzteren, unter welchen die Werke von Kent und Story, sind den englischen Advocaten zu sehr bekannt, hier einer weiteren Erwähnung zu bedürfen. Ein americanischer Advocat hat gewiß größere Schwierigkeiten zu bekämpfen, um in seinem Fache sich auszuzeichnen, als irgend ein anderer Rechtsgelehrter in der Welt. Er muß nicht bloß das englische Gesetz kennen, welches die Grundlage des americanischen ist, sondern er muß auch mit den speciellen Gesetzen der einzelnen Staaten vertraut seyn, so wie mit denen des Congresses. Die Prärogative des letztern und der Gouverneure und gesetzgebenden Versammlung jedes einzelnen Staa-

tes bieten oft sehr schwierige Unterscheidungspunkte dar, und geben den americanischen Advocaten manchfache Gelegenheit die Schärfe ihres Verstandes und ihrer Urtheilskraft zu beurkunden. Für die geschicktesten im Argumentiren werden die von Philadelphia gehalten, wie schon das alte englische Sprüchwort „this will puzzle a Philadelphia lawyer," (dieß könnte einen Advocaten aus Philadelphia verlegen machen) beweist, welches ungefähr so viel sagen will, als die Quadratur des Cirkels zu finden. Die Ursache, warum Advocatenschulen in den Vereinigten Staaten weniger zahlreich sind, als andere gelehrte Anstalten, besteht in dem allgemein eingeführten Gebrauch, die Rechtswissenschaft wie jedes andere Gewerbe bei einem alten Meister in der Kunst zu erlernen; ein Gebrauch der auch in England eingeführt ist, und sich auch auf junge Mediciner erstreckt, welche in der Praxis eines erfahrnen Arztes eine Art Klinikum finden.

Die erste anatomische Operation in den Vereinigten Staaten bestand in der Zergliederung eines Gehenkten im Jahr 1750. Sechs Jahre später gab Dr. Hunter von New-York, ein Zögling der Universität Edinburgh, eine Reihe von Vorlesungen über Anatomie und Chirurgie, und im Jahre 1765 wurde die erste medicinische Schule unter Oberaufsicht der DD. Shippin und Morgan in Philadelphia errichtet. Im Jahre 1767 wurde eine zweite medicinische Schule in New-York errichtet, aber von dieser Zeit an waren alle Fortschritte durch den Revolutionskrieg gehemmt. Eine zweite medicinische Schule wurde im Jahre 1792 in New-York gegründet, welche später mit der ersten unter dem Namen „College of Medicine et Surgery" vereinigt ward.

Die Schule für Medicin im Staate Massachusetts wurde im Jahre 1782 ins Leben gerufen, aber sie wurde erst im Jahre 1810 berühmt, als sie nach Boston verlegt, und bald eine der ersten wissenschaftlichen Anstalten in America wurde.

Die vierte medicinische Schule verdankt ihr Entstehen dem Dr. Smith, Professor im Collegium Dartmouth, im Staate New-Hampshire. Sie wurde in Hannover im Jahr 1797 errichtet, und seit dieser Zeit sind ähnliche Anstalten in allen Theilen der Union entstanden.

Apothekerschulen existiren in New-York und Philadelphia, auch besitzen die von New-York ein Journal der Pharmacie; aber in Pennsylvanien gibt es noch immer keine Gesetze gegen

Quackſalberei. — Noch konnte ich hier bemerken, daß die Americaner in letzterer Zeit Geſetze erlaſſen haben, nach welchen die Körper öffentlich hingerichteter Verbrecher, oder Armer, die auf Koſten des Staates begraben werden mußten, den Studenten der Medicin anheimfallen. Dieſe Geſetze waren um ſo mehr nöthig, als angehende Aerzte gezwungen waren, zum Behufe ihrer anatomiſchen Studien Leichen auszugraben oder zu ſtehlen, was oft zu höchſt unanſtändigen und ſogar blutigen Scenen Anlaß gab. Daß man in England Menſchen mordete, bloß um ihre Leichen an Aerzte zu verkaufen, iſt genugſam bekannt, und es gereicht daher den Americanern zum Verdienſt, über dieſen Gegenſtand Geſetze zu beſitzen, die bis jetzt noch in England fehlen. Der Staat Maſſachuſetts hat in dieſer Beziehung den Anfang gemacht, und alle übrigen haben ſeinem Beiſpiele gefolgt.

Wenn wir daher von beſondern Lehranſtalten abſtrahiren, dagegen aber den allgemeinen Fortgang der Erziehung und Wiſſenſchaft ins Auge faſſen, ſo wie die Mittel, durch welche dieſe Fortſchritte möglich gemacht wurden, ſo werden wir die Americaner nicht der Gleichgültigkeit in Bezug auf gelehrte Bildung anklagen. Die Mehrzahl ihrer Schulen und Univerſitäten, und beſonders ihre öffentlichen Bibliotheken ſind zwar im Vergleich mit den europäiſchen noch in ihrer Kindheit, aber ſie ſind doch alle im Wachſen, und ihre Zahl vermehrt ſich verhältnißmäßig noch viel ſchneller, als die Bevölkerung der weſtlichen Staaten.

Die Americaner wiſſen recht gut, was ſie noch zu leiſten haben, ehe ſie mit den Europäern in Künſten und Wiſſenſchaften wetteifern können; aber ſie haben wenigſtens einen ſchönen Anfang gemacht, und kommen täglich weiter und den Europäern näher. Wenn ſie wenig wiſſenſchaftliche Werke von Europa einführen, was ihnen viele engliſche Autoren vorwerfen, ſo drucken ſie ſie deſto fleißiger nach, und überſetzen die beſten franzöſiſchen und deutſchen Werke, worunter ich bloß die von La Place, Couſin, Heeren und das deutſche Converſations-Lexicon anführen will. Dieß in einem Lande, in welchem noch mehr als die Hälfte der Einwohner ohne feſte Wohnſitze iſt, liefert den beſten Beweis von dem hohen Werthe, welchen man auf wiſſenſchaftliche und literariſche Ausbildung legt, während es zu gleicher Zeit den ungegründeten Vor-

wurf widerlegt, daß die Americaner ſich wenig mit geiſtigen Dingen befaßten, oder zu ſehr mit Handel und Gewerben beſchäftigt ſeyen, einen geraumen Theil ihrer Zeit auf die Ausbildung ihrer Geiſtesfähigkeiten zu verwenden.

## Siebentes Capitel.

Allgemeine Betrachtungen über Americaner. — Definition von americaniſchem Patriotismus. — Die Americaner als ein moraliſch religiöſes Volk. — Verſchiedene religiöſe Secten in America, Unitarier. — Die Achtung der Americaner für das Geſetz. — Bemerkungen über das Lynch-Geſetz. — Sein Urſprung. — Mäßigkeits-Vereine und andere wohlthätige Anſtalten. — Freigebigkeit der Americaner.

Obgleich die Americaner im Allgemeinen weniger Vorurtheile haben, als irgend ein europäiſches Volk, und daher auch keinen eigentlichen National-Charakter beſitzen, obſchon kein allgemeines Band der Religion ſie umſchlingt, ſo herrſcht unter ihnen doch eine gewiſſe Gleichförmigkeit der Geſinnungen und Handlungsweiſe, welche ſie als ein beſonderes Volk hinlänglich bezeichnen. — Dieſe Geſinnungen laſſen ſich entweder auf Politik, oder auf Induſtrie zurückführen.

Die Americaner geben uns das ſonderbare Schauſpiel eines Volkes, durch keine anderen Bande zuſammengehalten, als die der allgemeinen Beſchäftigung und des gemeinſamen Geſetzes. Der americaniſche Staat beſteht aus einem Gemeinweſen des geſunden Verſtandes und der Vernunft, und ſeine Macht iſt deßwegen die höchſte und ſeine Grundlage die breiteſte, auf welcher je das Wohl eines Volkes beruht hat. Sie lieben die Theorie ihrer Verfaſſung, und verpflanzen auf ſie die Liebe zur Heimath oder zum Vaterlande. Die Rieſennatur der neuen Welt ſpiegelt ſich ab in dem kühnen Charakter ihrer Bewohner, aber nicht in der Form von idylliſcher Poeſie oder Romanze, wohl aber als energiſcher Stoff eines Epos.

Ein Americaner liebt ſein Vaterland nicht wie ein Franzoſe Frankreich, oder ein Engländer England — America iſt ihm bloß das phyſiſche Werkzeug der Gründung ſeiner moraliſchen Macht, das Mittel, durch welches ſein Geiſt arbeitet, die Localität

seiner politischen Principien. Sein Vaterland ist in seinem Verstand, und er trägt es mit sich, wohin er sich wendet, sey es nun nach den Küsten des stillen Oceans, oder nach dem mexicanischen Meerbusen; seine Heimath ist, wo er Gemüther findet, die mit dem seinigen übereinstimmen.

Man hat den Americanern, und vielleicht mit Recht, Mangel an Vaterlandsliebe vorgeworfen, aber mit dieser Anhänglichkeit an ihre sociellen und politischen Einrichtungen ist es schwer, die Gränzen ihrer Heimath zu bestimmen, oder die Gränzlinie zu zeichnen, die sie im Laufe der Zeiten nicht überschreiten sollten. Der Americaner liebt sein Land und seine Landsleute weniger als irgend ein Europäer; seine ganze Vorliebe beschränkt sich auf Principien. Wer da denkt wie er, ist Bürger seines Vaterlandes, wer aber anderer Meinung ist, ist ein natürlicher Feind seines Gemeinwesens. Aber dessen ungeachtet kann man den Patriotismus der Americaner weder vag, noch undeutlich nennen; er ist im Gegentheil klar und bestimmt, und hat ein festgesetztes Ziel. Er besteht in keiner instinctharten Vorliebe für die Scenen ihrer Kindheit, in keiner besonderen Anhänglichkeit an die Personen, an deren freundliches Gespräch sie von Jugend auf gewöhnt sind, er besteht in Grundsätzen, für deren Aufrechthaltung ihnen keine Opfer zu schwer werden, und die sie vom Anfang her ihrer Heimath vorzogen.

Die americanischen Puritaner trugen ihr Vaterland im Herzen, und ihre Staatsverwaltung im Kopfe. Ihr National-Charakter war vollendet, noch ehe sie den Boden betraten, der sie ernähren sollte, und ist deßwegen immer von Localitäten unabhängig geblieben. Die Americaner betraten die Wildniß als Eroberer, um sie zu unterjochen, nicht als Kinder der Natur, an ihrem Busen genährt und erzogen zu werden. Sie konnten zuerst nicht lieben, was ihnen nicht gehörte, und als es ihr Eigenthum wurde, hatte alles schon ein anderes Gesicht bekommen. Der Wechsel von Zuständen war so schnell, daß kaum einer sich ihrem Gedächtniß einprägen konnte. Die Natur wurde von ihnen als ein eroberter Unterthan behandelt, nicht als eine liebende Mutter, die sie gebar. Sie waren die Kinder einer anderen Welt, die nach America kamen um zu rauben, zu sengen und zu verheeren, nicht aber zu erhalten, was sie dort fanden. Sie verbrannten die Wälder, wühlten die Eingeweide der Erde um, lenkten Ströme von ihrem Lauf, oder verbanden sie, wie es ihnen

gut schien, und vernichteten durch Dampfmaschinen den Abstand des Nordens vom Süden, und des Ostens vom Westen.

Alle andere Nationen haben sich nach und nach von dem Zustande der Barbarei zur Civilisation emporgeschwungen, und in den verschiedenen Zuständen ihrer Ausbildung durch die besondere Beschaffenheit des Klima's und des Bodens mächtige Veränderungen erlitten. Aber der Mensch schmiegt sich an die Natur als seine Mutter nur im Verhältniß der Dauer ihrer Herrschaft über ihn; denn diese hauptsächlich begründet seine Liebe zur Heimath und zum väterlichen Boden. Aber schon bei der ersten americanischen Niederlassung (wie ich im vorletzten Capitel bemerkte) war der höchste Grad von Civilisation das Product eines anderen Klima's und verschiedener Verhältnisse im Streit mit einer Urwelt; und jetzt noch ist mit ihr kein ewiger Friede geschlossen. Laßt den Krieg ein Ende nehmen, laßt den Menschen mit der Natur Friede machen, und sie wird ihm wieder als Gesellschafterin zur Seite stehen, und ihn mit Liebe für sein Vaterland erfüllen.

Ich habe früher gesagt, daß der Patriotismus der Americaner kein vages, undeutliches Gefühl sey, sondern in einer Anhänglichkeit an Grundsätzen bestünde. Dieß wiederhole ich auch jetzt. Die Grundsätze, die sie lieben, sind die in ihrer Verfassung ausgesprochenen, und sie sind hinreichend, ihnen einen hervorstechenden Charakter aufzudrücken. Aber jetzt will ich noch hinzufügen, daß die Americaner ihr Land lieben, nicht aber wie es ist, sondern wie es werden wird. Dem Land ihrer Väter sind sie freilich nicht zugethan, wohl aber dem, welches ihre Kinder ererben werden. Die Americaner leben in der Zukunft, und schaffen ihr Vaterland gleichzeitig mit ihrer eigenen Entwickelung.

Es schien mir oft, als ob die Americaner den ganzen Reichthum der Vereinigten Staaten nur als anvertrautes Gut für ihre Kinder benützten, und daß sie sich anschickten, eine strenge Rechenschaft von ihrer Verwaltung abzulegen. Man sehe nur wie willig der Americaner arbeitet für die Unabhängigkeit seiner Kinder! mit welcher Bereitwilligkeit er zu den Verbesserungen seines Landes beiträgt, mit welcher Liebe er sein bereits angebautes Land verläßt, und nach dem „fernen Westen" (the far west) zieht, um für seine Nachkommen Raum zu machen, und mit welcher Bereitwilligkeit er sein Vermögen auf Dinge verwendet, welche erst der zweiten oder dritten

Generation nützlich werden können. Sind dieß keine Beweiſe von wahrhafter Vaterlandsliebe? Und iſt dieß nicht die größte Anhänglichkeit an ein Land, wovon ſich in der Geſchichte ein Beiſpiel findet? —

Eine bloße Anhänglichkeit an den Boden, wie ſehr ſie auch das häusliche Glück eines Volkes befördern mag, iſt doch an und für ſich ſelbſt nicht hinlänglich, ihm jenen nationalen Impuls zu geben, welcher die Geſinnungen und Handlungen Einzelner nach Einem Ziele lenkt und ſie veranlaßt, ihr Privat-Intereſſe dem Wohl des Ganzen aufzuopfern. Nur ein geiſtiges Princip, ein Zuſammenwirken der höchſten, moraliſchen Fähigkeiten kann die Menſchen zu Brüdern einer und derſelben Familie vereinen. Es war der Geiſt der Römer, welcher Rom gründete und ſchützte, wie das religiöſe Princip des Einen Gottes die Juden einſt aus der Gefangenſchaft führte. Die Liebe zur politiſchen und religiöſen Freiheit gründete die brittiſch-americaniſchen Colonien, und hilft noch jetzt ſie erweitern und ausbreiten. Sie iſt das Bindungsmittel der americaniſchen Föderativſtaaten, und der eigentliche Geiſt ihres Gemeinweſens.

Man wird mir zwar einwenden, daß es weniger die liberalen Inſtitutionen ſeyen, als die ungeheuren Hülfsquellen America's, und der Reichthum ſeines Bodens, welche jährlich Tauſende von Emigranten nach den Vereinigten Staaten führen. Dieß iſt größtentheils wahr, aber eins bedingt das andere. Ohne die politiſchen und civilen Einrichtungen würden die ungeheuren Hülfsquellen America's noch nicht entwickelt ſeyn, der Boden würde noch nicht ſeine Producte liefern, und der Handel durch die Navigationsacte Englands aller ſeiner Thätigkeit beraubt ſeyn. Für ein junges Land wie America taugt keine andere Verfaſſung; denn noch ſind ſeine Einwohner mit dem Erwerb von Gütern beſchäftigt, und haben Raum ſich auszubereiten; — anders dürfte es ſich verhalten, wenn ſie reich geworden, und bedacht ſeyn werden, das Erworbene zu erhalten. — Gewiß muß man die americaniſchen Geſetze, die Sicherheit des dort erworbenen Eigenthums, und die Macht der Regierung, ihre Bürger zu beſchützen, in Anſchlag nehmen, wenn man die vielfältigen Auswanderungen erklären will, und beſonders den Umſtand, daß die meiſten Aus-

wanderer die Vereinigten Staaten dem ſchöneren Klima von Süd-America oder von Mexico vorziehen.

Die erſten brittiſchen Anſiedlungen in America, ihr politiſches Fortſchreiten, und der gegenwärtige Wohlſtand der Vereinigten Staaten erklären ſich alle durch die unbegränzte Liebe zur Freiheit, welche gleich vom Anfang her die Americaner auszeichnete; und die Geſchichte der einzelnen Staaten beweiſ't, daß ihre Einwohner die politiſch religiöſe Freiheit ihres Landes höher ſchätzen als die Vortheile ihres Bodens, und die Mittel Reichthümer zu erwerben. „Was nützt gutes Land ohne gute Geſetze," ſagten die erſten Anſiedler von Weſt-Jerſey in ihrer Vorſtellung gegen die Uſurpationen des Herzogs von York; „je beſſer es iſt, deſto ſchlimmer für uns, denn wenn wir dem Volke keine ſichere und freie Regierung ſichern könnten — ſowohl in Beziehung auf geiſtliche als weltliche Beſitzthümer — nämlich Gewiſſensfreiheit, und das unverletzbare Beſitzthum ihrer bürgerlichen Freiheit, durch eine gerechte und weiſe Regierung, ſo wäre eine bloße Wildniß keine Aufmunterung zur Arbeit, denn es wäre Wahnſinn, ein freies, gutes, wohlbebautes Land (England) mit einer Wildniß zu vertauſchen, und dort Tauſende von Pfunden zu verwenden, um einer anderen Perſon das Recht einzuräumen, uns nach Gutdünken zu beſteuern. *)

„Wir haben keinen Theil unſerer politiſchen Rechte aufgegeben," ſetzten ſie hinzu, „als wir unſer Vaterland verließen, ſondern wir verpflanzen uns und unſere Güter an einen Platz, der uns von unſerem Könige mit dem ausdrücklichen Vorbehalt geſchenkt ward, dort keine Regierung einzuführen, die der ſeinigen entgegen iſt, ſondern eine die ihr ſo viel wie möglich in allen Stücken gleichkommt; und die mögliche Veränderung iſt ihnen nur auf unvorhergeſehene Fälle zugeſtanden, und durch folgende Worte erklärt und beſchränkt: — zum Beſten der Pflanzer und Auswanderer." **)

In den ſüdamericaniſchen und mexicaniſchen Staaten können

*) Bekanntlich wollte ſich der Herzog von York eine Menge Landes aneignen, welches nach den vom Könige von England ertheilten Freibriefen ganz und gar den Pflanzern und Auswanderern unter Vorbehalt der königlichen Regierung angehörte.

**) Samuel Smith's, History of New Jersey.

ſich europäiſche Auswanderer noch leichter bereichern, als in den Vereinsſtaaten; aber dort gibt es keine Sicherheit des Eigenthums, während letztere in dieſer Beziehung noch größere Bürgſchaft leiſten, als ſelbſt England und Frankreich. In den Vereinigten Staaten gibt es keine heterogenen Elemente, die ſich wechſelſeitig gegenüber ſtünden, und einen plötzlichen Wechſel in der Regierungs-Form hervorbringen könnten. Die Oppoſition in America iſt ohne Gewalt und bezieht ſich nicht auf die allgemeinen Grundprincipien des Staates, ſondern nur auf Special-Maßregeln deſſelben. In den Vereinigten Staaten gibt es keine der Verfaſſung abgeneigte Partei, da es keine Claſſe der Geſellſchaft gibt, deren Intereſſe dem der Majorität des Volkes entgegen wäre. Dieß iſt die einzige Urſache, warum in America das republicaniſche Princip nicht unterliegt, während es in anderen Staaten die auf ganz andere geſchichtliche Daten und Intereſſen verwieſen ſind, nothwendiger Weiſe untergehen muß. Auch iſt die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten ſo einfach, daß ſie ſie nicht leicht in einen fremden Krieg verwickeln wird, und ſelbſt im Falle eines Streites, den die Staaten mit dem Schwert zu entſcheiden hätten, würde ſchon ihre geographiſche Lage hinreichen, ſie vor jedem auswärtigen Feind zu beſchützen.

Bis jetzt haben die Americaner mit allen Nationen ihre Verträge gehalten, und durch die unerhörteſte Sparſamkeit ihre Nationalſchuld bezahlt. Ihr Credit ſteht beſſer als der eines jeden anderen Staates, ihre National-Ehre iſt rein und unbefleckt, und kein Menſch zweifelt an ihrer Bereitwilligkeit ihren Verſprechungen nachzukommen. Bis jetzt haben ſie Fremde mit Gaſtfreundſchaft empfangen, und ihr Fortkommen durch keine Hinderniſſe erſchwert; ſie haben bis jetzt noch keinen einzigen Zweig der Induſtrie zum Monopol erhoben, ſondern bieten dem Fremden wie dem Eingeborenen dieſelben Mittel des Erfolgs. Ueberall haben ſie Gewiſſensfreiheit eingeführt, und ſich ſorgfältig gehütet, Chriſten einer verſchiedenen Benennung mit dem Unterhalt einer ihnen fremden Geiſtlichkeit zu beſteuern. Sie haben allen ihren Bürgern Ausſicht auf Vermögen und Reichthum geſichert, indem ſie Arbeitſamkeit und Verſtand allen anderen Eigenſchaften vorzogen. Kurz ſie haben ihr Land zum Markt des Talentes, der Erfindungen, des Gewerbsfleißes und aller menſchlichen Anſtrengungen gemacht. — Es iſt ein Land für Alle, die durch eigene Arbeit und Thätigkeit emporkommen wollen,

und enthält jetzt schon die Hälfte des Unternehmungsgeistes der ganzen Welt.

Dieß sind die wahren Ursachen des schnellen Emporkommens der Vereinigten Staaten, welche vereint mit ihren ungeheueren Hülfsquellen, sie einst zum mächtigsten Reiche der Erde machen müssen. Die Staaten von Buenos-Ayres und Brasilien enthalten ebenfalls unübersehbar weite und fruchtbare Ebenen, mit einem Klima gesegnet, welches weit besser und gesünder ist, als das der Vereinigten Staaten, und mit Strömen bewässert, die mit dem Mississippi und Missouri wetteifern können; aber noch scheint man sich nicht ernstlich mit ihrer Urbarmachung zu beschäftigen, und von den Tausenden, welche jährlich nach America auswandern, sehen kaum ein Dutzend den La Plata oder den Amazonenfluß. Die physischen Vortheile sind alle auf der Seite von Südamerica, aber jede moralische und politische Superiorität ist bleibend in den Vereinigten Staaten festgesetzt.

Einer der größten Vortheile der Americaner, den man nie zu sehr berücksichtigen kann, besteht in ihrer Abstammung von dem größten und unternehmendsten Volke Europa's. America war schon in seiner Wiege das Kind der Freiheit, eingewickelt in königlichen Freibriefen und Privilegien. America war das Kind einer starken, gesunden, blühenden Mutter, die entschlossen war, ihr Kind nicht durch Verzärtlung zu verderben, sondern es vielmehr durch frühzeitiges Selbstüberlassen abzuhärten. Das edle Blut seiner Mutter verband America mit der besseren Erziehung in der Schule der Widerwärtigkeiten, und die Freiheitsliebe des Britten mit der männlichen Liebe zur Unabhängigkeit.

Die Engländer haben dem Menschengeschlechte durch die Gründung ihrer Colonien mehr Wohlthaten erwiesen, als irgend ein anderes Volk der Erde. Wo immer sie ihre Gesetze und Einrichtungen eingeführt, haben sie zur Verbesserung des Zustandes der Menschen beigetragen. Die Franzosen, Holländer, Spanier und Portugiesen haben ebenfalls Colonien gegründet, aber diese haben nie politische Wichtigkeit erhalten, und haben kaum die Handelsinteressen ihrer Mutterländer auf kurze Zeit gefördert. Selbst jetzt, da ihre Unabhängigkeit anerkannt ist, zerfallen sie in sich selbst, und die schwachen Kinder krankhafter Eltern können kaum ihre Erzeuger überleben. Damit vergleiche man die Thätigkeit und Kraft der

englischen Colonien, ihre männlichen gesetzgebenden Versammlungen, ihre Geschwornengerichte, und ihre Gerechtigkeitspflege.

Die Americaner besaßen nach dem Unabhängigkeitskriege alle Vortheile englischer Gesetzgebung und Einrichtungen, von welchen sie das auserwählten, was ihnen zuträglich schien, und dagegen vieles Veraltete wegließen, was in America keine Anwendung gefunden hätte. Es war für sie ein überaus glücklicher Umstand, daß sie so viel beibehalten konnten, und daß die jungen Bürger an die Mehrzahl ihrer Gesetze schon gewöhnt waren. Wäre der Wechsel in den Gesetzen ein schneller und radicaler gewesen, so würde es gewiß im Anfange schwer gehalten haben, den Gesetzen jene unbegränzte Achtung zu verschaffen, ohne welche keine freie Verfassung denkbar ist, oder doch bald in Anarchie übergehen muß.

Aber so war es nicht in America. Die meisten Statuten der einzelnen Staaten blieben wie sie waren, und das Volk leistete ihnen Gehorsam, als das Resultat der Erfahrung von Jahrhunderten. Dieß war der größte Schritt zur Consolidation und Fortdauer der Regierung. Man brauchte die höchste Staatsgewalt nur auf Andere überzutragen, hatte sie aber nicht umzuschaffen, und das Volk, an ihr Daseyn gewöhnt, leistete ihr willig Gehorsam.

Dasselbe Princip ist jetzt noch bei neuen Ansiedlungen thätig. Ohne gesetzgebende Versammlung oder eine eigene Verabredung zu diesem Zweck, erwählt jede neue Colonie in den westlichen Staaten ihre Magistratspersonen und ihre Geschwornen, und führt ihre Gerichtsbarkeit nach dem Muster der englischen ein, ganz so als ob sie zu einer Grafschaft in England gehörten; und ohne vorläufige Uebereinkunft fügt man sich den angeerbten englischen Gesetzen, bis sie durch eigene Statuten ausdrücklich einzeln widerrufen sind. Auf diese Weise ist es ihnen möglich, Ordnung und Eintracht ohne Aufwand von Zeit und Geld aufrecht zu erhalten. Anstatt gleich anfangs sich mit der Einrichtung einer eigentlichen Regierung und der Abfassung eines Gesetzbuches zu beschäftigen, verwenden die Colonisten alle ihre Energie auf die Urbarmachung des Bodens unter dem Schutze der höchsten moralischen und politischen Gesetze, denen sie sich freiwillig und stillschweigend unterwerfen. Die Americaner sind durch ihr sonderbares Geschick fähig, durch Erfahrungen klug zu werden, die sie selbst nicht gemacht haben, und in der Kraft und

Fülle der Jugend von der Weisheit des Alters Belehrung zu empfangen.

Aber die Americaner haben nicht bloß von den Engländern geerbt, sie haben auch das Geerbte verbessert und vermehrt. Sie haben ihr Erbtheil nicht vergraben, sondern auf Zinsen gelegt. Das beweisen ihre Gesetze und Institutionen. Sie haben die Moralität durch die Macht des Beispiels vermehrt, die Religion ohne Bereicherung der Geistlichkeit befördert, die Erziehung der Jugend durch Gründung von Freischulen im ganzen Lande verbessert, und sich um das ganze Menschengeschlecht durch die philanthropischen Einrichtungen ihrer Strafhäuser verdient gemacht. Sie haben noch viel mehr gethan. Sie haben sich die Erziehung der Jugend in fremden Ländern angelegen seyn lassen; sie haben Schulen und Seminarien in Griechenland gegründet; Missionärs und Schulmänner nach den Inseln des stillen Oceans gesandt, um die Lehren der christlichen Religion allen Völkern zu verkünden, und sind selbst den Engländern in der Errichtung von Mäßigkeitsvereinen mit einem guten Beispiel vorangegangen. Sie haben sich an die vorzüglichsten philanthropischen, namentlich an die Bibelgesellschaften Europa's angeschlossen, und das Loos unglücklicher Flüchtlinge nicht nur durch Unterstützungen mit Geld und Ländereien gelindert, sondern, was mehr ist, sie zur Arbeit angehalten, und zu selbstständigen Menschen gemacht.

Aber das eigentliche Band der Americaner, welches sie zu einer mächtigen Nation vereint, bleibt doch die Hoffnung auf Reichthum und Ansehen, mit welcher ihre Einrichtungen alle Bürger beleben. Die Idee ist vielleicht prosaisch, aber sie ist wahr. Was kann die Bürger irgend eines Landes inniger mit einander vereinen, als ihr gemeinschaftlicher Antheil an dem Vermögen und dem Wohlstand der Nation? Je mehr sie zu vertheidigen haben, desto besser werden sie es vertheidigen. Und wie thätig und arbeitsam muß nicht ein Volk seyn, unter welchem Beschäftigung eine Ehre, und Müßiggang eine Schande ist; wo alles, was ein Bürger verdient, auf seine Kinder übergeht, wo kein Anfang so niedrig ist, daß er nicht zu Rang und Ehrenstellen führen könnte, und wo bis jetzt jede Art von Anstrengung ihres Lohnes gewiß ist. So lange die Institutionen America's solche Folgen hervorbringen, ist es natürlich, daß sie das Volk als die Hauptursache seines außerordentlichen Nationalwohlstandes betrachtet.

Unter allen Schriftstellern über die Vereinigten Staaten ist, so viel mir bekannt, nur Einer, *) welcher auf die große Sittlichkeit des Landes hingewiesen hat, um zu zeigen, wie innig diese mit dem Fortbestand von Freistaaten verbunden ist. Dieß ist ein Gegenstand von großer Wichtigkeit, selbst noch in seinen untergeordneten Abstufungen.

Sittlichkeit läßt sich allerdings philosophisch von Religion trennen, aber in der Ausübung, besonders wenn man von der Moralität eines ganzen Volkes spricht, ist diese Absonderung schlechterdings unmöglich. Weder die abstracte Liebe zur Tugend, noch ihre vollkommene Uebereinstimmung mit den Gesetzen der Natur, selbst nicht das zufriedene Glück, zu welchem sie endlich führt, waren je hinreichend, die hohen oder niederen Classen von Verbrechen gegen einzelne Personen oder die Gesellschaft zurückzuhalten. Die Religion war stets in allen Ländern die breiteste Grundlage der Nationaltugend, und dasselbe gilt von den Vereinigten Staaten von America. Daher ist auch die americanische Toleranz keine unbedingte. Obschon alle religiösen Secten dort geduldet werden, so ist es doch absolut nöthig, daß man sich zu einer von ihnen bekenne; denn sonst wird man als Deist, oder gar als Atheist angesehen, und von der Gesellschaft geächtet. Die Juden genießen in America ganz dieselben Rechte wie die Christen, aber ein Gotteslängner würde allgemeinen Abscheu erregen. Dessen ungeachtet gibt es in den Vereinigten Staaten religiöse Secten, deren Glaube dem Deismus ziemlich nahe kommt; aber so lange sie ihre Beweisgründe aus der Bibel holen, und sich Jünger Jesu nennen, duldet man ihre Doctrinen und ihre Gottesverehrung.

Die Unitarier, welche im Norden und Osten der Union große Congregationen bilden, und zum Wahlspruch die Worte des heiligen Paulus haben: „Prüfet alles, das Beste behaltet," kommen oft, vielleicht ohne es zu wissen, dem Deismus sehr nahe; aber so lange sie die Form der christlichen Gebete beibehalten, den Sonntag heiligen, Predigten und religiöse Vorlesungen hören, und zur Communion gehen, wird man sie als Christen ehren und schätzen. Dennoch ist ihr Glaube weit entfernt der Menge zu

*) Alexis de Tocqueville „De la Démocratie en Amérique."

gefallen, beſonders in den ſüdlichen Staaten, wo er beinahe nur unter der arbeitenden Claſſe verbreitet iſt, welche vorzüglich aus Neu-England ſtammt.

Die Einwohner des Südens ſind hauptſächlich Episcopalen, und unterwerfen ſich eben ſo willig der geiſtlichen Autorität, als ungern der politiſchen. Sie betrachten den Unitarismus als eine religiöſe Demokratie, denn er bezieht ſich weniger auf die Autorität der heiligen Schrift, als auf die Art, wie ſie ihre Prediger verſtehen und auslegen, und hat viel zu wenig Myſticismus in ſeiner Gottesverehrung, den religiöſen Sinn des gemeinen Mannes zu wecken.

Ich habe zwar mehrere unitariſche Predigten angehört, die von Sittlichkeit und Tugend überfloſſen, aber ſelten bemerkte ich eine genaue Verbindung zwiſchen dem Text und der Predigt, und ſo oft ſich die Sittenlehrer auf theologiſche Doctrinen einließen, fand ich ſie immer uneinig mit ſich ſelbſt und unter einander. Ich gehöre zwar ſelbſt keiner erz-orthodoxen Partei an; aber ſo weit logiſche Beweisführung und Conſequenz gehen, finde ich die Unitarier mangelhafter als jede andere Benennung von Chriſten. Ich kann nicht begreifen, wie ſie da wo ſie ſind ſtehen bleiben können. Sie müſſen meiner Meinung nach entweder vorwärts ſchreiten auf dem Wege zum Deismus, oder zurückkehren zum dogmatiſchen Chriſtenthum. Aber der größte Fehler des Unitarismus beſteht in dem Mangel an Liebe in allen ſeinen Doctrinen, und ſeinem Verweiſen auf Verſtandesſchlüſſe in den meiſten Fällen, wo das Herz allein lauter ſpräche, als alle Anforderungen einer ernſten, vernünftigen, beſcheidenen Sittenlehre. Wenn ich eine argumentative Predigt höre, erinnere ich mich immer an die Worte unſeres Erlöſers: „Selig ſind die Armen im Geiſte; denn ihrer iſt das Himmelreich;“ und wenn ich ſtoiſche Tugenden preiſen höre, denke ich an die büßende Magdalena,

„der viele Sünden vergeben wurden, weil ſie viel geliebet hatte.“

Zwei Gründe gibt es, das ſchnelle Umſichgreifen des Unitarismus in den Vereinigten Staaten zu erklären. Der erſte, weil ſeine Prediger in dieſem Augenblick wirklich unter die talentvollſten gehören, und um ſo beredtſamer ſind, als ſie ſich noch in der Minorität befinden; und zweitens, weil es in America eine Claſſe von

Menſchen gibt, die, überzeugt von der moraliſchen und politiſchen Nothwendigkeit der Religion, um das Volk vor Laſtern und Verbrechen zu bewahren, gern den Text und die praktiſche Anwendung des Chriſtenthums beibehalten, manche Gebräuche und populäre Religionsbegriffe aber eben ſo gern aufgeben möchten, weil ſie ſich nach ihrer Meinung leicht von der Religion ſelbſt trennen laſſen. Sie nennen ſich „Unitarier," weil ſie nicht den Muth haben, für mehr oder beſſer weniger zu gelten, und ſind eher bekannt durch ihre Verwerfung des orthodoxen Glaubens, als durch eigene, poſitive Religionsbegriffe. Sie ſtimmen nur über einen einzigen Punkt überein, indem ſie die Dreieinigkeit, und dadurch auch die Gottheit Chriſti läugnen; aber der Grund dieſes Glaubens fließt aus einer zu erbärmlichen Quelle arithmetiſcher Schulweisheit, als daß er hier einer weiteren Erwähnung verdiente.

Einige unitariſche Paſtoren haben gute Sittenpredigten geſchrieben, die auch in England ziemlich allgemein geleſen werden; aber als theologiſche oder rein chriſtliche Werke dürften ſie ſchwerlich gelten. Ich könnte noch hinzufügen, daß die Unitarier in Neu-England eine ſehr gebildete und angeſehene Claſſe der Geſellſchaft bilden, deren Privatleben in vielfachen Beziehungen ein Muſter zur Nachahmung iſt. Darum iſt auch in England der Glaube verbreitet, daß die Secte in America bedeutend zunähme, obgleich die große Mehrzahl des Volkes ſie noch immer als Ungläubige verdammt, und ihre Grundſätze mit denen des wahren Chriſtenthums für unvereinbar hält. Aber wir müſſen hier zwiſchen Urſache und Wirkung unterſcheiden, und nicht der Doctrine zuſchreiben, was ſich durch die beſondere Lage der Sectirer leichter erklären läßt.

Die Unitarier in den Vereinigten Staaten ſind nicht zahlreich. Die meiſten von ihnen befinden ſich in erträglichen Umſtänden, und an ihrer Spitze ſteht die älteſte und beſte Univerſität des Landes. *) Keine andere religiöſe Secte in America genießt dieſelben bürgerlichen Vorzüge, und wir dürften daher ſchon deßwegen eine Auszeichnung zu ihren Gunſten erwarten. Aber wenn der Unitarismus je der Glaube der großen Maſſe des Volkes werden ſollte, dann iſt es mehr

*) Harvard College, die gelehrteſte Bildungsanſtalt in den Vereinigten Staaten.

als wahrscheinlich, daß dieser Vorzug verschwinden, oder auf eine sehr kleine Anzahl seiner Folger beschränkt seyn würde.

Die Religion stammt mehr aus dem Herzen, als aus dem Verstande, und verschafft sich daher leichter durch das Gefühl Eingang, als durch logische Beweisgründe. Die Menschen sind von Natur Sophisten, und geneigt, ihren Glauben den Handlungen anzupassen, oder wenigstens ihrem Gewissen eine gewisse Freiheit zu gestatten, welche dem Begriffe von moralischer und religiöser Gerechtigkeit offenbar widerspricht. Die christliche Religion spricht geradezu zum Herzen, und ist deßwegen allen Graden von Intelligenz zugänglich, und jeder Lage des menschlichen Lebens angemessen. Liebe und Barmherzigkeit sind ihre Grundfesten, und Christus selbst hat hierin den Menschen durch seinen Erlösertod das göttlichste Beispiel gegeben. Die Religion ihrer tiefen Mysterien zu berauben, die Schöpfung und Erlösung des Menschen wie eine Naturerscheinung erklären zu wollen, und ihre Wahrheiten und Sittenlehren dem Richterstuhle der menschlichen Vernunft unterwerfen, das heißt sie ihrer Heiligkeit berauben, und dadurch ihrem wohlthätigen Einfluß auf die Ausbildung des Menschengeschlechtes ein Ziel setzen.

Ich glaube daher nicht, daß die Verbreitung unitarischer Grundsätze die allgemeine Achtung für die christliche Religion vermehren wird, oder daß ihre moralischen Folgen der menschlichen Gesellschaft zum Heil gereichen werden. Auch glaube ich nicht, daß der Unitarismus je die herrschende Religion des Volkes werden könne, deren Wünsche und Hoffnungen eines anderen Stützpunktes bedürfen, als der kalten Ermahnungen menschlicher Sittenlehre.

„Wage du zu hoffen und zu träumen;
Wort gehalten wird in jenen Räumen
Jedem schönen, gläubigen Gefühl."

Bis jetzt hat der Unitarismus in den Vereinigten Staaten nur wenig Fortschritte gemacht; die Zahl seiner Gemeinden ist noch immer klein im Vergleich mit anderen religiösen Secten, und so viel ich zu beurtheilen vermag, ist sie nicht im Wachsen. Diesen Umstand muß man aber nicht so sehr der Lauigkeit unitarischer Prediger zuschreiben, als der Doctrine selbst, welche nicht im Stande ist, das Gemüth und die Sympathie des americanischen Volkes zu beschwören, so sehr sie auch dem argumentativen Geschmack ihrer Folger entspricht.

Die zahlreichsten religiösen Secten in den Vereinigten Staaten sind die Methodisten, die Presbyterianer und die Wiedertäufer oder Baptisten. Die folgende Tabelle wird eine allgemeine Uebersicht über die verschiedenen religiösen Secten gewähren.

| Benennung. | Zahl der Pastoren und Prediger. | Kirchen oder Gemeinden. | Communicanten. |
|---|---|---|---|
| Congregationalisten . . . | 975 | 1,071 | 129,756 |
| Presbyterianer, allgemeine Versammlung . . . . . | 1,914 | 2,648 | 247,964 |
| Reformirte niederländische Kirche . | 167 | 197 | 22,515 |
| Associirte Presbyterianische Kirche . | 70 | 169 | 12,886 |
| Cumberland Presbyterianer . . | 400 | | 60,000 |
| Associirte reformirte Kirche . . | 43 | 100 | 10,000 |
| Deutsche reformirte Kirche . . | 186 | 600 | 30,000 |
| Calvinistische Wiedertäufer . . | 540 | 5,888 | 384,859 |
| Frei-Willen Wiedertäufer . . | 342 | 546 | 25,276 |
| Siebenter Tag Wiedertäufer . . | 32 | 32 | 4,258 |
| Sechs Grundsätze Wiedertäufer . | 12 | 23 | 2,137 |
| Christliche Wiedertäufer . . . | 300 | 1,000 | 30,000 |
| Mennoniten-Wiedertäufer . . | 200 | | 30,000 |
| Tunker-Wiedertäufer . . . | 40 | 40 | 3,000 |
| Methodistische Episcopal-Kirche . | 2,458 | | 638,784 |
| Methodistische Protestanten . . | 70 | | 30,000 |
| Protestantische Episcopal-Kirche . | 701 | 800 | |
| Römisch-katholische Kirche . . | 340 | 383 | |
| Evangelisch-lutherische Kirche . . | 191 | 627 | 59,787 |
| Vereinigte Mährische Brüder . . | 33 | 24 | 2,000 |
| Unitarier (Congregationalisten) . | 165 | 187 | |
| Schwedenborger (Neu-Jerusalem Kirche) . . . . . | 33 | 27 | |
| Universalisten . . . . . | 300 | 600 | |
| Freunde oder Quäker . . . . | | 500 | |
| Zitterer oder Milennium-Kirche . | 45 | 15 | |

Diese Tabelle, welche aus Mangel an nöthigen Daten unvollständig ist, gibt doch eine Zahl von 12,127 Pastoren oder Seelsorgern, 15,477 Kirchen, und 1,773,272 Communicanten. Außerdem gehören alle in obiger Tabelle angeführten Presbyterianer ganz allein zu Neu-England; aber es gibt deren auch

eine große Anzahl in den westlichen und südlichen Staaten. Die ganze Zahl der in den Vereinigten Staaten sich befindenden Juden wird auf 15,000 angegeben. Aus diesem ergibt sich, daß aus der ganzen Population der Union, Sklaven und Kinder mit eingeschlossen, fünf Communicanten auf 39 Seelen kommen, ein Prediger auf 1100, und eine Kirche auf ungefähr 800 der ganzen Bevölkerung.

Wenn man bedenkt, daß alle diese Prediger und Kirchen ohne directe Besteuerung des Volkes, nur durch freiwillige Beiträge der Gemeinden erhalten werden, so muß die Wahrheit in die Augen fallen, daß die Americaner von der Nothwendigkeit und dem Werthe des religiösen Unterrichts tief ergriffen sind, und daß sie gleichzeitig mit ihrer Verfassung nichts so hoch schätzen, als die heiligen Lehren des Christenthums. Man braucht hier keinen besseren Beweis als die Thatsache, daß sie willig sind, für den geistlichen Unterricht ihr Geld herzugeben, was z. B. mit dem politischen Zustand Englands einen sonderbaren Contrast bildet. Gäbe es in America eine Staatsreligion, wie in Großbritannien, so ist es sehr zweifelhaft, ob man die Hälfte der Summen für ihre Erhaltung aufbringen könnte, die man jetzt willig auf den Unterhalt von 25 verschiedenen Secten verwendet.

Die americanischen Prediger sind beständig bemüht, Proselyten zu machen, und, da sie gewöhnlich im Verhältniß zur Zahl ihrer Zuhörer bezahlt sind, unablässig thätig, ihre Congregationen zu vergrößern. Ich will hier nicht gesagt haben, daß dieß der einzige Beweggrund ihres religiösen Eifers sey, sondern spreche bloß von den Vortheilen des Systems, abgesehen von dem eigentlichen Verdienst der Pastoren. Das americanische Princip, dort das Meiste zu bezahlen, wo das Meiste geschieht, und wo es am besten gemacht wird, welches täglich Wunder hervorbringt, findet sogar seine Anwendung auf die Seelsorge, und bringt dort mehr Gutes hervor, als die doppelten und dreifachen zu demselben Zweck verschwendeten Summen in England. Nicht bloß haben die Americaner im Verhältniß zur Bevölkerung eine größere Anzahl Prediger als in England, sondern unter ihnen befindet sich auch kein Müßiggänger, indem sie alle die Verpflichtung haben, sich um das geistliche Wohl ihrer respectiven Gemeinden zu bekümmern. Die Americaner haben deßhalb einen dreifachen Vortheil — sie haben mehr Prediger,

ſie haben thätigere Prediger, und wohlfeilere Prediger als die Engländer.

Der religiöſe Sinn der Americaner iſt nicht nur die Grundlage ihrer häuslichen und öffentlichen Sittlichkeit, ſondern er iſt auch ſo innig mit dem ganzen Gewebe ihrer Geſetzgebung verbunden, daß man ihn nicht ändern oder zerſtören könnte, ohne die Grundfeſten des Staates und ihrer Verfaſſung zu erſchüttern. Nicht nur ſind die Sitten eines Volkes zu jeder Zeit ſtärker als die poſitiven Geſetze, ſondern die Geſetze ſelbſt werden auch nur ſehr mangelhaft erfüllt, bis ſie dem Volke zur Gewohnheit geworden ſind. Nur in den Sitten einer Nation offenbart ſich der Fortbeſtand ihrer Regierung. In Frankreich, wo das Volk ſeit Jahrhunderten an eine monarchiſche Verfaſſung gewöhnt war, wo jedes hiſtoriſche Denkmal, jeder Palaſt, jedes Kunſtwerk die Monarchie verkündet, bemerken wir fortwährend Anomalien in der Geſellſchaft, von der Deputirtenkammer abwärts bis auf die gemeinſten Tummelplätze der Kaffee- und Wirthsſtuben, bloß weil das Volk gewöhnt iſt auf eine Art zu fühlen und zu empfinden, und durch das wäſſerige Raiſonnement ſeiner Journaliſten beſtändig gezwungen wird, anders zu denken und zu handeln. — Es hat noch die Form einer Religion, die bei ihm ihre Bedeutung verloren hat, den Glanz eines Thrones ohne Loyalität und Anhänglichkeit an den Fürſten, die Titel und Anſprüche ſeiner Edlen mit der damit unvereinbaren Raſerei für Gleichheit. Aber mit aller ſeiner politiſchen Reizbarkeit und theoretiſchen Freiheitsliebe unterwirft es ſich doch willig dem erſten beſten Mann, der es mit ſtarker Hand zu lenken weiß, und bemerkt ſeine Abweichung von der Theorie erſt, wenn es ihm die Zeitungen wiederkauen. Ein Americaner würde jede Abweichung von dem Geiſte ſeiner Verfaſſung ſogleich fühlen, weil ſie ihn zwingen würde, ſeine Sitten zu ändern, was er weniger zu thun bereit iſt, als auf ein poſitives Recht Verzicht zu leiſten. In England und America iſt die Verfaſſung in den Gemüthern des Volkes weiter ausgebildet als auf dem Papier, und von England kann man ſogar ſagen, daß es nie eine eigene Verfaſſungsurkunde gehabt hat. — In America iſt die Verfaſſung ein thätiges Princip, welches die ganze Nation belebt und bewegt, und wovon ihre politiſche Conſtitution nur eine Abſchrift iſt.

Was dazu beitragen kann, ein Volk in ſeiner Verfaſſung zu beſtärken, iſt zu gleicher Zeit eine Bürgſchaft ihrer Dauer, und was

ihm zu dieser Verfassung verholfen hat, oder in seinen Gedanken damit verknüpft ist, muß mit religiöser Fürsorge bewahrt werden, wenn die Verfassung selbst nicht untergehen soll. Dieß ist der Fall mit den Lehren des Christenthums in den Vereinigten Staaten. Die christliche Religion war die breite Grundlage der ersten americanischen Niederlassungen, die Religion bildete ihre ersten Gemeinden, die Religion unterstützte sie in ihrem Glauben an die Vorsehung während des Unabhängigkeitskrieges, die Religion half ihnen ihre Rechte vertheidigen, und die Religion lehrte sie ihre Freiheit achten. Mit den Feierlichkeiten der geoffenbarten Religion wird jetzt noch die Unabhängigkeitserklärung jedes Jahr von den Kanzeln verkündet und der Jahrestag ihrer geschichtlichen Denkwürdigkeiten gefeiert. Zur Religion nehmen die Volksführer ihre Zuflucht, wenn die Nation für etwas Hohes begeistert werden soll, und die Religion ist ihr Schutz und Schirm in allen ihren gigantischen Unternehmungen. Die Americaner betrachten die Religion mit Recht als den Beschützer ihrer civilen und politischen Rechte, und sind ihr deßwegen noch mehr ergeben, als den Institutionen ihres Landes. — Die Religion hat bei allen ihren Rathschlägen den Vorsitz, unterstützt sie in der Ausübung der Gesetze und vermehrt die Würde der Richter. Was darauf abzielt, den Einfluß der geoffenbarten Religion zu vermindern, schwächt die Regierung und ist ein Feind des Friedens und des Wohlstandes der Vereinigten Staaten. Jede Verminderung der Religionskraft würde den Gesetzen die Achtung rauben, Unordnung in ihre Versammlungen bringen und den Arm der Gerechtigkeit lähmen.

Die Achtung, welche die Americaner für die öffentliche Sittlichkeit hegen, steht kaum hinter ihrem Religionseifer, und um so mehr, da man die Religion als die Grundlage aller wahren Sittlichkeit betrachtet. Der geringste Fehler in den Sitten oder der Handlungsweise eines Menschen wird seinem Mangel an Religion zugeschrieben, und in dieser Eigenschaft bestraft; aber es ist nicht die Beleidigung selbst, sondern das der Gesellschaft gegebene schlechte Beispiel, welches hier bestraft wird. Wer sich in America gegen die öffentliche Moral versündigt, wird als ein Schmäher der Religion, und als solcher als politischer Aufrührer und Rebell' gegen die bestehende Verfassung behandelt. Darum muß das Laster wenigstens sich verstecken, wenn man es gleich nicht völlig ausrotten kann. Mit

Argusaugen wacht die öffentliche Meinung über Worte und Handlungen einzelner Personen, und, was auch ihre geheimen Sünden seyn mögen, erpreßt von ihnen wenigstens eine öffentliche Anerkennung der Gesetze der Sittlichkeit.

Ich hoffe, daß man mich hier nicht mißverstehen wird. Nur die öffentliche Uebertretung der Gesetze kommt vor das Forum des Richters; für unsere geheimen Sünden werden wir vor Gott Rechenschaft abzulegen haben. Die öffentliche Sittlichkeit muß gegen den verderblichen Einfluß des bösen Beispiels gehütet werden, das Laster muß gezwungen werden, sich zu verkriechen, wenn die Gesellschaft damit nicht angesteckt werden soll. Hierin besteht die eigentliche Gewalt und der segensreiche Einfluß der öffentlichen Meinung. Sie wird zum mächtigen Polizeiagenten der Sittlichkeit und Religion, welcher nicht nur die Schuldigen vor Gericht führt, sondern das Verbrechen im Keim erstickt. Das ganze Volk der Vereinigten Staaten ist versammelt zum permanenten Geschwornengericht, um da sein „Schuldig" oder „Nicht schuldig" über die öffentlichen Handlungen seiner Bürger auszusprechen, und von seinem Ausspruche gibt es keine Appellation. Die öffentliche Meinung kann manchmal auf lange Zeit ungerecht seyn, besonders in Bezug auf Staatsmänner, aber selten bleibt sie es immer, und sie schlägt keine Wunden, die sie nicht wieder zu heilen vermöchte.

Ein anderer Beweis der hohen Achtung für Sittlichkeit in den Vereinigten Staaten besteht in ihrem Einfluß auf die Wahl der öffentlichen Beamten. In manchen Ländern haben Männer von Talent eine Art Privilegium. Wenn sie Poeten oder Künstler sind, so entschuldigt man gern die Sonderbarkeit ihres Geschmacks oder ihrer Genußsucht; einem Staatsmann verzeiht man willig seine Privatsünden, wenn er nur dem Volke Wohlthaten erweist, einem Soldaten werden die Wunden, die er der weiblichen Tugend oder Unschuld schlägt, aus Rücksicht auf jene verziehen, die er im Dienste des Vaterlandes erhalten hat, und selbst der Geistlichkeit verzeiht man manchen Fehler, in Erwägung der Moral, die sie durch ihre geistlichen Functionen unterstützt und befördert; — aber in America findet keine solche Abrechnung statt. Privat- und Bürgertugend stehen höher als die größten Eigenschaften des Verstandes, und sind selbst unerläßliche Begleiter des anerkanntesten Genie's. Daß dieß in manchen Fällen dem Aufschwung des Geistes im Wege ist, und

eine anständige Mittelmäßigkeit an die Stelle kühner, aber lasterhafter Talente setzt, will ich gar nicht in Abrede stellen, aber die Nation gewinnt dadurch dennoch unberechenbare Vortheile.

Man muß nur erwägen, daß es in America keine Männer gibt, die etwas Anderes im Sinne haben, als das Bestehende aufrecht zu erhalten, zu welchem Zweck ehrliche Einfalt nützlicher ist, als die ehrsüchtigen Absichten hoher Talente. Wenn man von den Gesetzen der Moralität, welche jetzt die allgemeinen des Landes sind, zu Gunsten einzelner Individuen einmal Ausnahmen machen wollte, wenn man ausgezeichnete Männer von den allgemeinen Anordnungen der Sittlichkeit lossprechen wollte, dann würde man in America die schlechteste und gefährlichste Aristokratie einführen, welche nicht nur die Basis der Gesellschaft erschüttern, sondern die Verfassung selbst untergraben und zertrümmern müßte. Talente können in einem Staate wie der americanische nur nach dem Maße geehrt werden, als sie dem Volke nützlich werden; jeder fernere Obolus kommt nur dem Besitzer zu gut, und die Americaner sind ein viel zu kluges Volk, Einzelne auf Kosten der Nation zu bereichern.

Von dem Augenblick, wo ein Candidat für eine Stelle sich dem Volke zeigt, werden nicht bloß seine geistigen Fähigkeiten für das Amt, um das er sich bewirbt, sondern auch sein Privatcharakter zum Gegenstand der unerbittlichsten Kritik gemacht. Alles, was er in seinem Leben gethan, gesagt oder gehört hat, von der Zeit, wo er die Schule verlassen hat, bis auf den gegenwärtigen Augenblick, kommt noch einmal vor den Richterstuhl des Publicums; die unbedeutendsten Ereignisse, welche auf seine Beweggründe das geringste Licht werfen können, werden mit bedächtigem Scharfsinn geprüft und überlegt, und Thatsachen und Umstände, welche längst der Vergessenheit anheimgefallen waren, werden noch einmal vor das Richterauge des Volkes gebracht. Daß dieses Verfahren zu vielem Scandal und Verleumdungen Anlaß gibt, und oft den häuslichen Frieden ganzer Familien zerstört, kann gar nicht geläugnet werden; aber der Candidaten für Staatswürden sind wenige, verglichen mit der Zahl des Volkes, das durch ihre Wahl geschützt oder beeinträchtigt werden kann; sie unterziehen sich alle freiwillig dieser harten Prüfung, und das Volk wird gezwungen, über sie zu richten; sie haben ihre Freunde und Parteigänger, welche ihre Tugenden loben und preisen, und müssen daher auch auf Feinde gefaßt seyn, welche sich

bemühen, ihren Ruf und ihre Ehre zu untergraben. Der Vorgang einer americaniſchen Wahl gleicht der Canoniſation eines römiſchen Heiligen; der Candidat muß den Händen des Teufelsadvocaten förmlich entriſſen ſeyn, ehe er der Seligkeit theilhaftig werden kann. Wenn auf dieſe Art viele vom Paradies ausgeſchloſſen bleiben, die dahin zu kommen ein Recht haben, ſo wird dadurch doch auch mancher heidniſchen Götzenverehrung geſteuert, die das Volk von ſeinem Glauben abbrächte.

Man darf die americaniſchen Inſtitutionen überhaupt nicht nach ihrem Einfluß auf einzelne Perſonen beurtheilen; geſtehen die Americaner doch ſelbſt, daß ſie nur für das Volk gemacht ſind, und der Menge hauptſächlich nützen. Die Rückſichten auf Quantität müſſen da natürlich den Anſichten von Qualität Platz machen, und eine kleine Gunſt einer großen Zahl geſtattet, dem größten Nutzen vorgezogen werden, der dadurch den Einzelnen widerfuhre. Die americaniſche Staatsverwaltung hat nur eine geringe zwingende Gewalt, was ſie hindert, ſchnelle Uebergänge zum Guten oder Böſen zu bewirken, und iſt daher weniger fähig, einmal eingeriſſenen Mißbräuchen Einhalt zu thun, als irgend eine andere Regierung in der Welt *).

Es iſt daher von größter Wichtigkeit, daß die öffentliche Moral zu jedem Preis aufrecht erhalten werde, und daß das Volk beſtändig darüber wache. In Ermanglung jeder anderen Gewalt muß es ſelbſt der Wächter ſeiner Sittlichkeit und Religion ſeyn, ohne welche ſeine politiſchen Privilegien gar bald in den Staub ſinken würden. Die Americaner werden zwar auf dieſe Art nicht immer die höchſten Talente ans Ruder ſtellen, aber doch wenigſtens ehrliche Vorkämpfer ihrer Principien, ſie werden nicht leicht den Volksfrieden ihrem Nationalruhm aufopfern, aber eben dadurch das häusliche Glück von Millionen befördern; ihre Laufbahn wird keinem glorreichen Triumphzuge gleichen, aber weniger mit politiſchen Verbrechen befleckt ſeyn; ihr Land wird ſo bald keinen Cäſar oder Auguſtus gebären, aber auch keinen Brutus zu beweinen haben.

*) Tocqueville iſt der entgegengeſetzten Meinung, aber er ſcheint hier den Gegenſtand eher aus ſeinem rechtlichen als geſchichtlichen Standpunkt betrachtet zu haben. Die Geſetze können in einer Republik ſich ſchnell ändern, aber nicht die Sitten des Volks, wenn ſie einmal allgemein eingeführt ſind.

Sittlichkeit und Anstand fordert man in America nicht nur von einem Staatsmann, sie sind unerläßliche Bedingungen des Erfolgs eines jeden Bürgers. Der Kaufmann, der einen Schreiber bedarf, der Meister, der einen Gesellen dingt, der Herr, der einen Diener aufnimmt, machen jeder das moralische Betragen zur Hauptbedingung des Vertrages. Hierin folgen sie nicht nur ihren eigenen Ansichten, sondern der öffentlichen Meinung überhaupt. Ein weniger geschickter Arbeiter von unbescholtenem Ruf wird fast immer dem tüchtigsten und gewandtesten vorgezogen, dessen moralischer Charakter zweifelhaft ist. Ein verheiratheter Mann wird gewiß ein höheres Vertrauen genießen als ein Junggeselle, weil er, wie Roger Bacon sagt, „dem Glück eine Geisel gegeben hat, die ihn von Thorheiten zurückhält.“ Ein nüchterner Mensch wird in jedem Fall einem Trunkenbold vorgezogen, und ein unbehülflicher, aber sittlicher Diener eher in Dienste genommen, als ein geschickter, aber lasterhafter Bursche. Die Religion wird von Allen als ein Pfand der Sittlichkeit betrachtet, so wie Lauigkeit in Erfüllung religiöser Pflichten als ein schlechter Anzeiger von bürgerlichen Tugenden. Kurz Moralität und Religion sind den arbeitenden Classen in den Vereinigten Staaten eben so nöthig, als starke und wohlgeformte Glieder, oder ein gesunder Verstand. Moralität und Religion decken oft eine Menge anderer Fehler zu, aber ohne sie bleibt jede andere Eigenschaft nutzlos, oder hilft bloß die Verzweiflung an Erfolg vollenden.

Aber ein Gefühl durchdringt alle Classen Americaner, welches, obschon in England etwas Aehnliches existirt, in keinem Lande dieselben Resultate liefert. Dieses besteht in der allgemeinen Achtung für die Frauen und in dem Schutze, den sie genießen, welcher Classe der Gesellschaft sie auch angehören. Damen werden überall geachtet, oder erzwingen Achtung, besonders in England; aber nirgends sind die Strafen, die das Gesetz, oder die Regeln der Convenienz über Beleidigungen von Frauen verhängen, so streng als in den Vereinigten Staaten. Das Begehen eines solchen Verbrechens schließt den Schuldigen nicht nur von aller guten Gesellschaft aus, sondern schadet auch dem Fortgang seiner Geschäfte, seinem Ruf, seinem Ansehen, seinen Aussichten auf Erfolg und jeder Hoffnung seines Lebens. Kein Rang oder Reichthum vermag ihn gegen den Fluch der öffentlichen Meinung

zu schützen, keine Reue kann für ein begangenes Verbrechen Buße thun, sobald dieses der Welt einmal bekannt ist. Unter allen Verbrechen gegen die Gesellschaft bestrafen die Americaner dieses mit ihrer ganzen Strenge; alle erhalten Vergebung, nur dieses scheint eine Ausnahme zu machen. Auch lassen sie diesen Schutz nicht nur den Damen angedeihen, oder jenen Frauen, deren Erziehung oder Familie sie solcher Rücksichten vorzüglich würdig machen, sondern allen Classen ohne Unterschied; ja sie scheinen sogar die niederen Classen mehr zu begünstigen, als die, welche sich über sie gestellt glauben.

Würde ein Mann von Ansehen und Reichthum ein junges Mädchen verführen, oder auch nur sein Versprechen sie zu heirathen nicht halten, wäre es auch nur eine Magd, so entginge er dennoch nicht der Rache des Volkes, und der Strafe der Gesellschaft; er würde weder unter den Damen noch unter den Herren Vertheidiger finden, und nichts Besseres thun können, sich der wohlverdienten Strafe zu entziehen, als den beleidigten Theil so schnell als möglich zu versöhnen.

Wo ein Gefühl dieser Art allgemein ist, und alle Glieder der Gesellschaft gleich belebt, kann es nicht das Resultat einer höflichen Etiquette seyn, sondern muß auf einem Princip beruhen, welches, tief in den Gemüthern eingewurzelt, zum National-Gesetzbuch der öffentlichen Sittlichkeit geworden ist. Die daraus entspringenden Vortheile frühzeitiger und heilig gehaltener Ehen sind unberechenbar, und liefern den besten Commentar zu dem schnellen Zuwachs der Bevölkerung und dem häuslichen Glück, welches in America so allgemein ist.

Wie verhält sich dieser Zustand wohl zu dem europäischen, und besonders dem englischen? Ein angesehener Herr (ein Gentleman), welcher einer jungen Dame umsonst das Heirathen versprochen, oder sich wohl gar eines größeren Verbrechens schuldig gemacht hat, wird von ihren Freunden zur Rechenschaft gezogen; — er hat die Sache „als ein Mann von Ehre" abzumachen, und wenn er dabei gut wegkommt, ist die Geschichte aus. Das nächste Gesellschaftszimmer empfängt ihn mit vermehrtem éclat, es ist etwas Auszeichnendes in seiner Haltung und in seinem ganzen Betragen, während die gütigsten unter den Damen, ihn als einen „jungen feurigen Mann" bewundern, der jetzt um so

interessanter erscheint, als er sich durch seine Unvorsichtigkeit in unangenehme Händel verwickelte. Er wird wenigstens auf eine Zeit der Held der Gesellschaft, wo ihm sein erster Erfolg nur den Weg zu künftigen Siegen bahnt.

Würde ein junger Mann von Rang und Ansehen ein Mädchen von gemeinem Stande verführen, so sieht man die Sache als etwas an, was ein junger Mann aus guter Familie nicht leicht vermeiden kann; oder man bedauert bloß seinen schlechten Geschmack, der für sein Opfer keine bessere Wahl zu treffen wußte. — Und was wird aus dem Mädchen? Ach! sie war ein Narr, daß sie ihm glaubte! „Wie konnte sie auf so etwas hoffen?" Sie hätte „in ihren Erwartungen bescheidener seyn sollen." — Kurz die Sache ist zu unbedeutend, sich weiter darum zu kümmern.

Ein beleidigter Ehemann kommt dabei nicht besser weg; er wird zum Gegenstand des Gelächters, während sein Nebenbuhler überall Bewunderung erregt, und hat keinen anderen Trost für seinen Schmerz, als den aller Unglücklichen, daß er nicht allein leider. Der Code Napoléon, und später der Code Civil Français haben sehr weislich diesen Gegenstand auf die Strafe der öffentlichen Meinung verwiesen, unparteiische Richter hätte man für dergleichen Verbrechen in Frankreich doch nicht gefunden!

Ich betrachte die häusliche Tugend der Americaner als die Hauptquelle ihrer übrigen guten Eigenschaften. Sie befördert die Industrie, spornt den Unternehmungsgeist, und ist der mächtigste Damm gegen jedes Laster. Sie führt das Leben auf seine einfachsten Bestandtheile zurück, und macht Zufriedenheit und Glück weniger von Umständen abhängig, denen der Mensch nicht gebieten kann. Sie erzweckt die bessere Erziehung der Kinder, und geht dem künftigen Geschlecht mit guten Beispielen voran, kurz sie thut mehr für die Aufrechthaltung des Friedens, und der guten Ordnung, als alle bestehenden Gesetze, und ist eine bessere Bürgschaft für den Fortbestand der americanischen Regierung, als alle geschriebenen Urkunden, die Constitution selbst nicht ausgeschlossen.

Keine Regierung könnte nach dem Muster der americanischen eingerichtet seyn, und verschiedene Grundsätze der Religion und Sittlichkeit hegen. Die Verfassung der Vereinigten Staaten ist wegen ihrer Einfachheit merkwürdig, aber sie kann nur so einfachen Menschen als den Americanern genügen, und würde den Bedürf-

nissen eines anderen Volkes durchaus nicht entsprechen. Man braucht den Americanern nur ihre häuslichen Sitten, ihre religiöse Andacht, und ihre Achtung für öffentliche Moralität zu benehmen, und es wird nicht nöthig seyn, einen einzigen Buchstaben ihrer Verfassung zu ändern, um ihre ganze Regierungsform umzuschaffen. Unter verschiedenen Umständen würden dieselben Ursachen nicht mehr dieselben Wirkungen hervorbringen, und es ist sogar mehr als wahrscheinlich, daß das Mißverhältniß, welches dann zwischen den Gesetzen und Sitten der Bürger herrschen würde, nicht nur eine andere Verfassung wünschenswerth, sondern absolut nothwendig machen dürfte, um die Nation selbst vom gänzlichen Untergang zu retten.

Die häuslichen Tugenden der Americaner müssen nothwendiger Weise einen starken Einfluß auf die Erwerbung und Vermehrung des Vermögens ausüben. Ein einzelner Mensch hat oft mehr Mühe in den Vereinigten Staaten sein Fortkommen zu finden, als ein Mann, der durch seine frühe Heirath zur Thätigkeit angespornt ist; — der Gatte und Vater hat der Bürger-Tugend ein doppeltes Unterpfand gegeben, und wird durch jedes Glied seiner Familie an Thätigkeit und Sparsamkeit gemahnt. In einem Lande wie America, wo Alles von persönlichen Anstrengungen abhängt, kann der Erfolg, wenn anders die Richtung eine gute ist, nicht lange zweifelhaft bleiben, besonders da die ganze Gemeinde diesen Bemühungen Beifall zuruft. Daher gibt es auch in America wenig Junggesellen, weder unter den reichen Kaufleuten, noch unter den Manufacturisten und Ackerbauern, und noch wenigere, die als solche in diesen Ständen ihr Fortkommen finden. Die unternehmendsten Speculanten und Schiffseigenthümer, die ersten Fabricanten und die Eigenthümer der größten Ländereien und Pflanzungen sind verheirathete Männer, und, was noch merkwürdiger ist, haben ihr Vermögen nicht vor ihrer Heirath, sondern nach derselben erworben.

Dieses Beispiel von Prosperität, und der dadurch wachsende Credit verheiratheter Männer, sind gleichsam eine Prämie auf den Ehestand und bewirken, daß es einem jungen Manne leichter wird, für Weib und Kind zu sorgen als sich allein fortzubringen. Aber wenn der Grund zu einem Vermögen einmal gelegt ist, folgt dessen Vermehrung von selbst, es sey denn, daß unvorhergesehene Unglücksfälle jede bescheidene Hoffnung vernichten. Kaum wird es bekannt, daß ein Mann durch eigene Thätigkeit ein kleines Vermögen erwor-

ben hat, so zweifelt man schon nicht mehr an seiner Klugheit und Ausdauer, und gibt ihm Credit und Vertrauen auf diese Tugenden. Seine Mittel vermehren sich auf diese Weise unglaublich schneller, als sein Activ-Vermögen, und es hängt jetzt nur von ihm ab, welche Vortheile er aus diesen Umständen ziehen will.

Aber wenn der Erwerbung und Vermehrung des Vermögens in den Vereinigten Staaten nur wenig Hindernisse im Wege liegen, und man diejenigen ehrt, deren Anstrengungen mit Erfolg gekrönt sind, so scheinen auch Armuth und Unglück verhältnißmäßig eine Schande zu seyn, und dieß ist wirklich bis auf einen Punkt wahr, welcher Schauder erregt, obgleich der unerhörte Wohlstand des Landes die Zahl dieser Unglücklichen überaus gering hält. — Ein Americaner wird nicht verachtet, weil er arm anfängt. — Drei Viertheile der ganzen Bevölkerung haben keinen andern Anfang; — aber jedes Jahr, welches vorübergeht, ohne seine Glücksumstände zu verbessern, ist seinem Verstande und seiner Thätigkeit ein Vorwurf, und sollte er alt werden, ohne sich ein Vermögen erworben zu haben, oder beweisen zu können, daß dieß unmöglich war, wenn er keinen Ruf als Gelehrter oder Schriftsteller hat, dann fürchte ich ist er doppelt bestraft für seine Saumseligkeit durch seinen eigenen hülflosen Zustand und durch die völlige Theilnahmslosigkeit seiner Mitbürger. Aber in diesem Fall ist es nicht der Mangel an Vermögen, welcher ihm die Achtung seiner Mitbürger entzieht, sondern der Mangel an Talent, Klugheit, Sparsamkeit, Ausdauer und Unternehmungsgeist, ohne welche kein Erfolg möglich ist. Darum hört man die Americaner so selten über Mangel an Geschäften, erlittene Verluste oder sonstige Unglücksfälle klagen. Das Mitgefühl ihrer Freunde würde ihnen eher schaden als nützen, und sie im besten Falle nur um den Credit der Uebrigen bringen. Hat ein Americaner einen schlechten Handel gemacht, so wird er gewiß das Geheimniß für sich behalten, denn sonst könnte man an seinen Geschäftstalenten zweifeln, hat er sich auf eine unglückliche Speculation eingelassen, dann findet er ein Mittel dagegen in einer andern, ohne den Schaden zu bejammern; und ist er gänzlich zu Grunde gerichtet, so macht er noch immer ein gutes Gesicht, unterhandelt mit seinen Gläubigern, und fängt von neuem an, gewarnt durch die gemachten Erfahrungen.

Diese Sitte der Americaner, immer nur sich selbst zu vertrauen,

bringt einen eigenen Geist der Unabhängigkeit hervor, den man nirgends wieder findet. Sie erstickt alle Klagen und allen Jammer des Volkes, läßt es schwere Zeiten und unglückliche Ereignisse mit Geduld ertragen, und flößt ihm Hoffnung und Muth ein, wenn es mit Noth und Schwierigkeiten ringt. Während meines langjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten hörte ich niemand über Verlust und Unglück klagen, und nie wurde ich von einem eingebornen Americaner um ein Almosen angesprochen. Kein Land der Welt hat eine so geringe Anzahl von Armen auf Kosten des Staates zu ernähren, und selbst unter dieser geringen Zahl sind mehr als die Hälfte Fremde. Ein Americaner in mißlichen Umständen ist schwer zu bewegen von seinen Blutsverwandten Unterstützungen anzunehmen, und wird sich schwerlich entschließen, seine eigenen Eltern um Hülfe anzusprechen. Selbst ein unglücklicher Parteiführer verläßt das Feld ohne Seufzer, um nicht das Ansehen zu haben, von seinen Gegnern überwunden worden zu seyn; und wie groß auch seine innerliche Pein seyn mag, wird er doch öffentlich zum schlechten Spiel eine gute Miene machen. Glück und Wohlstand sind unter den Americanern so „populär," daß sich keiner untersteht, von der Regel eine Ausnahme zu machen; und indem sie sich bemühen, das Aussehen glücklicher und zufriedener Menschen zu haben, werden sie in der That das, was sie scheinen.

Ein anderer merkwürdiger Charakterzug der Americaner, welcher augenscheinlich von den Engländern auf sie vererbt ist, besteht in ihrer Verehrung des Gesetzes. Ungeachtet der vielen (meistens höchst entstellten) Nachrichten von öffentlichen Friedensstörungen und Aufruhr, unterwerfen sich die Bewohner der Vereinigten Staaten doch williger dem Gesetz, und den hiezu ernannten Richtern, als vielleicht irgend ein anderes Volk. Wenn die Engländer nur einer geringen bewaffneten Macht bedürfen, Pöbelaufständen vorzubeugen, oder sie zu unterdrücken, so existirt gar keine ähnliche Einrichtung in America; was Wunder also, daß mit den größeren Ursachen populärer Aufregung, und dem gänzlichen Mangel einer bewaffneten Gewalt, sie zu unterdrücken, der Friede in den großen americanischen Städten öfter gestört wird als in England.

Die niederen Classen in England werden nie um ihre politische Meinung befragt, während in den meisten Staaten der

americanischen Union jeder Mann eine Stimme hat, und durch die Verfassung des Landes sogar aufgefordert wird davon bei allen Gelegenheiten Gebrauch zu machen. Seine Leidenschaften werden beständig durch Parteigänger und durch die periodische Presse aufgeregt, und er bedarf wirklich einer größeren Geduld und Mäßigung, als die arbeitenden Classen in Europa besitzen, um von diesen seinen Rechten und Privilegien keinen schädlichen Gebrauch zu machen. Auch stammen die vielen Aufruhrsversuche in den Vereinigten Staaten nicht immer von den niedersten Classen her, wohl aber wird das Volk manchmal von ränkesüchtigen Politikern aufgeregt, um ihre eigenen ehrgeizigen Absichten damit zu befördern. Zu diesem Zweck werden oft die Fremden bearbeitet, welche zu kurze Zeit in America sind, um mit den Gesetzen hinlänglich vertraut zu seyn, und deren Leichtgläubigkeit und heftiges Temperament bald zu gesetzlosen Handlungen verleitet wird.

Aber worin bestehen denn diese Aufruhrsversuche? in Abweichungen von den polizeilichen Einrichtungen der großen Städte, in einem gesetzwidrigen Ausspruch der öffentlichen Meinung bei einigen herausfordernden Gelegenheiten, ohne den geringsten Versuch, das Gesetz selbst abzuändern. Man vergleiche damit die Blutsscenen der Aufstände von Manchester und Bristol! Aber wo hat man noch gehört, daß die niederen Classen in America die gesetzgebende Versammlung bedroht hätten, wie in Frankreich? — daß sie den Richtern den Gehorsam aufgekündigt, oder sich geweigert hätten, die ihnen auferlegten Steuern zu bezahlen? Die americanischen Aufstände, von denen die englischen Blätter so viel Wesen machen, entstehen alle ohne Verabredung durch momentanes Ausfordern der Leidenschaften, und ziehen vorüber wie eine Aprilwolke, ohne auch nur eine Spur ihres Daseyns zurückzulassen. Der zugefügte Schaden besteht in solchen Fällen in ein paar zerschlagenen Köpfen und verschwollenen Augen und Backen, für die man den Verbrechern eine angemessene Geldbuße auflegt, und damit schließt die Sache vor dem Gericht und dem Volke, um den Forschungsgeist europäischer Rechtsgelehrten in Anspruch zu nehmen, die für den Fortbestand der americanischen Verfassung besorgt sind.

Wenn man anstatt die übertriebenen englischen Zeitungsberichte zu lesen (die noch dazu von politischen Parteigängern

entſtellt ſind), nur die dabei ermittelten Thatſachen berückſichtigt, und an die geringe Anzahl von Perſonen denkt, die in ſolchen Fällen des Friedensbruches angeklagt und ſchuldig befunden werden, ſo wird man bald einſehen, daß „das entſetzliche Verbrechen gegen den öffentlichen Anſtand,“ von einem halben Duzend betrunkener Fabrik-Arbeiter herrührt, denen ähnlich, welche jeden Abend von der Londner Polizei eingeſteckt, und den nächſten Tag wieder freigelaſſen werden, nachdem ſie zuvor die Strafe des Trunkenboldes, „fünf Schillinge an den König“ (five shillings to the king) entrichtet haben. Ich nehme keinen Anſtand, meine Meinung auszuſprechen, daß alle Magiſtratsperſonen der Stadt New-York in dieſer Beziehung im Verlauf eines ganzen Jahres weniger zu thun haben, als ein einziger Londner Rathsherr (z. B. gegenwärtig Herr Laing) in ſechs Monaten, und doch würde ich meine Perſon und mein Vermögen in London eben ſo ſicher halten, als in irgend einer anderen Stadt.

Ein anderer Beweis für den friedliebenden Geiſt der Americaner beſteht in der Thatſache, daß ſie die öffentliche Ordnung aufrecht erhalten, ungeachtet aller möglichen Aufruhrsverſuche, und dieß durch keine anderen Mittel der Gewalt, als ihren feſten Entſchluß, und die Bereitwilligkeit aller Claſſen, den Dienern der Gerechtigkeit Hülfe zu leiſten. Keine Militärmacht wird zu dieſen Zwecken gebraucht. Der Aufſtand wird durch die Magiſtratsperſonen, vom Volke ſelbſt unterſtützt, gedämpft, ohne Beihülfe einer bewaffneten Polizei, wie in England oder Frankreich. Es iſt das Volk ſelbſt, welches den Frieden herſtellt, und über die Ausübung der Geſetze wacht, und ſo lange der Volksgeiſt vom Aufruhrsübel unangeſteckt bleibt, iſt für die Aufrechthaltung der Verfaſſung wenig zu fürchten. Auf einen Unruhſtifter gehen tauſend friedliebende Menſchen, und tauſend mehr, die bereit ſind, die Ruhe und Ordnung mit allen ihnen zu Gebot ſtehenden Mitteln aufrecht zu erhalten. Auch muß ich noch erwähnen, daß in keinem jener Aufſtände in den Vereinigten Staaten das Volk auch nur die geringſte Luſt zum Raube gezeigt hat. Es hat in der That manchmal das Eigenthum Einzelner zerſtört, aber nie Miene gemacht, ſich damit zu bereichern, und es iſt deßwegen eine grobe Unwahrheit, wenn man ſagt (was ſogar von einer Partei in den Vereinigten Staaten wiederholt wird), daß es „ein Krieg der Armen gegen

die Reichen" sey, der in dem Haß und Neid der ersteren gegen die letzteren seinen Grund hätte.

Ein anderer Gebrauch der americanischen Zeitungsschreiber besteht in der Finte, alle Unruhen und Aufstände in den Vereinigten Staaten den ungestümmen Leidenschaften der Irländer zuzuschreiben. Auf diese Weise machen sie ihre Landsleute gänzlich schuldlos, indem sie die fremden „Armen" anklagen, was wenigstens das Sprüchwort gut macht, daß die Dürftigen wo nicht immer schuldig, wenigstens im Verdachte der Schuld stehen. Freilich wird der öffentliche Friede nur durch die niedrigsten Taglöhner gestört, und unter diesen befinden sich schon ihrer Armuth wegen die meisten Irländer. Aber deßwegen sind sie doch weder die Aufrührer, noch die vorzüglich Thätigsten in diesen Volksaufständen. Auch ist es bekannt, daß viele Constabler in den großen Städten der Union, Irländer, oder doch von irischer Abkunft sind, so wie daß bei allen Volksaufständen diese irischen Constabler am thätigsten sind, die Ordnung wieder herzustellen. Wenn man also die Irländer des Aufruhrs anklagt, weil es Irländer unter den Angeschuldigten gibt, so sollte man billig auch von ihrem Eifer sprechen, jeden solchen Aufruhr nach ihren Kräften zu unterdrücken.

Ehe ich auf einen anderen Gegenstand übergehe, muß ich eines Umstandes erwähnen, der den meisten meiner Leser nicht ganz fremd seyn dürfte — das Abbrennen des Ursuliner-Klosters bei Boston. Ich will hier die näheren Umstände nicht erwähnen, welche durch die öffentlichen Blätter hinlänglich bekannt geworden sind; sondern nur daß die Irländer, als eifrige Katholiken, sich dieses Unternehmens gewiß nicht schuldig gemacht haben, so wie daß der Brand selbst, und die dadurch ausgesprochene Verhöhnung ihres Glaubens, ihre Leidenschaften in Aufruhr setzen mußte. — Und wie haben sie sich bei dieser Gelegenheit benommen? — Die Stadt Boston enthält unter ihrer Bevölkerung 10,000 Irländer, meistens Taglöhner und Diener, und es war überdieß noch eine große Anzahl derselben auf den in der Nähe der Stadt gelegenen Eisenbahnen beschäftigt. Keine bewaffnete Macht war in der Stadt aufgestellt, obschon unbewaffnete Bürger Wache hielten, um im Fall eines Volksaufstandes das Warnungszeichen zu geben. Aber die öffentliche Ruhe wurde nicht nur nicht gestört, sondern die Irländer schickten sich nicht einmal an, als ob sie

ſich widerrechtlich zuſammenrotten oder den Frieden der Stadt ſtören wollten. Beſtand vielleicht hierin „der aufrühreriſche Geiſt der Irländer?“ — oder die Unmöglichkeit, ſie durch gelinde Geſetze zu regieren? — Alles was bei dieſer Gelegenheit geſchah, beſtand in einer Verſammlung der achtbarſten Bürger von Boſton, die da laut ihren Widerwillen gegen eine That ausſprachen, die das ſittliche Gefühl aller Bürger empören, beſonders aber die Katholiken hart beleidigen mußte; und dieſe ehrliche Erklärung reichte hin, dieſe „widerſpänſtigen, aufrühreriſchen Irländer“ zu beſänftigen!! Das Verfahren der Boſtoner Bürger war allerdings lobenswerth, und geeignet die Beleidigten zu verſöhnen; die Einwohner dieſer Stadt gaben einen neuen Beweis ihrer Klugheit und Erfahrung in allen Dingen, die ſich auf die Ausübung der Gerechtigkeit beziehen; aber deßhalb kann man den Irländern doch nicht das Verdienſt abſprechen, ihre unbegränzte Geduld und Mäßigung bewieſen zu haben, ſobald man ihre beſſeren Gefühle in Anſpruch nahm. Ich war damals ſelbſt in Boſton, und mehr als je überzeugt, daß „Gerechtigkeit“ der beſte Friedensſtifter unter den Völkern iſt.

Ich habe früher geſagt, daß ungeachtet des Vorkommens von Volksaufſtänden, die Americaner als ein Volk die höchſte Achtung für die Geſetze hegen, und daß die reichſten und angeſehenſten Bürger immer das Beiſpiel unbedingter Unterwerfung unter die vom Volke eingeſetzte Autorität liefern. Die Americaner wiſſen recht wohl, daß wenn die minder wichtigen Geſetze einmal gebrochen ſind, die Reihe auch an die Verfaſſung ſelbſt kommen muß; ſie verſtehen recht wohl den innigen Zuſammenhang zwiſchen den untergeordneten Autoritäten des Landes, und den höchſten Zweigen der Staats-Verwaltung; das Intereſſe Aller fordert Unterwerfung unter die beſtehenden Geſetze, denn es iſt die Majorität, die verhöhnt iſt, wenn die Regierung beleidigt wird.

Das Volk iſt ein eiferſüchtigerer Souverain, als ein durch die Krone hochgeſtellter König, das Volk hat nicht die Macht, die ihm zugefügten Beleidigungen zu verzeihen, und wenn es dieſe Gewalt hätte, ſo dürfte es davon keinen Gebrauch machen, wenn es ſich nicht ſelbſt den Untergang bereiten wollte. Gnade und Güte ſchmücken öfter den Purpur, als ein Volk. — Wo die

Majorität regiert und Gesetze vorschreibt, wie in den Vereinigten Staaten, muß jede heftige Opposition das Volk beleidigen und seinen Zorn reizen. Gäbe es in America eine mächtige Pairskammer, wie in England, dann könnten Unruhstifter vielleicht hoffen, in einem Widerstand gegen die bestehende Ordnung den Vortheil der Zahl vor ihren Gegnern voraus zu haben; aber dieß wird in America so bald nicht der Fall seyn, und daher ist die Minorität so gut wie vernichtet.

Bloß ein Gebrauch herrscht in den Vereinigten Staaten, der mit dem bereits Gesagten in auffallendem Widerspruch zu stehen scheint, und doch, wenn ich es recht überlege, ist selbst dieser nur eine Art Anhang zu den bestehenden Gesetzen. Ich meine das Lynch-Gesetz, wovon in England und auf dem Festlande so viel erzählt wird. Das Lynch-Gesetz der Vereinigten Staaten ist übrigens kein Kind der Demokratie, sondern viel älterer und edlerer Abstammung, denn es kommt schon in der frühesten Geschichte der Colonien vor. Es verdankt seinen Ursprung jenen glücklichen Zeiten, in welchen religiöse Gebräuche und Sitten für Gesetze galten, und in welchen die Einfalt der ersten puritanischen Ansiedler *) die einfachsten Mittel ergriff, die größte Gerechtigkeit zu üben. Es ist eigentlich patriarchalischer Natur, die eingedenk der Weisheit Salomons ihre Kinder mit der Ruthe züchtigt. Die Pilger-Väter, welche sich in Neu-England niederließen, waren ein religiöses Volk, das mehr auf die Autorität seiner Kirchenvorsteher und Aeltesten gab, als auf alle positiven Gesetze Großbritanniens, die schon wegen der großen Entfernung der Gesetzgeber, und der Art, wie man sie zu Werkzeugen der Tyrannei mißbrauchte, den größten Theil ihrer Kraft verloren hatten. Ihre kleine Gesellschaft war mehr durch gegenseitiges Einverständniß und Gemeinschaft der Sitten regiert, als durch geschriebene Gesetze, mit Ausnahme derer, welche ihre Prediger, als zur Seligkeit führend, von der Kanzel verkündeten! Die Bibel gab ihnen das Beispiel von körperlichen Strafen unter den Juden, und sie waren damals noch zu bescheiden, sich für bessere Gesetzgeber zu halten, als Moses.

*) Man vergleiche die puritanischen Sonntags-Gesetze im zweiten Capitel.

Die körperlichen Züchtigungen, welche die Puritaner gleich anfangs in ihrer kleinen Niederlassung einführten, wurden nach und nach verschärft, im Verhältniß zur zunehmenden Lauigkeit der religiösen Gemeinden, bis um die Zeit der americanischen Revolution, wo alle Mißbräuche den höchsten Gipfel erreicht hatten, die originelle Methode des „Betheerens und Befederns" (tarring and feathering) an die Stelle der gelinden Ruthen- oder Stockstrafe trat. Der Anfang wurde bekanntlich mit den englischen Accisebeamten in Boston gemacht, und bald in allen andern Provinzen nachgeahmt, und da man in dem ersten Beispiel ein patriotisches sah, erregte es überall Bewunderer und Nachahmer. Es wurde zur Nationalsitte und populären Justiz der Americaner. Die darunter am meisten litten, waren englische Schauspieler, die das americanische Publicum beleidigt hatten, falsche Spieler, Weiberverführer, Betrüger und dgl.; kurz wenn man die öffentliche Sittlichkeit, oder den Anstand in Gefahr glaubte, nahm man zum Lynch-Gesetz, als einem bewährten Hausmittel seine Zuflucht; aber nie in der Absicht, die bestehenden Gesetze dadurch umzustoßen, oder zu lähmen. Man brauchte das Mittel nur ad interim, bis man den studirten Arzt herbeirufen konnte, und nahm manche Radical-Cur vor, ohne den Doctor zu bezahlen. In der letzten Zeit wurde das Lynch-Gesetz auch auf herumziehende Prediger angewandt, die etwas zu eifrig für die Emancipation der Negersklaven in den südlichen Staaten es auf sich nahmen, „Rache" statt „Versöhnung" zu predigen, und dadurch das Volk gleichsam aufforderten, diese Lehre auf diejenigen anzuwenden, welche so vielen Eifer für ihre Fortpflanzung bewiesen. *)

Aber wie gesagt, das Lynch-Gesetz ist kein eigentlicher Widerstand gegen die bestehenden Landesgesetze, oder wird wenigstens von seinen Anhängern als kein solcher betrachtet, sondern vielmehr als ein Anhang zu ihnen — eine Art gemeines Gesetz (common law), das so alt ist, als das Land selbst, und, was auch die Mei-

*) Einige dieser herumziehenden Landstreicher-Prediger riefen die Neger zum offenbaren Aufstand gegen die Weißen, indem sie ihnen erklärten, daß jeder Aufruhr gegen Unterdrückung gerecht sey. Uebrigens befanden sich unter den Predigern falsche Spieler, Banknotenverfälscher und dgl., welche im Fall eines Aufstandes ihre Beutel zu füllen hofften.

nung der Rechtsgelehrten hierüber seyn mag, dennoch schon manches Gute hervorgebracht hat. Freilich erzählt man sich den Ursprung des Lynch-Gesetzes auf verschiedene Art, aber das Gesagte faßt den Geist und die Philosophie seiner ganzen Geschichte.

Ehe ich dieses Capitel schließe, will ich noch einige Bemerkungen über die Wohlthätigkeitsanstalten der Americaner hinzufügen, und über ihre ächt nationalen Bemühungen für die Unterdrückung des Lasters und die Beförderung der Tugend nicht nur in ihrem eigenen Vaterlande, sondern in allen Welttheilen, mit denen sie durch Schifffahrt zusammenhängen. Ein großes Verdienst um die Menschheit erwarben sie sich durch ihre unabläßigen Bemühungen, dem Laster der Trunkenheit zu steuern, und die unglaublich glücklichen Resultate, welche in kurzer Zeit ihren Eifer krönten. Der Anfang und die Folge dieser Bemühungen geben uns ein zu deutliches Bild des americanischen Charakters, und ihrer Art, die öffentliche Meinung zu beschwören, als daß ich hier nicht Einiges hievon mittheilen sollte. Auch haben die americanischen Mäßigkeits-Vereine in allen Ländern, besonders aber in Schottland und Schweden eifrige Nachahmer gefunden, und ich will daher meinen Lesern einen kurzen Auszug aus den „Permanenten Mäßigkeits-Documenten des americanischen Mäßigkeits-Vereines," herausgegeben in Boston im Jahre 1835, mittheilen.*) Es wird hauptsächlich dazu dienen, meine Ansicht zu rechtfertigen, daß die Americaner Moralität mit Religion vereinen, oder wenigstens letztere zur praktischen Grundlage der ersteren machen, wozu die politischen Verhandlungen in den gesetzgebenden Versammlungen nur eine regelmäßige Folge bilden.

Die erste öffentliche Zusammenkunft „zur Unterdrückung des Lasters der Trunkenheit" fand in Boston im Monat Februar des Jahres 1824 statt, wo sogleich die Frage gestellt wurde:

„Was muß gethan werden, um die Trunkenheit aus den Vereinigten Staaten zu verbannen?

Nach einem Gebet um die Leitung und den Beistand des Herrn und einer kurzen Berathung über diesen Gegenstand war das Resultat der Entschluß, einen Mäßigkeitsverein zu gründen, dessen Hauptprincip „Enthaltung von geistigen Geträn-

*) Permanent Temperance Documents of the American Temperance Society, published ad Boston 1835.

ken" und deſſen Zweck es ſeyn ſollte, durch „Weisheit und Liebe" die Sitten der Nation in Bezug auf den Genuß geiſtiger Getränke zu ändern. Nachdem die Geſellſchaft ihre Gründe für dieſen Entſchluß auseinander geſetzt, unter welchen auch dieſer war, daß ohne ſich zu bemühen, das Uebel zu bannen, ſie ſich der künftigen Folgen deſſelben theilhaftig machen würden, beſchloß ſie einſtimmig:

1) „Daß es zweckmäßig ſey durch ſyſtematiſche und kräftige Anſtrengungen unter den chriſtlichen Gemeinden den unmäßigen Gebrauch geiſtiger Getränke einzuſchränken und zu verhindern; und

2) „daß ein Mann von anerkannten Talenten, Thätigkeit, Gottesfurcht und geſunder Urtheilskraft gewählt werde, der als permanenter Agent des Vereins alle ſeine Zeit und ſeine ganze Thätigkeit auf die Einſchränkung und Unterdrückung dieſes Laſters verwende."

Darauf wurde ein Ausſchuß gewählt, die innere Organiſation der Geſellſchaft vorzubereiten, worauf die Zuſammenkunft auf den 13 Februar 1826 vertagt wurde. In dieſer Verſammlung wurde die Verfaſſung der Geſellſchaft vorgelegt, und von derſelben angenommen, die Vorſteher derſelben ernannt, und der Beſchluß gefaßt:

Daß alle Gegenwärtigen der americaniſchen Geſellſchaft zur Beförderung der Mäßigkeit verſprechen, nach allen ihren Kräften den wohlthätigen Plan derſelben zu unterſtützen.

Am 12 März deſſelben Jahres kam die Geſellſchaft zuſammen, und nachdem ſie 84 neue Mitglieder aus den nördlichen und mittleren Staaten *) aufgenommen, erließ ſie einen Aufruf an das Volk, in welchem ſie erklärte, daß nach reiflicher und andächtiger Ueberlegung ſie „in der Kraft des Herrn und mit Rückſicht auf die Rechenſchaft, die ſie ihm einſt für ihren Einfluß in dieſer Welt abzulegen haben werden," entſchloſſen ſeyen, einen kräftigen, vereinigten und ausdauernden Verſuch zu machen, in den Geſinnungen und Gebräuchen des Volkes,

*) Die Staaten von New-York, Pennſylvanien, Delaware, New-Jerſey und Maryland werden die mittleren Staaten der Union genannt; die 6 Staaten von Neu-England bilden die nördlichen Staaten.

in Bezug auf den Genuß geiſtiger Getränke eine Aenderung hervorzubringen; zu gleicher Zeit aber forderte ſie die anſehnlichſten und reichſten Bürger auf, ihr zu dieſem Zweck in der Herbeiſchaffung der nöthigen Summen behülflich zu ſeyn. Dieſer Aufforderung entſprachen zuerſt die Bürger von Neu-England, ſpäter die aller übrigen Staaten.

Im Januar des Jahres 1827 beſuchte der correſpondirende Secretär der Geſellſchaft die Stadt Boſton, um die nöthigen Mittel zur Beſoldung eines permanenten Agenten zu erlangen. Bei der erſten Zuſammenkunft für dieſen Zweck, obgleich das Wetter ungewöhnlich ſtürmiſch war, wurde gleich der Betrag von 3500 Dollars (ungefähr 8700 fl.) unterſchrieben; bei der zweiten weitere 1200 Dollars (ungefähr 3000 fl.) und bei der dritten 700 Dollars (ungefähr 1700 fl.). In den Dörfern der Umgegend wurden außerdem 2000 Dollars (5000 fl. unterzeichnet.

Am Schluſſe des Jahres 1829 gab es ſchon tauſend Mäßigkeitsvereine mit 100,000 Mitgliedern, mehr als 50 Branntweinbrennereien hatten aufgehört, mehr als 400 Branntweinverkäufer hatten freiwillig dieſem Handel entſagt, und mehr als 1200 Trunkenbolde hatten ſich gebeſſert. So groß war der Einfluß der öffentlichen Meinung, ſelbſt auf die Geſinnungen der Matroſen, daß an Bord der Kriegsſchaluppe der Vereinigten Staaten, „Falmouth," ſiebenzig gemeine Seeleute willig dem Genuß geiſtiger Getränke entſagten, und 40 bis 50 Matroſen an Bord der Fregatte „Brandiwine" thaten daſſelbe. Ein ſpäterer Bericht zeigte, daß von der ganzen Schiffsmannſchaft dieſer Fregatte bloß 160 ihren „Grog" bezogen, und vom 1 Januar 1830 bis 1 Januar 1831 hatten mehr als 150 Schiffe den Hafen von Boſton verlaſſen, ohne Branntwein oder dergleichen Getränke mit ſich zu führen.

Im Mai 1831 war die Zahl der Mäßigkeitsvereine auf 2200 und ihre Mitglieder auf 170,000 angewachſen, woraus ſich eine Vermehrung von 1200 Vereinen mit 70,000 Mitgliedern in einem Zeitraum von zwei Jahren ergibt!! Durch ihren Einfluß und den Zuſtand der öffentlichen Meinung waren mehr als 3000 Perſonen entſchloſſen, keine geiſtigen Getränke mehr zu genießen oder ſie andern vorzuſetzen; 1000 Branntweinbrennereien hatten aufgehört, und der Genuß von Kornbranntwein oder Cognac war von mehr als hundert Wirthshäuſern gänzlich ausgeſchloſſen.

Der nächſte Jahresbericht der Geſellſchaft, welcher die Geſchichte derſelben, ihr Wirken ſeit ihrem Anfang und zugleich den Grund angibt, „warum ihre Grundſätze in der ganzen Welt verbreitet werden ſollten,“ wurde ſtereotypirt und in allen Theilen der Vereinigten Staaten, Canada, Neu-Braunſchweig und Neuſchottland, verbreitet. Er wurde auch nach Mexico und Südamerica geſandt; deßgleichen nach England, Irland, Schottland, Dänemark, Schweden, Rußland, Deutſchland, Malta, Paläſtina und den Sandwich-Inſeln, in Nachahmung der philanthropiſchen Bemühungen der engliſchen Bibelgeſellſchaft zur Verbreitung des Chriſtenthums.

Im Jahre 1832 bemühte ſich die Geiſtlichkeit, Trunkenbolde vom Communionstiſch auszuſchließen, und die Tugend der Mäßigkeit zum Gegenſtand ihrer Sonntagspredigten zu machen. Der dießfällige Aufruf der Geſellſchaft an die Geiſtlichkeit in ihrem „jährlichen Bericht“ iſt ein ſonderbares Beiſpiel von americaniſcher Beredſamkeit, von dem ich nicht umhin kann, einige Stellen hier einzurücken.

„Kein Diener Chriſti,“ ſagt der Autor, „braucht zum Werke Gottes den Gewinn des Laſters, und keine Kirche Gottes wird geſtärkt und geheiligt, indem ſie Rumbereiter, Rumverkäufer und Rumtrinker zu Mitgliedern hat. Keine ſolchen machten die Familie unſers Heilandes aus — die Geſellſchaft ſeiner Apoſtel oder jener Leitſterne des Guten, die durch Glauben und Geduld das Reich Gottes betraten und davon Beſitz nahmen. Das waren Männer von anderem Gehalt! Die konnten nicht zu Gott aufblicken und beten: Herr! führe uns nicht in Verſuchung, und dann hingehen und ihre Mitmenſchen zum Laſter und Verderben reizen, und doch noch auf Gottes Gnade hoffen! Sie fühlten das Gebot, Andern zu thun, was ſie wollten, daß ihnen von Andern widerführe. Sie wußten, daß wenn ſie ihren Einfluß, ſtatt zu verderben und zu zerſtören, nicht darauf verwendeten, Andere zur Seligkeit zu leiten, ſie ſelbſt von Gott verſtoßen werden würden. Auch wird Gott niemand ſelig machen, der in dieſer Beziehung ſeinen Jüngern nicht gleichkommt. Umſonſt werden ſie ihre Gemeinſchaft mit ſeiner Kirche vorſchützen, um den ewigen Richterſpruch abzuhalten, der ſie über das Verderben ihrer Mitmenſchen verdammt. Und wenn ſie fortfahren, das Werk des Todes zu verrichten, und die Kirche behält ſie dennoch in ihrem Heiligthum und breitet über ſie das ſchützende Banner

des Kreuzes, dann macht sie sich zur Mitschuldigen des Verbrechens und wird für das Verderben verantwortlich. Und wenn die verheerende Geisel alles verzehrt und vernichtet haben wird, dann wird der Richterspruch des Ewigen dort beginnen, wo, hätte man auf Besserung abgezielt, der Weg zum Lichte geöffnet worden wäre — im Tempel des Herrn!

„Und ob der Regenbogen der Barmherzigkeit, der jetzt dem Volk erschienen ist, sich erweitern und den ganzen Erdball umfassen, oder die Welt von neuem in Grauen und Finsterniß versinken soll, das hängt jetzt, unter Christus, von dem Beschluß der Kirche ab, die er selbst mit seinem Blut erkauft hat. Laßt ihre Mitglieder von dem Geschenk seiner Güte das Material bereiten, womit sie das Gewissen ihrer Mitmenschen in Brand stecken; — laßt sie es anzünden, das Feuer unterhalten, und den Brand nach allen Seiten hin verbreiten; und der Rauch und ihre Qualen werden die ganze Erde bedecken, und in allen Wohnungen Finsterniß, Weh, Heulen und Zähneklappern verbreiten. Ein Feuer in Gottes Zorn wird die Urheber des Lasters bis in die tiefste Hölle verbrennen. Sie wollten die Edelsteine aus der Krone seines Sohnes rauben, und die verderben, für welche er gestorben ist.

„Aber laßt die Prediger des Wortes ihre Pflicht erfüllen, laßt sie von aller Theilnahme am Verbrechen sich frei machen, laßt sie nicht die Augen zudrücken, wenn andere sündigen, und laßt sie durch Weisheit und Liebe, gütig und unaufhörlich ausgeschüttet, Alle dahin bekehren, daß sie aus Ehrfurcht vor Gott und Liebe zu den Menschen dasselbe thun, und die Nacht des Jammers, die schon Jahrhunderte währt, wird verschwinden, und die Sonne der Gerechtigkeit, in ihrer Glorie am Himmel scheinend, wird um den ganzen Erdball Leben und Seligkeit eines allgemeinen und nie endenden Tages verbreiten.

„Und wenn Aethiopia aufsteht und seine Hände ausstreckt, und die Inseln des Oceans das Gesetz Gottes annehmen und befolgen; wenn China sich zerarbeitet, den Tod von seinem Volke abzuhalten, Island im Gebet um Erlösung zerschmilzt *) — und die ganze Schöpfung stöhnt, und sich wie von Geburtsschmerzen windet — wenn der Heiland mit einer Stimme, die durch die Schöpfung tönt,

*) In allen diesen Ländern haben die Americaner die Gründung von Mäßigkeitsvereinen veranlaßt.

ausruft: „Wer iſt auf der Seite des Herrn? — Wer?“ — und die Welt mit Erſtaunen hinblickt auf das Reſultat; und wenn ein einzelner Menſch, der ſich da beſtimmt und offen für den Herrn erklärt, und in einem einzigen Fall das Geld der Pflicht opfert, eine ganze Welle von Seligkeit auf die andere Seite des Erdballs rollt*), ſollten wirkliche Glieder ſeiner Kirche, die Chriſtus mit ſeinem Blut erkauft hat, es mit dem Feind des Guten halten, und ihm helfen, ſeine ſchwarze und fürchterliche Herrſchaft über die Seelen auf Menſchenalter hinaus zu verlängern? Wenn ſie das thun, dann wird Gott hinſchreiben, daß die Welt es ſieht: „dem ſie ſich als Diener ergeben haben, deſſen Diener werden ſie ſeyn;“ und das Regiſter, in Flammenbuchſtaben geſchrieben, wird unvergänglich ſeyn. Und obſchon Menſchen, welche wiſſentlich und gefliſſentlich Unrecht thun, und das Licht haſſen, hier in dieſer Welt ſich weigern, ihm näher zu kommen, und wenn es ihnen näher rückt, ſich beſtreben, ihm zu entfliehen, in der andern Welt wird es glühend auf ſie leuchten in einer unbewölkten Klarheit des ewigen Glanzes, und die Herzen, die dem Laſter fröhnen, ſchwärzer zeigen als die Finſterniß ſelbſt in Ewigkeit.“

An einem andern Ort führt derſelbe Autor noch eine figürlichere und kräftigere Sprache. Indem er von den Sonntagspredigten gegen das Laſter der Trunkenheit ſpricht, ſagt er:

„Es iſt wahrſcheinlich, daß Tauſende und abermal Tauſende jetzt unreuig und ungläubig, und auf dem Weg zum zweiten Tode ſind, welche ohne den Verkauf von geiſtigen Getränken jetzt zur Ehre Gottes zur Unſterblichkeit heranwüchſen, und daß abermal Tauſende die Gränzen der Hoffnung überſchritten haben, und jetzt heulen und zähnklappern, die ohne dieſes Laſter jetzt im Himmel ſeyn könnten. Und im Angeſicht dieſer Dinge ſollen wir etwa ſagen, daß Mäßigkeit nur eine weltliche Angelegenheit ſey? daß ſie ſich nur auf den Körper beziehe, und nicht auf die Seele — nur auf die Zeit, und nicht auf die Ewigkeit? — daß man davon am Sabbath des Herrn nicht predigen müßte? Sollte der Satan dieſer Anſicht Eingang verſchaffen, dann würde er ſicherlich das Laſter der Trunkenheit bis ans Ende der

*) Dieß bezieht ſich auf einen Branntweinverkäufer, der ſeine Branntweinfäſſer in der Gaſſe auslaufen ließ, weil er „Gift“ weder verkaufen noch verſchenken wollte.

Welt verewigen. Soll das Feuer, welches dieses Gift bereitet, auch am Sonntag brennen, und der Gebrauch desselben die barmherzige Absicht Jehovah's vereiteln, der diesen heiligen Tag geschaffen hat? Soll der Allmächtige mit dem Erscheinen im Heiligthum von Männern beleidigt werden, die dieses Gift am Sonntag genießen, und doch der Sonntag nicht dazu verwendet werden, durch Weisheit und Liebe diesem Unfug zu steuern? Soll das Wort Gottes selbst von der Kanzel auf einen Felsen fallen, anstatt wie der Wind und der Schnee, die vom Himmel kommen und die Erde befruchten, und Tausende, die im Garten des Herrn Gärtner der Gerechtigkeit seyn konnten, wie die Haide der Wüste dastehen, ohne das Gute zu sehen, wenn es kommt, und die Kanzel dennoch dazu schweigen? — oder bloß an Werktagen reden, wenn die, welche diesen schändlichen Handel treiben, so mit Bereitung des Giftes beschäftigt sind, daß sie keine Zeit und noch weniger Willen haben, zuzuhören? Wenn der Satan je dieß glauben machen könnte, wenn die, welche Gift erzeugen, verkaufen, oder die Waffen seines Krieges führen und die Trophäen seiner Siege vervielfachen, von ihren Sünden nicht am Sabbath predigen hören, wenn Gott selbst zum Gewissen spricht, oder von der Kanzel, dem Thron seiner Barmherzigkeit, durch die Thränen und das Blut seines Erlösers aufgefordert werden, der ewigen Verdammniß zu entfliehen, dann wird der Gegner ungestört in seiner Festung hausen. Kirchenglieder werden seine Besatzung bilden, sie verpflegen und für ihn kämpfen. Vom Communiontisch wird er seine Recruten mustern, und Officiere in jenen finden, die die Waffen vertheilen, mit denen er kämpft, und dadurch den Krieg verewigen, und mit stets größeren Zahlen sein finsteres Reich bis zum Ende der Zeiten bevölkern.

„Wenn wir in diesem Kriege nicht am Tage des Herrn kämpfen, wo Er selbst in die Schlacht zieht und im Felde den Oberbefehl führt — wenn wir die im Himmel geschmiedeten Waffen des Herrn nicht gebrauchen sollen, um sie von der höchsten, erhabensten Stelle dicht, schwer und heiß auf den Feind hinab zu senden, dann mögen wir kämpfen bis ans Ende unserer Tage, und er wird unser Eisen dem Stroh gleich achten und unser Erz dem morschen Holz; unsere Wurfspieße wird er als Halmen ansehen und den Schimmer unserer Lanzen verhöhnen. Leviathan wird so nicht gezähmt! Gegen ihn kann man nicht ankämpfen,

außer mit Waffen von himmlischem Stahl, aus der Waffenkammer Jehovah's, am Tage, wo er selbst zu Felde zieht und die Schöpfung auf seinen Befehl stille steht, den Ausgang des Kampfes zu erwarten. Dann, wenn das Gewissen, von Oben entzündet, aufflammt und donnert im Herzen des Feindes, wird er verzehrt vom Hauche des Allmächtigen, und vernichtet vom Glanz seines Kommens."

Dieses Beispiel von Beredsamkeit, welches in Stärke und veraltetem Pathos mit der Capuzinerpredigt in Wallensteins Lager wetteifern oder dem unsterblichen Genie des Pater Abraham a Sancta Clara zugeschrieben werden könnte, beweis't auf eine auffallende Art den Einfluß der Religion auf die öffentliche Sittlichkeit, und daß die Americaner, weit entfernt ihre puritanischen Ideen von Sittsamkeit und Anstand aufgegeben zu haben, noch immer fähig sind, bei wichtigen Gelegenheiten die ganze Kraft ihrer religiösen Beweisgründe in Anwendung zu bringen; ein Umstand, der nicht nur die Fortdauer ihrer gegenwärtigen Sitten und Gebräuche verbürgt, sondern durch diese selbst den Bestand ihrer politischen Institutionen.

Während des Jahres 1831 wuchs die Zahl der Mitglieder des Mäßigkeitsvereins im Staate New-York allein um 50,000; in einigen Grafschaften war der Zuwachs 200 Procent. Diese Vereine druckten 350,000 Umlaufsschreiben, die sie an jede Familie im Staate sandten, und dadurch alle einzelnen Glieder derselben, die bereits zu denken fähig waren, einladen ließen, sich von dem Genuß geistiger Getränke zu enthalten, und sich an den einen oder den andern Mäßigkeitsverein anzuschließen.

Sie druckten und versandten zu gleicher Zeit 100,000 Verfassungen für Familien-Mäßigkeitsvereine, in welchen sich die Mitglieder verpflichteten, nicht bloß selbst keine geistigen Getränke zu genießen, sondern sie auch nicht ihren Freunden oder ihrem Gesinde vorzusetzen, es sey denn als Arzneimittel in dringenden Fällen. Die Familienhäupter oder diejenigen, welche bald als solche auftreten würden, verpflichteten sich noch außerdem, den Grundsatz gänzlicher Enthaltung den Personen ihres Haushalts zu predigen, und durch ihren Einfluß diese zur Unterzeichnung der Verfassung zu bewegen. Sie sollten auch versprechen, ein Exemplar dieser Verfassung in ihre Familienbibel zu legen, und dieses oft ihren

Kindern als den Willen ihrer Eltern zu zeigen, und sie aufzufordern, ihr Andenken nach ihrem Tode durch die Nachahmung ihres Beispieles zu ehren.

In diesem Jahre nahm man an, daß 1,500,000 Menschen in den Vereinigten Staaten keinen Gebrauch von geistigen Getränken machten; man zählte 4000 Mäßigkeits-Vereine in der Union, mit einer halben Million Mitglieder; 1500 Branntweinbrennereien hatten aufgehört, 4000 Branntweinverkäufer handelten nicht mehr mit geistigen Getränken, und 4500 Trunkenbolde waren nüchterne Menschen geworden.

Aber dabei ließ man es noch nicht bewenden; am 5 November 1832 erschien ein Befehl des Generaladjutanten der Vereinigten Staaten-Armee, worin die den Truppen bisher gelieferten Branntwein-Rationen*) untersagt, und an ihrer Stelle 8 Pfund Zucker, und 4 Pfund Kaffee für jede 100 Rationen Branntwein zu stehen kamen, oder wo die Soldaten es wünschen sollten, 10 Pfund Reis auf 100 Rationen statt 8 Quart Bohnen, welche damals eingeführt waren. Derselbe Befehl verbot die Einfuhr von geistigen Getränken in die Festungen, Lager oder Besatzungen der Vereinigten Staaten, deßgleichen auch den Verkauf derselben durch Marketenterinnen.

Im Monat December desselben Jahres lud der Ausschuß das Volk durch Sendschreiben zu einem National-Convent ein, welcher in Philadelphia am 24 Mai 1833 gehalten werden sollte.

Im Februar des Jahres 1833 wurde eine Congressional-Mäßigkeits-Versammlung im Capitol zu Washington gehalten, wobei Herr Lewis Caß, damals Kriegsminister, jetzt bevollmächtigter Gesandter der Vereinigten Staaten am französischen Hofe, den Vorsitz führte. In dieser Versammlung wurde folgender merkwürdige Beschluß gefaßt:

„Beschlossen, als die Ueberzeugung der Versammlung, daß die Freiheit und der Wohlstand einer Nation mit den Sitten und Tugenden des Volkes innig und unzertrennlich verbunden sind, und daß in der Abfassung von Gesetzen

*) Die Truppen der Vereinigten Staaten sind besser bezahlt, als die englischen, denn sie erhalten außer ungefähr 1 Schilling Sterling oder 36 Kreuzer täglicher Löhnung noch Rationen von Brod, Fleisch, Bohnen, Reis, Kaffee und Zucker.

für das abgemeine Beſte es eben ſo die Pflicht der geſetzgebenden Verſammlung iſt, die öffentliche Moralität zu bewahren und zu ſchützen, als die pecuniären Intereſſen der Nation zu fördern, und das Recht und die Freiheit der Bürger aufrecht zu erhalten.“

Aber Herr Felix Grundy, Senator vom Staate Tenneſſee, forderte die Verſammlung auf, da nicht ſtehen zu bleiben, ſondern die geſammelten Facta und Beweisgründe drucken zu laſſen, und im ganzen Lande zu verbreiten. „Laßt dem ganzen americaniſchen Volk es ſehen,“ fuhr er fort, „daß die Geſetzgeber, Männer, die das Volk erhoben hat, um es im Congreß der Vereinigten Staaten zu vertreten, die Freunde und Beſchützer, die thätigen, eifrigen und anhaltenden Beförderer der Mäßigkeit ſind. Zeigt dem Volke, daß dieſe heilige Sache vom Capitol der Republik Beſitz genommen hat, daß ſie ſich im Beſitz deſſelben behaupten, und von dieſem Standpunkt aus, von dieſer Feſte der Freiheit, ſich auf das ganze Land verbreiten wird.“

Der americaniſche Mäßigkeits-Verein enthielt in dieſem Jahre 2 Millionen Mitglieder aus einer Bevölkerung von 15 Millionen, wovon 2 Millionen Sklaven waren. Jeder dritte Mann im Staate war daher beſchäftigt, das Laſter der Trunkenheit zu verbannen.

Am letzten Dienſtag des Jahres 1834 feierte der „americaniſche Congreſſional-Mäßigkeits-Verein“ ſeinen Jahrstag im Capitol zu Waſhington, und in demſelben Jahre betrug die Zahl aller Vereine 7000; 7000 Branntweinverkäufer hatten freiwillig ihrem Handel entſagt, mehr als 1000 americaniſche Schiffe hatten die Häfen der Union ohne geiſtige Getränke verlaſſen, und eine Aſſecuranz-Geſellſchaft in Boſton erbot ſich, 5 Procent aller Prämien auf Schiffe, die keinen Branntwein an Bord führten, ihren reſpectiven Eigenthümern zurückzuſtellen. 4,500,000 Mäßigkeitsſchriften wurden ganz allein vom „New-Yorker Staats-Mäßigkeits-Verein“ gedruckt und verbreitet, und Adreſſen „an mäßige Trinker,“ „an Perſonen, welche mäßigen Trinkern Getränke liefern,“ „an Prediger und Lehrer des Wortes aller Benennungen und Länder,“ und „an die Glieder der Kirche Chriſti aller Secten in der Welt“ erlaſſen, worin ſie aufgefordert wurden, ſich des Genuſſes geiſtiger Getränke zu enthalten und wo möglich den Verkauf derſelben zu verhindern. Der Verein konnte endlich ſeinen achten Jahresbericht mit der freudenvollen

Hoffnung ſchließen, ſeine Bemühungen belohnt zu ſehen, die er in dieſen Worten ausdrückte:

„Mächtige Stimmen werden im Himmel ertönen, die da ſingen werden Hallelujah! Der Herr, Gott der Allmächtige, regieret! Friede wird fließen wie ein Strom, und Gerechtigkeit wie die Wellen des Oceans; Freude und Entzücken ſoll jedes Herz erfüllen, und zum Schöpfer und Vervollkommner alles Guten ſoll von der ganzen Erde wie in einer Weihrauchwolke der Dank und Jubelſchall ſeiner Creaturen emporſteigen.“

Wenn man dieſe kurze Geſchichte der americaniſchen Mäßigkeitsvereine aufmerkſam durchlieſt, muß man ſich nothwendiger Weiſe von drei verſchiedenen Wahrheiten überzeugt fühlen:

Erſtens, daß die Americaner noch immer einer ſtarken religiöſen Begeiſterung fähig ſind.

Zweitens, daß ſie die Moralität des Volkes noch immer als ein Nationalgut bewahren; und

Drittens, daß ihre politiſchen Führer, von der Wichtigkeit ſittlicher und religiöſer Inſtitutionen überzeugt, Willens ſind, zur Beförderung und Vervollkommnung derſelben nach beſten Kräften beizutragen.

Auch haben die Americaner gegen das Laſter der Trunkenheit mit politiſchen Grundſätzen zu kämpfen geſucht, indem ſie bewieſen, daß die Geſetze, welche den Verkauf geiſtiger Getränke erlauben, den erſten Principien der Staatswirthſchaft zuwiderlaufen. Ihr Raiſonnement über dieſen Gegenſtand iſt einfach, einleuchtend und von Thatſachen unterſtützt, welche die Sache ſelbſt keinen Augenblick in Zweifel laſſen.

„Der Reichthum einer Nation,“ ſagen ſie, „beſteht in dem Vermögen der einzelnen Perſonen, welche den Staat bilden. Die Quellen des Reichthums ſind Arbeit, Land und Capital. Letzteres iſt eigentlich das Product der beiden erſten, da es aber dazu benützt werden kann, den Werth derſelben zu erhöhen, ſo wird es auch von den meiſten Schriftſtellern über Staatswirthſchaft als eine Urquelle des National-Reichthums aufgeführt. Was nun dieſe drei Hauptquellen des Vermögens, oder ihre Fruchtbarkeit in ihrer wechſelſeitigen Anwendung vermindert, verringert den Reichthum der Nation.

„Geld kann auf zweierlei Art verwendet werden, erſtens um neues Capital hervorzubringen, oder zweitens um Genuß herbei-

zuſchaffen, in deſſen Production es verzehrt wird, ohne für ſeinen Werth Erſatz zu leiſten. Im erſten Fall heißt es Capital, im zweiten Ausgabe. Das Capital iſt im umgekehrten Verhältniß zur Ausgabe und vice versa. Wenn das erſte groß ſeyn ſoll, muß das zweite klein ſeyn, und ſo umgekehrt. Ohne den Betrag des Nationalreichthums zu vermehren, wird das Capital durch die Verminderung der Ausgaben vergrößert, oder durch die Vermehrung der letzteren vermindert. Obſchon die Art der Vertheilung des Vermögens die Summe des Nationalreichthums nicht ändert, ſo hat ſie doch auf ſeine künftige Größe einen bedeutenden Einfluß; denn ſie ändert die Quellen ſeiner Erzeugung, und die Mittel einer gleichen oder geſteigerten Reproduction.

„Nehmen wir an, daß ein Mann, welcher ein beſonderes Vergnügen an großem Lärm findet oder von dem Knall einer Flinte angenehm aufgeregt wird, einen Thaler für Schießpulver zahle und es anzünde, ſo iſt dieſer Thaler für ihn ein reiner Verluſt. Obgleich der Pulverfabricant und der Kaufmann dafür bezahlt ſeyn mögen, wenn er ſelbſt dabei nichts gewonnen hat, iſt dieſer Thaler für ihn doch immer verloren, und wenn der Verkauf dieſes Artikels keinen größeren Gewinn abwirft, als der Verkauf einer nützlichen Waare, ſo iſt der Thaler auch für die Nation verloren. Und wenn dieſer Mann gar durch die Exploſion verwundet wird, theilweiſe ſeinen Verſtand verliert, auf eine Zeit ſeinen Geſchäften entzogen und gezwungen wird das Bett zu hüten, Wärterinnen und Aerzte nöthig hat u. ſ. w., ſo wird der Verluſt noch vergrößert. Und wenn er nie wieder ganz hergeſtellt wird, wenn ſein Verſtand nie wieder zurückkehrt, wenn ſein geſelliges und ſittliches Gefühl dadurch zerrüttet wird, und er nun die Erziehung ſeiner Kinder vernachläſſigt, dieſe den vielfachſten Verſuchungen zum Böſen ausgeſetzt werden, und er nie wieder recht fähig wird, ſeine Kraft auf productive Arbeit regelmäßig zu verwenden, dann verliert der Staat eine Summe, welche allen dieſen Verluſten gleichkömmt. Und wenn ſein Beiſpiel andere Menſchen verleitet, ihr Geld auf dieſe Art unnütz auszugeben, und ſich ähnlichen Verluſten auszuſetzen, ſo wird der Verluſt der Nation noch bedeutender, und ſofort im Verhältniß zu allen Wirkungen.

„Obgleich der Pulverfabricant und der Kaufmann ſich dabei bereichern mögen, die Nation bleibt immer im Verluſt — gerade ſo,

wie bei den ungeheuren Gewinnſten von Lotterieſpielern und Geldverfälſchern. Auch kann man nicht dagegen einwenden, daß dabei das Eigenthum nur von einer Hand in die andere geht. Dieß iſt gar nicht wahr. Der Mann der das Pulver verkauft, gewinnt im Handel nur einen Theil des Verkaufspreiſes, während der Käufer nicht nur die ganzen Koſten, ſondern noch viel mehr verliert. Der ganze Ankaufspreis des Pulvers iſt nur ein kleiner Theil des Verluſtes, der dadurch für den Käufer und den Staat erwächst. Der Verkäufer gewinnt nichts von der Zeit und den anderen Ausgaben, die der Käufer verliert, auch leiſtet er dem Staat keinen Erſatz für dieſen vielfältigen Verluſt.

„Nehmen wir jetzt an, der Mann hätte ſtatt des Pulvers ein Paar Schuhe gekauft, und daß der Gerber und Schuhmacher in dieſem Falle ſo viel gewonnen hätten, als früher der Pulverfabricant und der Kaufmann, und daß durch den Gebrauch der Schuhe, obſchon dieſe endlich abgenützt werden, der Mann zweimal ſo viel gewänne, als die Schuhe koſten, ohne Verluſt der Geſundheit, des Verſtandes, der Sittlichkeit, oder des moraliſchen Vermögens — wer kann da nicht ſehen, daß dadurch ſein Vermögen, und das der Nation ohne Verluſt für irgend einen Theil vergrößert worden wäre, und daß der Staat dabei gewonnen hätte?

„Dieſer Fall paßt ganz auf den Verkauf geiſtiger Getränke. Ein Mann kauft eine gewiſſe Quantität davon und verſchluckt ſie, obwohl er ſich ohne dieſelbe ganz gewiß beſſer befände. — Er erleidet dadurch einen gänzlichen Verluſt des Ankaufspreiſes. — Der Verkäufer hat dabei freilich einen Gewinn, vielleicht den vierten Theil des Preiſes, aber der Käufer verliert das Ganze, und dabei die Zeit, die er auf das Trinken und Herbeiſchaffen des Getränkes verwendet. Er und der Staat verlieren überdieß eine Summe gleich den ſchädlichen Wirkungen des Getränkes auf ſeinen Geiſt, ſeinen Körper, ſeine Kinder, und auf alle jene, welcher unter ſeinem unmittelbaren Einfluß ſtehen. Seine Grundſtücke werden weniger productiv, ſein Capital, das Product ſeines Landes und ſeiner Arbeit, verringert ſich, und es vermindern ſich dadurch die Mittel zur künftigen Reproduction. Dieſe Mittel werden ſpäter durch die im Verhältniß zum Capital geſteigerte Ausgabe noch mehr vermindert, bis zuletzt, um die ſtets unverhältnißmäßiger vermehrte Ausgabe zu beſtreiten, das ganze Capital in Anſpruch genommen, und

dadurch die Mittel zur künftigen Reproduction gänzlich vernichtet werden. — Wo dann kein Same iſt, iſt natürlich auch nichts zu ernten. —

„Dieß iſt nur die einfache Darſtellung eines Falles, wie ſich täglich hundert ereignen, und worauf der ganze Handel mit geiſtigen Getränken vom Anfang bis zu Ende beſtändig abzielt. Er vermindert die Production des Landes und der Arbeit, und verringert dadurch das Capital der Nation, während er verhältnißmäßig die Ausgaben vermehrt, und ſo auf beide Arten die Mittel zur künftigen Reproduction verzehrt. — Und darin beſteht ſein Wirken im Verhältniß zur verbrauchten Menge, von dem Mann der täglich ſein Glas trinkt, bis auf den, welcher eine halbe Maß verſchlingt. Dieſer Handel iſt eine handgreifliche, grobe Verletzung aller vernünftigen Grundſätze der Staatswirthſchaft, welcher in jeder Richtung hin die Quellen des National-Reichthums vertrocknet.

„Und ſind nicht die Geſetze," ſagen ſie, indem ſie ſich auf die vom Staate aus privilegirten Branntweinſchenken beziehen, „welche den Verkauf von geiſtigen Getränken geſtatten, fürchterliche Geſetze? — Machen ſie durch ihren Einfluß dieſen Handel nicht zum ehrlichen Gewerbe? und verewigen ſie dadurch nicht ſeine unheilvollen Folgen? Sind dieſe Folgen etwa weniger fürchterlich, weil ſie das Geſetz ſanctionirt? — oder wird dadurch nicht vielmehr dem Geſetz ſelbſt, welches ein in ſeinen Reſultaten ſo ſchreckliches Geſchäft duldet, der ſchwarze unauslöſchliche Stempel des Laſters aufgedrückt?

— — — — — — — — — — — —

„Was für ein moraliſches Recht haben denn die Geſetzgeber, Geſetze zu erlaſſen, wodurch einzelnen Menſchen die rechtliche Befugniß gegeben wird, ihre Mitmenſchen zu zerſtören, ihre Steuern zu vermehren, und ihre Kinder der Trunkenheit und dem Verderben auszuſetzen? — — — — — — — — — — —

„Man ſagt, daß die Befugnißertheilung dieſes Handels die Staatseinnahmen vermehrt, und daß ſie deßwegen zum öffentlichen Beſten nothwendig iſt. Ja freilich; dieſe Einnahme gleicht der eines Weibes, die ihre Lumpen und ihr Korn verhandelte, um ihren Kindern Branntwein zu kaufen. Sie ſagte, Branntwein nähre ſie beſſer und wohlfeiler als Brod, und da dadurch für ihre Lumpen ein Markt geöffnet wäre, gewänne ſie noch im Handel; in der Sprache

der Regierung: „hätte sie dabei eine Einnahme.“ Ihre Kleider und ihre Kinder wurden bald alle zu Lumpen, und als solche verkauft; aber ihre Einnahme ward dadurch so geschmälert, daß sie und ihre Kinder auf Kosten des Staates, und durch Besteuerung der thätigen Bürger, im öffentlichen Armenhause unterhalten werden mußten.“

Sie gehen dann auf die Details der Staatsverwaltung der einzelnen Staaten ein, und beweisen, daß beinahe in jedem Staate der Union die Unterhaltung der durch Trunkenheit verarmten Bürger der öffentlichen Schatzkammer größere Summen entziehe, als ihr durch die Befugnißertheilungen von Branntweinschenken zufließen, und beschließen ihr Argument, indem sie den Gesetzgebern vorwerfen, „daß sie Gefängnisse bauen, und andern Menschen erlauben, einen Handel zu treiben, der sie mit Verbrechern bevölkerte, daß sie Irrenhäuser errichten, und sie mit Wahnsinnigen füllen, Armenhäuser anlegen, aber zugleich Armenfabriken privilegiren, welche ihnen die Inwohner liefern, und dadurch die öffentlichen Lasten vervielfältigen, und das häusliche Elend des Landes verzehnfachen.“ — — — — — „Und in Bezug auf die Einwendung, die Befugniß vermehre keineswegs den Verkauf und Verbrauch geistiger Getränke, sondern wirke ihnen geradezu entgegen, gibt es zweierlei Antworten: Die erste ist, daß sie weder den Verkauf noch den Verbrauch geistiger Getränke vermindert hat. Der Versuch ist ein halbes Jahrhundert lang gemacht worden, und seine Folgen zeigten sich in dem lebendigen Elend und den Todesschmerzen von mehr als einer Million Menschen; — ungeachtet dieser angeblichen Einschreitung gegen diesen Handel hat das Uebel täglich um sich gegriffen, und war nahe daran, uns an den Rand des Verderbens zu führen.

„Die zweite Antwort ist, die Befugniß zur Sünde ist kein Mittel die Sünde zu verhindern oder sie zu zerstören, sondern dient vielmehr, sie zu rechtfertigen und sie zu verewigen, indem sie das Volk glauben macht, daß alles was rechtmäßig geschieht, recht sey und so der Wahrheit und den Thatsachen die Kraft der Ueberzeugung raubt. — Laßt die vom Volke gewählten Gesetzgeber und Staatsbeamten irgend eine Sünde privilegiren, und sie werden gezwungen seyn, sie gegen die öffentliche Meinung in Schutz zu nehmen, und

ſie verewigen, indem ſie ihr einen Rechtsgrund geben, der ſie recht-fertigt.

„Der da die Schuldigen rechtfertigt, und der die Unſchuldigen verdammt, beide ſind dem Herrn ein Gräuel.“

Die Americaner haben die Sache der Mäßigkeit mit einem Enthuſiasmus verfochten, wodurch ſie ſich wirklich ein Verdienſt um die Menſchheit erwarben; denn ſie haben ihre Anſtrengungen und ihren Eifer nicht bloß auf ihr Vaterland, ſondern auf alle Theile der Welt ausgedehnt. Sie gaben ein Nationalbeiſpiel freiwilliger Unterwerfung unter die Geſetze der Sittlichkeit und Religion und den glücklichen Folgen derſelben für jeden Stand und jedes Gewerbe. Dieſes Beiſpiel wurde von allen Nationen nachgeahmt, und liefert überall daſſelbe günſtige Reſultat. Von den Inſeln der Südſee bis ins innerſte Herz von Großbritannien haben ihnen die Völker Beifall zugejauchzt, denn überall beförderten ſie die Sache der Humanität. Wenn die Americaner den Engländern ihre Civiliſation abborgten, ſo gebührt ihnen wenigſtens der Ruhm, den Engländern die Tugend der Mäßigkeit gelehrt zu haben.

Auch iſt dieß nicht die einzige Art, auf welche ſich die Bewohner der Vereinigten Staaten um die Menſchheit verdient gemacht haben. Das Beiſpiel der engliſchen Bibelgeſellſchaft blieb in America nicht unbeachtet, und die „Americaniſche Bibelgeſellſchaft“ beſitzt jetzt nächſt der engliſchen den größten Fond, und iſt am thätigſten in der Verbreitung des Chriſtenthums. Ihre Geſchäfte leitet ein Präſident, ein und zwanzig Vice-Präſidenten, ein Schatzmeiſter, vier correſpondirende Secretäre, und ſechs und dreißig Officianten.

Die Einnahmen der Geſellſchaft ſeit ihrem Entſtehen im Jahre 1816 waren wie folgt:

| | Dollars | Cents |
|---|---|---|
| Im Jahre 1817 | 35,877 | 46 |
| „ „ 1818 | 36,564 | 30 |
| „ „ 1819 | 53,223 | 94 |
| „ „ 1820 | 41,361 | 97 |
| „ „ 1821 | 47,009 | 20 |
| „ „ 1822 | 40,682 | 34 |
| „ „ 1823 | 52,021 | 75 |
| „ „ 1824 | 42,416 | 95 |
| „ „ 1825 | 49,693 | 08 |

| | Dollars | Cents |
|---|---|---|
| Im Jahre 1826 | 46,115 | 47 |
| „ „ 1827 | 65,192 | 88 |
| „ „ 1828 | 75,879 | 93 |
| „ „ 1829 | 143,184 | 33 |
| „ „ 1830 | 170,067 | 55 |
| „ „ 1831 | 125,316 | 79 |
| „ „ 1832 | 107,059 | — |
| „ „ 1833 | 84,935 | 48 |
| „ „ 1834 | 86,600 | 82 |
| „ „ 1835 | 100,806 | 26 |
| Totalsumme in 19 Jahren Dollars | 1,404,009 | 50 Cents, |

oder ungefähr 3 Millionen 500,000 Gulden.

Die Zahl der durch die Gesellschaft verbreiteten Bibeln und Evangelien betrug bis zum Jahr 1835 eine Million 767,936, und die im Jahre 1835 allein vertheilten 123,236. Außer diesen Büchern hat die Gesellschaft bedeutende Summen auf Missionär-Etablissements in Constantinopel, Bombay, Ceylon, Birmah, China und den Sandwich-Inseln verwendet, und die heilige Schrift in den Sprachen dieser Länder drucken und verbreiten lassen.

„The American Board of Commissioners" ist eine andere Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums. Die Absicht der Gesellschaft ist, zuerst die christliche Religion zu verbreiten, und dann, als untergeordneten Zweig, alle nützlichen Kenntnisse, zugleich aber auch den socialen, intellectuellen und religiösen Zustand der Heiden und anderer nicht christlicher Nationen zu verbessern, und zu diesem Ende Prediger, Aerzte, männliche und weibliche Schullehrer, Gewerbsleute und Ackerbauer nach allen Ländern der Welt zu senden, um den Völkern das Evangelium zu predigen, die heilige Schrift in alle Sprachen zu übersetzen, zu drucken und zu verbreiten, Schulen einzurichten, eingeborne Lehrer und Prediger zu bilden, den Kranken Arzneimittel zu reichen und sie in den Gewerben und in der Bearbeitung des Bodens zu unterweisen. Einen umfassenderen Plan kann man sich kaum denken, und gewiß wurde nie ein ähnlicher von irgend einer menschlichen Gesellschaft energischer ergriffen und ausgeführt. Er enthält Alles, was zur Verbreitung europäischer Civilisation in den fernsten Ländern nöthig ist, aber auch zugleich den Keim americanischer Herrschaft, wo sie

einmal tiefe Wurzeln gefaßt hat. Die für den Wallfischfang so wichtigen Sandwich-Inseln werden dadurch fast ganz von den Americanern regiert, denn es haben sich die Einwohner derselben den Missionärs in dem Glauben unterworfen, daß sie Abgesandte der americanischen Regierung seyen. So vollkommen gelang es der Gesellschaft durch ihre Mäßigkeits-Vereine, allen Handel dieser Inseln in ihre Hände zu bekommen, daß die frommen Einwohner sich schon oft weigerten, mit den dort eingelaufenen Engländern und Franzosen in Verkehr zu treten, weil sie wußten, daß sie Branntwein mit sich führten!!

Die Gesellschaft hat bis jetzt das neue Testament in die mahrattische, armeno-türkische und hawaiische Sprache übersetzen lassen, und ein oder zwei Evangelien in die Sprache der Cherokesen, Choctaw- und Seneca-Indianer. Bücher verschiedenen Inhaltes, religiöse Flugschriften, und Theile der heiligen Schrift, ließ sie in siebzehn verschiedenen Sprachen mit Ausnahme der englischen drucken, nämlich auf italienisch, griechisch, armeno-türkisch, alt-armenisch, arabisch, mahrattisch, tamulisch, chinesisch, hawaiisch, cherokesisch, choctawisch, creekisch, osagisch, senecaisch, ojibwaisch, ottawaisch, und abernaquoisch. Sie besitzt neun Druckerpressen, zwei Typen- und Stereotypen-Gießereien und eine Anzahl Buchbinder-Werkstätten. Sie beschäftigt 102 Prediger (worunter 7 Aerzte), 9 ordentliche Aerzte, 9 Buchdrucker, 30 Lehrer und 160 **ledige** und verheirathete Frauenzimmer. Die Zahl der von ihr gestifteten Schulen beläuft sich auf 474, die der Zöglinge auf 73,311! und die Summe aller bereits durch sie erzogenen Menschen auf 80,000!! Mit ihr sind noch zwei Seminarien für die Erziehung eingeborner Lehrer und Prediger verbunden, welche bereits 250 Studenten zählen.

Die Einkünfte der Gesellschaft, welche ganz aus freiwilligen Beiträgen und dem Ertrag einer Zeitschrift „the Missionary Herald" bestehen, war in den Jahren 1811 — 34 wie folgt:

| | Dollars | Cents |
|---|---|---|
| Im Jahre 1811 | 999 | 52 |
| „ „ 1812 | 13,611 | 50 |
| „ „ 1813 | 11,361 | 18 |
| „ „ 1814 | 12,265 | 56 |
| „ „ 1815 | 9,993 | 89 |

| | Dollars | Cents |
|---|---|---|
| Im Jahre 1816 | 12,501 | 3 |
| „ „ 1817 | 29,948 | 63 |
| „ „ 1818 | 34,727 | 72 |
| „ „ 1819 | 37,520 | 63 |
| „ „ 1820 | 39,949 | 45 |
| „ „ 1821 | 47,354 | 95 |
| „ „ 1822 | 59,083 | 87 |
| „ „ 1823 | 55,758 | 94 |
| „ „ 1824 | 47,483 | 58 |
| „ „ 1825 | 55,716 | 18 |
| „ „ 1826 | 61,616 | 25 |
| „ „ 1827 | 88,341 | 89 |
| „ „ 1828 | 102,009 | 64 |
| „ „ 1829 | 106,928 | 26 |
| „ „ 1830 | 83,019 | 37 |
| „ „ 1831 | 100,934 | 9 |
| „ „ 1832 | 130,574 | 12 |
| „ „ 1833 | 145,844 | 77 |
| „ „ 1834 | 152,386 | 10 |
| Totalsumme in 24 Jahren, Dollars | 1,439,931 | 12 Cents, |

oder ungefähr 3 Millionen 700,000 Gulden.

Folgende Tabelle gibt die Missionen an, die Zeit wann sie anfingen, die Zahl der Stationen, Prediger, Lehrer, Aerzte ꝛc.

| Missionen. | Angefangen im Jahr. | Stationen. | Prediger. | Aerzte. | Lehrer, Druckerer, Ackerbauer. | Weißpersonen. | Totalsumme. | Eingeborne Lehrer. | Zahl der Zöglinge. | Kirchenglieder. | Druckerpressen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| West-Afrika | 1834 | 1 | 1 | — | — | 1 | 2 | — | — | — | — |
| Südostafrika | 1835 | 2 | 5 | 1 | — | 6 | 12 | — | — | — | — |
| Griechenland | 1830 | 2 | 2 | — | — | 2 | 4 | — | 142 | — | — |
| Constantinopel | 1831 | 1 | 3 | — | — | 3 | 6 | — | 200 | — | — |
| Klein-Asien | 1833 | 4 | 6 | — | 1 | 7 | 14 | 1 | — | — | 1 |
| Syrien und das gelobte Land | 1823 | 3 | 5 | — | — | 7 | 12 | — | 14 | 4 | 1 |
| Persien (Nestorianer) | 1834 | 1 | 1 | 1 | — | 2 | 4 | — | — | — | — |
| Persien (Muhammedaner) | 1835 | 1 | 1 | — | — | — | 1 | — | — | — | — |
| Mahratten | 1813 | 2 | 7 | — | 4 | 12 | 23 | 1 | 2000 | 28 | 3 |
| Tamul-Völker | 1816 | 9 | 14 | 1 | 1 | 16 | 32 | 35 | 3713 | 230 | 2 |
| Siam | 1831 | 1 | 3 | 1 | — | 3 | 7 | — | — | — | — |
| China | 1830 | 21 | 3 | — | 1 | — | 3 | — | — | — | 1 |
| Indischer Archipelagus | 1833 | 1 | 3 | — | — | 2 | 5 | — | — | — | 2 |
| Sandwich-Inseln | 1820 | 14 | 24 | 2 | 5 | 34 | 65 | — | 30,000 | 782 | 3 |
| Ost-Cherokesen | 1817 | 5 | 3 | 1 | 4 | 13 | 21 | 2 | 130 | 250 | — |
| West-Cherokesen | 1820 | 3 | 3 | — | 5 | 10 | 18 | — | 175 | 106 | 1 |
| Chowtaws | 1818 | 6 | 6 | — | 3 | 10 | 19 | — | 160 | 195 | — |
| Creeks | 1832 | 1 | 1 | 1 | — | 1 | 3 | — | 15 | 12 | — |
| Osagen | 1820 | 3 | 2 | — | 4 | 6 | 12 | — | 40 | 20 | — |
| Pawnees | 1834 | 1 | 1 | — | 1 | — | 2 | — | — | — | — |
| Sioux | 1835 | 2 | 2 | — | 1 | — | 8 | — | — | — | — |
| Ojibwasen | 1831 | 4 | 2 | — | 5 | 5 | 11 | — | 45 | — | — |
| Mackinaws | 1823 | 1 | — | — | 2 | 6 | 8 | — | 60 | 70 | — |
| Stockbridge-Indianer | 1827 | 1 | 1 | — | 1 | 6 | 3 | — | 37 | 64 | — |
| New-York-Indianer | 1805 | 4 | 3 | — | 1 | 8 | 12 | — | 280 | 210 | — |
| Ansiedlungen an den Rocky Mountains, (Fortsetzung der Cordileras) | | | 1 | 1 | — | — | 1 | — | — | — | — |
| Total-Summe | | | 94 | 103 | 9 | 39 | 160 | 308 | 39 | 37,311 | 1971 | 14 |

Aus dieser Tabelle ersieht man deutlich die Vermehrung des Capitals und der Thätigkeit der Gesellschaft; denn die größten Summen flossen erst seit dem Jahr 1827 ein, und von 1830 angefangen, wurden 14 neue Stationen gegründet.

Die „American Home-Missionary-Society" bildete sich in New-York am 6 Mai 1826. Die Zahl ihrer Missionärs und Agenten belief sich im Jahr 1835 auf 719, und die Zahl der von ihr unterstützten Congregationen und Missionär-Districte auf 1,050. Durch ihren Einfluß wurden über 25,000 Heiden in die Kirche Jesu aufgenommen, zwischen 10 und 40,000 Kinder in Sonntagsschulen unterrichtet, und zwischen 2 und 12,000 Erwachsene genossen des Religions-Unterrichtes in Bibel-Classen.

Da die Gesellschaft des „American Board of Commissioners for foreign Missions" unter dem Einfluß der Congregational-Kirche von Neu-England und der presbyterianischen und niederländischen reformirten Kirche der mittleren, westlichen und südlichen Staaten steht, so bildeten die Wiedertäufer unter dem Namen: „The Baptist General Convention of the United States for foreign Missions," eine neue Gesellschaft, deren Zweck es ist, die Verbreitung der heiligen Schrift unter den Heiden, und das wahre Christenthum unter den Christen zu verbreiten. Den meisten Einfluß hatte die Gesellschaft in Texas und Canada. Ihre Einnahme belief sich im Jahr 1835 auf 58,520 Dollars 28 Cents, oder ungefähr auf 170,000 Gulden.

| Die Missionär-Stationen waren: | Missionärs. | Gehülfen. |
|---|---|---|
| Valley Towns, Cherokesen von Nord-Carolina | 4 | 5 |
| Thomas, am großen Fluß Michigan . . | 2 | — |
| Sault de St. Marie, am Lake Superior . . | 4 | — |
| Tononawonda, am Niagara, im Staate New-York . . . . . | 3 | — |
| Shawanoe, am Kansas Fluß in der Nähe von Missouri . . . . . | 4 | — |
| Delawares, nahe am Zusammenflusse vom Kansas und Missouri . . . . . | 2 | — |
| Otoes und Omahas, Bellevue am großen Platten-Fluß . . . . . | 3 | — |
| Putawatamies, im Norden von Missouri . | 2 | — |

| Die Missionär-Stationen waren: | Missionärs. | Gehülfen. |
|---|---|---|
| Uebertrag . | 24 | 5 |
| Ottawas, südlich von Shawanoe . . . | 2 | — |
| Creeks, am Zusammenfluß der Flüsse Arkansas und Verdigris . . . . . | 4 | 2 |
| Cherokesen im Flint-District, Grafschaft Cherokee | 1 | — |
| Chocktaws, Chocktaw-Agentschaft am Arkansas-Fluß . . . . . | — | 1 |
| Port au Prince, Hayti . . . . . | 1 | — |
| Paris, Frankreich . . . . . | 3 | — |
| Hamburg, Deutschland . . . . . | 1 | — |
| Liberia, Africa . . . . . | 5 | — |
| Maulmein, Birmah . . . . . | 10 | 8 |
| Rangoon, deßgl. . . . . | 4 | 7 |
| Ava, deßgl. . . . . | 2 | 2 |
| Chumerah, deßgl. . . . . | 2 | — |
| Newville, deßgl. . . . . | — | — |
| Tavoy, deßgl. . . . . | 5 | 3 |
| Mergui, deßgl. . . . . | — | 2 |
| Nord-Arracan deßgl. . . . . | 2 | — |
| Süd-Arracan deßgl. . . . . | 2 | — |
| Bankok Siam . . . . . | 4 | 1 |
| Total-Summe . | 72 | 31 |

Auf diesen Stationen befinden sich 18 Kirchen mit 1400 Mitgliedern; circa 600 Schüler werden in den Schulen unterrichtet, eine Druckerpresse befindet sich im Territorium der Indianer, und 4 in Birmah, welche Publicationen in 7 verschiedenen Sprachen liefern.

Die „Baptist Home Missionary Society" hat den Zweck das Evangelium im Norden (Ober- und Unter-Canada eingeschlossen) zu predigen. Die Einkünfte der Gesellschaft beliefen sich im Jahr 1835 auf 9000 Thaler oder ungefähr 22,000 fl.

Die methodistische Episcopalkirche hat auch eine Missionsgesellschaft gebildet; ihre Einkünfte kamen im Jahre 1835 auf 30,500 Thaler oder 75,000 fl. Sie beschäftigte 14 Prediger auf Liberia (lauter Farbige) und sechs Schullehrer. Die Zahl ihrer Kirchenglieder war 204, und über 100 Kinder wurden in Schulen gelehrt. Mit Einschluß anderer Missionen zählte die Gesellschaft 144 Missionärs, 16,430 Mitglieder und 32 Lehrer. Die Zahl der Zöglinge war 940.

Die proteſtantiſche Episcopalkirche hat unter dem Titel „Domestic and foreign Missionary Society“ ebenfalls eine Miſſionsgeſellſchaft gebildet. Ihre Einkünfte im Jahre 1834 beliefen ſich auf 24,007 Dollars 97 Cents, oder beiläufig 60,000 Gulden. Sie unterhielt 20 Miſſionäre in den ſüdlichen und weſtlichen Staaten der Union, zwei in Griechenland und zwei in China.

Für die Erziehung junger Männer für das Predigeramt wurde die „Americaniſche Erziehungs-Geſellſchaft“ (American Education Society) geſchaffen. Sie beſteht unter der Aufſicht eines Präſidenten, eines Vicepräſidenten und zwölf Directoren. Dieſe Geſellſchaft bezahlte zuerſt für die Bildung junger Leute; aber da dieß den Müßiggang und die Trägheit nährte, beſtimmte ſie ihnen gewiſſe Stipendien, welche ſie zum Theil nöthigen ſollten, für ihren eigenen Unterhalt zu ſorgen. Im Jahr 1820 faßte die Geſellſchaft den Plan, junge Leute nur mit Anlehen zu unterſtützen, von welchen ſie die Hälfte in Folge einer von ihnen auszuſtellenden Obligation zurückzuzahlen ſich verpflichten mußten. Dieſes hatte einen ſo guten Erfolg, daß im Jahr 1826 den Stipendiaten die Verpflichtung aufgelegt wurde, die ganzen ihnen vorgeſtreckten Summen **mit Intereſſen** im Verlauf einer verhältnißmäßigen Zeit nach Beendigung ihrer Studien und erfolgtem Antritt ihrer Aemter zurück zu zahlen. Die Schuldverſchreibungen auswärtiger Miſſionäre durften jedoch von den Directoren der Geſellſchaft nach Gutbefinden vernichtet werden; deßgleichen auch die Schuldſcheine armer Lehrer und Prediger. Der den Schülern niederer Schulen geleiſtete Vorſchuß beſteht in jährlichen 48 Thalern (120 fl.), Studenten und Theologen erhalten 75 Thaler, oder beiläufig 187 Gulden.

Seit ihrem Entſtehen unterſtützte die Geſellſchaft 2258 junge Leute. — Unter denen, welche im Jahr 1835 Vorſchüſſe erhielten, waren 200 Studenten in theologiſchen Seminarien, 538 Gymnaſiaſten und 302 Zöglinge von Akademien und Volksſchulen, zuſammen 1040 junge Menſchen, welche in 152 verſchiedenen Lehranſtalten vertheilt waren. Der von den Stipendiaten der Geſellſchaft nach Antritt ihrer Aemter zurückgeſtellte Betrag belief ſich auf 14,111 Thaler 16 Cents (ungefähr 35,000 fl.) und ihr Erwerb durch Schulhalten und Predigen auf 132,623 Thaler, oder

beiläufig 331,500 Gulden. — Die Gesellschaft gibt ein Journal heraus, welches den Titel „American Quarterly Register“ führt.

Die „americanische Sonntagsschul-Union“ ist, nach dem Muster der von Robert Raikes in Großbritannien gegründeten, ganz unter der Aufsicht von Laien. Kein Geistlicher kann je ein Director oder Officiant der Gesellschaft werden, und um größere Einigkeit unter den verschiedenen christlichen Secten zu befördern, werden die Agenten, Missionäre und andere Bedienstete der Gesellschaft ohne Rücksicht auf ihren religiösen Glauben gewählt. Ihr Zweck ist die Einführung und Unterhaltung von Sonntagsschulen und die Verbreitung ihrer Publicationen zu den niedersten Preisen oder umsonst, nicht nur in America, sondern in allen Theilen der Welt, wo protestantische Missionäre deren für englische Leser bedürfen, und um den Uebersetzern der Bibel in fremde Sprachen hülfreich an die Hand zu gehen. Der Bericht der Bibelgesellschaft, welcher bis zum Monat Mai des Jahres 1835 reicht, zeigt, daß 16,800 Schulen, 115,000 Lehrer und 799,000 Schüler mit ihr in Verbindung waren, und daß ihre Publicationen nur auf $1^6/_{10}$ Cent oder ungefähr zwei Kreuzer pr. Octavbogen zu stehen kamen.

Die „American Tract Society“ hat den Zweck, kleine Flugschriften (Tracts) zur Beförderung der Sittlichkeit und Religion unentgeldlich zu verbreiten. Sie existirt erst seit zehn Jahren, empfing aber während dieser Zeit die Summe von 225,30 Thalern (beinahe 600,000 fl.), mit welchen sie 754 verschiedene Schriften herausgab, und im Ganzen 481,990,418 Seiten druckte und verbreitete.

Das Wichtigste der „Americanischen unitarischen Association“ besteht in der Gründung eines Predigeramtes zu Boston zur Beförderung der Sittlichkeit und des geistigen Trostes solcher Armen, welche keine Kirche haben und daher keinen Religionsunterricht genießen. Die Wohlthaten, welche dieser Verein in der Person des menschenfreundlichen und beredsamen Seelsorgers Joseph Juckermann den Armen zufließen läßt, sind mannichfaltig, wie denn die Gesellschaft selbst eine der wohlthätigsten in dieser philanthropischen Stadt ist. Im Ganzen beliefen sich die Einkünfte der vorzüglichsten Wohlthätigkeitsanstalten der Union im Jahre 1835 auf 815,302 Thaler oder etwas über 2 Mill. Gulden.

Alle dieſe Einrichtungen und Geſellſchaften haben den Zweck, die Sittlichkeit, Religion und Erziehung des Volkes zu heben, und legen jedem weißen Einwohner der Vereinigten Staaten eine Steuer von drei Schillingen Sterling (1 fl. 48 kr.) auf. Rechnen wir nun noch die ordentlichen Steuern für den Unterhalt der öffentlichen Volksſchulen hinzu, ſo ergibt ſich, daß die Americaner auf die moraliſche und religiöſe Ausbildung der Geſellſchaft größere Summen verwenden als irgend ein europäiſches Volk, England ſelbſt im Verhältniß zu ſeiner Volkszahl nicht ausgeſchloſſen. Und doch hat man ſie der engherzigſten Selbſtſucht beſchuldigt, ja man hat ihnen ſchmutzige Gewinnſucht und Vernachläſſigung aller edlen geiſtigen Eigenſchaften vorgeworfen. „Das Geld,“ ſetzte man hinzu, „iſt der einzige Talisman der Americaner;“ aber niemand erwähnte die Art, wie ſie ihr Geld verwenden! Europäer wollten den unglaublichen Wohlſtand der Vereinigten Staaten einzig und allein aus dem mercantiliſchen Geiſt ihrer Einwohner und den ungeheuren Hülfsquellen des Landes herleiten; aber die Zeit iſt vielleicht nicht fern, wo ſie ihr Unrecht einſehen werden, wenn die geiſtige und ſittliche Vervollkommnung America's mit ſeiner phyſiſchen Ausbildung Schritt halten, und ſein wohlthätiger Einfluß auf die Menſchheit überall dankbar anerkannt werden wird.

## Achtes Capitel.

Americaniſche Induſtrie. — Schnelle Bewegung der Americaner. — Agricultur. — Der Weſten. — Charakter der weſtlichen Anſiedler. — Einfluß der weſtlichen Anſiedelungen auf die politiſchen Ausſichten America's. — Fremde Anſiedler. — Die Deutſchen. — Die Irländer. — Verdrängung der Indianer. — Americaniſche Dienſtboten. — Verhältniß der Reichen zu den Armen.

Es gibt wahrſcheinlich kein Volk, dem Geſchäfte Vergnügen und Thätigkeit Zerſtreuung gewähren, wie dieß bei den Einwohnern der Vereinigten Staaten der Fall iſt. Beſchäftigung iſt nicht bloß die Urſache ihrer Zufriedenheit und die Grundlage ihrer Nationalgröße, ſondern ohne dieſelbe fühlen ſie ſich ſchlechterdings unglücklich; denn ſtatt der Süßigkeit des Nichtsthuns, des dolce far niente der Italiener, träumen ſie nur von dem Gräuel des Müßiggangs

(the horror of having nothing to do). Thätigkeit ist die eigentliche Seele des Americaners, und nicht bloß das Mittel, Wohlstand und Vermögen zu erwerben, sondern die Quelle aller irdischen Freuden, die Glückseligkeit, die ihm über Alles geht, wie einst unseren christlichen Vorfahren die Eroberung des gelobten Landes, oder den Türken die Verbreitung des Korans.

Von der frühesten Morgenstunde bis in die späteste Nacht hinein sind die Straßen, öffentlichen Aemter, Rechnungsstuben und Kaufhäuser der großen Städte mit Menschen aller Stände und Gewerbe angefüllt, von denen jeder seinem Geschäfte nachgeht, wie ein perpetuum mobile, als ob er gar nicht ans Aufhören der Arbeit oder an die Möglichkeit der Ermüdung dächte. Das Wogen der Menschen auf den Straßen ist so unaufhörlich und regelmäßig, daß ein Müßiggänger sicher ist, entweder gänzlich von dem Pfad für Fußgänger verdrängt, oder so lange hin und her geschoben zu werden, bis er mit der Menge Schritt hält. Begegnet er einem Freunde, dann spricht dieser gewiß nur von Geschäften, auf der Börse hört er natürlich nur von Geschäften, und besucht er irgend ein öffentliches Haus, um sich zu erfrischen, so unterhält man ihn wieder mit Geschäften. Wohin er sich wenden mag, folgt ihm das Geräusch und das Treiben der geschäftigen Menge, und wenn er sich endlich zu Tische setzt, hoffend, sich wenigstens Mittags eine Stunde auszuruhen, dann wird er zu seinem Schmerz inne werden, daß die Americaner auch das Essen als ein Geschäft betreiben, und es in weniger Zeit abmachen, als er braucht, sich gemächlich niederzulassen. In ein paar Minuten verhallt das Geklirr der Messer und Gabeln, und er ist wieder sich selbst überlassen, während dem die andern ihren Geschäften nachgehen. Abends, wenn er keine Freunde hat, wird kein Zudringlicher seine Ruhe stören, denn die Männer sind entweder zu Hause bei ihren Weibern, oder bereiten sich vor auf die Geschäfte des künftigen Tages.

Wer nach den Vereinigten Staaten geht, um sich dort niederzulassen, muß bereit seyn, Vergnügen an Geschäften und Geschäfte im Vergnügen zu finden, sonst wird er sich getäuscht fühlen, und sich zurückwünschen unter die geselligen Müßiggänger Europa's. Sogar reisen muß er in America, als ob es ein Geschäft wäre. Umsonst würde er hoffen, dabei seiner Bequemlichkeit zu pflegen, denn er muß darauf gefaßt seyn, wenigstens 15 bis 20 englische Meilen in einer Stunde zurückzulegen, oder beschließen, ruhig zu Hause zu blei-

ben. Nirgends darf er anhalten, außer an den Plätzen, die von den Eigenthümern der Straße oder des Dampfbootes dazu bestimmt sind; und sollte er das Unglück haben, einem Freunde die Hand zu reichen, wäre es auch nur eine Minute nachdem das Zeichen zur Abreise gegeben, dann hat er zu erwarten, daß er entweder zurückgelassen, oder gegen seinen Vorsatz fortgerissen wird, und seine Koffer und Effecten in einem andern Staat oder Territorium nachsuchen muß. Da es in America keine Extraposten gibt, so ist er genöthigt, in Gesellschaft der großen Karawanen zu reisen, welche unter Begleitung von tausend schnaubenden und klirrenden Dampfmaschinen von allen großen Städten täglich ab- oder auf sie zufahren, wo jeder Gedanke an Unterhaltung schnell den ernsteren Reflexionen auf Sicherheit des Lebens und Eigenthums Platz macht. Seinen Geschmack und die Befriedigung seiner Wünsche muß er der Majorität opfern, die in Geschäften reis't, und deßhalb unendlich mehr auf schnelle Beförderung als auf Gemächlichkeit sieht; er muß essen, trinken, schlafen und wachen, wie es der Majorität beliebt, und hat kein anderes Mittel gegen das lange Verzeichniß seiner Mühseligkeiten, als die Hoffnung auf ihr baldiges Ende. An dem Ziele seiner Leiden angelangt, muß er nur behutsam seiner Freude Raum geben, und schnell stillstehen, wenn ihn seine geschäftigen Führer nicht neuerdings fünfzig oder hundert Meilen weiter fortrollen sollen.

Diese Geschäftseile ist keineswegs eine vorzügliche Eigenschaft der Städter oder der Reisenden, sie erstreckt sich auf alle Flecken und Dörfer und durchdringt selbst die Wälder des Westens. Land und Städte wetteifern mit einander in der Gierde nach industrieller Beschäftigung. Maschinen werden erfunden, neue Communications-Linien geschaffen, und die Tiefen des Oceans durchwühlt, um dem Unternehmungsgeist der Americaner Nahrung zu verschaffen; und es ist als ob die Vereinigten Staaten eine einzige große Werkstätte wären, über deren Eingang in Lapidarschrift die Worte stünden: „Verbotener Eingang außer in Geschäften.“

Die Lage eines reichen Privatmannes in den Vereinigten Staaten ist wahrlich nicht beneidenswerth; denn ohne Geschmack für Wissenschaft und Literatur, mangelt es ihm nicht nur an Theilnehmern seiner luxuriösen Gemächlichkeit, sondern was schlimmer ist, er verliert die Achtung seiner Mitbürger, welche entschlossen

sind, durch Worte und eigenes Beispiel jeder Art von Müßiggang Schranken zu setzen. Daß ein solches System einen höchst vortheilhaften Einfluß auf die Moralität des Volkes ausüben müsse, läßt sich kaum bezweifeln, und es ist unstreitig der vorzüglichste Grund der geringen Anzahl in America begangener Verbrechen, und der großen Sittlichkeit, welche selbst unter den niedersten Classen herrscht. Es ist mehr Philosophie in der Ermahnungsrede des Doctors Panglos: „Travaillons notre jardin," als ihm vielleicht Voltaire in den Mund legen wollte, und diese Philosophie ist Instinct der Americaner geworden. — Sie bedürfen zu ihrem Wohlseyn eben so sehr der Arbeit und Thätigkeit, als Europäer der Nahrung und Kleidung, und sind weniger glücklich im Besitze von Reichthümern, als in der Hoffnung ihrer Erwerbung. Diese Nationaleigenschaft der Bewohner der Vereinigten Staaten, verbunden mit ihrer Liebe zur Unabhängigkeit, liefert den vollkommensten Commentar zur Geschichte ihrer Ansiedelungen und zu den unglaublichen Fortschritten ihres Fabrikwesens und Handels. Tausende von Personen, welche als Diener oder in andern untergeordneten Sphären im Stande wären, sich in den Städten auf eine leichte Art fortzubringen, ziehen jährlich nach den Wäldern des Westens, ihrer Thätigkeit einen größeren Wirkungskreis zu verschaffen. Willig erdulden sie jede Art von Entbehrung und Mühseligkeit, ihren Durst nach Unabhängigkeit zu stillen; kein Genuß der verfeinerten Städte könnte ihnen Ersatz leisten für den stolzen Anblick der Resultate ihrer unablässigen Thätigkeit. Diese Erscheinung würde man vergeblich durch die Liebe zu Abenteuern und den Durst nach Reichthümern zu erklären suchen. Es gibt keine Goldminen in den westlichen Staaten, keinen activen Handel, dem gleich, der in den östlichen Provinzen blüht, keine aufgehäuften Güter, ihre Geldgierde zu reizen. Die Schätze des Bodens öffnen sich nur der Arbeit und einer Reihenfolge ermüdender Vorbereitungen, welche mit Entbehrungen aller Art und der gänzlichen Verzichtleistung auf die gewohntesten Bequemlichkeiten verknüpft sind. Der Handel des neubebauten Landes muß durch Anlegung von Straßen und Communications-Linien erleichtert werden, welche den Ansiedlern neue und schwierigere Arbeiten auferlegen, und nach vielen Jahren nur wird ihre Thätigkeit durch Wohlstand und Reichthum belohnt. Solche Aussichten haben nichts Anlockendes weder für Körper- noch Geistesschwache, und bedingen eine Entschie-

denheit des Charakters, gänzlich unvereinbar mit dem unstäten Hang zu Abenteuern. — Auch ist jenes Volk des Westens mit Eigenschaften ausgestattet, welche jeder solchen Zumuthung geradezu widersprechen. Sie sind ein kräftiger, ausdauernder Menschenschlag, gewohnt an jede Beschwerde, welche die Natur dem Menschen auferlegt, und stets bereit Gefahren und Mühseligkeiten mit einer Freudigkeit zu begegnen, welche offenbar aus moralischem Muth und Kraftgefühl entspringt. Sie unterscheiden sich von den übrigen Americanern, und vielleicht dem Reste der Menschheit, durch ihren riesenhaften athletischen Körperbau, eine eigene Naivheit ihrer Manieren und einen gewissen grotesken Humor, den man sonst unter den Einwohnern den Vereinigten Staaten gänzlich vermißt. Weit weniger geldgierig und handeltreibend, als die Bewohner der Küsten, sind diese Menschen desto bessere Ackerbauer und Krieger, und selbst in America die leidenschaftlichsten und wildesten Anhänger unbegränzter Freiheit. Diese geht den westlichen Ansiedlern über Alles, und sie opfern ihr willig jede Gemächlichkeit, jeden gesellschaftlichen Genuß des Lebens. Ihre amphibische Natur, aus der Nothwendigkeit entspringend, sich frühzeitig mit der Schifffahrt auf den westlichen Gewässern vertraut zu machen, und die Kühnheit ihrer Unternehmungen haben ihnen den charakteristischen Namen „Halb-Roß und Halb-Alligator" (Half-horse and half alligator) gewonnen, welcher, in ihrer Art sich auszudrücken, eben so ehrenvoll ist, als der Titel „preux chevaliers" es je in der französischen Ritterzeit gewesen; obschon ihnen die Büchse und die etwas barbarische Nationalbelustigung des Augenausdrückens (gouging) lieber sind, als die ritterlichen Zweikämpfe mit Schwert und Lanze.

Es scheint, als ob die allgemeine Disposition der Americaner nach Westen zu ziehen, und ihre Herrschaft über die Natur auszubreiten, wirklich das Resultat einer ihnen inwohnenden Expansivkraft wäre, welche beständig alle Classen in Bewegung setzt, und einen großen Theil der Bevölkerung nach den westlichen Gränzen drängt, um dort Raum für ihre physische Gestaltung zu gewinnen. Kaum ist ein neues Territorium oder ein Staat gebildet, so zeigt sich schon wieder dasselbe Princip, und bewirkt eine weitere Auswanderung, und so geht es fort, bis physische Gränzen seinen Fortschritten ein Ziel setzen. Europäische Einwanderer füllen nur die Lücken aus; den gebornen Americanern allein gebührt die Ehre der

Gründung neuer Bezirke und Staaten. Die Americaner, die sich auf die Erklärung dieses Phänomens weiter nicht einlassen, sind doch vollkommen überzeugt von seiner Existenz, und handeln und legisliren bei allen Gelegenheiten, als ob sie schon die Früchte der Civilisation künftiger Jahrhunderte schmeckten. Geld und Güter werden angehäuft, in keiner andern sichtbaren Absicht, als sie der nächsten Generation zu vererben, welche, zu derselben industriellen Thätigkeit erzogen, bestimmt ist, ihren Kindern ein noch größeres Erbtheil zu hinterlassen. Die arbeitenden Classen der Europäer, Kaufleute, Brodgelehrte ꝛc., ringen nur nach einem gewissen Vermögen, mit dem sie stets bereit sind ihre Geschäfte aufzugeben, und den Rest ihres Lebens in Ruhe zu genießen. Die Americaner allein sind unermüdlich beschäftigt bis an die Stunde des Todes, ohne von einem größeren Glück zu träumen, als ihre Kinder und ihr Land zu bereichern. Reichthümer, welche auf dem Festlande von Europa und selbst in England hinreichend wären, vollkommen unabhängig zu leben, werden in America mit einem Fleiß und einer Beharrlichkeit vermehrt, welche kaum dem industriellen Eifer eines armen Anfängers nachstehen, und der Stand eines Rentiers ist in America gänzlich unbekannt. Die kostspieligen Genüsse der europäischen Reichen kennt die Mehrzahl der Americaner kaum dem Namen nach, und der Besitz von Gütern, statt ihre Thätigkeit zu lähmen, ist ein neuer Sporn zu ununterbrochenen Anstrengungen.

In diesem Naturtrieb der Americaner kann der aufmerksame Beobachter der Geschichte nur die weise Hand der Vorsehung bewundern, obschon dadurch den Fortschritten der Verfeinerung und der schönen Künste auf geraume Zeit ein Ziel gesetzt zu seyn scheint. Ohne Unternehmungsgeist und Arbeitsliebe würden die unermeßlichen Hülfsquellen ihres Landes, und die Leichtigkeit des Erwerbs, den Americanern gar bald zum Verderben gereichen, und zur Einführung luxuriöser Gebräuche dienen, welche die Sittlichkeit des Volkes untergraben, und in Folge dessen die Republik selbst in Gefahr bringen müßten. Die plötzliche Einführung europäischer Verfeinerung in den Vereinigten Staaten, wenn sie allgemein möglich wäre, führte jetzt schon zum Untergang ihrer republicanischen Verfassung. Die Urheber der americanischen Constitution, dieses Meisterwerkes des theoretischen Verstandes, bedachten keinen Zustand, wie er in Europa vorherrscht, und konnten deßhalb mit größerer Zu-

verläſſigkeit die höchſte Staatsgewalt dem Rechtsſinn und der Tugend des Volkes anvertrauen. Die Vereinsſtaaten waren damals nur dünn bevölkert, und ihre Bewohner über einen großen Flächenraum verbreitet. Einfachheit der Sitten und religiöſe Moral bildeten die Grundlage ihres Charakters; und obſchon ein höchſt civiliſirtes Volk, waren ſie doch nicht verfeinert im Sinn der europäiſchen Welt. Für die Fortdauer ihrer damals noch problematiſchen Inſtitutionen war es von der größten Wichtigkeit, daß ſie ihre ſchlichten Sitten beibehielten, bis die Zeit der Verfaſſung Stärke geben, und das Volk gewöhnen konnte, den neu eingeſetzten Autoritäten zu gehorchen. Die Regenten und Regierten mußten ſich eine gewiſſe Geſchäfts-Routine, und jenes gegenſeitige Vertrauen erwerben, ohne welche keine freie Verfaſſung denkbar iſt, oder doch bald in Deſpotismus übergehen muß. Ein Gewohnheitsgehorſam mußte eingeführt werden, ohne Vermittlung der executiven Gewalt, welche im Anfange einer Republik, wo die Machthaber und Folgeleiſtenden noch zu ſehr mit einander vermiſcht ſind, immer den Charakter von Uſurpation an ſich trägt und die Sicherheit des Staats bedroht.

Dieß war bei der franzöſiſchen Republik der Fall; darum ward ſie auch ſo ſchnell über den Haufen geworfen. Die Sitten und Gewohnheiten eines Volks ſind die beſte Bürgſchaft für die Dauer ſeiner Staatsverwaltung; ſie ſind die eigentliche Seele ſeines politiſchen Lebens, ohne welche die Conſtitution nichts als todte Buchſtaben enthält. — Die Verfaſſungsurkunde muß lebendig ſeyn in den Gemüthern der Bürger, wenn ſie nicht alsbald zu Grabe getragen werden ſoll.

Die dünn zerſtreute Bevölkerung der Vereinigten Staaten half der Regierung ganz erſtaunlich die Leidenſchaften der Unzufriedenen abzukühlen, oder ſie unſchädlich zu machen. Selbſt die Menge der entgegengeſetzten Intereſſen und Parteien war eine Bürgſchaft für den Fortbeſtand der Republik, denn ſie lähmte die Macht der Oppoſition, und hinderte die Gegner der neuen Verfaſſung ſich über irgend einen wichtigen Punkt zu verſtändigen, und ſo vereint die Sicherheit des Staates zu bedrohen. Jede liberale Regierung muß zuerſt mehr auf die Schwäche der Oppoſition zählen, als auf ihre eigene Stärke; denn dieſe zu vermehren iſt immer gefährlich, ehe die Rechte der Regierten allgemein anerkannt ſind, und durch ihren Ein-

fluß auf die Sitten und Gebräuche des Landes eine geſchichtliche Baſis gewonnen haben.

In dieſer Beziehung ſind die weſtlichen Anſiedlungen von unglaublichem Nutzen für den Staat; denn durch ſie werden die atlantiſchen Provinzen nicht bloß eines Theils ihrer zunehmenden Volksmenge entledigt, ſondern der Nation ſelbſt größere Hülfsquellen geöffnet, welche das Fortkommen der Uebrigbleibenden erleichtern. Jede neue Niederlaſſung braucht Arbeiter für den Bau von Straßen, Canälen, Eiſenbahnen u. ſ. w., um ſich mit den öſtlichen Provinzen in Verbindung zu ſetzen, — jede neue Bahn oder Straße vermehrt den Handel und die Induſtrie der Städte. Aber es iſt nicht ſo ſehr der allgemeine Wohlſtand (obſchon dieſer unter die glücklichſten Reſultate gehört), als die allgemeine Beſchäftigung und das Entſtehen neuer und mächtiger Intereſſen welche hier in Anſchlag kommen. Jede neue Colonie von Anſiedlern enthält in ſich ſelbſt den Kern einer republicaniſchen Verfaſſung, und wiederholt gewiſſermaßen die Geſchichte der erſten engliſchen Niederlaſſung. Ihre Beziehung zu den atlantiſchen Staaten iſt ungefähr die der erſten americaniſchen Colonie zum engliſchen Mutterland, und erweitert das Gebiet der Freiheit. Jede ſo geformte Geſellſchaft ſchwächt die ungeſtüme Leidenſchaft der Parteien, indem ſie ihnen die näheren Berührungspunkte raubt; während die zunehmende Macht des Weſtens der Verbreitung gewiſſer Theorien ein Ziel ſetzt, welche beſtändig von Europa her den Fortbeſtand der öſtlichen Staaten bedrohen.

Die weſtlichen Staaten von America ſind durch ihre beſondere Lage im Stande, alle Hülfsquellen und Eigenheiten demokratiſcher Formen zu entwickeln, ohne durch das Daſeyn eines entgegengeſetzte Princips zu Uebertreibungen und Ausſchweifungen gereizt zu werden, denen ähnliche Verfaſſungen in andern Ländern nicht leicht entgehen könnten.

Selbſt ihre Anzahl vermehrt die Intenſität des republicaniſchen Lebens, indem ſie die Zahl der Vereinigungspunkte vermehrt, ohne welche das Princip der Freiheit durch Ausbreitung zu ſehr geſchwächt würde. Es iſt ein vortreffliches Grundgeſetz der Vereinigten Staaten, daß jeder einzelne Staat ſeine unabhängige Regierung hat, und auf dieſe Art der Wächter ſeiner eigenen Freiheit wird. — Der Bewohner von Arkanſas, Illinois oder Indiana, welcher an den Gränzen des Staats und der

Civilisation lebt, würde wahrscheinlich kein so großer Patriot seyn, wenn seine Vaterlandsliebe bloß durch seine Anhänglichkeit an die Central-Regierung bedingt wäre. Seine Entfernung von dem Mittelpunkte der Politik würde ihn gegen ihren unmittelbaren Einfluß verwahren, aber zugleich seinen nächsten Umgebungen ein größeres Interesse abgewinnen, als den wichtigsten Verhandlungen des Staates. Alles politische Leben würde geschwächt oder vernichtet seyn, im Verhältniß seiner Entfernung von dem Sitz der Regierung, und die Kraft des Volkes, aus Mangel an Thätigkeit erschlaffend, würde zur stummen Anerkennung ihrer Vormundschaft herabsinken. Dieß war immer mehr oder weniger der Fall in Frankreich, und vielleicht der vorzüglichste Grund des Mißglückens aller dort versuchten demokratischen Regierungsformen. Das politische Leben ist in den Hauptstädten bis zum Fieberreiz gesteigert, während dem das Land mit wenigen Ausnahmen, wie vom Schlagfluß gerührt, den Parteien der Städte nur todte Massen entgegenstellt.

Jede Stadt, jedes americanische Dorf hat seine besondere republicanische Verfassung, welche, auf das Princip der Wahlfreiheit gestützt, in ihrer eigenen Sphäre eben so unbeschränkt und unabhängig ist, als ein souveräner Staat. Auf dieser breiten Basis ruht das ganze Gebäude americanischer Freiheit. Der Americaner ist frei in seiner eigenen Behausung, in seinem Städtchen oder Dorfe. Die Grafschaft (county), das Aggregat der Städte und Dörfer repräsentirend, ist bloß eine Erweiterung desselben Princips; der Staat selbst repräsentirt die verschiedenen Grafschaften, und der National-Congreß die Union der Vereinigten Staaten. Ueberall, in jedem Verhältniß des Lebens, findet der Americaner einen Anhalts- oder Centralpunkt seiner politischen Meinungen. Zuerst wird sein politisches Gefühl von der Civilverwaltung seines Geburtsortes in Anspruch genommen, dann von der Grafschaft, dann vom Staate selbst, und endlich von der Union der Staaten. Ist er ehrgeizig, dann ist er genöthigt in seiner Vaterstadt oder Grafschaft in einer untergeordneten Sphäre zu präludiren; von da wird er zum Rang eines Repräsentanten oder Senators des Staats befördert; und erst nachdem er diese Vorbereitungsclassen durchlaufen, darf er hoffen als Volksvertreter oder Senator der Republik im Congresse der Nation aufzutreten. Die Grafschaft

ist die Vorbereitungsschule für die Politik des Staates, und die Politik des Staates führt zu der der Nation.

Die Vorzüge dieses Systems sind mannichfaltig. Es erzeugt politische Thätigkeit, wo sonst ein bloß passives Mitgefühl oder gänzliche Erschlaffung anzutreffen wäre; weckt die Liebe zu den politischen Einrichtungen des Landes, indem es die Gegenstände der Volksliebe vermehrt, und sie den Sphären einzelner Personen anpaßt, beschwichtigt die Leidenschaften politischer Parteien, indem es ihnen öfters Gelegenheit gibt, sich nach allen Seiten hin abzukühlen; errichtet ein Bollwerk in jedem kleinsten Städtchen oder Dorfe, und gewöhnt alle Classen an eine verfassungsmäßige Verwaltung; unterwirft die Bevölkerung einzelner Staaten Gesetzen und Institutionen, welche denen der Union entsprechen, und bildet zahlreiche Schulen für Anfänger in der Politik; nöthigt aber auch die Schüler, sich in jeder derselben lange genug aufzuhalten, um die Universität des Congresses nicht ohne Erfahrung und in einem unreifen Alter zu beziehen.

Dieses System, so lange es währt — und bis jetzt zeigen sich keine Symptome seiner baldigen Veränderung — muß ganz junge Männer oder Neulinge in der Politik aus dem Senate und dem Hause der Volksvertreter der Vereinigten Staaten verbannen, und die Präsidenten-Würde selbst der Weisheit und Erfahrung von Sechzigern vorbehalten. In Frankreich, wo keine ähnliche Organisation der Provinzen obwaltet, wo das Centralisationssystem beständig alle politische Gewalt in die Hauptstadt zusammendrängt, waren alle Bemühungen um eine vernünftig freie Verfassung auf ihre Superstructur beschränkt, ohne ihre Grundlage auch nur um ein Haar zu erweitern. Die schrecklichsten Warnungen der Geschichte waren unfähig Frankreich zu belehren, wie denn die Gallier das einzige Volk zu seyn scheinen, dem selbst die Erfahrung wenig fruchtet.

Die westlichen Staaten der Union sind eigentliche Ammenstuben nordamericanischer Freiheit; jede neue Ansiedlung ist eine Republik in Embryo. Sie verbreiten politisches Leben nach allen Richtungen, und bilden so viele neue Befestigungspunkte, daß das Princip ihrer Verfassung von einer theilweisen Invasion seines Territoriums nichts zu fürchten hat.

Daher iſt jeder neue Staat eine Bürgſchaft für den Fortbeſtand der Conſtitution, und zugleich eine friſche Quelle des ſtets wachſenden Nationalreichthums. Er vermehrt das Intereſſe Aller an der Aufrechthaltung der Union, und bedingt das Fortkommen einzelner Perſonen durch den Wohlſtand der ganzen Nation. Aber jedes neue Jahr ihrer Exiſtenz vermehrt ihre Stärke und Cohäſion durch die Gewohnheit des Gehorſams und die größere Achtung für ihr geſchichtliches Alter.

Wenn es wahr iſt, daß das Leben der Völker dem Daſeyn einzelner Menſchen gleicht, dann iſt es gewiß eben ſo wahr, daß die verſchiedenen Perioden ihrer Entwicklung denſelben Gefahren ausgeſetzt ſind. Ein Drittheil der Gebornen ſtirbt in der Kindheit; die meiſten ſind geſund in ihrem Mannesalter, und der Tod harrt ihrer Aller. Klimatiſche und andere Verhältniſſe erzeugen endemiſche Krankheiten, aber unter dieſen ſind Fieber und Auszehrungen die gewöhnlichſten. Ein Kind iſt mehr Krankheiten ausgeſetzt als ein Mann, und ſo iſt es mit einem jungen Staate. Die Vereinigten Staaten nähern ſich mit Rieſenſchritten der Periode ihrer Mannbarkeit, und die Verfaſſung eines Jahrhunderts wird auf ſtärkeren Grundfeſten ruhen, als die jetzige. Das Volk wird ihren heilſamen Einfluß empfunden haben und ſie verehren als das theure Erbtheil ſeiner Väter; jedes folgende Geſchlecht wird mit größerer Achtung für ſie geboren werden und ſchon in ſeiner Kindheit lernen, ſie als den Grundſtein ſeines Glücks zu betrachten.

Alter gebietet immer Ehrfurcht, und ein Volk iſt nicht ſo leicht zu bewegen, die Regierungsform zu zerſtören, unter welcher es Jahrhunderte lang geblüht, als eine ſelbſt geſchaffene, die es hoffen darf, nach eigenem Plan wieder aufzubauen.

Wir verlaſſen ungern ein altes Wohngebäude, obſchon uns ein neues und beſſeres geboten, und die Macht der Gewohnheit und das Liebwerden durch die Zeit wirken ſtärker als die Gewalt der Principien und Beweisgründe.

Ich glaube, daß die Americaner inſtinctmäßig den rechten Weg eingeſchlagen haben, und daß man der jungen Republik keinen beſſeren Ermahnungsſpruch zurufen kann, als den des Philoſophen Panglos: „Que chacun travaille son jardin.“

Aber das weſtliche Gebiet der Union wird nicht bloß von Auswanderern aus den atlantiſchen Staaten bevölkert; ein großer

Theil ſeiner Bewohner beſteht aus fremden Anſiedlern aus der Schweiz und aus Deutſchland. Die Irländer, welche zwar in großen Maſſen nach den Vereinigten Staaten auswandern, ziehen faſt immer den Aufenthalt in Städten, mit wechſelnder und unſtäter Beſchäftigung, dem ruhigen Landleben der Deutſchen vor, welche ſich gewöhnlich mit Agricultur beſchäftigen. Die Vortheile der deutſchen Ackerbauer in den Vereinigten Staaten über alle anderen Mitbewerber ſind zahlreich und mannichfaltig; aber ſie entſpringen größtentheils aus Urſachen, welche eine nähere Beachtung verdienen.

Die meiſten deutſchen Auswanderer, wenn wir etwa die geringe Zahl Gelehrter oder politiſch Verbannter ausnehmen, ziehen nach America mit dem feſten Entſchluß, ſich dort eine Heimath zu gründen, und in ihren Beziehungen als Auswanderer ſich gegenſeitig beizuſtehen. Dieß iſt unſtreitig der vorzüglichſte Grund ihres Fortkommens. Ohne die Alternative der Rückkehr in ihr Vaterland ſind ſie genöthigt, allen ihren Fleiß auf den Anbau des Bodens zu verwenden, und zwar nicht als Abenteurer, um einen Verſuch zu wagen, ſondern als Landwirthe, entſchloſſen dort ihren Wohnſitz aufzuſchlagen. Gewöhnlich laſſen ſie ſich in den nordweſtlichen Staaten nieder, und auf dieſe Weiſe von aller directen Communication mit ihrem Vaterlande abgeſchnitten, lernen ſie bald ſich in America zurechtfinden, ohne ſich durch trübes Hinblicken auf ihre Heimath das Herz ſchwer zu machen und die Luſt zu Thaten zu verlieren. Ihre Art beiſammen zu bleiben, und ganze Dörfer und Städte auf Einmal aufzubauen, macht ihr Exil weniger ſchmerzhaft, und erlaubt ihnen, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, einen Theil ihres eigenen Vaterlandes in die wilden Einöden der neuen Welt zu verpflanzen. Sie fühlen kaum, daß ſie Fremde ſind, ſo lange jeder von ihnen in ſeinem nächſten Nachbar den Freund ſeiner Jugend oder den Geſpielen ſeiner Kindheit findet, — ja ſie ſcheinen kaum ihrer Heimath entriſſen zu ſeyn; denn ſie ſind nicht getrennt von denen, die ſie lieben. Auf dieſe Art behalten die deutſchen Auswanderer in den Vereinigten Staaten größtentheils die ihnen angeborne Einfachheit der Sitten, und ſind durch Sparſamkeit und Fleiß und durch gegenſeitige Unterſtützung gar bald im Stande ſich bequem einzurichten und ihren Anſiedelungen Einheit und Dauer zu verſchaffen. Weniger Handels- und Geld-Specula-

tionen ergeben, wenden sie ihre Sorgfalt mehr auf die Verbesserung und Vermehrung ihrer Grundstücke, und werden eben dadurch sicherer wohlhabend und unabhängig. Sie sind zwar weniger unternehmend als die eingebornen Americaner, besonders die Neu-Engländer, und werden deßhalb oft der Plattheit und Unregsamkeit beschuldigt; aber sie stehen dessen ungeachtet keinem Theil der Bevölkerung an Arbeitsamkeit nach, und ihre industrielle Ausdauer findet allgemeine Anerkennung. Wenige von ihnen werden durch glückliche Conjuncturen reich, aber selten sind sie nachlässig in der Bestellung ihres Hauswesens, und aus angestammter Neigung sich nur mit Agricultur beschäftigend, sind sie weniger den Launen des Glücks ausgesetzt, und des endlichen Erfolges ihres Fleißes gewiß. Ihre Landgüter sind die schönsten in den Vereinigten Staaten, was sie vorzüglich dem Grundsatz verdanken, nie mehr Grundstücke zu besitzen, als sie selbst anbauen können, und diese immer nur für ihren eigenen Gebrauch und nicht aus Speculation anzukaufen. Ihre Wohnhäuser sind klein und eng, aber die ungeheuren Dimensionen ihrer Scheunen verkünden den Reichthum ihres Besitzes und die Vorsicht und Klugheit thätiger Landleute. Die Verbesserung ihrer Felder liegt ihnen mehr am Herzen, als ihre häusliche Bequemlichkeit oder die Ausstattung ihrer Wohnungen. Sie beweisen die größte Sorgfalt für ihr Hornvieh,*) und ihre Arbeit ist um so ergiebiger, als sich alle Glieder ihrer Familien darein theilen.**)

---

*) Rindviehzucht (mit Ausnahme des Schlachtviehes) wird von den meisten Americanern fast gänzlich vernachlässigt. Daher fehlt es ihnen jetzt schon an dem nöthigen Dünger. Viele tausend Morgen Landes in Virginien, Maryland und anderen Staaten sind durch langjährige Tabakscultur oder anderen Anbau gänzlich ausgesogen und auf lange Zeit unbrauchbar gemacht worden. — Die Deutschen gehen mit der Fruchtbarkeit des Bodens etwas haushälterischer um. Statt, wie die Eingebornen, zehn bis zwanzig Jahre lang hinter einander dasselbe Feld ohne Dünger zu Korn oder Weizen zu benützen, haben sie die Dreifelderwirthschaft eingeführt, wodurch ihr Gewinn für den Augenblick zwar geschmälert, aber seinem Ende kaum ein Ziel gesetzt ist.

**) Dieß ist bei den americanischen Bauern oder Pflanzern nicht der Fall. Die Männer bestellen ganz allein die Felder, säen, ackern und ernten selbst, treiben das Vieh aus, melken die Kühe, gehen selbst auf den Markt, schaffen alles Nöthige zum Haushalt herbei, und

Merkwürdig ist es, daß diese Charakterzüge der deutschen Landwirthe dieselben bleiben, wo immer sie sich niederlassen; sey es nun in Pennsylvanien, oder im Staate Ohio, in Illinois, oder im Norden von Virginien, in Maryland oder im Thale des Mississippi-Gebietes. Weder der Boden noch das Klima scheinen auf ihre Sitten und Gebräuche einen mächtigen Einfluß zu üben. Selbst die Zeit ist nicht im Stande ihre Lebensart zu ändern. Die mährischen Brüder, welche unter dem Schutze des Generals Oglethorpe vor ungefähr einem Jahrhundert nach America zogen, waren nicht wesentlich verschieden von denen, welche früher nach Südcarolina und Pennsylvanien auswanderten, und William Penn's eigene Beschreibung der Letzteren entspricht jetzt noch den Eigenschaften der Deutschen in diesem Staate.

Nicht ganz uninteressant für deutsche Leser dürfte eine Beschreibung des Zustandes jener Auswanderer seyn, welche noch vor wenig Jahren die romantische Idee faßten, am rechten Ufer des Mississippistroms ein neues Deutschland zu gründen. Daß dergleichen Ideen unzweckmäßig und unausführbar sind, ist wohl von selbst einleuchtend; denn nicht nur würde eine solche Niederlassung, wenn sie möglich wäre, von den Eingebornen mit scheelen Augen betrachtet werden, und deßwegen des nöthigen Schutzes und Beistandes entbehren, sondern die Deutschen sind zu einer solchen Colonisation gar nicht geschaffen. Hierzu gehört eine Einigkeit und eine politische Organisation, wie sie unter den verschiedenen europäischen Auswanderern gar nicht denkbar ist.

Die americanischen Auswanderer aus den östlichen Staaten der Union haben in dieser Beziehung einen kaum zu berechnenden

---

überlassen den Weibern nur die Sorgfalt für das Innere der Wohnungen und für die Kinder. Deßhalb sind die americanischen Weiber, selbst in den niedersten Ständen, so sehr gebildet. Sie haben mehr Zeit als die Männer sich mit der Literatur des Tags vertraut zu machen, lesen Journale, und sind fast immer im Stande ihren Kindern den nöthigsten Privatunterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen u. s. w. zu ertheilen. In den südwestlichen Staaten, wo gute Schulen selten oder von den Wohnungen der Pflanzer zu weit entfernt sind, versehen die Frauen beinahe gänzlich den Dienst der Lehrer, und sind überhaupt viel unterrichteter als die Männer.

Vorsprung vor allen Europäern; denn nicht nur ist ihnen der Gebrauch gesetzlicher Freiheit zur Gewohnheit geworden, sondern sie bilden schon auf ihrem Zuge einen vollkommen geordneten politischen Körper, alle Elemente enthaltend, die dem künftigen Staate zur Basis dienen sollen. Dazu sind ihnen keine fremdartigen Bestandtheile beigesellt, welche den Einrichtungen der übrigen Staaten oder den Grundgesetzen der Union widersprächen. Wenn ihnen auch anfangs Vieles fehlt, was zur Bildung eines Staates gehört, so wissen sie doch diesen Mangel durch ihre mitgebrachten Sitten und Gebräuche zu ersetzen, und besitzen in den Erinnerungen an ihre Heimath das vollkommenste Vorbild ihrer künftigen politischen Gestaltung. So zum Beispiel sind sie zwar gewohnt, ihre Autoritäten oft zu wechseln, aber den jedesmal gewählten unbedingt Folge zu leisten. Der öftere Wechsel und die Einsetzung der Beamten durch freie Wahl sind eine ihnen angestammte Sitte, und daher weniger Mißbräuchen unterworfen, als die Nachahmung dieses Verfahrens unter den verschiedenartigen europäischen Einwanderern.

Ohne eigene Gesetze dienen ihnen die englischen zur Richtschnur, die durch gegenseitiges Einverständniß so lange allgemeine Gültigkeit haben, bis sie durch besondere Statuten einzelner Staaten widerrufen sind. Den meisten europäischen Auswanderungsgesellschaften im Gegentheil fehlt es gleich im Anfang an dem nöthigen Zusammenhang und einem klaren Bewußtseyn von dem, was sie eigentlich wollen. Ohne sich um die wechselseitigen Beziehungen der verschiedenen Staaten und ihre innere Einrichtung zu kümmern, wollen sie schlechthin ein neues politisches System erbauen, ohne zu bedenken, daß jedes von den Formen des americanischen abweichende nothwendig mißglücken, und den Grundgesetzen der Union widersprechend allgemein Opposition finden muß. Jedes Territorium steht überdieß unter der unmittelbaren Regierung des Congresses, welcher allein das Recht hat, den Gouverneur und alle hohen und niederen Beamten zu ernennen. Es versteht sich daher von selbst, daß keine Gesellschaft von Auswanderern, wenn sie noch so zahlreich wäre, und sich auf Hunderttausende beliefe, hoffen könnte, sich nach eigenen Gesetzen und Gewohnheiten zu regieren. Sie müßten in jedem Fall zuerst ein Territorium der Republik bilden, und eine große Zahl eingeborner Americaner unter sich aufnehmen ehe es ihnen möglich wäre, einen eigenen unabhängigen Staat zu bilden,

der so lange aus dem Verein ausgeschlossen bliebe, bis seine Einrichtungen denen der übrigen Staaten entsprächen.

Der Congreß nämlich errichtet jedes neue Territorium der Republik, und verkauft die dahin gehörigen Ländereien, übt aber über dasselbe so lange die höchste Staatsgewalt aus, bis seine Bevölkerung, die Zahl von fünfzigtausend übersteigend, das Recht der Selbst-Regierung nachgesucht, und durch seine Aufnahme in die Union als unabhängiger Staat erhalten hat. Bis dahin werden alle Beamten vom Congreß ernannt, und es ist daher nicht zu erwarten, daß er sich hiezu der Fremden und Uneingebürgerten bediene, die, mit den Gesetzen des Landes unbekannt, ihre Aemter schlecht verwalten würden.

Aber ohne Selbstregierungsrecht und Wahlfreiheit müssen die deutschen Einwanderer auf jede besonders zu bildende Verfassungsform Verzicht leisten, um so mehr, als die unaufhörlichen Auswanderungen aus den östlichen Staaten der Union, beständig eine weit größere Zahl eingeborener Americaner nach Westen drängt als zu irgend einer Zeit Europäer dort eintreffen könnten. Bei den öffentlichen Versteigerungen der Staats-Ländereien (government lands) findet sich immer eine sehr große Zahl eingeborner Americaner ein, welche sich gewöhnlich so unter einander zu verstehen wissen, daß es Fremden unmöglich wird, wohlfeil einzukaufen. Finden sich gar europäische Käufer ein, welche durch irgend etwas vor Anderen sich auszeichnen, oder deren Sitten und Gebräuche, denen des Landes widerstrebend, kein gutes Auskommen mit ihren Nachbarn hoffen lassen, dann werden nicht selten die Preise auf das Doppelte und Dreifache des Werths hinaufgetrieben, und eine ganze Grafschaft theilt sich dann willig in den so erlittenen Verlust. Gemeiniglich werden große Landstrecken von Compagnien Americaner aufgekauft und in kleinen Parzellen wieder veräußert, — und ich würde Europäern, welche sich in den Vereinigten Staaten niederlassen wollen, geradezu rathen sich an die Agenten dieser Gesellschaften zu wenden, welche ihnen wenigstens erlauben, das zu kaufende Land zu besehen, während dem alles dem Staate gehörige nach der Karte verkauft wird. Auch besitzen die americanischen Länder-Compagnien durch ihren ausgedehnten Credit und ihre Beziehungen zur Central-Regierung oder zu den einzelnen Staaten, Vortheile, welche sie in den

Stand setzen, mit weniger eigentlichen Mitteln die größten europäischen Capitalisten zu überbieten, so daß man beinahe immer besser thut, ihnen einen mäßigen Gewinn zu gönnen, als sich mit ihnen gleichzeitig in Concurrenz zu setzen. Auch sind die von ihnen feilgebotenen Ländereien gewöhnlich in der Nachbarschaft von schon urbar gemachten Districten, wo das Fortkommen junger Ansiedler sicherer ist, als in den Gränzbezirken des Westens, wo die fortwährenden Incursionen der Indianer Leben und Eigenthum der Landwirthe in Gefahr setzen. Die beständig nach Westen ziehenden Neu-Engländer verfahren mit der Colonisation neuer Districte nicht wie die Deutschen; sie lassen sich nirgends permanent nieder, sondern bauen bloß ihre Hütten, umzäunen ihre Grundstücke, brennen die Bäume ab, pflügen den Boden um, und ziehen dann weiter, zufrieden mit dem hohen Verkaufspreis ihrer verbesserten Ländereien (improved lands), um sechzig oder hundert Meilen tiefer nach Westen einen neuen Schauplatz ihrer Thätigkeit zu finden.

Die Deutschen sind weniger dazu geeignet, ihre Ansiedelungen fabrikmäßig zu betreiben, und ihre Häuser und Grundstücke auf den Verkauf einzurichten. Sie sind in ihrer Heimath viel zu sehr an Häuslichkeit gewöhnt, um sich in einem halben Nomadenzustand glücklich zu fühlen, und es fehlen ihnen auch die nöthigen Relationen mit den Einwohnern der Gränzstaaten, und der Beistand der Central-Regierung, um sich ohne Gefahr den Entbehrungen und Mühseligkeiten solcher Missionen zu unterziehen. Viele der neuen westlichen Ansiedlungen müßten verunglücken, wenn die dazu bestimmten Americaner in den Bewohnern der schon bebauten Districte keine Freunde, und in den Geldvorschüssen aus den östlichen Staaten keine Mittel fänden, ihren Credit und dadurch ihre industrielle Thätigkeit zu heben. Um sich einen Begriff zu machen von den ungeheuren Hülfsquellen, welche eingebornen Americanern auf diese Art zu Gebot stehen, werfe man einen Blick auf die Colonisation von Texas. Ungeachtet aller Restrictionen der mexicanischen Regierung und des ihrerseits verweigerten Eintritts in ihr Gebiet ging die Auswanderung dahin aus den Vereinigten Staaten unaufhaltsam ihren Gang fort; die von Mexico angesprochenen Ländereien wurden von den Auswanderungs-Gesellschaften zu New-York, Boston und Philadelphia, trotz alles Einspruchs

der Regierung, öffentlich feilgeboten, und nicht nur von gebornen Americanern, sondern auch von Fremden, und besonders Engländern gierig aufgekauft. Die neuen Niederlassungen erhielten den größten Theil ihrer Lebensmittel zu Wasser, aus den Seestädten der Union; und dieselbe Handels-Compagnie, welche von New-York aus den jungen Staat regierte, und seine Bewohner durch Geld- und andere Vorschüsse thätig unterstützte, versah diese auch mit den nöthigen Waffen zur Vertheidigung, und beschenkte sie sogar mit einer Flotte. Die Texaner, welche auf diese Weise Schuldner der Vereinigten Staaten geworden, wußten recht wohl, daß diese, um ihr Capital zu retten, in einem vorauszusehenden Kampfe mit Mexico nicht unthätig bleiben, oder das Geschick der von ihnen gegründeten Colonie dem Zufall überlassen konnten. Auch rechneten sie billigerweise auf die Sympathie ihrer Landsleute, *) und der Erfolg zeigte, daß sie sich nicht täuschten. Gleich der erste Aufruf an die Americaner stellte Millionen zu ihrer Verfügung, und obwohl die von den Gouverneuren der Staaten Tennessee und Kentucky aufgebotene Miliz auf Befehl des Präsidenten (des Generals Jackson) wieder aus einander ging, war ihre Zusammenberufung doch ein Mittel Tausende von Freiwilligen nach Texas zu führen, und dem ungleichen Kampf eines Colonisten-Haufens gegen die Streitmacht eines ganzen Staates Nachdruck und Sieg zu verleihen. Auf ähnliche Art, wenn auch nicht in demselben Maaße, werden alle neuen Niederlassungen der Americaner von den Handels- und Seestädten der Union unterstützt; aber es wäre thöricht, wenn Europäer und besonders Deutsche auf solche Hülfe rechnen wollten.

Die deutschen Kaufleute in den Seestädten der Vereinigten Staaten sind gewöhnlich Agenten europäischer Häuser von Hamburg oder Bremen, die sich um das Fortkommen ihrer deutschen Landsleute wenig kümmern, und noch weniger bereit sind, unaccreditirten Personen Geld- oder andere Vorschüsse zu leisten. In dringenden Fällen rathe ich den Deutschen sich geradezu an eingeborne Americaner zu wenden, welche wenigstens aus Staatsklugkeit, oder

*) Der Redacteur und Eigenthümer des am meisten verbreiteten Tagblattes, The New York Courier and Inquirer, Hr. Obrist W. war selbst einer der Thätigsten in diesem Kampfe; denn er ist Eigenthümer ungeheurer Ländereien in Texas.

aus wohlberechneter Vaterlandsliebe, jede neue Ansiedlung begünstigen, und um ihres eigenen Handelsvortheiles willen Geld und Güter ehrlichen Menschen anvertrauen.

Die zur Ansiedlung von Deutschen geeignetsten Staaaten bleiben immer Pennsylvanien, Ohio, Illinois und Mississippi. Weiter nach Süden ist das Klima zu heiß und ungesund, und im Norden in der Nähe der großen, stillen Gewässer sind die Einwohner ebenfalls endemischen Krankheiten unterworfen. Das Klima von Kentucky wäre zwar den Deutschen zuträglicher; aber Kentucky ist ein Sklavenstaat, und als solcher wohl eine Ausbeute für Handwerker, keineswegs aber für Ackerbauer. Die Ehre, neue Staaten zu gründen, überlassen Europäer billig den americanischen Schanzgräbern; ihr Besitz macht selten glücklich, und am wenigsten entspräche sie den Wünschen und Hoffnungen der Deutschen. Arbeit und Mühseligkeit warten anfangs überall auf sie; aber Muth und Ausdauer siegen am sichersten, wo die vielfältigen Niederlassungen und bereits erworbenen Reichthümer ihrer Landsleute den Deutschen einen mächtigen politischen Einfluß verschafft haben, wie dieß in den obgenannten Staaten der Fall ist.

Uebrigens gehe keiner nach America in der Hoffnung auf ein leichtes Fortkommen. Nichts als Fleiß, thätiger, ausdauernder, unablässiger Fleiß führt zu Wohlstand und Reichthum in den Vereinigten Staaten. — America bietet der Industrie zwar ein größeres Feld; aber es fehlt jetzt schon nicht mehr an zahlreichen Mitbewerbern, welche den europäischen Einwanderern schwere Pflichten auferlegen, und ohne Umsicht und Arbeitsamkeit ist jede Art Erfolg noch unsicherer als in Europa.

Am allermeisten getäuscht in ihren Erwartungen finden sich politisch Verbannte jeder Art und Demagogen. Statt bei den Americanern Theilnahme zu erwecken, finden sie überall genügsame, arbeitslustige Menschen, welche weder Zeit noch Lust haben, sich an abstracten Theorien zu ergötzen, und deren Freiheitsgefühl gewöhnlich weit richtiger und praktischer ist, als die gelehrte Weisheit mancher deutschen Juristen. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß die Letzteren niemand finden, der ihrer Belehrung bedürfte, und daher gezwungen sind, auf andere Erwerbsmittel zu denken, als das Predigen politischer Grundsätze, welches in America nur einen höchst mäßigen Gewinn abwirft. Dazu findet sich noch Manches in der

Verfassung und dem Volksgeiste der Americaner, was den europäischen Ideen eines Gemeinwesens nicht entspricht; so wie in der That gar Vieles vorkommen mag, wovon selbst die eifrigsten Verfechter republicanischer Gleichheit wenig träumen. Viele angesehene Europäer sind gütig genug, sich zu den niederen Ständen herabzulassen, aber in America, wo sich diese Herablassung von selbst versteht, wird ihre Bescheidenheit nicht selten in Versuchung geführt, einen entgegengesetzten Ton anzustimmen, der ihnen dann oft übel bekommt. Die eingebürgerten Deutschen in Pennsylvanien sind besonders eifersüchtig auf jede Anmaßung europäischer Einwanderer, und unterstützen lieber thätige, anspruchlose Menschen, als Künstler, Gelehrte oder Weltweise. Praktischer Verstand und Arbeit gelten in America mehr als wissenschaftliche Theorie und Speculation; und es ist daher leicht vorauszusehen, daß deutsche Handwerker und Bauern dort leichter ihr Fortkommen finden, als jede andere Classe von Auswanderern. — Im Gebiete der Rechtswissenschaft und Politik ist dort nichts zu erbeuten, was sich nicht auf englischen Ursprung zurückführen ließe; weßhalb Europäer des Festlands eines Aufenthaltes von mehreren Jahren bedürfen, bis sie, auf die Gemüthsart und Denkungsweise der Americaner eingehend, ihr Thun und Wirken ihren neuen Umgebungen anpassen lernen. Daher kommen auch die vielen ungünstigen Berichte deutscher Auswanderer, welche zwar genügend darthun, wie schwer es Manchen fällt, sich in den Vereinigten Staaten bei gänzlicher Verschiedenheit aller geselligen Verhältnisse zurecht zu finden; aber keineswegs den Beweis liefern, daß Thätigkeit und Fleiß in America unbelohnt bleiben.

Noch ist zu bemerken, daß es thöricht ist, sich in America in der Absicht niederzulassen, die Arbeit der Armen zu miethen. Der Preis derselben ist hoch, und oft ist sie nicht für Geld zu bekommen. Die meisten deutschen Landleute ziehen mit Recht vor, sich gegen einen gewissen Antheil an dem Ertrage eines Gutes zu verdingen, in der Hoffnung einst einen Theil desselben zu besitzen, — welches für sie das sicherste Mittel ist, sich unabhängig zu machen. Proud *) in seiner Geschichte von Pennsylvanien bemerkte schon den Umstand, wie die armen arbeitenden Classen in America alle reich würden, während vermögliche Personen, welche mit Geld und großen Län-

*) Proud's History of Pennsylvania.

dereien anfangen, nach und nach in Armuth versänken, und führt die Klugheit vieler reicher Deutschen an, die sich zuerst als Knechte verdingten, bis sie hinlängliche Kenntnisse des Klima's und Bodens besaßen, eine größere Wirthschaft auf ihre eigene Rechnung zu betreiben.

Das ruhige Temperament der Deutschen erlaubt ihnen nicht, sich mit Politik zu beschäftigen, obschon ihre Zahl groß genug wäre, eine starke Partei zu gründen. In Pennsylvanien haben sie dessen ungeachtet einen mächtigen Einfluß auf die Regierung, und die Gouverneure dieses Staates sind seit der Revolution stets Deutsche gewesen. Darüber ist man gegenseitig so einverstanden, daß selbst bei der letzten Wahl, wo sich zwei Demokraten und ein Whig-Candidat *) um die Gouverneurswürde bewarben, alle drei deutscher Abkunft waren, und kein Anderer hätte die geringste Aussicht auf Erfolg gehabt. Im Staate Ohio, obschon dieser zuerst von Neu-Engländern colonisirt ward, leben gegenwärtig nicht weniger als fünfundvierzigtausend stimmbefugte Deutsche. Der Staat von New-York, obschon ursprünglich von Holländern angesiedelt, enthält eine zahlreiche deutsche Bevölkerung in mehreren Grafschaften, besonders in der von Columbia, die Heimath Martin Van Buren's, des jetzigen Vice-Präsidenten und künftigen Präsidenten der Republik. Der Staat von Maryland zählt fünf und zwanzig tausend stimmfähige Deutsche; die Bevölkerung von Illinois ist beinahe ein Drittheil deutsch, und in das Mississippi-Thal strömen Tausende von neuen Einwanderern. Ich glaube ohne Untertreibung die Zahl der jährlich von Deutschen oder Abkömmlingen derselben gegebenen Stimmen auf viermalhunderttausend angeben zu können, die in weniger als zwanzig Jahren gewiß auf eine Million anwachsen wird. In der Stadt New-York sogar haben die Deutschen einen großen Einfluß auf die Wahl des Bürgermeisters und anderer städtischer Beamten; denn sie haben dort nicht weniger als dreitausend fünfhundert Stimmen.

*) Die Anti-Jackson'sche Partei hat sich den Namen Whig party beigelegt, während sie die Anhänger der Regierung als Tories stigmatisirte. Dieß war aber nur eine Finte, um sich populär zu machen. Die Whigs sind die eigentlichen Tories, die Demokraten hingegen die wahren National-Americaner, und die jetzt herrschende Partei.

Unter ſolchen Umſtänden wird das ſogenannte deutſche Votum (German vote) natürlich ein Gegenſtand eifriger Bewerbung für Politiker aller Parteien und Grade; und es fehlt zu dieſem Zwecke auch nicht an deutſchen Zeitungen, wo es Niederlaſſungen von Deutſchen gibt. In Pennſylvanien allein exiſtiren mehr als dreißig deutſche (meiſtens wöchentliche) Blätter, und im Staat Ohio werden eben ſo viele gedruckt und ausgegeben. Eine nicht viel geringere Zahl wird in Maryland publicirt, und die „New-Yorker Staatszeitung" iſt ganz das Wort der deutſchen Demokraten jener Stadt. Wären dieſe vielfältigen Blätter durch irgend eine tüchtige Hauptzeitung einer großen Stadt vereinigt und gelenkt, deren Redacteur die Eigenheiten der Deutſchen, die beſonderen Verhältniſſe ihrer Anſiedlungen und ihre Beziehungen zur Central-Regierung verſtände, dann könnte man ſie zu einem politiſchen Hebel bilden, welcher fähig wäre jeder Partei Stärke und Dauer zu geben, für die er ſich einmal erklärte.

Aber die Deutſchen in den Vereinigten Staaten beſitzen bis jetzt noch kein kräftiges, politiſches Organ, das ihren Meinungen und Grundſätzen Nachdruck geben könnte, und ihre Politik iſt daher bloß ein Widerſchein der herrſchenden Doctrinen anderer Staaten: ſie ſind ſich ihrer Macht nicht bewußt, und ſind mehr beſorgt für die Vermehrung ihrer Zahl, als für die Vereinigung ihrer Anſtrengungen und die Richtung derſelben nach einem beſtimmten Ziele.

Die americaniſchen Deutſchen ſind weniger reizbar als ihre Brüder im Süden und Norden, und daher gleichgültig gegen eine Menge anſcheinlich unwichtiger Fragen, deren Beziehung zu den Grundſätzen der Regierung ihrer Aufmerkſamkeit gänzlich zu entgehen ſcheint. Auf dieſe Art werden ſie oft in ihren eigenen Reihen beſiegt, und gegen ihren Willen und Vorſatz zu Spielzeugen ränkevoller Parteigänger mißbraucht. Aber bei der erſten, wichtigen Staatsfrage, wie zum Beiſpiel die der Präſidentenwahl, vereinigen ſie ſich wieder, und ungeachtet aller Anſtrengungen ihrer Gegner, ſie durch Hinweiſung auf ihre Local-Intereſſen und Aufregung ihrer Vorurtheile zu entzweien — ein Verſuch, welcher in andern Staaten ſelten gänzlich fehl ſchlägt — beharren ſie in der Wahl ihrer Männer und Grundſätze.

Die Deutſchen in den Vereinigten Staaten denken nicht viel an Politik, ſondern handeln vielmehr nach allgemeinen, höchſt frei-

ſinnigen Grundſätzen, deren Anwendbarkeit ſie nie in Zweifel ziehen, ſobald ſie ihren Ideen von moraliſcher Gerechtigkeit entſprechen. Sie laſſen ſich ſelten auf Details ein, geben aber faſt nie einen Grundſatz auf, und ſind deßhalb weniger ſelbſtſüchtigen und eigennützigen Einflüſſen ausgeſetzt. Ihr praktiſcher Sinn iſt republicaniſch, und ich habe ſchon früher bemerkt, daß ſie einen gewiſſen demokratiſchen Inſtinct beſitzen. Aber die Zeit wird kommen, wo ſie ihre Macht fühlen, und eine Partei bilden werden, deren Einfluß die feinſten Berechnungen theoretiſcher Politiker überſteigen dürfte.

Für die Erziehung der Jugend haben die Deutſchen in Pennſylvanien und Ohio *) wenig geſorgt, beſonders im Vergleich mit den dießfallſigen Bemühungen der Neu-Engländer. Im Jahre 1833 waren in beiden Staaten eine große Anzahl Kinder und Erwachſener, die weder leſen noch ſchreiben konnten, und obſchon man ſeitdem auch dort angefangen hat, Freiſchulen zu gründen, ſo ſtehen dieſe doch in jeder Beziehung weit hinter denen der übrigen Staaten. Die deutſchen Landleute — die bei weitem größere Zahl aller in America einheimiſch gewordenen Deutſchen — zeigen ſogar bei allen Gelegenheiten eine entſchiedene Abneigung gegen jede Verbeſſerung des Unterrichts und der Schulen. Ich erinnere mich noch ſehr wohl eines zu Eaſton in Pennſylvanien anſäſſigen Deutſchen, der auf die Frage, ob es ihn nicht freuen würde, in ſeinem Städtchen eine Hochſchule zu haben, welche ſeinen Kindern die Mittel einer beſſeren Erziehung böte, achſelzuckend zur Antwort gab, daß ſeine Söhne dort nichts zu lernen hätten, indem er ſie zu arbeitſamen Landwirthen, nicht aber zu müßigen Dieben erziehen wolle, ſich von dem Schweiße Anderer zu nähren. **) Selbſt nicht die Ausſicht auf größeren Gewinn, durch das Zuſammentreffen von Studenten aus New-York und Philadelphia (Eaſton liegt mitten zwiſchen beiden Hauptſtädten), war im Stande ſeine Beſorgniſſe über den möglichen

*) Was ich hier von dem Zuſtande der Erziehung im Staate Ohio ſage, iſt nur auf ſeine deutſchen Bewohner anzuwenden; denn mit Schmerzen muß ich geſtehen, daß die dorthin gezogenen Neu-Engländer viel beſſere Schulen und Seminarien gegründet haben.

**) Zur Ehre der Deutſchen ſey es übrigens geſagt, daß dieſelbe Hochſchule (Lafayette-College) doch drei Jahre ſpäter hauptſächlich durch die thätige Mitwirkung einiger aufgeklärten Deutſchen zu Stande kam.

Mißbrauch von Gelehrsamkeit zu beschwichtigen, und der Gedanke, daß einer seiner Söhne den Stand eines Ackerbauers für den eines Gelehrten, und dadurch die schlichte Einfalt eines Landmanns für den höflichen Ton eines Städters vertauschen könnte, war eine wahre Marter für den guten Mann. Freilich ist in der Einfalt dieser Menschen so viel natürlicher Verstand, daß man sie beinahe Klugheit nennen möchte, obschon sie traurig genug gegen die ehrgeizigen Plane der Neu-Engländer absticht, welche sich nie zufrieden geben, wenn sie nicht aus ihren Kindern Doctoren oder Advocaten gemacht haben.

So entschieden ist die Abneigung der Deutschen gegen das in den Vereinigten Staaten fast allgemein eingeführte System der Freischulen, daß sich in Pennsylvanien eine eigene politische Partei gebildet hat, welche unter dem Namen Anti-Free-School-Party (Anti-Freischulen-Partei) jede Verbesserung des Schulsystems zu hemmen sucht, und sogar die gesetzgebende Versammlung dieses Staates mit Petitionen bestürmt, die dort eingeführten Freischulen wieder abzuschaffen.

Folgender Auszug aus dem Berichte des Herrn Kerr an die gesetzgebende Versammlung von Pennsylvanien über die Zweckmäßigkeit des im Jahr 1834 dort eingeführten Schulsystems wird meinen Lesern den traurigen Beweis liefern, daß es hauptsächlich Deutsche oder Abkömmlinge von Deutschen sind, welche sich in diesem Staate den Fortschritten der Erziehung entgegensetzen.

„Der Ausschuß, beauftragt dem Hause die Zahl der Petitionen anzugeben, welche in den verschiedenen Grafschaften der Republik entweder um die gänzliche Widerrufung oder um eine Modification des Schulgesetzes bittet, so wie die Zahl derer, welche gegen diese Widerrufung protestirt; deßgleichen auch, wie viele der gedachten Petitionäre sich bloß durch Zeichen unterschrieben haben, und wie viele Namen von fremden Händen auf das Bittgesuch gesetzt worden sind, berichtet wie folgt:

„Daß zwar die Zahl derer, welche um gänzliche Widerrufung des Schulgesetzes bittet, bedauerungswürdig groß ist, aber doch bloß eine kleine Minorität aller Stimmfähigen in sich faßt — nämlich bloß 32,000 (!). Die Zahl der um Modification Bittenden ist 2084; die derjenigen, welche gegen die Widerrufung protestirt, 2575. Der Ausschuß bedauert unter der Zahl derer,

welche ein allgemeines Erziehungssystem für überflüssig halten, und deßhalb um seine Aufhebung bitten, sechsundsechzig Personen gefunden zu haben, welche nicht einmal ihren eigenen Namen schreiben konnten, und sich deßhalb bloß durch Zeichen unterfertigten. So viel der Ausschuß ermitteln kann, sind wenigstens immer zehn Namen aus hundert von fremden Händen auf das Bittgesuch gesetzt. Ob dieses in der Unfähigkeit der Bittenden, selbst ihre Namen zu schreiben, seinen Grund hatte, will der Ausschuß dahingestellt seyn lassen. — Der Ausschuß bemerkt ferner, daß in den meisten Petitionen nicht mehr als fünf von hundert Namen englisch, die meisten aber so unleserlich geschrieben sind, daß sie wohl den stärksten Beweis liefern von der bedauernswerthen Nachlässigkeit der Gesetzgebung, welche so lange säumen konnte ein allgemeines System der Erziehung mittelst constitutioneller Anordnungen einzuführen."

Wenn dieser Bericht an die gesetzgebende Versammlung sagt, daß nur fünf von hundert Namen englisch waren, so heißt dieß so viel als 95 Deutsche aus jedem Hundert der Bevölkerung von Pennsylvanien waren gegen die Einführung öffentlicher Schulen, was um so mehr auffallen muß, als die Vorzüge des deutschen Erziehungswesens den Americanern wohl bekannt, und die besten deutschen Schulbücher (besonders die preußischen) bereits von ihnen ins Englische übersetzt worden sind. Während die meisten americanischen Hochschulen Lehrstellen der deutschen Sprache und Literatur besitzen, haben die Deutschen in Pennsylvanien noch keine einzige gute Elementarschule; und obwohl die Meisterwerke deutscher Classiker bereits americanischen Schriftstellern zum Vorbild dienen, lesen die Deutschen in Pennsylvanien noch immer die alten Mährchen und Zaubergeschichten, oder die Lebensbeschreibung des Räuberhauptmannes Rinaldo Rinaldini*). Die deutschen Prediger, denen es obliegt, über die sittliche und religiöse Erziehung der Jugend zu wachen, und wo möglich die Schulanstalten zu verbessern, besitzen hiezu keinen Muth, oder verbauern unter ihren Gemeinden. Deßwegen stehen die Deutschen in America in keinem besonderen Ruf der Intelligenz, obwohl ihre Ehrlichkeit, Thätigkeit

*) Ich selbst habe die dritte americanische Auflage dieses Buches in Pennsylvanien gesehen.

Ausdauer und die Unverderbtheit ihrer Sitten allgemeine Anerkennung finden.

Die Gemüthsart und der Unternehmungsgeist der Irländer sind ganz verschieden von der ruhigen Arbeitsliebe der Deutschen. Die Industrie der niedern Classen besteht mehr in körperlichen Anstrengungen als in ihrer Richtung nach einem bestimmten Ziel. Freigebiger, aber auch zugleich weniger sparsam als die Deutschen, sind sie schon zufrieden mit den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens, theilen sich brüderlich in ihren kärglichen Erwerb, und bekümmern sich wenig um die Zukunft. Während sie sich willig zum Graben der Canäle oder der Anlegung von Eisenbahnen verwenden lassen, vernachlässigen sie den nützlicheren Anbau des Bodens, welcher doch das sicherste Mittel ist, reich und unabhängig zu werden. Aber der zweiten Generation geht es schon besser. Auferzogen in den großen Städten, findet sie überall Gelegenheit, die vielen Bildungsanstalten zu benützen, welche in allen Theilen der Union den Wißbegierigen zu Gebote stehen, und sich durch Talent und Fähigkeiten zu reichen und ansehnlichen Bürgern emporzuschwingen. Viele der besten americanischen Advocaten und Staatsmänner sind irischer Abkunft, und General Jackson selbst stammt aus einer irländischen Familie. Sie sind herzliche, patriotisch gesinnte Menschen, welche bloß des kühlenden Einflusses eines mehrjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten bedürfen, um gute americanische Bürger zu werden.

An und für sich wird ein gebildeter Irländer in den Vereinigten Staaten mehr geschätzt als ein Deutscher, und durch die größere Verwandtschaft der Ideen ist er vielleicht auch ein nützlicheres Glied der americanischen Gesellschaft; aber im Allgemeinen hat man die Deutschen dennoch lieber. Sie haben mehr, oder wenigstens eben so viel, für die Verbesserung des Landes und die Entwicklung seiner Hülfsquellen gethan, als irgend eine Classe von Eingebornen. Die ersten americanischen Fabriken, welche die Eifersucht Englands erregten, waren die deutschen Papier-, Tuch- und Leinwandfabriken von Pennsylvanien *), und noch jetzt rivalisiren die Staaten von Pennsylvanien und Massachusetts in diesen Zweigen der Industrie. Künste und Gewerbe haben in Philadelphia größere Fortschritte gemacht

*) Proud's History of Pennsylvania und Graham's History of the United States.

als in jeder anderen Stadt der Vereinigten Staaten; aber die vorzüglichsten dortigen Handwerker sind Deutsche, und die reichsten Kaufleute dieser Stadt sind ebenfalls Abkömmlinge von Deutschen *). Diese Beschäftigungen sind zwar nicht geeignet, einzelne Namen berühmt zu machen, aber sie bezeichnen die Masse als eine höchst arbeitsame, nützliche Classe der Gesellschaft, welche durch ihre geringere Reizbarkeit und große Beharrlichkeit vielleicht noch bestimmt ist, dem unmäßigen Ehrgeiz einer Faction heilsame Schranken zu setzen.

Der politische Einfluß der Irländer, welcher der Gegenstand so vieler Discussionen in den Vereinigten Staaten und in England geworden, und dem eine politische Partei noch kürzlich alle ihre Niederlagen zuschrieb, ist äußerst gering, und nur in den großen Seestädten fühlbar. Es ist eine wohlerörterte Thatsache, daß eine große Majorität des Landes, und nicht der Städte, die gegenwärtige Administration und die Maßregeln des Generals Jackson unterstützte, und daß beinahe alle Städte, mit Ausnahme von New-York, sich gegen dieselben erklärten. Aber selbst die Majorität in der Stadt New-York hatte keinen besonderen Einfluß auf die des Staates, welche groß genug war, für den etwaigen Verlust einer Stadt Ersatz zu leisten. Die Irländer sind lange nicht so einig als die Deutschen, und besitzen in keinem Staate genug Vermögen, um einen unmittelbaren Einfluß auf die Wahlen auszuüben. Die Deutschen im Gegentheil bilden an und für sich selbst eine Majorität in Pennsylvanien, und eine angesehene reiche Partei in vielen anderen Staaten. Als Eigenthümer des Bodens besitzen sie ein unabhängiges Stimmrecht, welches den niederen Classen der Irländer im Dienste der Capitalisten entrissen ist. Daß die Irländer dennoch für die Regierung stimmten, beweis't, daß sie es aus Grundsatz thaten, denn die Rücksicht auf ihr eigenes Interesse hätte sie wahrscheinlich zu etwas Anderem verleitet. Handel und Fabrikwesen, von welchen die größere Zahl der Irländer wenigstens mittelbar sich nährt, konnten sie leicht bewegen, anders zu stimmen, während der Bauer im Innern des Landes schon durch seine Lage weniger von den Geld-Instituten **) der großen Städte

*) In den letzten Jahren haben die vielen nach den Vereinigten Staaten gekommenen englischen Handwerker die Preise deutscher Arbeit bedeutend herabgedrückt.

**) Die Deutschen und Irländer stimmten nämlich gegen die Bank der Vereinigten Staaten und waren überhaupt eifrige Anhänger der Jackson'schen, wie jetzt der van Buren'schen Partei.

abhängt. Die Irländer, wären sie auch bis zum letzten Mann einig unter sich selbst, würden doch nicht den Einfluß und die Macht der Deutschen besitzen, welche durch Neigung, Gewohnheit, Beschäftigung und Vermögen die stärksten Demokraten des Landes sind. Ich bin hier von keinem Parteigeist geleitet, weder für noch gegen die Irländer oder Deutschen; auch spreche ich nicht von der Billigkeit oder Ungerechtigkeit ihrer Stimmen, sondern bloß von dem moralischen Werth derselben, bestimmt durch ihr eigenes Gewissen.

Auf die Ansiedlung neuer Districte pflegen sich Europäer, wie bereits erwähnt, wenig einzulassen. Diese Ehre gebührt fast ausschließlich den Auswanderern aus Neu-England, welche man emphatisch die Schanzgräber der Vereinigten Staaten nennen darf, deren Unternehmungsgeist und Gefahrverachtung man die wichtigsten Verbesserungen des Landes verdankt. Aber sie begnügen sich mit der Bezeichnung des Weges, welchen Andere einschlagen müssen, und der Befestigung der vorzüglichsten Punkte; die Zwischenräume werden dann mit Ansiedlern aus andern Staaten und Europäern ausgefüllt. Der Charakter der neu-englischen Auswanderer ist von Washington Irving zu treffend geschildert, als daß ich es wagen könnte, mehr hinzuzufügen, als nöthig ist, einen gewissen politischen Typus zu verstehen, welchen man in allen Staaten bemerkt, wo sie sich in größerer Anzahl niederließen. Das Talent eines Neu-Engländers ist universal. Er ist ein guter Ackersmann, ein vorzüglicher Schullehrer, ein sehr achtbarer Prediger, ein guter Advocat, ein vorsichtiger Arzt, ein kluger Zeitungsschreiber, ein unternehmender Kaufmann, ein schlauer Krämer, und ein thätiger wackerer Gewerbsmann. Auf diese Weise fähig, alle wichtigen Posten der Gesellschaft zu besetzen, bedarf es nur weniger Neu-Engländer, einem jungen Staat einen bleibenden Charakter aufzudrücken, selbst wenn ihre Zahl geringer wäre als die der übrigen Ansiedler. Die Staaten von Ohio und Michigan und selbst ein großer Theil des Staates von New-York liefern auffallende Beispiele dieses moralischen Uebergewichtes der Neu-Engländer; aber man würde sich gewaltig irren, wenn man hieraus schlösse, daß ihr eigener Charakter keine Metamorphose erleide, oder daß sie in ihren neuen Beziehungen in den westlichen Staaten bloß als Reformatoren aufträten, ohne ihrerseits durch den Einfluß fremder Ansiedler bis auf einen gewissen Grad umgeschaffen zu werden. Aber diese Verwandlung dient ihnen zum Heil. Ihr

Patriotismus, ſtatt innerhalb der engen Gränzen von Neu-England eingeſchloſſen zu ſeyn, ein Fehler, den man ihnen ſchon im Anfange des Revolutionskrieges vorwarf*), nimmt dort einen nationalen Charakter an. Der beſtändige Umgang mit Fremden aus allen Theilen der Welt, und beſonders aus den verſchiedenen Staaten der Union, entfernt von ihren Gemüthern gewiſſe engherzige Vorurtheile und Illiberalitäten, welche ihnen von ihren ſüdlichen Brüdern mit Recht vorgeworfen werden. Toleranz, die letzte und menſchlichſte Tochter der Civiliſation, iſt vielleicht die einzige Tugend, mit welcher der Neu-Engländer etwas haushälteriſch umgeht; aber ſelbſt dieſe gedeiht und wächſ't in den weſtlichen Staaten, und ich nehme keinen Anſtand meine Meinung auszuſprechen, daß die Einwohner jener Landſtrecken weit mehr emancipirt ſind, als die der atlantiſchen Staaten, ungeachtet aller möglichen Vorzüge der letzteren in Bezug auf Verfeinerung und Manieren. In America gibt es gewiß keinen beſſeren Charakter als den eines Neu-Engländers, verpflanzt nach den weſtlichen Staaten.

Um ſich einen Begriff zu machen von dem ſchnellen Aufblühen des Weſtens, werfe man bloß einen Blick auf die beiſpielloſe Vermehrung der Bevölkerung. Der Staat von Pennſylvanien, welcher im Jahre 1810**) 810,091 Einwohner zählte, hatte im Jahr 1830 1,348,233, Zunahme: 538,142. Die Bevölkerung des Staates von New-York, welche im Jahre 1810 ſich bloß auf 959,049 belief, hatte ſich ſchon im Jahre 1830 bis auf 1,918,608 vermehrt; Zuwachs 959,559. Die Einwohnerzahl von Alabama war geringer als 21,000, aber im Jahre 1830 war ſie ſchon auf 309,527 angewachſen; Zuwachs 288,527 oder nahe an 1374 Procent in zwanzig Jahren; die von Miſſiſippi, welche 1810 bloß 40,352 betrug, war im Jahre 1830 136,621; Zuwachs in zwanzig Jahren 96,269 oder nahe an 239 Procent. Tenneſſee enthielt 1810 261,927 Seelen, aber 1830 ſchon 681,904; Zuwachs mehr als 160 Procent; im Staate Kentucky ſtieg die Bevölkerung in demſelben Zeitraum von 406,511 auf 687,917 oder beinahe um 70 Procent; die von Ohio vermehrte ſich in derſelben Zeit von 230,760 auf 937,903, alſo um mehr als 300

*) Botta, Storia della guerra dell' independenza degli Stati Uniti.

**) Dieſe Zahlen ſind aus dem Cenſus von 1810, 1820 und 1830 entnommen.

Procent. Die Bevölkerung dieſes Staates belief ſich im Jahre 1790 bloß auf 3000 Seelen, ſie iſt alſo in 40 Jahren um 31,154$^{6}/_{00}$ Procent geſtiegen. Der Staat Indiana enthielt 1810 nur 24,520 Einwohner, aber im Jahre 1830 ſchon 343,031; Zuwachs nahe an 1300 Procent; aber die Bevölkerung von Indiana belief ſich im Jahre 1800 nur auf 4875 Seelen; der Zuwachs in dreißig Jahren, oder weniger als eine Generation, beträgt daher mehr als 6936½ Procent. Illinois enthielt im Jahre 1800 bloß 12,282 Einwohner, welche Zahl im Jahre 1830 ſchon auf 157,445 angewachſen war; Zuwachs nahe an 1345 Procent. Die Bevölkerung von Miſſouri vermehrte ſich in demſelben Zeitraume um beinahe das Siebenfache, denn die von 1810 zählte bloß 20,845, die von 1830 ſchon 140,455. Die Volkszahl der öſtlichen Staaten iſt zwar nicht in demſelben Verhältniß geſtiegen wie die der weſtlichen, vermehrte ſich aber dennoch ſchneller als, mit Ausnahme von Rußland, die irgend eines europäiſchen Staates, und der Zuwachs der Einwohnerzahl von Pennſylvanien und New-York überſtieg ſogar den der ruſſiſchen Bevölkerung.

Folgende Tabellen zeigen den Zuwachs der Bevölkerung in den verſchiedenen Staaten, von 1790 bis 1830 incluſive, nach der Angabe des Staatsſecretärs in Folge eines Senatsbeſchluſſes vom 26 Februar 1833, und eines weiteren Beſchluſſes vom 31 März 1834.

## Tabelle I,

enthaltend die Total-Bevölkerung eines jeden Staates nach fünf verschiedenen Zählungen; den numerischen Zuwachs von zehn zu zehn Jahren, und in 40 Jahren; und die Zuwachsprocente von zehn zu zehn Jahren, und in 40 Jahren.

| Name des Staates. | Jahr. | Bevölkerung. | Zuwachs von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs-Procente von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs in 40 Jahren. | Zuwachs-Procente in 40 Jahren in ganzen Zahlen. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1790 | 96,540 | | | | |
| | 1800 | 151,719 | 55,179 | 58,1923 | | |
| Maine. | 1810 | 228,705 | 76,986 | 50,7425 | 302,915 | 314 |
| | 1820 | 298,335 | 69,630 | 30,0453 | | |
| | 1830 | 399,455 | 101,120 | 33,8948 | | |
| | 1790 | 141,899 | | | | |
| | 1800 | 183,760 | 41,863 | 29,5020 | | |
| New-Hampshire. | 1810 | 214,560 | 30,598 | 16,6509 | 127,429 | 90 |
| | 1820 | 244,161 | 29,801 | 13,9023 | | |
| | 1830 | 269,328 | 25,167 | 10,3075 | | |
| | 1790 | 85,416 | | | | |
| | 1800 | 154,465 | 69,049 | 80,8585 | | |
| Vermont. | 1810 | 217,713 | 63,248 | 40,9465 | 195,236 | 229 |
| | 1820 | 235,764 | 18,051 | 8,2912 | | |
| | 1830 | 280,652 | 44,888 | 19,0394 | | |
| | 1790 | 378,717 | | | | |
| | 1800 | 423,245 | 44,528 | 11,0758 | | |
| Massachusetts. | 1810 | 472,040 | 48,795 | 11,5264 | 231,691 | 61 |
| | 1820 | 523,287 | 51,247 | 10,8561 | | |
| | 1830 | 610,408 | 87,121 | 16,6488 | | |
| | 1790 | 69,110 | | | | |
| | 1800 | 69,122 | 12 | 0,0174 | | |
| Rhode-Island. | 1810 | 77,031 | 7,909 | 11,1121 | 28,089 | 41 |
| | 1820 | 83,059 | 6,027 | 7,8251 | | |
| | 1830 | 97,199 | 14,040 | 17,0240 | | |
| | 1790 | 238,141 | | | | |
| | 1800 | 251,002 | 12,861 | 5,4006 | | |
| Connecticut. | 1810 | 262,012 | 11,040 | 4,3984 | 59,534 | 25 |
| | 1820 | 275,202 | 13,160 | 5,0221 | | |
| | 1830 | 297,675 | 22,473 | 8,1660 | | |
| | 1790 | 340,120 | | | | |
| | 1800 | 586,756 | 246,636 | 72,5141 | | |
| New-York. | 1810 | 959,049 | 372,293 | 63,1194 | 1,578,188 | 151 |
| | 1820 | 1,372,812 | 415,763 | 43,1431 | | |
| | 1830 | 1,918,608 | 545,796 | 39,7575 | | |

| Name des Staates. | Jahr. | Bevölkerung. | Zuwachs von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs = Prozente von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs in 40 Jahren. | Zuwachs = Prozente in 40 Jahren in ganzen Zahlen. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1790 | 184,139 | | | | |
| | 1800 | 211,949 | 27,810 | 15,1027 | | |
| New-Jersey. | 1810 | 245,555 | 33,606 | 15 8557 | 136,684 | 74 |
| | 1820 | 277,575 | 32,020 | 13,0398 | | |
| | 1830 | 320,823 | 43,248 | 15,5807 | | |
| | 1790 | 434,373 | | | | |
| | 1800 | 602,365 | 169,992 | 38,6746 | | |
| Pennsylvanien. | 1810 | 810,091 | 207,726 | 34,4851 | 913,860 | 210 |
| | 1820 | 1,049,458 | 239,367 | 29,5482 | | |
| | 1830 | 1,348,233 | 298,775 | 28,4695 | | |
| | 1790 | 59,096 | | | | |
| | 1800 | 64,275 | 5,177 | 8,7605 | | |
| Delaware. | 1810 | 72,674 | 8,401 | 13,0708 | 17,652 | 30 |
| | 1820 | 72,749 | 75 | 0,1032 | | |
| | 1830 | 76,748 | 3,999 | 5,4970 | | |
| | 1790 | 319,728 | | | | |
| | 1800 | 341,548 | 21,820 | 6,8246 | | |
| Maryland. | 1810 | 380,546 | 38,958 | 11,4180 | 127,312 | 40 |
| | 1820 | 407,350 | 26,804 | 7,0436 | | |
| | 1830 | 447,040 | 39,690 | 9,7435 | | |
| | 1790 | 748,308 | | | | |
| | 1800 | 880,200 | 131,892 | 17,6254 | | |
| Virginia. | 1810 | 974,622 | 94,422 | 10,7275 | 463,097 | 62 |
| | 1820 | 1,065,366 | 90,744 | 9,3107 | | |
| | 1830 | 1,211,405 | 146,039 | 13,7079 | | |
| | 1790 | 395,751 | | | | |
| | 1800 | 478,103 | 84,352 | 21,1227 | | |
| North-Carolina | 1810 | 555,500 | 77,379 | 16,1881 | 344,256 | 87 |
| | 1820 | 638,829 | 83,329 | 15,0007 | | |
| | 1830 | 737,987 | 99,158 | 15,5218 | | |
| | 1790 | 249,073 | | | | |
| | 1800 | 345,591 | 96,518 | 38,7509 | | |
| South-Carolina | 1810 | 415,115 | 69,524 | 20,1174 | 352,112 | 133 |
| | 1820 | 502,741 | 87,626 | 21,1088 | | |
| | 1830 | 581,185 | 78,444 | 15,6033 | | |
| | 1790 | 82,518 | | | | |
| | 1800 | 162,101 | 79,553 | 96,3718 | | |
| Georgia. | 1810 | 252,433 | 90,332 | 55,7258 | 434,275 | 526 |
| | 1820 | 340,989 | 88,556 | 35,0810 | | |
| | 1830 | 516,823 | 175,834 | 51,5659 | | |

| Name des Staates. | Jahr. | Bevölkerung. | Zuwachs von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs-Procente von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs in 40 Jahren. | Zuwachs-Procente in 40 Jahren in ganzen Zahlen. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1790 | 73,077 | | | | |
| | 1800 | 220,955 | 147,878 | 202,3592 | | |
| Kentucky. | 1810 | 406,511 | 185,556 | 83,9791 | 614,810 | 841 |
| | 1820 | 564,317 | 157,806 | 38,8196 | | |
| | 1830 | 687,917 | 123,600 | 21,9026 | | |
| | 1790 | 35,791 | | | | |
| | 1800 | 105,602 | 69,811 | 195,0518 | | |
| Tenneſſee. | 1810 | 261,927 | 156,125 | 147,8428 | 646,113 | 1805 |
| | 1820 | 422,815 | 161,086 | 61,5475 | | |
| | 1830 | 681,904 | 259,091 | 61,2779 | | |
| | 1790* | | | | | Zuwachs-Procente in 30 Jahren. |
| | 1800 | 45,365 | | | Zuwachs in 30 Jahren. | |
| Ohio. | 1810 | 230,760 | 185,395 | 408,6741 | 892,558 | 1,967 |
| | 1820 | 581,434 | 350,674 | 151,9681 | | |
| | 1830 | 937,905 | 356,459 | 61,3086 | | |
| | 1790 | | | | | |
| | 1800 | 4,875 | | | | |
| Indiana. | 1810 | 24,520 | 19,645 | 402,9744 | 338,156 | 6,937 |
| | 1820 | 147,178 | 122,658 | 500,2365 | | |
| | 1830 | 343,031 | 195,853 | 133,0722 | | |
| | 1790 | | | | | |
| | 1800 | 8,850 | | | | |
| Miſſiſippi. | 1810 | 10,352 | 31,504 | 355,9518 | 127,771 | 1,444 |
| | 1820 | 75,448 | 35,096 | 86,9746 | | |
| | 1830 | 136,621 | 61,173 | 81,0797 | | |
| | 1790 | | | | | Zuwachs-Procente in 20 Jahren. |
| | 1800 | | | | Zuwachs in 20 Jahren. | |
| Illinois. | 1810 | 12,282 | | | 145,163 | 1,182 |
| | 1820 | 55,211 | 42,929 | 349,5278 | | |
| | 1830 | 157,445 | 102,234 | 185,1696 | | |
| | 1790 | | | | | |
| | 1800 | | | | | |
| Louiſiana. | 1810 | 76,556 | | | 139,183 | 182 |
| | 1820 | 153,407 | 76,851 | 100,3853 | | |
| | 1830 | 215,739 | 62,332 | 40,6318 | | |

* Die Bevölkerung dieſes Staates im Jahre 1790 belief ſich auf 3000 Seelen, iſt aber für jenes Jahr in obiger Tabelle nicht angegeben.

| Name des Staats. | Jahr. | Bevölkerung. | Zuwachs von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs = Procente von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs in 40 Jahren. | Zuwachs = Procente in 40 Jahren in ganzen Zahlen. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1790 | | | | | |
| | 1800 | | | | | |
| Missouri. | 1810 | 20,845 | | | 119,610 | 574 |
| | 1820 | 66,586 | 45,741 | 219,4339 | | |
| | 1830 | 140,455 | 73,869 | 110,9377 | | |
| | 1790 | | | | | |
| | 1800 | | | | | |
| Alabama. | 1810 | 20,845 | | | Zuwachs in 20 Jahren | Zuwachs-Procente in 20 Jahren. |
| | 1820 | 144,317 | 123,472 | | 288,682 | 1,385 |
| | 1830 | 309,527 | 165,210 | 114,4772 | | |
| | 1790 | | | | | |
| | 1800 | | | | | |
| Michigan. | 1810 | 4,762 | | | 26,877 | 564 |
| | 1820 | 8,896 | 4,134 | 86,8125 | | |
| | 1830 | 31,639 | 22,743 | 255,6542 | | |
| | 1790 | | | | | |
| | 1800 | | | | | |
| Arkansas. | 1810 | | | | | |
| | 1820 | 14,273 | | | | |
| | 1830 | 30,388 | 16,115 | 112,9055 | | |
| | 1790 | | | | | |
| | 1800 | | | | | |
| Florida Territory. | 1810 | | | | | |
| | 1820 | | | | | |
| | 1830 | 34,730 | | | | |
| | 1790 | | | | | |
| | 1800 | 14,093 | | | Zuwachs in 30 Jahren. | Zuwachs-Procente in 30 Jahren. |
| District of Columbia. | 1810 | 24,023 | 9,930 | 70,4605 | 25,741 | 183 |
| | 1820 | 33,039 | 9,016 | 37,5307 | | |
| | 1830 | 39,834 | 6,795 | 20,5666 | | |

## Tabelle II,

enthaltend die Zahl der Sklaven in jedem Sklavenstaat, nach fünf verschiedenen Zählungen; den numerischen Zuwachs von zehn zu zehn Jahren; und die Zuwachs-Procente von zehn zu zehn Jahren.

| Name des Staats. | Jahr. | Sklaven. | Zuwachs von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs-Procente von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs in 40 Jahren. | Zuwachs-Procente in 40 Jahren in ganzen Zahlen. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1790 | 103,036 | | | | |
| | 1800 | 105,635 | 2,599 | 2,5224 | | |
| Maryland. | 1810 | 111,502 | 5,867 | 5,5540 | Abnahme 43 | 4/100 |
| | 1820 | 107,398 | — 4,104 | — 3,6807 | | |
| | 1830 | 102,994 | — 4,404 | — 4,1006 | | |
| | 1790 | 293,427 | | | | |
| | 1800 | 347,796 | 52,369 | 17,8474 | | |
| Virginia. | 1810 | 392,518 | 46,722 | 13,5114 | 176,330 | 60 |
| | 1820 | 425,153 | 32,635 | 8,3145 | | |
| | 1830 | 469,757 | 44,604 | 10,4913 | | |
| | 1790 | 100,572 | | | | |
| | 1800 | 133,296 | 32,724 | 32,5379 | | |
| North-Carolina. | 1810 | 168,824 | 35,528 | 26,6555 | 145,029 | 144 |
| | 1820 | 205,017 | 36,195 | 21,4385 | | |
| | 1830 | 245,601 | 40,584 | 19,7954 | | |
| | 1790 | 107,094 | | | | |
| | 1800 | 146,151 | 39,057 | 36,4698 | | |
| South-Carolina. | 1810 | 196,365 | 50,214 | 34,3576 | 208,307 | 195 |
| | 1820 | 258,475 | 62,110 | 31,6299 | | |
| | 1830 | 315,401 | 56,926 | 22,0258 | | |
| | 1790 | 29,264 | | | | |
| | 1800 | 59,404 | 30,140 | 102,9934 | | |
| Georgia. | 1810 | 105,218 | 45,814 | 77,1228 | 188,267 | 643 |
| | 1820 | 149,656 | 44,438 | 42,2342 | | |
| | 1830 | 217,531 | 67,875 | 45,0354 | | |
| | 1790 | 11,830 | | | | |
| | 1800 | 40,343 | 28 513 | 241,0228 | | |
| Kentucky. | 1810 | 80,561 | 42,218 | 99,6902 | 153,383 | 1,297 |
| | 1820 | 126,732 | 46,171 | 57,3119 | | |
| | 1830 | 165,213 | 38,481 | 30,3641 | | |
| | 1790 | 3,417 | | | | |
| | 1800 | 13,584 | 10,167 | 297,5117 | | |
| Tenneſſee. | 1810 | 41,535 | 30,951 | 227,8489 | 138,186 | 4,044 |
| | 1820 | 80,107 | 35,572 | 79,8715 | | |
| | 1830 | 141,603 | 61,496 | 76,7675 | | |

| Name des Staats. | Jahr. | Sklaven. | Zuwachs von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs-Procente von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs in 40 Jahren. | Zuwachs-Procente in 40 Jahren in ganzen Zahlen. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1790 | | | | Zuwachs in 30 Jahren | Zuwachs-Procente in 30 Jahren |
| | 1800 | 3,489 | | | | |
| Mississippi. | 1810 | 17,088 | 13,599 | 389,7678 | 62,170 | 1,782 |
| | 1820 | 32,814 | 15,226 | 92,0295 | | |
| | 1830 | 65,659 | 32,845 | 100,0945 | | |
| | 1790 | | | | | |
| | 1800 | | | | | |
| Louisiana. | 1810 | 34,660 | | | 74,928 | 216 |
| | 1820 | 69,064 | 34,404 | 99,2614 | | |
| | 1830 | 109,588 | 40.524 | 58,6760 | | |
| | 1790 | | | | | |
| | 1800 | | | | | |
| Missouri. | 1810 | 3,011 | | | 22,080 | 733 |
| | 1820 | 10,222 | 7,211 | 239,4885 | | |
| | 1830 | 25,091 | 14,869 | 145,4608 | | |
| | 1790 | | | | | |
| | 1800 | | | | | |
| Alabama. | 1810 | | | | | |
| | 1820 | 47,459 | | | | |
| | 1830 | 117,549 | 70,110 | 147,7898 | | |

## Tabelle III,

enthaltend die Total-Summen, numerische Zuwüchse und Zuwachs-Procente der verschiedenen Classen der Bevölkerung von zehn zu zehn Jahren, und in 40 Jahren, von 1790 bis 1830 inclusive.

| Name der Classe. | Jahr. | Total-Summe. | Zuwachs von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs-Procente von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs in 40 Jahren. | Zuwachs-Procente in 40 Jahren in ganzen Zahlen. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1790 | 3,172,464 | | | | |
| | 1800 | 4,304,502 | 1,132,038 | 35,6832 | | |
| Freie Weiße. | 1810 | 5,862,001 | 1,157,502 | 36,1831 | 7,364,914 | 232 |
| | 1820 | 7,872,711 | 2,010,707 | 34,3007 | | |
| | 1830 | 10,537,378 | 2,664,667 | 33,8169 | | |
| | 1790 | 697,897 | | | | |
| | 1800 | 893,041 | 195,144 | 27,9617 | | |
| Sclaven. | 1810 | 1,191,364 | 298,323 | 33,4053 | 1,511,146 | 188 |
| | 1820 | 1,545,688 | 352,324 | 29,5732 | | |
| | 1830 | 2,009,043 | 465,555 | 30,1457 | | |

| Name der Classe. | Jahr. | Total-Summe. | Zuwachs von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs-Procente von zehn zu zehn Jahren. | Zuwachs in 40 Jahren. | Zuwachs-Procente in 40 Jahren in ganzen Zahlen. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1790 | 59,466 | | | | |
| | 1800 | 108,598 | 48,932 | 82,2857 | | |
| Freie Farbige. | 1810 | 186,446 | 78,048 | 72,1858 | 260,133 | 437 |
| | 1820 | 238,197 | 51,751 | 27,2202 | | |
| | 1830 | 319,599 | 81,402 | 34,1742 | | |
| | 1790 | 767,363 | | | | |
| | 1800 | 1,001,439 | 244,076 | 32,2271 | | |
| Freie Farbige u. Sklaven. | 1810 | 1,377,810 | 376,371 | 36,4473 | 1,571,279 | 207 |
| | 1820 | 1,781,885 | 404,075 | 33,3542 | | |
| | 1830 | 2,328,642 | 546,757 | 30,6842 | | |
| | 1790 | 3,929,827 | | | | |
| | 1800 | 5,305,941 | 1,376,114 | 35,0172 | | |
| Total-Bevölkerung. | 1810 | 7,239,814 | 1,933,873 | 36,4475 | 8,936,193 | 227 |
| | 1820 | 9,654,596 | 2,414,782 | 33,3542 | | |
| | 1830 | 12,866,020 | 3,211,424 | 33,2632 | | |

## Tabelle IV,

enthaltend die jährlichen Zuwachs-Procente von zehn zu zehn Jahren von 1790 bis 1830 inclusive.

| Jahr. | Weiße. | Freie Farbige. | Sklaven. | Total-Bevölkerung. |
|---|---|---|---|---|
| 1790 | | | | |
| 1800 | 3,10 | 6,19 | 2,50 | 3,05 |
| 1810 | 3,14 | 5,57 | 2,92 | 3,16 |
| 1820 | 3,00 | 2,48 | 2,62 | 2,92 |
| 1830 | 2,96 | 2,98 | 2,67 | 2,91 |

## Tabelle V,

enthaltend die Zeit der ersten und zweiten Verdoppelung der Bevölkerung.

Weiße . . . . . die erste in 22,68 Jahren fand statt im Jahr 1815;
Freie Farbige . . . — — — 11,70 — — — — — 1802;
Sklaven . . . . . — — — 26,11 — — — — — 1816;
Sklaven u. freie Farbige — — — 23,62 — — — — — 1814;
Total-Bevölkerung . — — — 22,85 — — — — — 1815;
Weiße . . . . . die zweite in 23,66 — — — — — 1836;
Freie Farbige . . . — — — 18,20 — — — — — 1820;
Sklaven . . . . . — — — 26,15 — — — — — 1843;
Sklaven u. freie Farbige — — — 26,12 — — — — — 1840;
Total-Bevölkerung . — — — 24,11 — — — — — 1837;

## Tabelle VI,

enthaltend die Zahlen jeder Classe der ersten und zweiten Volks-Verdoppelung.

| | Weiße. | Freie Farbige. | Sklaven. | Summe der Farbigen. | Total-Bevölkerung. |
|---|---|---|---|---|---|
| Erste Verdoppelung . . | 6,344,928 | 118,932 | 1,395,794 | 1,514,726 | 7,859,651 |
| Zweite Verdoppelung | 12,689,856 | 237,864 | 2,791,588 | 3,029,452 | 15,719,308 |

Mehr als neun Zehntel aller Auswanderer nach Westen sind Ackerbauer oder Pflanzer, und es sind daher besonders Agricultur-Interessen, welche die schnelle Ansiedlung des unermeßlichen Territoriums der Vereinigten Staaten herbeiführen, das jetzt noch dem Unternehmungsgeiste offen steht. Handel und Gewerbe folgen zwar dem Pfade jener Ansiedler, aber sie bahnen keinen Weg nach jenen Regionen und sind eher Begleiter als Urheber der Civilisation. Das Festland von America hätte, wie die Inseln der Südsee, von tausend unternehmenden Kaufleuten und Seefahrern besucht werden können, ohne auch nur auf einen Augenblick seiner Wildheit entrissen zu seyn. Nur der wirkliche Anbau des Bodens — das unbestreitbare Eigenthumsrecht auf alle durch eigene Arbeit erworbene Güter — legt den Grund zu künftigen Staaten, oder rechtfertigt den Besitz eines Landes. Möge daher kein empfindsamer Europäer die barbarische Grausamkeit der Anglo-Americaner bejammern, welche die Ureinwohner von dem Boden ihrer Väter scheucht, und sie zwingt, vor der immer weiter schreitenden Civilisation in die westlichen Wälder zu fliehen. — Die Ureinwohner von America, mit seltenen Ausnahmen, besaßen den Boden, auf den sie traten, eben so wenig als die Luft, die sie einathmeten. Sie hatten ihn nie angebaut; auch besaßen sie einzeln keinen Rechtstitel auf seinen Besitz, gegründet auf eigene Arbeit. Er gehörte ihnen gemeinschaftlich mit den Thieren des Waldes, und diente ihnen, wie jenen, nur zum Raube. Die Engländer konnten eben so wohl das Weltmeer ihr Eigenthum nennen, weil sie sich darauf bewegten, als die Indianer das Festland von America, weil sie in seinen Wäldern hausten. Die Eroberungen von Peru und Mexico, deren Einwohner bereits eine höhere Stufe menschlicher Bildung erreicht hatten, waren Werke barbarischer Grausameit; aber

dieſer Vorwurf kann die ruhigen Fortſchritte der Civiliſation nicht treffen, welche in den Vereinigten Staaten einen Indianerſtamm nach dem andern verdrängen, bis das rothe Menſchengeſchlecht endlich ganz von der Erde verſchwindet.

Der americaniſche Anſiedler nimmt Beſitz von einem Boden, der, von keines Menſchen Hand bebaut, nie einen eigentlichen Herrn hatte. Er baut ſein Blockhaus in eine Oedung, welche Raum für Millionen hat, und in welcher kaum einige hundert Jäger der Spur des Wildes folgen. Iſt dieß Räuberei? Iſt es Grauſamkeit, ein Land anzubauen und zu civiliſiren, und den Weg zu Reichthümern Tauſenden zu öffnen, die ſonſt arm und unglücklich wären, weil man nicht vermeiden kann, das Jagdrevier einiger wandernder Horden zu betreten, und ihr Wild zu verſcheuchen? Aber dieß thun die Americaner, und mit den Dammhirſchen verſchwinden die Indianer aus den Wäldern. Umſonſt ſpricht man von der möglichen Civiliſation der Indianer. Wäre dieſe wirklich erreichbar, was mehr als zweifelhaft iſt, wenn man an die vielen bis jetzt gemachten unglücklichen Verſuche denkt, ſo würden doch die Indianer in Bezug auf Wiſſenſchaft, Kunſt und mechaniſche Fertigkeit ihren Lehrern nachſtehen, und deßhalb von der Geſellſchaft geächtet ſeyn. *)

Wir können nicht umhin, das Schickſal dieſer Völker zu betrauern; aber kaum können wir daran denken, ſie von ihrem Untergang zu retten, ohne uns gegen die übrige Menſchheit zu verſündigen. Die Macht, welche aus dem Anbau des Bodens und der Gründung feſter Wohnſitze entſpringt, iſt ſo unwiderſtehbar und ausdauernd, daß ſie endlich über alle Hinderniſſe ſiegen und ſelbſt den zerſtörenden Einflüſſen eines Krieges Trotz bieten muß. Dieß iſt der Grund,

*) Der gegenwärtige Zuſtand der Creeks und Cherokeſen liefert einen neuen Beweis von der Unfähigkeit der Indianer, eine der americaniſchen ähnliche Geſellſchaft zu bilden. — Rothjacke (Red Jacket), ein Indianer-Häuptling von großer Beredſamkeit, in ſeiner Antwort auf die von den Miſſionären an ihn geſtellte Aufforderung, zum Chriſtenthum überzugehen, bemerkte, wie es wahrſcheinlich wäre, daß Gott die weiße und rothe Menſchenrace zu ganz verſchiedenen Zwecken beſtimmt hätte. „Euch," ſagte er, „hat er die Künſte gegeben, gegen dieſe hat er unſere Augen auf ewig geſchloſſen. Gott liebt ſeine weißen Kinder mehr als die rothen; warum ſollte er euch nicht auch eine andere Religion gegeben haben?" — Red Jacket's reply to the missionaries, translated by Thomas Jefferson.

warum die brittiſchen Colonien in America ſo ſchnell zunahmen und zuletzt Canada verſchlangen. Die Militärmacht der franzöſiſchen Colonien war der engliſchen weit überlegen, ihre Fortificationslinien erſtreckten ſich von den Mündungen des Miſſiſippiſtroms bis zum Fluß St. Lawrence, aber ſie hatten keinen Beſitz von dem dazwiſchen liegenden Gebiet durch daſelbſt gegründete Niederlaſſungen, keine Intereſſen, geknüpft an die Cultur des Bodens, und der Erfolg bewies ihnen, daß wo das größte Eigenthum angehäuft iſt, da müſſen auch die ſtärkſten Vertheidigungsmittel ſeyn, und auf dieſe Seite muß der Sieg ſich endlich neigen. Aber wenn die auf Ausbreitung durch Anbau des Bodens beruhende Politik ſo mächtigen Nebenbuhlern wie den Franzoſen zum Verderben gereichen konnte, was ſollte man von dem planloſen, ſchlecht berathenen Widerſtand oder den Angriffen der Indianer erwarten, welche weder militäriſche Kenntniſſe beſitzen, noch auf irgend einem Punkt hinlänglich ſtark ſind, der ſich immer mehr ausbreitenden Macht der Anſiedler ernſtliche Hinderniſſe entgegen zu ſetzen?

Auch kann das Verlaſſen ihrer Jagdreviere den Indianern nicht die namenloſen Seufzer entreißen, welche ein ewiges Lebewohl der väterlichen Erde, dem Schauplatz aller Freuden und der Heimath aller Theuren und Geliebten, voll von Erinnerungen und Sagen verfloſſener Jahrhunderte, einem gebildeten Volke auspreßt. Der Indianer verläßt, was eigentlich nie ſein war, er läßt keinen Gegenſtand andächtiger Erinnerung zurück in ſeinen Wäldern, und obſchon der ganze Stamm den Verluſt beklagen mag, ſo iſt doch kein Einzelner ſeines Eigenthums beraubt. Aber hier müſſen wir hauptſächlich die Gefühle einzelner Perſonen in Anſchlag bringen, nicht die des ganzen Stammes oder der Nation. Ein Volk fühlt die ihm zugefügten Leiden nur nach Maßgabe als ſeine Schmerzen von Einzelnen gefühlt und verſtanden werden; aber dieſes fordert einen Grad von moraliſcher Ausbildung und Nationalität, wovon uns ſelbſt die Geſchichte wenig Beiſpiele liefert, und von welchem nur geringe Spuren in dem Charakter der Indianer anzutreffen ſind. Der Haß der gefärbten Racen gegen die Weißen und unter ſich ſelbſt iſt kein Beweis von Vaterlandsliebe oder Anhänglichkeit an ihre heimathlichen Wälder. Haß gegen Andere iſt bloß eine negative und barbariſche Nationaleigenſchaft, aber keineswegs ein nothwendiger Begleiter vaterländiſcher Tugenden. Der gegenſeitige Haß der Racen iſt etwas Thie-

riſches und Inſtinctmäßiges, weit entfernt von der edlen Uneigennützigkeit ächter Vaterlandsliebe. Mit welchen Farben auch die Poeſie die Verdrängung der Indianerſtämme ſchmücken mag, es iſt doch nur das Fortſchleppen eines Krankenbettes von einem Ort, wo der Tod gewiß, zu einem, von dem er weiter entfernt iſt. Auch iſt es nicht ein jugendlicher oder Mannestod, ſondern der des Greiſenalters und der Entkräftung, den der Indianer zu ſterben verurtheilt iſt, und in ſeiner modernden Aſche reift der Same von Reichen, die beſtimmt ſind, das Schickſal der Welt zu lenken. Dieß heißt bloß die allgemeinen Naturgeſetze auf die Menſchen anwenden. Es gibt kein Leben ohne vorausgegangenen Tod, keinen Samen ohne Zerſtörung der Blüthen, keinen Sprößling ohne Vernichtung ſeiner Erzeuger. Ein Volk muß untergehen, um einem anderen Raum zu ſchaffen, und es iſt ein beſonderes Glück für die Vereinigten Staaten, daß ſie dieſer Revolution zuſehen können ohne fieberhafte Aufregung ihres Innern, und ohne die natürliche Folge von Begebenheiten durch die Gräuel eines Krieges zu beſchleunigen.*)

Aber der Weſten würde ſich nicht ſo ſchnell bevölkern, wenn der Anbau des Bodens nicht zu Wohlſtand und Reichthümern führte. Der Boden des Miſſiſippithals iſt vielleicht der ergiebigſte und reichſte der Erde, und, alles hervorbringend, was zum Genuſſe des Lebens gehört, beſtimmt, der Wohnſitz von Hunderten von Millionen zu werden.**) America iſt unſtreitig der fruchtbarſte Welttheil, und ſo unermeßlich ſind die Ebenen ſeiner großen Stromgebiete, daß die ganze Bevölkerung von Europa an den Ufern des Miſſiſippiſtroms allein Platz hätte. Die ganze Bevölkerung der fünf großen Continente beläuft ſich ungefähr auf tauſend Millionen; aber welche wichtige Veränderung dürfen wir nicht in dem Zuſtande des ganzen Menſchengeſchlechts erwarten, wenn wir wiſſen, daß es eine Conföderation von Republiken gibt, welche fähig iſt, mit mehr Freiheit und Bequemlichkeit als je einem Volke zu Theil ward, eine Bevölkerung zu ernähren, welche die des ganzen Erdballs übertrifft? Kein Land der Erde iſt durch ſeine phyſi-

*) Was man in America den Indianerkrieg heißt, iſt nichts als eine Reihenfolge von Scharmützeln mit einigen nahen Indianerſtämmen, welcher bloß darum ſo lange dauert, weil man ihn für zu unbedeutend hält, eine allgemeine Bewaffnung zu rechtfertigen.

**) Vergl. DE TOCQUEVILLE „De la Démocratie en Amérique.“

fischen und geographischen Verhältnisse so zur Agricultur und zum Handel geeignet, als der Theil des americanischen Festlandes, welcher das Territorium der Vereinigten Staaten in sich faßt. Gleich China sind die Vereinigten Staaten unabhängig von der übrigen Welt, denn sie bringen nicht nur das hervor, was zum Leben gehört, sondern auch alle Luxusartikel, welche ein gewisser Grad von Verfeinerung nicht leicht entbehren kann. Sie enthalten jedes Klima, vom höchsten Norden bis zum tiefsten Süden, und jede Gattung von Vegetation, geeignet für Handel und Fabriken. Aber die Leichtigkeit der Communication auf den Flüssen und die Weltschifffahrt der Vereinigten Staaten haben nicht ihres Gleichen auf der Erde, und sind das dauerhafteste Bindungsmittel, welches die verschiedenen Staaten zusammenhält. Es gibt keine Niederlassung in der Union, welche nicht die Mittel besäße, sich mit einer Stadt oder mit einem Marktflecken in Verbindung zu setzen, und daher nicht bloß alle Erfordernisse des Wohlstandes in ihren häuslichen Einrichtungen enthielte, sondern auch die Hoffnung auf Realisirung des Werthes ihrer Producte, und dadurch auf Reichthum und Unabhängigkeit. Was ist selbst die Lage von China in Bezug auf den Welthandel, verglichen zu der der Vereinigten Staaten, wenn sie gänzlich angebaut seyn und von einem Weltmeer zum andern reichen werden? Das größte Reich, Rußland, bedürfte der schwedischen Halbinsel, um einen Posten einzunehmen, welcher nur im geringsten damit verglichen werden könnte; und selbst dann würde das große, zwischen beiden Meeren liegende Gebiet die Schwierigkeiten der Communication und seine hohe nördliche Breite ihm die vorzüglichsten Vortheile seiner Lage rauben. Ein einziger Blick auf die Karte der Vereinigten Staaten und eine auch nur oberflächliche Bekanntschaft mit ihren Bewohnern sind hinlänglich, selbst den hartnäckigsten Ungläubigen zu überzeugen, daß America bestimmt ist, der erste Agricultur-, Handels- und Fabrikstaat der Welt zu werden. Es wird den äußersten Osten und Westen der übrigen Continente berühren, und gleich geschickt seyn zum Handel mit Ost- und West-Indien. Die Vereinigten Staaten werden dann der Mittelpunkt der Civilisation seyn, und durch ihre Lage in der Mitte zwischen Asien und Europa einen höchst wichtigen Einfluß auf alle Völker ausüben. Europäer hören mit Erstaunen von den reißenden Fortschritten der Civilisation



(Die Americaner.)

und Macht der Vereinsſtaaten; aber alles, was America bis jetzt gethan, iſt nur ein ſchwaches Vorſpiel zu der Rieſenrolle, die es beſtimmt iſt in dem Univerſal-Drama der Welt zu ſpielen.

Ehe ich dieſes Capitel ſchließe, glaube ich meinen Landsleuten, und vielleicht auch andern Europäern, die nach den Vereinsſtaaten auswandern wollen, einen Dienſt zu erweiſen, wenn ich ihnen rathe, Folgendes zu beherzigen:

Es gehe niemand nach America auf Speculation, ſondern gleich in der Abſicht, dort ſeinen beſtändigen Wohnſitz aufzuſchlagen; auch erwarte Keiner dort ein gemächliches Leben zu führen, ſondern ſey bereit zur härteſten Arbeit und entſchloſſen zu ununterbrochener Thätigkeit, denn nur dieſe führen zu Wohlſtand und Unabhängigkeit in den Vereinigten Staaten. Möge jeder Auswanderer daran denken, daß er auf dem Punkt ſteht, mit den thätigſten Menſchen der Welt in Concurrenz zu treten, deren Verfaſſung und Staatsverwaltung ihm zwar den ungeſtörten Beſitz ſeines Eigenthums ſichern, aber ihm auch die Sorge für deſſen Erwerb ganz allein überlaſſen, und daß nichts als eigene Anſtrengung, verbunden mit Klugheit und Sparſamkeit, Hoffnung auf Erfolg gewähren kann. Deutſche Emigranten thun wohl, keine Art von Haus- oder Ackergeräthſchaften mitzunehmen, welche bloß die Koſten der Reiſe vermehren, ohne eigentlich den Anſiedlern zu nützen. Die meiſten hievon werden in den Vereinigten Staaten beſſer verfertigt als in Deutſchland, eignen ſich mehr für den dortigen Gebrauch, und werden zu viel billigeren Preiſen verkauft. Viele Auswanderer bringen Wägen, Pflüge, Karren u. ſ. w. nach America, ohne zu bedenken, daß die Transportkoſten den eigentlichen Werth dieſer Gegenſtände weit überſteigen, und ein fremder Boden oder verſchieden gebaute Straßen ganz anders geformte Geräthſchaften erfordern dürften. *) Wer kein Kaufmann iſt, der laſſe alle kaufmänniſchen Speculationen bei Seite, welche eine genaue Kenntniß der Waarenpreiſe und des Verkaufsmarktes vorausſetzen. Er bedenke, daß er, einmal zum Verkauf gezwungen, ſeine Güter unter ihrem Werthe losſchlagen muß; daß Handel Capital und Credit vorausſetzt, und daß ohne dieſe und die nöthigen Kenntniſſe

*) Europäiſche Wägen, Pflüge, Rechen u. ſ. w. taugen ſelten für den Zuſtand des americaniſchen Bodens; ſelbſt die aus England eingeführten ſtehen den americaniſchen nach, welche ſich durch hohe Zweckmäßigkeit und Wohlfeilheit auszeichnen.

von den Bedürfnissen des Landes er nothwendigerweise zum Spielzeug jedes Gauners oder Betrügers werden muß*).

Deutsche Landleute sollten bei ihrer Ankunft in den Vereinigten Staaten sich nicht zu lange in den großen Seestädten aufhalten, sie verzehren dort unnütz ihr Geld, und jeder Tag ihres Aufenthaltes ist für ihr weiteres Fortkommen rein verloren; am besten ist es, wenn sie gleich aufs Land ziehen, statt sich in den Städten als Diener zu verdingen, und zuerst als Arbeiter die Beschaffenheit des Bodens und Klima's kennen lernen, ehe sie auf eigene Rechnung zu wirthschaften anfangen. Von mehreren Gliedern einer Familie sollten nur jene in den Städten bleiben, welche ein Gewerbe zu treiben verstehen; aber besser ist es immer, wenn die ganze Familie gleich nach Westen zieht, wo sie hoffen kann, ein ihren Sitten und Gebräuchen angemesseneres Unterkommen zu finden, als an der Seeküste, wo ein zu schneller Uebergang von dem ihnen angewohnten einfachen Landleben zu den Verfeinerungen der Städte leicht ihrer Sittlichkeit gefährlich werden kann. In den Städten, obschon einzelne Personen dort recht gut ihr Fortkommen finden mögen, wird es ihnen doch als Fremden schwer werden, sich zu einer absoluten Gleichheit mit den Eingebornen emporzuschwingen; aber auf dem Lande, und besonders

*) Uhren, Leinwand, Baumwollenzeuge u. s. w. nehme ja kein Deutscher mit; die im Staate Connecticut verfertigten Wanduhren sind wenigstens eben so gut als die deutschen, sehen viel besser aus und kosten kaum die Hälfte. Leinwand wird in ungeheuren Quantitäten aus Irland eingeführt, und Baumwollenzeuge aus England zu Preisen, mit welchen die deutschen gar nicht concurriren können. Man kann annehmen, daß beständig für dreißig Millionen Pfund Sterling englische Waaren, auf Rechnung der Engländer, in den americanischen Entrepots zum Verkauf bereit liegen, — und dazu werden die gröberen Baumwollenzeuge in America selbst zu noch billigeren Preisen verfertigt. (Vergl. Cap. IX über american. Manufacturen.) — Das beste nach den Vereinigten Staaten mitzunehmende Geld sind die französischen Fünf-Franken-Thaler, denn diese haben vermöge Congreß-Acte vom 27 Mai 1831 den gesetzlichen Werth von 93 Cents oder $^{93}/_{100}$ eines spanischen Thalers, werden aber allgemein für 94 Cents in Zahlungen angenommen, und haben überdieß in größeren Quantitäten noch einen Aufwechsel von einem bis zwei Procent. Die für America tauglichsten Goldstücke sind nur die französischen Napoleons und die englischen Sovereigns oder Pfundstücke; letztere genießen den höchsten Aufwechsel (von 8 bis 10 Procent).

auf ganz jungen Niederlassungen, können sie hoffen, durch Thätigkeit und Sparsamkeit eben so reich und mächtig zu werden als ihre americanischen Mitbürger. Auf dem Lande werden ihnen tausend Vergünstigungen gestattet, auf welche sie in Städten verzichten müssen; dort ist ihnen erlaubt, ihren eigenen Neigungen und Gewohnheiten zu folgen, aber in den Städten müssen ihnen die Sitten und Gebräuche der Mehrzahl zur Richtschnur dienen.

Kein Fremder in America mische sich in Politik, ehe er Zeit gehabt hat, die Institutionen des Landes und seine Verfassung kennen zu lernen. Eine voreilige Annahme von Grundsätzen, deren Werth er nicht erwogen, könnte gar sehr seinem Einfluß schaden, und selbst seinem bürgerlichen Fortkommen ernstliche Hindernisse in den Weg legen. Es ist die Pflicht jedes europäischen Ansiedlers, sich mit den americanischen Gesetzen und Gebräuchen bekannt zu machen, damit er selbst urtheilen könne, zu welcher Partei er sich zu schlagen habe. Die Deutschen sollten besonders mehr Eifer für die Erlernung der englischen Sprache zeigen, ohne welche es ihnen unmöglich ist, den eigentlichen Sinn von tausend wichtigen Dingen zu fassen, mit denen sie sich vertraut machen sollten. Die americanischen Zeitungen enthalten unendlich mehr Belehrung über die meisten politischen Vorgänge als die deutschen, welche, mit wenigen Ausnahmen, nichts als verstümmelte Auszüge aus americanischen Blättern geben, in einer Sprache, von der es schwer hält zu sagen, ob sie weniger deutsch oder englisch sey.

Noch ist zu bemerken, daß in America große Güterbesitzer selten gute Geschäfte machen; dreißig bis vierzig Morgen Landes in den atlantischen Staaten, oder ein- bis zweihundert in den westlichen, bilden gewöhnlich die vortheilhafteste Wirthschaft. Was mehr ist, muß der Eigenthümer entweder vernachlässigen, oder Anderen zur Bearbeitung übergeben, denn, wie bereits gesagt, die Arbeit der Aermeren zu miethen, ist in America kostspieliger als in Europa, und in den westlichen Staaten sogar unmöglich. Was ein Landwirth selbst bauen kann, ist gewinnreich; alles, was er durch Andere thun läßt, ist wenig einträglich, und oft mit Schaden verbunden. Darum gibt es in den Vereinigten Staaten, mit Ausnahme der südlichen Provinzen, nur wenig große Güter, so billig auch der Preis der Ländereien ist, und obschon unermeßliche Strecken noch mit Schilfgras oder Urwald bedeckt sind. Aber diese nothwendig gleichmäßigere

Vertheilung des Eigenthums befördert am besten den Anbau des Landes, und ist zugleich eine große Bürgschaft für den Fortbestand seiner republicanischen Verfassung. Die größere Zahl der Begüterten vermehrt das allgemeine Interesse der Bürger in der Aufrechthaltung ihrer politischen Einrichtungen, und gibt ihren Stimmen größere Freiheit und Unabhängigkeit. Zwar gibt es in den Vereinigten Staaten Besitzer großer wilder Landstrecken; aber um diese urbar zu machen, werden sie in kleineren Parcellen verkauft, und von größtentheils armen Ansiedlern angebaut. Dieß ist in der That ein Mittel, durch Ländereien reich zu werden. Land wird in America als eine Waare betrachtet, es wird in größeren Quantitäten aufgekauft, und in kleineren Partien wieder veräußert. Ohne diese Maßregel hätte die Bevölkerung in den letzten zwanzig oder dreißig Jahren nicht so rasch zugenommen, und viele westliche Niederlassungen, welche bereits in voller Blüthe stehen, würden noch so unbewohnt seyn, als die Küste des stillen Oceans.

Nichts als die Liebe zur Unabhängigkeit konnte jene kräftigen Ackerbauer bewegen, die Wildniß ihrer gebildeten Heimath vorzuziehen. Suchten sie bloß ein gemächliches Leben, so konnten sie es in einer untergeordneten Sphäre in den Städten und angebauten Districten finden, nicht aber in den Urwäldern des Westens. Die Lust zur Arbeit unter den Reichen, und die Geneigtheit der Armen, harte, aber unabhängige Arbeit wohlbezahlter Knechtschaft vorzuziehen, sind die vorzüglichsten Ursachen der beispiellosesten Prosperität in den Vereinigten Staaten.

Die Ungeneigtheit der Armen, zu dienen, und die Unzufriedenheit mit ihrem Schicksal, wenn Umstände sie dazu nöthigen, bilden den Text unaufhörlicher Klagen von Seite der reichen und mehr aristokratischen Familien. Das Thema ist zu fruchtbar, als daß europäische Reisende es nicht benützt haben sollten, ihre Werke mit zahlreichen Schilderungen lächerlicher Prätensionen americanischer Dienstboten auszuschmücken. Ich gebe gern zu, daß es wenig eingeborne Americaner gibt, welche sich herabwürdigen könnten, eine Livree oder irgend ein anderes Zeichen von Knechtschaft an sich zu tragen; aber es gibt auch wenig Americaner, welche sich glücklicher fühlten, wenn ihre Diener Röcke von mehr als einer Farbe trügen. Die Einwohner von Neu-England sind eben so bereit, ihre Diener „Helfer" (helps) zu heißen, als die letzteren unwillig, ihren Herren

den Titel von „gnädigen Gebietern" (masters) beizulegen; und da beide Theile über diesen Gegenstand mit einander vollkommen einverstanden sind, so hat keine Partei Ursache, sich zu beklagen, oder mit der andern unzufrieden zu seyn.

Es ist wahr, daß wenige americanische Diener die Behandlung buntfärbiger Vagabunden ertragen würden; aber sie sind auch nicht dieselben müßigen, unwissenden, nachlässigen Menschen als in Europa. Ein americanischer Diener kann lesen, schreiben, und besonders rechnen; er hat ein Interesse an der Politik des Staates, lies't die Zeitungen, wohnt den öffentlichen Versammlungen bei, und hört Vorlesungen über Staatsökonomie und Religion. Er ist ein Mitglied der Miliz, zahlt Taxen, und besitzt das Recht zu stimmen.*) Weit entfernt, sich mit seinem Stande als Diener zufrieden zu stellen, schmiedet er unaufhörlich Plane für die Zukunft. Kaum hat er sich ein Paar Thaler erspart, so schlägt er auch schon einen Kramladen auf, und nicht selten bringt er es bis zum Kaufmann und Schiffseigenthümer. Mit solchen Aussichten ist ein americanischer Diener nicht immer ein bereitwilliger, kriechender Schmeichler; aber daraus folgt nicht, daß er seinen Dienst vernachlässigen, oder sich weigern muß, das zu erfüllen, wozu er sich durch Vertrag verbindlich macht. Ich bin überzeugt, daß americanische Dienstboten mehr und schneller arbeiten, als selbst die englischen, und daß sie wegen ihrer größeren Intelligenz den meisten europäischen vorzuziehen sind. Ein angesehener Americaner hat selten mehr als Einen Diener, welcher zu gleicher Zeit Pförtner, Bedienter, Kellermeister, und oft sogar Leibkutscher ist. Er putzt die Stiefel und Schuhe, reinigt die Kleider, wäscht die Fensterscheiben, räumt die Wohnung auf, säubert die Schlösser, wartet bei Tische auf, geht auf den Markt, führt die Bücher, und ist mit Einem Wort das Factotum des ganzen Haushaltes. Er thut das, wozu in Europa wenigstens sechs Personen nöthig wären, und ist ungeachtet seines hohen Lohnes ein wohlfeilerer Diener als ein Europäer. Er ist immer zu Hause, immer

*) Ich habe selbst einen americanischen Bedienten von „dem Herrn mit dem er wohne" sagen hören „er sey ein lieber Mann, aber verstünde nichts von Politik; denn er könne darüber mit ihm nie einig werden, und stimme daher immer gegen ihn." Sein Herr wußte dieß, behielt ihn aber doch in seinem Dienst.

thätig, und ſelbſt an Sonntagen (eigentliche Feiertage gibt es nicht in America) in keinem Bier- oder Weinhauſe zu treffen. Statt in America keine guten Diener zu finden, iſt es bloß ſchwierig, ſie lange zu behalten; denn es ſind Wenige unter ihnen, deren Talente für Handel und Gewerbe ſie lange bei einer Beſchäftigung ließen, welche ihren Wünſchen und Neigungen ſo wenig entſpricht.

Ueber weibliche Dienſtboten wird wenig geklagt, obſchon auch dieſe eine andere Behandlung verlangen, als dieſelbe Claſſe in Europa. Trotz Mrs Trollope's meiſterhaften Skizzen americaniſcher Dienſtboten konnte die ſchöne Verfaſſerin ſie doch nicht der Sittenloſigkeit oder Unehrlichkeit anklagen; und ein beſonderes Beiſpiel, welches ſie von dem Hochmuth eines ehemals in ihrem Dienſt geweſenen jungen Mädchens anführt, welches eher Hungers ſterben, als in der Küche eſſen wollte, und zwar immer folgſam war, aber beſtändig in Thränen ſchwamm, beweiſ't einen Grad von Gefühlsadel, wovon auch nicht eine Spur in den Schriften ihrer Gebieterin ſich vorfindet.

Die weiblichen Dienſtboten in den Wirthshäuſern beſitzen einen eigenen Anſtand, welcher den Gäſten auch die geringſte Unanſtändigkeit verbietet. Ihre Erziehung und Bildung iſt gewöhnlich beſſer, als die der männlichen; und oft ſind ſie in jeder Beziehung den Reiſenden und Stutzern überlegen, denen ſie in ihrer Landesſprache „helfen" müſſen. Das moraliſche Uebergewicht der Weiber über die Männer, welches überall in den Vereinigten Staaten ſichtbar iſt, erſtreckt ſich auch auf die Dienſtboten; und es iſt daher ein ſeltener Fall, daß eine dieſer hübſchen „Helferinnen" einen ihrer „Mithelfer" heirathet. Gewöhnlich reichen ſie ihre Hand einem jungen Gewerbsmann, und nicht ſelten gelangen ſie durch Sparſamkeit und Fleiß zu dem Poſten ihrer ehemaligen Frauen.

Die bezugsweiſe Lage der Reichen und Armen iſt ebenfalls zum Gegenſtand vielfältiger Erörterungen gemacht worden; aber die hierher gehörigen Argumente ſtützen ſich, ſo viel mir bekannt iſt, mehr auf allgemeine Theorien, und Analogien, als auf wirkliche Erfahrung und Beobachtung der verſchiedenen Claſſen in den Vereinigten Staaten. In America gibt es keine beſtimmte Scheidungslinie zwiſchen den Armen und Reichen, wie in Europa; denn die Uebergänger von beiden Seiten, beſonders aber die von den Armen zu den Reichen, ſind zahlreicher als die Zurückbleibenden; und die neuen

Ankömmlinge machen jede Art von Zählung oder Berechnung unmöglich. Auch herrscht unter den arbeitenden Classen in America nicht der Neid, welcher zum Beispiel die „Canaille" in Frankreich auszeichnet, und sich durch Haß aller höheren und vermöglicheren Stände kund thut. Befreiung von persönlicher Arbeit, das Ideal der Franzosen und Italiener, wird von den Americanern gar nicht angesprochen oder gewünscht, und die Armen sind bereit, die Besitzthümer der Reichen zu schützen, weil sie hoffen, mit der Zeit dieses Schutzes selbst zu bedürfen. In allem Lärm und Geschrei gegen die Bank der Vereinigten Staaten offenbarte sich auch nicht der leiseste Wunsch, die Reichen ihres Vermögens zu *berauben*; was das Volk wollte, war eine *Möglichkeit für Alle*, Vermögen zu erwerben. *Jackson* und seine Partei wollten ein Monopol zerstören, welches das Fortkommen junger Kaufleute und Fabricanten erschwerte, aber träumten nie von Plünderung der Capitalisten. Diese Streitfrage zwischen der Bank und der Regierung ist in Europa gänzlich entstellt, und von malerischen Darstellungen der Geldgier der niederen Classen begleitet worden, wozu bis jetzt in America die Originale fehlen.

---

## Neuntes Capitel.

Handel der Vereinigten Staaten. — Creditsystem. — Americanische Capitalisten. — Banken. — Manufacturen. — Gewerbe. — Arbeitslohn und Arbeitsstunden. — Geschicklichkeit und Erfindungsgeist der Americaner. — Schifffahrt. — Matrosen. — Die americanischen Fischereien. — Schiffbau.

Von der ersten seefahrenden Nation abstammend und von einer mehr als 320 deutsche Meilen langen, mit den vorzüglichsten Häfen der Welt versehenen Seeküste eingeladen, brauchen die Americaner nur ihrem Instinct zu folgen, und die Vortheile ihrer geographischen Lage zu benützen, um eine der mächtigsten handeltreibenden Nationen der Welt zu werden. Das Wasser ist das natürliche Element des transatlantischen Republikaners; denn auf dem Meere erscheint er wahrhaft groß und heroisch. Selbst die Schifffahrt auf den americanischen Binnenseen und den großen Strömen des Westens bietet ein von der Welt noch nie gesehenes Schauspiel. In keinem andern Welttheil beschäftigt sich eine so große Anzahl

von Menſchen, im Verhältniß zur Bevölkerung, mit Schifffahrt, in keinem andern wird das Waſſer mit eben der Vertraulichkeit behandelt als das Land. Die Americaner ſind die amphibiſchſten Bewohner des Erdballs, und ſo ununterbrochen iſt die Stromverbindung ihres Gebietes, daß man im Inneren des Landes kaum ſeinen nächſten Nachbar beſuchen kann, ohne ſich an Bord eines Dampfſchiffes zu begeben.

Mit dem unerhörten Unternehmungsgeiſt und dem mercantiliſchen Genie der Americaner müſſen die Vereinigten Staaten in kurzer Zeit alle die mächtigen Hülfsquellen entwickeln, welche ein Land, deſſen Küſten von zwei Weltmeeren beſpült werden, und deſſen Inneres von tauſend mächtigen Strömen bewäſſert iſt, ſeinen Kaufleuten und Seefahrern darbietet. Gegenwärtig, wo vielleicht nicht mehr als der hundertſte Theil dieſer Vortheile benützt wird, ſteht die Kaufmannsflotte der Americaner nur der engliſchen nach; aber in Geſchicklichkeit, Energie und Kühnheit iſt ſie ſelbſt von den Britten unübertroffen. Im Verhältniß zur Bevölkerung beſitzen die Vereinigten Staaten eine größere Anzahl von Schiffen und Matroſen, als jede andere Nation der Welt, und darin die ſicherſte Grundlage ihrer künftigen Seemacht.

Aus den Matroſen der Handelsſchiffe werden die der Flotten; denn nur der Dienſt auf den Kauffahrern erzieht Matroſen für die Marine. Die Seemacht einer Nation wächst nothwendigerweiſe mit ihrem Activhandel, und im Fall eines Krieges hat man weniger zu fragen, wie viel Schiffe ſich in ihren Kriegshäfen befinden, ſondern vielmehr wie viel Schiffe kann ſie *ausrüſten* und *bemannen*? Die americaniſche Marine iſt vielleicht die kleinſte, die je einen ſo ausgedehnten Handel beſchützte; aber im Fall der Noth könnten die Vereinigten Staaten mehr Schiffe bauen und *bemannen*, als jede andere Nation, mit Ausnahme Englands, ſegelfertig machen könnte. Das Schiffbau-Material iſt wohlfeil, die geſchickteſten Arbeiter zahlreich, und erfahrene Matroſen finden ſich in allen Häfen. Die Geſchichte der americaniſchen Flottillen auf den großen Binnenſeen,*)

*) Zu den Flotten auf *Lake Erie* und *Lake Champlain* mußten erſt die Bäume umgehauen werden, und doch waren ſie in fünf Monaten ſegelfertig, ſchlugen ſich mit den engliſchen, und nahmen die ganze dort aufgeſtellte brittiſche Marine, 20 kleinere und größere Fahrzeuge weg.

und die glücklichen Kämpfe ihrer Fregatten mit den englischen auf hoher See beweisen hinlänglich die Kraft und Energie, welche sie in dringenden Fällen zu entwickeln im Stande sind, und daß, ungeachtet der geringen Anzahl seiner Kriegsschiffe, America dennoch unter die ersten Seemächte gerechnet werden muß.

Der Handel der Vereinigten Staaten verschafft ihren Einwohnern nicht nur einen Markt für die stets zunehmenden Manufacturen und Naturproducte, sondern bildet auch den rechten Arm der National-Vertheidigung. Er ist nicht nur ein Beförderer der Civilisation und der schönen Künste; er dient nicht bloß dazu, den National-Reichthum zu vermehren, er ist eine Nationalbeschäftigung voll des Geistes und der Energie, welche das americanische Gemeinwesen auszeichnen.

Ein americanischer Kaufmann ist ein Enthusiast, der ein um so größeres Vergnügen an Unternehmungen findet, je mehr sie mit Gefahr verknüpft sind. Er wagt sein Vermögen und seine Güter mit eben der Leichtigkeit, mit welcher die Matrosen ihr Leben in die Schanze schlagen, und geht nach einem mißlungenen Geschäft mit derselben Bereitwilligkeit an ein anderes, mit welcher ein Seefahrer ein neues Schiff besteigt, nachdem das seinige untergegangen ist. Ein Americaner bringt den Geist der Erfindung auch in seine Rechenstube. Er entdeckt beständig neue Quellen des Handels, und wagt lieber sein Capital und seinen Credit auf ein neues Unternehmen, als daß er einen bereits gebahnten Weg beträte, und sich mit dem mäßigen Gewinn seiner Mitbewerber begnügte. Dieser Zug des americanischen Kaufmanns ist unstreitig die Ursache der vielen unglücklichen Speculationen und Fallimente in den Vereinigten Staaten, aber er begründet auch seine technische Superiorität über den europäischen. Der americanische Kaufmann ist ein Erfinder, nicht ein bloßer Nachahmer, er schafft neue Quellen des Handels, statt sie bloß auszuleeren. Daher seine Wachsamkeit und Thätigkeit. Die gewöhnliche Geschäftsroutine reicht nicht hin, seinen Erfolg zu sichern; er muß denken, erfinden, wagen; denn es ist mehr durch Klugheit und Umsicht, als durch regelmäßigen Handel, daß er hoffen kann sich empor zu schwingen. Keine von den gegenwärtigen Stereotyparten des französischen oder holländischen Handels käme jetzt in den Vereinigten Staaten fort; dort wird Reichthum nicht durch kleinliches Sparen, sondern durch

große erfolgreiche Unternehmungen erworben. Das Vermögen der americaniſchen Kaufleute wird nicht durch Zuſammenſcharren von Geld, ſondern durch zweckmäßige Verwendung deſſelben vermehrt, und die unerſchöpflichen Hülfsquellen des Landes öffnen der Induſtrie und dem Handel täglich neue Bahnen und Straßen. Die Americaner ſind vielleicht ſchlechtere Geldſpeculanten als die Holländer, aber ſie ſind unternehmendere, glücklichere Kaufleute, ſie ſind bereit mehr zu wagen, um mehr zu gewinnen, und vielleicht könnte man ſagen, ihr Geiſt wächst im Verhältniß zu den mit ihren Unternehmungen verknüpften Gefahren.

Was kann wohl kleinlicher ſeyn, als der Charakter jener Geldjuden und Geizhälſe, mit denen Holland ſeit dem Verfall ſeines Activhandels wie überſäet iſt, von der Zeit angefangen wo mit dem größten Capital der Welt ſeine Kaufleute die Pfandleiher und Creditoren von ganz Europa wurden? Welcher Unterſchied iſt nicht zwiſchen dieſen bleichen, knöcherigen, ſchmutzigen, filzigen Geldmäklern, und einem thätigen, unternehmenden kühnen Kaufmann und Seefahrer — die Stütze von hundert kleineren Handels- und Gewerbsleuten, denen er in den verſchiedenen Zweigen ſeines Geſchäfts Nahrung und Unterhalt verſchafft? Man vergleiche nur die gegenwärtige Bevölkerung von Amſterdam mit der von New-York. Das Ausſehen der erſteren iſt düſter, engherzig und ſogar ſchmutzig, das der letzteren aufgeregt, frei und offen. Wer in Amſterdam keine Geſchäfte hat, der wird ſich dort gewiß nicht gefallen. Wohin er ſich wendet, findet er daſſelbe heißhungerige Treiben nach Geld, dieſelbe geizige Enthaltſamkeit von allen erlaubten Ergötzlichkeiten. Selbſt die gewöhnlichſten Bequemlichkeiten des Lebens werden nur von einigen der reichſten und älteſten Familien genoſſen, die Uebrigen führen ein kärgliches, kümmerliches Leben. Wie ganz anders iſt das Bild von New-York! Dort trägt alles das Anſehen von Gemächlichkeit und Wohlſtand. Die Straßen ſind breit und luftig, die Häuſer der reicheren Claſſen mit Geſchmack gebaut und verziert, und die ganze Bevölkerung trägt mehr oder weniger das Zeichen allgemeiner Proſperität. Ungeachtet des beſtändigen Treibens und Lärmens der Geſchäfte des Tages ſind die Abende der vermöglicheren Familien der Freude und dem geſelligen Leben gewidmet, und ihre Thüren öffnen ſich zum freundlichen Empfang ihrer Bekannten und Verwandten. Niemand kann den americaniſchen Kaufmann des Man-

gels an Gastfreundschaft beschuldigen; er ist freigebig und groß-müthig in Geschäften, freundlich und verbindlich im Umgang mit Fremden, ein wackerer, aufrichtiger Freund und ein denkender, kluger Politiker. Die Größe seiner Unternehmungen macht ihn gefaßt auf jeden schnellen Wechsel des Glücks, und er erträgt Verluste mit einem Gleichmuth und einer Resignation, welche der Fassungsgeist gewöhnlicher Geschäftsleute in anderen Ländern gar nicht zu begreifen vermag. Schon die Ausdehnung seiner Plane und Geschäfte macht ihn zum größeren Bürger und Menschen als den filzigen Rechenmeister von Kreuzern und Pfenningen.

Kein Geschäft scheint in der That den Geist des Menschen mehr herabzuwürdigen, als das eines bloßen Geldjudens, der da seine viertel- oder halbprocentige Provision berechnet, und durch die Schweißtropfen der wahren Kaufleute und Bürger ungeheure Reichthümer zusammenscharrt und dem eigentlichen Handel entzieht. Eine der erbärmlichsten Beschäftigungen der Menschen besteht in dem bloßen Calcul von Zahlen; wenn aber diese Zahlen nichts als Geld vorstellen, so vernichten sie jeden höheren Aufschwung des Geistes. Die erste aller Wissenschaften, Mathematik, wenn sie nicht mit Philosophie verbunden ist, kann dem Geist eine höchst einseitige Richtung geben; und selbst der Astronom, der in seinen Ziffern bloß Zahlen, und nicht den Typus der Natur und seines Gottes sieht, wird zum mechanischen Buchhalter des Universums, ohne an seinen höchsten Verhandlungen den geringsten Antheil zu nehmen. — Das Handeln und Spielen mit Staatspapieren ist nicht bloß an und für sich ein höchst erbärmliches, erniedrigendes Geschäft, sondern in den meisten Fällen ein Hinderniß des activen Handels. Es absorbirt einen großen Theil des Staats-Capitals, welcher sonst auf Waaren und Manufacturen verwendet werden würde, und gibt so der Landesindustrie eine falsche Richtung; der Kaufmann hängt in seinen Geschäften natürlicherweise von dem Wechsel des Curses ab, und muß suchen diesen zu decken — aber der Lotterbube *spielt* an der Börse.

In allen Ländern hat man die Bemerkung gemacht, daß im Verhältniß als der Activ-Handel im Abnehmen ist, das Spiel der Agioteurs an der Börse zunimmt, und es gibt vielleicht kein sicheres Zeichen einer allgemein eingerissenen moralischen Verderbtheit, als die Theilnahme der niederen und höheren Classen an diesem unheilvollen Spiel. Die Quellen der Bürgertugend und des National-

wohlstandes vertrocknen unter seinem Einfluß, und Tausende von arbeitsamen Menschen verwandeln sich in so viele Müßiggänger und Bettler.

Merkwürdig und nicht ohne historisches Interesse ist der Vergleich zwischen dem Aufblühen und Wachsthum des holländischen Handels und dem eben so schnellen Emporkommen des Handels der Vereinsstaaten. Man stößt dabei auf so viele Aehnlichkeiten in der Geschichte dieser Länder, auf so viele gleiche Ursachen, die das Volk beider Nationen zur Thätigkeit und Beharrlichkeit antrieben, daß ich nicht umhin kann, mich über diesen Gegenstand etwas weitläufiger zu verbreiten. — Wenn man von dem Handel der Vereinigten Staaten spricht, muß man jedoch bedenken, daß während des Unabhängigkeitskrieges und gleich nach demselben Handel und Gewerbe beinahe nur in Neu-England blühten, und daß weder der Süden noch Pennsylvanien, noch selbst der Staat New-York zu jener Zeit eine bedeutende Handelsmarine besaßen oder an mercantilischen Operationen einen bedeutenden Antheil nahmen. Was ich daher von dem Ursprung des americanischen Handels zu bemerken Anlaß haben werde, ist hauptsächlich auf Neu-England anzuwenden, obschon die Ausbreitung desselben sich eben so sehr, und noch mehr auf New-York und die anderen Staaten der Union bezieht.

Drei Hauptursachen spornten die Holländer zur Thätigkeit und zur Entwickelung jener Energie, die wir in ihrer Geschichte lange Zeit bewunderten: — die gänzliche Unzulänglichkeit des Bodens um ihre physischen Bedürfnisse zu befriedigen; die Nothwendigkeit, sich gegen die Furie des Elementes zu vertheidigen, welches beständig sie zu verschlingen drohte, und ihr langer Krieg für politische und religiöse Freiheit mit der damals größten Macht von Europa. Die physischen Hindernisse, welche sie zu überwinden hatten, weckten ihren Scharfsinn, indem sie ihren Unternehmungsgeist auf Handel und Fischerei richteten, während der Krieg mit Spanien und ihre Ausschließung von den portugiesischen Häfen sie zwangen, den Handel mit indischen Producten an seiner Quelle in Ost- und West-Indien aufzusuchen.

Die Bewohner von Neu-England waren ganz in derselben Lage. Ihr Boden, besonders der der Provinz Massachusetts-Bai war im Allgemeinen felsig und unfruchtbar, und nöthigte die Colonisten, gleich nach ihrer ersten Niederlassung auf ganz andere Erwerbsmittel

zu denken, als die, welche ihnen der Anbau des Bodens bot. Die See hatten sie zwar weniger zu fürchten, aber die Strenge des Klima's, die Streitart der Indianer, und ihre große Entfernung von dem Mittelpunkte der Civilisation und der Hülfe lehrten sie frühzeitig ihrer eigenen Kraft und Thätigkeit vertrauen. Ihre unaufhörlichen Kriege mit den Indianern, ihre nothwendige Vertheidigung gegen die beständigen Incursionen der Franzosen, und zuletzt ihr Kampf für Unabhängigkeit mit England waren ganz geeignet, die höchste Energie ihres Charakters zu entwickeln, und ihre Aufmerksamkeit frühzeitig auf die Gründung einer Seemacht zu wenden.

Die Fischereien wurden nicht nur ein Mittel zur Befriedigung ihrer physischen Bedürfnisse, sondern eine Quelle des National-Reichthums, wie die Häringfischerei einst die Hauptquelle des holländischen waren. Während des Krieges mit Spanien machten die Holländer durch Wegnahme spanischer Schiffe an der Küste von America und in West-Indien unermeßliche Prisen, wodurch sie zum Theil die Kriegskosten deckten; die Americaner mußten das zum Revolutionskriege nöthige Pulver von der Küste von Africa holen, während ihre Kaperschiffe an den Ufern Europa's kreuzten, und den brittischen Handel in seiner eigenen Feste bedrohten.

Alle Nationen scheinen in dem Verhältniß mächtig zu werden, als ihr Daseyn durch irgend einen gewaltigen Feind bedroht wird. Rom erstarkte im Krieg gegen Karthago, Holland wurde zur ersten Seemacht im Kampfe gegen das gewaltige Spanien, America errang seine Unabhängigkeit, indem es die unternehmendste Nation des Erdballs in die Schranken rief. Der erste Krieg gegen England legte den Grund zu seiner Marine, und da es gleich anfangs mit dem mächtigsten Volke um sein Daseyn rang, blieb für ihn keine Alternative, als durch Ueberwindung aller moralischen und physischen Schwierigkeiten diesem Volke gleich zu kommen, oder von seinen mächtigeren Gegnern verschlungen zu werden. Eine Reihe von Begebenheiten und Umständen bewirkte das erstere, und die Americaner sind seitdem nicht nur im Besitz aller errungenen Vortheile geblieben, sondern haben ihre Macht nach allen Seiten hin mit jedem Jahre ausgebreitet.

Die Americaner mußten ihr Seewesen dem englischen gleichstellen, oder den Gedanken aufgeben, eine handeltreibende Nation

zu werden, und sich hauptsächlich auf Ackerbau beschränken. England hatte durch den Besitz seiner ost- und westindischen Colonien, und die geographische Lage seiner nordamericanischen Colonien, von welchen aus der aufkeimende Handel der americanischen Freistaaten bedroht oder vernichtet werden konnte, ungeheure Vortheile vor den Americanern voraus. Die Holländer eroberten einen Theil der spanischen Colonien, und gründeten ihre Macht in Ost- und West-Indien auf den Ruin der spanischen. Die Americaner konnten nicht hoffen, ähnliche Vortheile über die europäischen Niederlassungen in Ostindien davon zu tragen, und hatten daher kein anderes Mittel ihren europäischen Mitbewerbern die Spitze zu bieten, als die Geschicklichkeit ihrer Seefahrer, und den Unternehmungsgeist und die Klugheit ihrer Kaufleute. Sie hatten ost- und westindische Waaren in den dortigen europäischen Colonien einzukaufen, um sie den europäischen Nationen wohlfeiler zu veräußern, als selbst die Kaufleute dieser Länder. — Sie mußten daher ihren ganzen Scharfsinn darauf wenden, um mit ihnen die Concurrenz aushalten zu können. Sie mußten schnellere Reisen machen, ihre Schiffe mit geringeren Kosten ausrüsten, und sich mit einem geringeren Gewinn begnügen als Europäer. Aber gerade die Hindernisse, welche ihnen anfangs im Wege lagen, entwickelten ihre mercantilische Energie, und ohne selbst Colonien in Ost- oder West-Indien zu besitzen, hatten sie doch beständig eine größere Anzahl Schiffe in den indischen Gewässern, als, England ausgenommen, irgend eine europäische Nation. Schon vor mehr als zehn Jahren handelten mehr americanische Schiffe mit holländisch-ostindischen Producten, als die holländisch-ostindische Compagnie selbst in ihrem Dienste hatte, und seitdem haben die Americaner den Holländern noch einen großen Theil ihres Handels mit Rußland und den Häfen des baltischen Meeres entrissen.

Aber wenn der Handel der Vereinigten Staaten anfangs durch dieselben glücklichen Zeitumstände befördert und erweitert wurde, welche einst den Handel und die Schifffahrt Hollands begünstigten, wenn die Americaner in der Folge aus dem langen Krieg zwischen Frankreich und England Nutzen zogen, welcher auf ihren Handel, wie einst die Bürgerkriege Frankreichs und Deutschlands auf den holländischen wirkten, so waren sie doch eben so glücklich im Vermeiden vieler Uebel, welche den holländischen Handel selbst in seiner

blühendsten Periode umgaben, und zuletzt sein schnelles Verblühen herbeiführten.

Viele von diesen waren von der politischen und geographischen Lage Hollands unzertrennlich — die übrigen waren Fehler der Regierung. Zu den ersten müssen wir die außerordentliche Besteuerung rechnen, welche durch die langen Kriege mit Spanien und Frankreich, und zuletzt durch den Kampf der Republik um die Herrschaft zur See mit England nothwendig wurde; zu den letzteren gehören die Einführung von Monopolien, die außerordentliche Vermehrung des Capitals und der verhältnißmäßig geringere Gewinn des Handels, und die Einführung der Geldspeculation, wodurch die Holländer die Pfandleiher von ganz Europa wurden.

Um diesen Gegenstand besser zu verstehen, und zugleich im Stande zu seyn, eine richtige Schlußfolge für den künftigen Zustand der Vereinigten Staaten zu ziehen, will ich hier eines Werkes erwähnen, welches ein zu großes Licht auf den Handel aller Nationen, und auf die mercantilischen Aussichten der Vereinigten Staaten wirft, als daß ich es hier nicht meinen Lesern vorführen sollte. Ich meine die in Amsterdam im Jahr 1828 erschienenen Recherches sur le commerce de la Hollande. Wenn man dieses Werk aufmerksam durchgeht, und die Geschichte des holländischen Handels mit der des americanischen vergleicht, so wird die Ueberzeugung in die Augen fallen, daß die politische und religiöse Freiheit beider Völker die moralische Hauptursache ihres schnellen Aufblühens war, und daß jeder Versuch diese Freiheit durch die Einführung von Monopolien oder anderer Prohibitivsysteme zu beschränken, der Ausbreitung ihres Handels und der Vervollkommnung ihrer Industrie entgegenstehen muß. Es gibt vielleicht keine bessere Bestätigung dieser allgemeinen Theorie, als die Antwort der holländischen Kaufleute auf die von dem Statthalter Wilhelm IV an sie gestellte Frage, warum der Handel Hollands so schnell verblühte, und durch welche Mittel er ins Leben geweckt und auf seine frühere Basis zurückgeführt werden könnte.

In ihrer Antwort auf diese Fragen mußten die Kaufleute auf die moralischen und physischen Ursachen zurückkommen, welche zusammenwirkten Holland auf seine frühere Stufe des Wohlstandes zu erheben, so wie auf die Gründe, welche nach und nach seinen Verfall herbeiführten. Alle ihre Argumente beruhen auf Thatsachen und

verdienen um so mehr Glauben, als sie von praktischen Männern herrühren, welche selbst die verschiedenen Vortheile und Nachtheile der holländischen Politik an sich erfahren hatten. Man kann daher glauben, daß sie eine werthvolle Lehre für alle handeltreibenden Nationen enthalten, und besonders für die schnell emporkommenden Americaner. Ich will deßwegen Einiges aus ihrer Antwort ausheben, um es auf die Geschichte des Handels der Vereinigten Staaten anzuwenden.

Die dem holländischen Handel günstigen Umstände wurden von ihnen in drei Classen getheilt: in die natürlichen und physischen, die moralischen und politischen, und in die äußerlichen und zufälligen.

I. „Die natürlichen und physischen Ursachen, sagten sie, bestehen in den Vortheilen der Lage des Landes an der See und den Mündungen bedeutender Ströme, und in seiner Lage inmitten zwischen den südlichen und nördlichen Staaten, welche es gewissermaßen zum Mittelpunkt und allgemeinen Markt von Europa machten, wohin die Kaufleute aller Länder ihre überflüssigen Waaren brachten, um solche gegen die, deren sie bedurften, umzutauschen.

„Auch haben die Unfruchtbarkeit des Landes und die aus diesem Umstand für seine Bewohner entstehenden Bedürfnisse nicht wenig dazu beigetragen, diese zur anhaltendsten Arbeitsamkeit, Industrie und Geistesthätigkeit anzuspornen, um aus fremden Ländern zu holen, was sie selbst entbehrten, und sich durch Handel zu erhalten.

„Die von Fischen wimmelnden nachbarlichen Gewässer setzten sie in den Stand nicht nur ihren eigenen Verbrauch herbeizuschaffen, sondern mit dem Ueberflusse derselben einen einträglichen Handel zu treiben, und so durch den Ertrag der Fischereien das zu ersetzen, was ihnen durch die Unfruchtbarkeit des Bodens und den kleinen Umfang ihres Gebietes entzogen war.

II. „Unter die moralischen und politischen Ursachen müssen die unabänderliche Maßregel und das Grundgesetz der allgemeinen Religionsduldung gerechnet werden, und das Princip diese als ein Mittel anzusehen, Fremde aus den Nachbarländern herbeizuziehen, die sich hier bleibend niederließen und die Provinzen bevölkerten.

„Die beständige Politik der Republik, dieses Land zum freien, sicheren, unverletzlichen Aufenthalt aller verfolgten und

unterdrückten Fremden zu machen. Keine Allianz, kein Vertrag, keine Rücksicht auf eine fremde Macht, kein Nachsuchen irgend eines Machthabers war je fähig dieses Gesetz zu schwächen oder zu vernichten, oder den Staat den Schutz jener Personen aufgeben zu machen, welche ihrer Sicherheit und Selbsterhaltung wegen hieher flohen.

„Während der vielfältigen Bedrückungen und Verfolgungen in andern Ländern war die unveränderliche Anhänglichkeit der Republik an diesen Grundsatz die Ursache, daß nicht nur viele Menschen mit ihrem baaren Vermögen und anderen Kostbarkeiten hieher entflohen, sondern sich auch unter uns niederließen, und viele nützliche Gewerbe, Fabriken, Künste und Wissenschaften einführten, obschon das rohe Material für Fabriken und Manufacturen bei uns nicht vorhanden war, und nur mit großen Kosten aus fremden Ländern bezogen werden konnte.

„Unsere Regierungsform und die Freiheit, die daraus für die Bürger entsprang, sind weitere Ursachen, denen die Gründung und das schnelle Aufblühen unseres Handels zugeschrieben werden müssen; denn das Ganze unserer Politik und Gesetzgebung beruhte auf einer solchen gerechten Grundlage, daß weder Leben noch Vermögen oder Würden von der Laune und der Willkür einzelner Individuen abhingen; auch befürchtete kein Mensch, welcher sich durch Arbeitsamkeit, Sparsamkeit und Fleiß einmal ein Vermögen oder ein Besitzthum erworben hatte, den Verlust desselben durch irgend einen Act der Gewalt, der Ungerechtigkeit oder der Unterdrückung.

„Die Gerechtigkeitspflege des Landes war ebenfalls unparteiisch, klar, verständlich, und ohne Rücksicht auf höhere oder niedere Stände, ob die Parteien reich oder arm, Fremde oder Eingeborne waren; und es wäre sehr zu wünschen, daß wir uns jetzt noch dieser Unparteilichkeit und schnellen Abfertigung aller Rechtsangelegenheiten rühmen könnten, besonders wenn man den Einfluß berücksichtigt, welchen diese Unparteilichkeit auf die Geschäfte des Kaufmannes übt.

„Um Alles zusammenzufassen, können wir unter die moralischen und politischen Ursachen des vorigen blühenden Zustandes unseres Handels auch die Weisheit und Klugheit der Staatsverwaltung rechnen, die unerschütterliche Beharrlichkeit ihrer Beschlüsse, die Pünktlichkeit und Ehrlichkeit, mit welcher Verträge und Verpflich-

tungen erfüllt wurden, und besonders die Klugheit und Vorsicht, womit sie die Ruhe und den Frieden zu bewahren wußte, statt sich auf Kriege einzulassen, bloß um ehrgeizige Absichten auf fruchtlose oder eingebildete Eroberungen zu befriedigen.

„Durch diese moralischen und politischen Grundsätze verbreiteten sich dergestalt der Ruhm und die Macht der Republik und es wurden dadurch so viele Fremde aufgemuntert, der ruhigen Entschlossenheit eines so klug und weise regierten Staates zu vertrauen, daß ihr Zusammenfluß die Bevölkerung des Landes vermehrte, und ihre Thätigkeit dem Gewerbfleiß und dem Handel von Zeit zu Zeit einen neuen Aufschwung gab.

III. „Unter die äußerlichen und zufälligen Ursachen der schnellen Zunahme unseres Handels können wir folgende rechnen:

„Daß zur Zeit, wo die weisesten und besten Beschlüsse zur Beförderung des Handels von der Republik gefaßt wurden, diese in anderen Ländern beinahe gänzlich vernachlässigt waren; denn wer die Geschichte jener Zeiten lies't, wird leicht begreifen, daß die religiösen Verfolgungen in Spanien, Brabant, Flandern und vielen andern Staaten und Königreichen den Handel der Republik mächtig befördern mußten.

„Auch haben die langwierigen Bürgerkriege in Frankreich, welche sich später auch über Deutschland, England und verschiedene andere Länder ausbreiteten, zu diesen glücklichen Resultaten und zur Gründung unserer Manufacturen kräftig beigetragen.

„Endlich könnte man noch hinzufügen, daß selbst während der schwersten und drückendsten Kriege mit Spanien und Portugal (wie unglücklich diese Periode auch sonst für unsern Handel war) diese Mächte ihre Flotten vernachlässigten, während die der Republik, durch ein ganz entgegengesetztes Verfahren zahlreich und furchtbar, nicht nur im Stande waren, den Handel ihrer Bürger zu beschützen, sondern auch den ihrer Feinde in allen Welttheilen zu beunruhigen und zu zerstören."

---

Jedes Wort des ersten und zweiten Abschnittes paßt auf die Geschichte der Vereinigten Staaten, und zu den meisten zufälligen und äußerlichen Ursachen, welche den Handel Hollands beförderten, findet sich ebenfalls eine Parallele in der Geschichte des Handels von America. — Die Lage Hollands im Mittelpunkte von Europa

iſt nur das Gegenſtück von der noch vortheilhafteren Stellung der Vereinigten Staaten in Bezug auf das übrige americaniſche Feſtland und auf Weſt-Indien. Die Vereinsſtaaten ſind der Stapelplatz aller ſüdamericaniſchen und mexicaniſchen Producte, und die Stadt New-York der Mittelpunkt alles Gold- und Silberhandels der Welt geworden. Außerdem ſind die Vereinsſtaaten der Hauptmarkt aller europäiſchen Manufacturen, welche letzteren oder ihre eigenen von ihnen nach allen Welttheilen wieder ausgeführt werden.

Die Unfruchtbarkeit des Bodens, die als eine der Haupturſachen angegeben wurde, welche die Holländer zur Induſtrie und Thätigkeit anſpornten, läßt ſich freilich nur von einem ganz geringen Theile der Vereinigten Staaten anführen, welcher eigentlich nur einen Strich von Neu-England umfaßt; aber die Neu-Engländer, wie ich ſchon oben bemerkt habe, waren die erſten americaniſchen Kaufleute, und die übrigen Americaner waren ſchon durch die Neuheit ihrer Anſiedlungen unfähig, die unabſehbaren Vortheile des Bodens und des Klima's zu benützen; und in Bezug auf Manufacturen war ganz America von Europa abhängig. Die Fiſcherei wurde daher frühzeitig eines ihrer vorzüglichſten Erwerbsmittel und iſt noch jetzt eine der ergiebigſten Quellen des Nationalreichthums. Die Americaner haben in dieſem Zweig der Induſtrie größere Fortſchritte gemacht als irgend ein europäiſches Volk, und es gibt jetzt ganze Städte und Diſtricte in den Vereinsſtaaten, deren Bewohner ſich ganz allein vom Wallfiſchfang nähren.

Die moraliſchen und politiſchen Urſachen, welche den Aufſchwung des holländiſchen Handels begünſtigten, ſtimmen noch mehr mit denjenigen überein, welche den der Vereinsſtaaten zum Aufblühen brachten. Die religiöſe Freiheit der Americaner und ihre Toleranz in Glaubensſachen waren die Grundlage von ganzen Staaten, wie dieß z. B. bei den Quäkern in Pennſylvanien und den Puritanern in Neu-England der Fall war. Sie waren die unmittelbare Veranlaſſung, daß Tauſende von Europäern England und die Staaten des Feſtlandes verließen, und beförderten mehr als alle andern die ſchnelle Bevölkerung des neuen Welttheils. Auch waren die Vereinigten Staaten zu allen Zeiten ein „ſicheres, freies, unverletzbares Aſyl" aller verfolgten oder verbannten Fremden, wodurch ihre Bevölkerung, ihr Capital, ihre Manufacturen und ihr Handel ſo ſchnell zunahmen, und ſelbſt Künſte und Wiſſenſchaften unglaubliche

Fortschritte machten. Deßgleichen gewähren sie jedem ihrer Bürger die größtmögliche Sicherheit des Eigenthums und des Lebens, und üben noch immer Gerechtigkeit ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen. Die pünktliche Erfüllung ihrer Verträge mit fremden Nationen, ihr Fernseyn von aller europäischen Politik, und die Sorgfalt und Klugheit, mit welcher sie immer suchten mit allen Völkern im Frieden zu bleiben, so lange dieß mit ihren Begriffen von Nationalehre vereinbarlich war, sind hauptsächlich Ursache, daß europäische Capitalisten ihr Geld und ihr Vermögen dem Unternehmungsgeist und der Rechtlichkeit der Americaner anvertrauen; und man hält gegenwärtig die den einzelnen Staaten der Vereinsstaaten geliehenen Summen für sicherer, als die meisten europäischen Anlehen.

In Bezug auf die zufälligen Ursachen, welche vortheilhaft auf den mercantilischen Wohlstand der Vereinigten Staaten wirkten, könnte man ebenfalls behaupten, daß die fehlerhafte Gesetzgebung anderer Staaten dem Handelsgeiste der Americaner als Prämie diente. Die Monopolien der englisch- und holländisch-ostindischen Compagnien riefen den Ostindien- und China-Handel der Americaner ins Leben; und obgleich die erst kürzlich in England eingeführte ostindische Handelsfreiheit (free bottomry) nothwendigerweise seiner Ausbreitung entgegenwirken muß, so ist sie doch nicht mehr fähig ihn zu zerstören. Die Americaner haben sich in diesem Handel Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt; sie haben sich mit seinem Gewinn bereichert, und so das Capital erworben, womit sie ihn jetzt fortsetzen können. Sie haben sich in allen Theilen der Welt Käufer und Abnehmer zu verschaffen gewußt, und die Engländer können jetzt ohne eine lange und mühselige Mitbewerbung ihre transatlantischen Brüder nicht wieder von dem Posten verdrängen, den sie einmal eingenommen haben.

Wenn die Bürgerkriege in Frankreich, Deutschland und England die mercantilische Größe Hollands begründen halfen, so gaben die der französischen Revolution den Americanern ein Monopol, indem sie ihnen den Zwischenhandel von ganz Europa in die Hände spielten. Dieß war allerdings ein glücklicher Umstand für die Vereinsstaaten, welcher ihnen Gelegenheit gab ihren Handel und ihre Schifffahrt zu vervollkommnen; sie haben ihn aber auch nach besten Kräften benützt, und durch unablässige Thätigkeit und Beharrlichkeit auch nach geschlossenem Frieden sich im Besitz der

meisten Vortheile erhalten, die sie den europäischen Kriegen verdankten. Dieß ist der Culminationspunkt des americanischen Handels, und hier scheidet sich die Geschichte Hollands von der der Vereinsstaaten.

Nach dem allgemeinen Frieden vom Jahre 1815 waren Handel und Schifffahrt von neuem allen Nationen geöffnet; — die Handelsflotten aller Völker erschienen wieder auf dem Meere. Die Mitbewerbung Englands und Frankreichs, welche den Alleinhandel der Holländer nach dem Frieden von Aachen vernichtete, bedrohte jetzt die Americaner. Die Vereinigten Staaten besaßen keine Colonien in Ost- oder West-Indien, ihr Capital war kleiner als das der Engländer oder Franzosen, sie waren weiter entfernt von den ersten europäischen Handelsplätzen, und hatten ihren Matrosen einen höheren Lohn zu bezahlen. *) Aber ungeachtet aller dieser Schwierigkeiten gelang es den Americanern dennoch ihre Handelsflotten seit jener Periode noch schneller als vorher zu vermehren, und ihre Schiffe werden jetzt von den meisten Kaufleuten selbst in England allen übrigen vorgezogen.

Zwei Hauptursachen des schnellen Untergehens ihres Handels werden von den holländischen Kaufleuten angeführt: die unmäßige Besteuerung desselben, und die Mitbewerbung Englands und Frankreichs. Erstere war die unmittelbare Veranlassung, daß die Kaufleute anderer Länder daran dachten den Ueberfluß ihrer Producte in eigenen Schiffen auszuführen und dieselben dort selbst zu verkaufen oder gegen andere Waaren umzutauschen, wo man sie früher aus Holland bezog, und die so erhandelten Güter in eigenen Schiffen wieder heimzuführen. Dadurch vermieden sie die ungeheuren Taxen der Republik, und die letztere verlor ihren Zwischenhandel und hörte auf der Markt von Europa und Indien zu seyn.

Die unermeßlichen inneren Hülfsquellen der Vereinigten Staaten, und das Princip der strengsten Sparsamkeit, welches in allen

*) Selten übersteigt der monatliche Lohn eines englischen Matrosen 1 Pfund Sterling; in America hingegen erhalten die gewöhnlichen Seeleute der Küstenfahrer nicht selten monatlich 20 bis 25 Dollars; also zwischen 4 und 5 Pfund Sterling. Desgleichen sind die americanischen Matrosen besser genährt, und erhalten zweimal des Tages Thee oder Kaffee statt der schlechten Bohnen-Wassersuppe, die z. B. den französischen Matrosen gereicht wird.

Zweigen ihrer Staatsverwaltung eingeführt ist, sichern sie gegen ein ähnliches Mißgeschick. Der americanische Handel ist eben so frei von directen Steuern als von Monopolien, und dieß sind wahrscheinlich die vorzüglichsten Gründe seines ununterbrochenen schnellen Aufblühens, ungeachtet der gesteigerten Mitbewerbung Europas. — Die Erpressungen und Grausamkeiten der holländisch-ostindischen Compagnie, ihr geringes Capital, welches zu keiner Zeit 6,500,000 Gulden überstieg, und mit welchem sie einen Handel zum Monopol machte, der Millionen jener Summen in Anspruch nehmen konnte, welche die Holländer damals aus Mangel an kaufmännischen Operationen anderen Ländern zu leihen gezwungen waren, der dadurch herabgesetzte Zinsfuß, und die abscheulichen und unmenschlichen Mittel, wodurch sie den Gewürzhandel der Molukken an sich riß, die Gewürzbäume selbst aber auf den meisten Inseln zerstören ließ, traten zuerst den Fortschritten des holländischen Handels entgegen und setzten eine Prämie auf die Industrie und den Handel anderer Nationen. — Die Vereinigten Staaten sprachen gleich anfangs den Grundsatz aus, daß der Handel eines Landes, um zu blühen, frei seyn müsse, und ertheilten daher dieselben Privilegien ohne Unterschied nicht nur allen ihren Bürgern, sondern auch den Fremden, die sich in irgend einer americanischen Stadt niederlassen oder dort Handel treiben wollten. Dadurch konnte kein Handel mit besonderen Producten einen unverhältnißmäßigen Theil des National-Vermögens absorbiren oder zum Nachtheil anderer Zweige von einzelnen Personen und Gesellschaften ausschließlich betrieben werden; und Fremde aus allen Theilen der Welt, die sich in den Vereinsstaaten permanent niederließen, machten sie gewissermaßen zum Mittelpunkt ihres Handels.

Aber der schnelle Aufschwung des americanischen Handels führt noch auf eine andere Betrachtung, welche in diesem Augenblick von besonderer Wichtigkeit ist. Man könnte die Frage aufwerfen, ob der Handel der Vereinigten Staaten durch den Mangel an ost- und westindischen Colonien vermehrt oder beeinträchtigt wird, und ob diese Colonien überhaupt, abgesehen von den politischen Vortheilen, welche sie den verschiedenen europäischen Nationen gewähren, den Gewinn ihrer Kaufleute erhöhen? Unter dem früheren europäischen Handelssystem vermehrten die Colonien allerdings den mercantilischen Wohlstand einer Nation. Man verwendete auf sie einen Theil des

National-Vermögens, und erhöhte dadurch den Zinsfuß der Capitalien. Jedes Land bewahrte eiferſüchtig die Producte ſeiner Colonien, in der Abſicht auf ſie ein Monopol zu gründen, und es iſt daher leicht zu begreifen, warum die Nationen Europa's um den Beſitz derſelben ſich bekriegten, denn der Beſitz der wichtigſten Colonien und Seeſtationen begründete zugleich den Erfolg alles Handels.

Seit jener Zeit hat der Handel der Welt eine wichtige Veränderung erlitten. Das Princip des freien Handels tritt allenthalben an die Stelle der Monopolien; die Colonien ſelbſt ſind mächtig geworden, und ihr Handel, ſtatt wie früher einzig und allein auf das Mutterland beſchränkt zu ſeyn, ſteht, obgleich mit gewiſſen Beſchränkungen, der Mitbewerbung von Fremden offen. Sie haben ſich zu einer politiſchen Bedeutung erhoben, und ihr Intereſſe und ihr Handel fordern jetzt eine ganz andere Politik als die, welche ihr Entſtehen begründete. Europa iſt nicht länger der alleinige Conſument oſt- und weſtindiſcher Producte; ein großer Theil derſelben wird nach den Vereinigten Staaten und anderen Ländern des americaniſchen Feſtlandes verführt oder für die Producte anderer Colonien umgetauſcht, und die Bewohner dieſer Colonien ſind ſelbſt bedeutende Conſumenten geworden. Im Verhältniß als der Anbau und die Bevölkerung der Colonien zunehmen, wird ein Theil des National-Vermögens auf ſie übertragen, und dazu verwendet nicht das Mutterland, ſondern ſie ſelbſt zu bereichern. Das Capital, welches zum Ankauf von Pflanzungen dient, vermindert die in Europa circulirenden Geldſummen, und die Intereſſen dieſes Capitals werden ebenfalls hauptſächlich auf die inneren Verbeſſerungen der Colonien verwendet. *) Auch bereichert der Handel mit Colonial-Producten keineswegs nur die Kaufleute der reſpectiven Mutterländer; denn da es anderen Nationen frei ſteht mit dieſen Colonien unter ziemlich ähnlichen Bedingungen Handel zu treiben, ſo geben die Pflanzer natürlich jenen Käufern vor allen übrigen den Vorzug, von welchen ſie die zu ihrem Unterhalt nöthigſten Producte gegen die ihrigen umtauſchen können. Auf dieſe Art ſind die Americaner die willkommen-

*) Dieſe Bemerkungen gelten hauptſächlich von jenen Colonien, auf welchen die Engländer permanente Niederlaſſungen bildeten, und durch die Einführung von geſetzgebenden Verſammlungen (Provinciale assemblies) eine mächtige politiſche Thätigkeit entwickelt haben.

ſten Kaufleute in Weſt-Indien; weil ſie bereit ſind, Zucker, Kaffee, Tabak, Indigo u. dgl. für Mehl, Fleiſch, Butter und andere nothwendige Bedürfniſſe der Weſt-Indier einzuhandeln, wobei die Pflanzer auf den Colonien noch immer beſſer wegkommen, als wenn ſie ihren Zucker an England verkauften, und dafür Getreide, Mehl u. dgl. aus fremden Ländern beziehen müßten. Dadurch aber werden die Colonien mercantiliſch unabhängig, und treiben jetzt ſelbſt den Handel und theilen ſich ſelbſt in den Gewinn, den ſich die Europäer von ihrer Gründung verſprachen. Ihre Intereſſen ſind nicht mehr dieſelben als die des Mutterlandes, und ihre Reichthümer bilden keinen Theil des National-Vermögens. In der Zwiſchenzeit vermehren ſich die Ausgaben ihrer Regierungen mit der Erweiterung des angebauten Gebiets und ſeiner politiſchen Macht, gegründet auf die Zahl und das Beſitzthum ſeiner Einwohner. Das Mutterland, welches einen großen Theil dieſer Koſten zu beſtreiten hat, muß ihnen jedes Jahr neue Rechte und Privilegien zugeſtehen, die ſie noch unabhängiger machen, und ihrem Handel größere Freiheiten geſtatten. So verringern ſie, im Verhältniß zu ihrer Ausbreitung, die Vortheile des Mutterlandes, dem ſie jedes Jahr neue Staatsausgaben verurſachen, und legen dadurch ihren europäiſchen Brüdern jedes Jahr neue directe Steuern auf, für welche ſie, durch die denſelben zugeſtandenen Handelsvortheile, nur einen höchſt unzulänglichen und indirecten Erſatz leiſten; aber jede ſolche Steuer belaſtet und erſchwert den Handel des Mutterlandes und dient den Americanern als Prämie.

Dem Handel der Vereinigten Staaten ſtehen keine ähnlichen oder ſonſtigen Hinderniſſe im Wege. Die Americaner brauchen keine große Summen zu Gunſten einzelner Zweige ihres Handels zu verwenden, und dadurch alle übrigen zu beſteuern; ſie haben nicht nöthig künſtliche Intereſſen zu ſchaffen, welche einen Theil des National-Reichthums von ſeinen natürlichen Quellen ableiten, oder gar dem Staate entfremden, und ſie haben daher keinen Theil ihres Capitals ſo angelegt, daß er keine Zinſen trägt. Der Gewinn ihres Handels kehrt unmittelbar in ihre Heimath zurück und wird dort zur friſchen Quelle des Reichthums. Die Americaner beſitzen nirgends feſte Niederlaſſungen außer auf dem Feſtlande ihres Welttheils, und haben daher keine anderen als ihre eigenen Intereſſen zu ſchützen. Sie ſind nicht gezwungen irgend eine Art Handel länger zu trei-

ben als dieser ihnen nützlich ist, oder einen größeren Gewinn abwirft, als jedes andere Unternehmen. Der americanische Handel ist deßwegen freier als der irgend einer anderen Nation, denn er überläßt die Waare, den Einkaufsort und den besten Markt derselben ganz der Wahl der Kaufleute. Er gibt ihren Speculationen den größten Spielraum, und ihrem Unternehmungsgeist das weiteste Feld. Er besteuert die Kaufleute eben so wenig als die übrigen Bürger, und erlaubt ersteren Universal-Käufer und Verkäufer zu seyn, ohne sie zu zwingen, irgendwo außer in ihrem eigenen Vaterlande Magazine anzulegen. Die Kosten des Handels werden hiedurch bedeutend herabgesetzt, und die Americaner fähig gemacht mit den Europäern überall zu wetteifern, ungeachtet ihres geringen Gewinnes und des *scheinbaren* Nachtheiles ihrer kommerciellen Lage.

Daß die inneren Hülfsquellen der Vereinigten Staaten zur Ausbreitung ihres Handels mächtig beigetragen haben, will ich gar nicht in Abrede stellen; aber ihre kluge Politik, ihre Gesetze und politischen Einrichtungen, und das eigene mercantilische Genie der Americaner haben das Uebrige gethan. Ich glaube nicht, daß irgend ein anderes Volk unter ganz ähnlichen Umständen dasselbe kaufmännische Talent entwickelt haben würde, und gewiß wäre es keinem möglich gewesen mit verschiedenen Institutionen dasselbe Ziel zu erreichen.

Für das eigentliche Krämerhandwerk haben die Americaner weniger Talent als irgend ein europäisches Volk. Es fehlt ihnen die für den Kleinverkauf nöthige Geduld, und sie verstehen sich schlecht auf die von den Engländern, und besonders den Franzosen wohl eingeübte Kunst ihre Waaren geschmackvoll zur Schau zu stellen. Die Kramläden von Neu-York und anderen Städten der Union sind zwar gefüllt mit allen möglichen Dingen aus Europa, China und Ost-Indien; aber die Sparsamkeit der Americaner verbietet den Krämern, bedeutende Summen auf die geschmackvolle Einrichtung ihrer Läden zu verwenden. Sie folgen in dieser Beziehung dem Geschmack der Käufer, die nicht gerne für die bloße Ausstattung bezahlen, wohl aber jede Waare nach ihrem innern Gehalt und nach ihrer Nutzbarkeit zu schätzen wissen.

Der americanische Krämer frägt wenig nach der Qualität seiner Kunden; er hängt von der Menge ab, und bemüht sich deßhalb

weniger den Geschmack einzelner Classen durch Nachahmung luxuriöser Kostbarkeiten zu befriedigen. Er zieht den Handel mit gemeinen Waaren dem in kostspieligen Modeartikeln vor, und ist aus angebornem Instinct zufriedener mit einem kleinen Gewinn an großen Verkäufen als mit großen Vortheilen in kleinen Geschäften. Die Americaner eignen sich überhaupt wenig zum Kleinhandel, und verstehen sich nicht auf die Kunst hauptsächlich durch Sparsamkeit sich ein Vermögen zu erwerben. Ich will damit nicht sagen, daß sie verschwenderisch seyen, oder die Verfeinerung und den Luxus der höheren europäischen Stände liebten; aber eines gewissen Grades von Wohlstand (comfort) und selbst von Ueberfluß erfreuen sich alle Classen der americanischen Gesellschaft, wie denn die häusliche Gemächlichkeit des Americaners eine unerläßliche Bedingung seiner äußeren Thätigkeit zu seyn scheint.

Unter allen Europäern scheinen die Franzosen sich am besten auf die Krämerei zu verstehen. Sie besitzen die ganze Kunst, Sachen um fünf Sous einzukaufen, und sie um sechs Sous wieder zu veräußern, ohne dieses Handels je müde oder überdrüssig zu werden. Sie sind ein Volk, welches das Leben in jeder Form und Varietät zu genießen vermag, und viel eher auf die Details eines Geschäftes einzugehen im Stande ist als es sich anschickt, dasselbe zu erweitern oder zu vergrößern. Sie sind von Natur sparsam und arbeitsam, und vielleicht in ihrer beschränkteren Sphäre eben so glücklich als die unternehmendste Nation der Welt, und ihres endlichen Erfolges gewisser. Sie wissen immer die Ausgaben ihren Einnahmen anzupassen; sie ersparen sich immer etwas, sey es noch so wenig, aber sie sind weniger thätig und unternehmend als die Engländer oder Americaner. Die meisten kleineren Boutiquiers in Paris haben ihren ganzen Kram im Fenster, aber es ist Geschmack in der Anordnung der Gegenstände, und Geschicklichkeit in der Art, wie sie zur Schau gestellt werden. Frägt man um den Preis irgend eines Artikels, dann werden sie nicht müde, die lobenswerthen Eigenschaften desselben mit einer auf alle Einzelnheiten eingehenden Kritik und einer Verschwendung von Verstandesschlüssen anzuempfehlen, die den Käufer nothwendigerweise überzeugen muß, daß sie sich auf ihr Geschäft verstehen, und auch nicht daran denken, dasselbe sobald aufzugeben.

Seine Boutique ist dem französischen Krämer das Universum; dort sind der Anfang und das Ende aller seiner Betrachtungen, und

ſo ſehr er auch politiſchen Aberrationen unterworfen iſt, kehrt er doch immer willig dahin zurück, als den Hauptſchauplatz ſeines Wirkens und Strebens. Ein Americaner, und hauptſächlich ein Neu-Engländer, hat ſchon in ſeiner Zuſammenſetzung mehr oder weniger den Charakter eines Kaufmanns. Es iſt ihm durchaus unmöglich, ſelbſt nur mit der nothdürftigſten äußeren Gefälligkeit Bänder oder Stecknadeln zu verkaufen, und wenn er aus Mangel an Capital und Credit gezwungen iſt, dennoch zu einem ſo mühſeligen Anfang ſeine Zuflucht zu nehmen, ſo ſehnt er ſich doch ungeduldig nach einer Erweiterung ſeines Geſchäfts, und ergreift die erſte Gelegenheit, der Krämerei wieder zu entſagen.

In den atlantiſchen Städten der Union folgen die Krämer der Geſchäftsroutine der Kaufleute. Sie geben und erhalten einen Credit von acht bis zwölf Monaten, beſolden einen Buchhalter und mehrere Schreiber, und obgleich faſt jede Firma mehrere Theilnehmer hat, ſo leben ſie doch alle mit ihren Familien in einer Art Wohlſtand, die derſelben Claſſe in Europa beinahe gänzlich fremd iſt. Viele beziehen ihre Waaren direct aus Europa und Indien, und verſehen damit wieder die Krämer auf dem Lande, und es gibt vielleicht keinen unter ihnen, der nicht willig wäre, die Hälfte ſeines Vermögens an die Erweiterung ſeiner Geſchäfte zu wagen. Sie ſind ſelten zufrieden mit ihrer gegenwärtigen Lage, die ſie durch jeden günſtigen Umſtand zu verbeſſern bemüht ſind, und werden nur durch große Unglücksfälle und Verluſte abgehalten, die Bahn unternehmender Kaufleute anzutreten.

Rouſſeau, mit mehr Ironie als Schmeichelei für Männer oder Frauen, empfahl das Krämergeſchäft den Weibern, und man muß geſtehen, daß ſich wenigſtens die Franzöſinnen ganz vorzüglich dazu eignen. Ob er den Gewinn der Krämerei durch die kleinlich künſtlichen Manövres erhöhen wollte, welche ſeiner Meinung nach nur Weiber auszuführen verſtehen, oder ob er den Geiſt der Männer vor einem Tagewerk bewahren wollte, von welchem er glaubte, daß es auf die höheren Seelenkräfte zerſtörend einwirke, will ich dahingeſtellt ſeyn laſſen; gewiß iſt, daß ſein Rath in Frankreich befolgt worden iſt, und daß die allgemeine Sittlichkeit der Franzoſen dabei nichts gewonnen hat. Weib und Tochter des Americaners bleiben fern von aller Theilnahme an Geſchäften, für welche ſie weder geſchaffen noch abgerichtet ſind; aber ſie ſind deſto fähiger, ſein häus-

liches Glück zu bewahren, und die Ruhe und den Frieden seiner Familie gegen jeden nachtheiligen Einfluß zu beschützen.

Der Handel in den Vereinigten Staaten besteht, wie bereits erwähnt, nicht im mechanischen Einkauf und Verkauf von Waaren; die Waarenpreise sind nicht so beständig als in Europa, und richten sich bei weitem mehr nach dem Zustande des Geldmarktes sowohl in America als in England, und nach den jedesmaligen politischen Aussichten der Union und der einzelnen Staaten. Diese kann nicht jeder zu allen Zeiten richtig beurtheilen, und es sind daher nur die Klugen und Unterrichteten, welche auf Erfolg hoffen können. Allerdings verdanken einige Wenige ihren Reichthum zufälligen glücklichen Conjuncturen, aber in den meisten Fällen hängt der Erfolg doch nur von wohl überlegten und ausgeführten Unternehmungen ab, und ohne Verstand und Klugheit erhält sich auch der Reichste nicht im Besitze seines Vermögens. In jedem anderen Lande ist die Zahl der ererbten Güter größer als die der erworbenen, nur in America ist das Verhältniß ganz ein entgegengesetztes. Beinahe alle in den Vereinigten Staaten zusammengehäuften Reichthümer sind das Resultat unablässiger Thätigkeit, verbunden mit Mäßigkeit und geregelten Sitten.

Besonders merkwürdig ist der Umstand, daß die unternehmendsten Kaufleute von New-York, Boston und den andern Seehäfen der Union arm angefangen, und daß Thätigkeit und Verstand fast immer weiter reichten als Reichthum mit untergeordneten Geschäftstalenten. Eine so gewöhnliche Erscheinung ließe sich schwerlich nur durch den allgemeinen Wohlstand der Nation, die ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens und die Millionen Morgen Landes erklären, welche jetzt noch den Unternehmungsgeist des Volkes in Anspruch nehmen. Das Vermögen der Ackerbauer und Gewerbsleute ließe sich allenfalls aus diesen Quellen ableiten, weil der Erfolg in diesen Ständen hauptsächlich auf persönlicher Thätigkeit beruht. Aber den Wohlstand der Kaufleute würde ich eher dem größeren Credit zuschreiben, welchen die Americaner erhalten und geben, und der Bereitwilligkeit der reichen Capitalisten, die ihnen zu Gebote stehenden Summen auf activen Handel zu verwenden. Ein junger, mit kaufmännischen Talenten ausgestatteter Anfänger findet leicht einen Gesellschafter (wenigstens einen sogenannten „stummen Theilnehmer," dessen Name nicht in der Firma vorkömmt), während der Sohn eines reichen Mannes

entweder mit Facultätsstudien geplagt wird, oder doch wenigstens jene praktische Erziehung entbehrt, die ihn zu Geschäften tauglich machen könnte. Zum Reichthum geboren, ist er vielleicht weniger bemüht, sein Vermögen zu vergrößern, als ein armer Anfänger, und man vertraut ihm daher weniger als einem unternehmenden Kaufmann mit einem geringeren Capital.

In keinem anderen Lande ist der Credit so rein persönlich als in den Vereinigten Staaten. In England ist er es zwar mehr als in Frankreich, aber sonst ist er in Europa gewöhnlich nur auf Vermögen gefußt, und daher, mit wenigen Ausnahmen, außer dem Bereich bloßer Intelligenz, Ehrlichkeit und Industrie. Auf diese Art sind die europäischen Geldanleihen freilich sicherer als die americanischen, aber die im Handel circulirenden Capitalien jederzeit geringer, als das eigentliche Vermögen der Bürger, und von Activhandel, dessen eigentliche Seele der Credit ist, ist so gut als keine Rede. Das auf Hypotheken oder andere Sicherheit geliehene Capital ist kein den persönlichen Eigenschaften des Schuldners bezahlter Tribut, und bedarf daher keines wechselseitigen Vertrauens. Es vermehrt keineswegs die Hülfsmittel des Schuldners, denn er erhält es bloß auf Rechnung von Gegenständen eines anerkannt höheren Werthes. Es kann ihm zwar für den Augenblick große Vortheile gewähren, indem es ihn in den Stand setzt, über einen Theil seines Besitzthums zu verfügen, ohne den Besitz selbst aufzugeben, die ganze Verhandlung aber ist eben so weit entfernt von der Operation des Credits als das Geschäft eines Pfandleihers.

Welche Mühe hat nicht ein armer Anfänger in Frankreich, und selbst in Deutschland, um sich nur ein mäßiges Vermögen zu erwerben! — sein Emporkommen ist langsam und ermüdend, und sein Credit selten größer als sein Activvermögen. In America vertraut man Menschen nach Maßgabe ihrer Ehrlichkeit und im Verhältniß zu ihren Geschäftstalenten. Industrie, Thätigkeit, Ausdauer, Kenntniß des Marktes und der Waaren, Unternehmungsgeist, kurz jede moralische Eigenschaft eines Kaufmanns vermehrt seinen Credit eben so sehr als sein eigentliches Vermögen. Ein Anfänger erhält sogar noch leichter Credit als ein alter Geschäftsmann, es sey denn, daß letzterer Beweise seiner Fähigkeiten abgelegt hätte. Ein Americaner vertraut lieber einem jungen Mann, der seinen Ruf durch pünktliche Erfüllung seiner Verpflichtungen zu gründen hat, als

einem, der bereits reich ist, und sich um die Meinung Anderer nicht zu kümmern braucht. „Ein junger Mann," sagt er, „ist seiner Natur nach unternehmender, er hat eine längere Laufbahn zu durchlaufen, und muß daher mehr auf die gute Stimmung seiner Freunde und Gönner bedacht seyn, als ein bereits zum Greisenalter herangereifter Geschäftsmann, welcher seine Fehler weder abbüßen noch verbessern kann.

Auch begnügen sich die americanischen Capitalisten, wie bereits mehrmals erwähnt, nicht mit so niederen Procenten, als die europäischen, sondern wagen lieber einen Theil ihres Vermögens auf neue Unternehmungen, welche ihnen einen größeren Gewinn versprechen, und benützen hiezu das Talent junger und ärmerer Anfänger, mit denen sie gern in Gesellschaft treten. Daher repräsentirt das in den Vereinigten Staaten in Umlauf gesetzte Capital keineswegs nur den allgemeinen Werth alles liegenden oder veräußerlichen Vermögens, sondern auch die moralischen Eigenschaften der Kaufleute und die Hülfsquellen des Landes, welche das Genie des Volkes zu entwickeln berufen ist. Die Ziffern auf der Börse bedeuten nicht bloß Geld und Güter, sondern repräsentiren auch die Intelligenz, den Unternehmungsgeist und die Nüchternheit der Americaner; sie sind der Index des Geistes sowohl als des Vermögens der Kaufleute.

Der Einfluß dieser Geschäftsmethode auf die Erweiterung des Handels kann keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Die Vortheile, welche durch sie für das ganze Land entstehen, sind unberechenbar: sie setzt die Kaufleute in den Stand, ihre Geschäfte und Plane auf Summen auszudehnen, welche ihre eigentlichen Mittel bei weitem übersteigen, gibt jungen Anfängern die zum Handel nöthigen Mittel, deren sie sonst gänzlich beraubt seyn würden, und bewirkt das Einströmen fremder Capitalien nach den americanischen Handelsplätzen. Wo der größte Gewinn realisirt wird und die meisten und größten Geschäfte gemacht werden, dahin müssen die Capitalien auswandern, sey es nun Indien oder China, England oder America. Millionen circuliren auf diese Weise in den kleinsten americanischen Städten, deren Bewohner sonst auf ihren Gewerbfleiß oder auf den Handel einiger in der Umgegend erzeugten Producte angewiesen wären, und Tausende beschäftigen sich jetzt mit Handel und sind thätig, sich selbst und den Staat zu bereichern, die, auf die Arbeit ihrer Hände beschränkt, kaum den nöthigsten Lebensunterhalt sich erwerben könnten. Aber es

iſt nicht das Land, wo das größte Capital angehäuft iſt, ſondern das, wo es in Umlauf geſetzt wird, welches endlich reich und mächtig werden muß, und mit den gegenwärtigen Ausſichten von America dürften ſich nicht leicht die Gränzen ſeines künftigen Wohlſtandes beſtimmen laſſen.

Die Vorzüge des americaniſchen Creditſyſtems ſind nicht bloß im Handel und Fabrikweſen ſichtbar, ſie haben auch einen höchſt wichtigen moraliſchen Einfluß auf das Volk, und dieſer letztere iſt es beſonders, der unſere ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Wo der Credit bloß auf Vermögen beruht, muß er nothwendigerweiſe allen Unternehmungsgeiſt erſticken oder ihn auf eine kleine Claſſe von Bürgern beſchränken. Die größere Zahl der Vermöglichen wird nur darauf bedacht ſeyn, ihre Reichthümer auf jede Art zu vergrößern, aber jeder Gulden, den ſie zuſammenſcharren, wird für den Erfolg des Anfängers ein neues unüberſteigbares Hinderniß. Jüdiſche Geldſpeculationen und Geiz müſſen an die Stelle eines ausgebreiteten Activhandels treten, und kleinliche Sparſamkeit und Wucherei den Platz der Thätigkeit und Induſtrie einnehmen. Daß aber ſolche Geſchäfte erniedrigend und zerſtörend auf den Geiſt wirken, wird wohl niemand in Abrede ſtellen wollen, und es iſt daher auch nicht zu wundern, wenn in Ländern wie Deutſchland, wo die Ausbildung aller höheren Seelenkräfte Hauptzweck der Erziehung und ſogar der Regierungen iſt, der Stand eines Kaufmanns weniger geachtet iſt, als in England oder America. —

In den Vereinigten Staaten iſt das Geſchäft eines Kaufmanns eher geeignet, ſeinen Geiſt von kleinlichen Vorurtheilen zu befreien und zu erhöhen, als denſelben zu zerſtören oder in Feſſeln zu ſchlagen. Seine Firma repräſentirt nicht nur ſein Vermögen, ſondern auch den Unternehmungsgeiſt und die Thätigkeit, die er mit in ſein Geſchäft bringt. Sein Credit vermehrt ſich nicht nur mit ſeinem Capital, ſondern auch mit ſeinen perſönlichen guten Eigenſchaften und mit der inneren oder erworbenen Ueberlegenheit ſeines Verſtandes. Er kann den Mangel an Capital durch einen ausgebreiteteren Cirkel von Kenntniſſen und Erfahrungen erſetzen, und iſt durch ſeine moraliſchen Vorzüge den reicheren und accreditirteren Kaufleuten gleichgeſtellt. Die Reichen werden gezwungen, dem Talent der Aermeren Nahrung zu verſchaffen, um dadurch ihr Vermögen zu erhalten und zu vergrößern, und die Aermeren können hoffen, ſelbſt reich und unabhängig zu

werden. Der Handel der Union iſt daher nicht das Monopol einiger wenigen reichen Familien, ſondern eine Nationalbeſchäftigung des ganzen Volkes, in welcher alle, welche thätig und klug ſind, ihr Fortkommen finden können.

Durch ſeinen ausgebreiteteren Credit hat der americaniſche Kaufmann ein größeres Feld für ſeine Thätigkeit und ſeinen Unternehmungsgeiſt als jeder andere mit demſelben Capital ausgerüſtete Speculant. Sein Geiſt entwickelt ſich mit den unermeßlichen Hülfsquellen ſeines Landes, welche die Grundlage ſeiner Unternehmungen ſind. Die Hälfte der inneren Verbeſſerungen würde noch in der Kindheit oder gar noch nicht bedacht worden ſeyn, wenn die reichen Kaufleute und Capitaliſten nicht willig geweſen wären, die dazu nöthigen Summen vorzuſtrecken, und talentvolle thätige Anfänger nicht die Ausführung dieſer Unternehmungen auf ſich genommen hätten. Ohne auf Perſönlichkeit gegründeten Credit würden weder Handel noch Manufacturen, ja ſelbſt nicht der Ackerbau ſo ſchnell emporgekommen ſeyn, und unermeßliche fruchtbare Strecken, die jetzt durch Kunſt und Gewerbfleiß belebt und mit Schulen und höheren Bildungsanſtalten ausgeſtattet ſind, würden noch jetzt die Wohnungen des Wildes und die Jagdreviere der Indianer ſeyn.

Der mannichfaltige und ausgebreitete Handel der Vereinigten Staaten, die beſondere Art der Geſchäftsführung und die große Zahl der dabei Betheiligten verurſacht eine unaufhörliche Berührung aller Claſſen, welche zwar höchſt wohlthätig auf Alle, aber beſonders günſtig auf den Kaufmann wirkt. Er wird dadurch mit den Geſinnungen, den Bedürfniſſen und den Mitteln des Gewerbsmannes, des Fabricanten, des Ackerbauers, des Politikers, und ſelbſt des Gelehrten bekannt, welche alle mehr oder weniger an ſeinem Wohlſtand Antheil nehmen, oder auf ihn einwirken. Seine Kenntniſſe vermehren ſich mit ſeinem Wirkungskreis, und er wird gezwungen, ein aufmerkſamer Beobachter und Beurtheiler menſchlicher Handlungen und ihrer Beweggründe zu werden. Er muß beſtändig die Begebenheiten beobachten, auf jeden Wechſel in der Politik bedacht ſeyn und ſeine Unternehmungen ſtets der vorherrſchenden Richtung der in America ſo oft wechſelnden Induſtrie anpaſſen, — denn ſollte er verſäumen, von dieſen Dingen Nutzen zu ziehen, ehe ſie allgemein bekannt ſind, ſo kann er ſicher darauf rechnen, von Andern, die klüger ſind als er, überliſtet zu werden. —

Da der Credit persönlich ist und die Geschäfte der meisten Kaufleute ihre eigenen Mittel vielfach übersteigen*), so ist es in America nicht hinlänglich, die gegenwärtigen Vermögensumstände und Hülfsquellen derjenigen zu kennen, mit denen man in Geschäften steht, man muß eben so wohl ihre Ehrlichkeit, ihr Talent und die Beweggründe zu beurtheilen verstehen, welche sie bestimmen müssen, ihren Verpflichtungen pünktlich nachzukommen. Der americanische Kaufmann ist daher gezwungen, die Gesinnungen und Handlungsweise Anderer zu erforschen, während die seinigen von Andern unaufhörlich beobachtet und belauscht werden, und wird dadurch eben so geschickt in der Beurtheilung der persönlichen Eigenschaften seiner Mitbewerber, als bemüht, von seinem eigenen Benehmen alles zu verbannen, was zu schiefen Urtheilen oder Verdacht Anlaß geben könnte. Dieß ist die Ursache, warum die americanischen Kaufleute so sehr im Rufe der Schlauheit stehen, und warum man sie überall für gute Menschenkenner hält.

Mit den Vorzügen seiner Stellung in der Gesellschaft verbindet der americanische Kaufmann oft noch die einer sorgfältigen Erziehung, und in Boston gibt es ihrer Viele, welche sogar höhere Bildungsanstalten (in Europa) besucht haben. Dazu kommen noch die Belehrung und die Erfahrungen, welche sie auf Reisen erwerben, und daher ihr Freiseyn von den verschiedenartigen Vorurtheilen, welcher sich selbst die gebildetsten Menschen ohne die Mittel eigener Erfahrung und Beobachtung nicht gut entschlagen können. Viele von ihnen sind eifrige Politiker, und obgleich sie in dieser Eigenschaft nicht immer so erfolgreich auftreten als im Handel, so beweisen sie doch selbst in diesem Fache einen Tiefblick des Verstandes und eine Richtigkeit der Ansichten, welche nur selten von berufenen Gesetzgebern übertroffen werden.

Der größte Vorwurf, den man bis jetzt dem americanischen Creditsystem gemacht hat, besteht in der großen Anzahl von Fallimenten, die es unmaßgeblich nach sich zieht. Aber wenn man wirklich zugibt, daß ihre Zahl in den Vereinigten Staaten größer

*) Ich könnte hier mehr als hundert Fälle angeben, in welchen Ostindienfahrer, Baumwollenmäkler und selbst Buchhändler mit Capitalien von nicht mehr als 1 bis 2000 Dollars jährliche Geschäfte von einer halben Million betrieben.

iſt, als in irgend einem europäiſchen Lande mit derſelben Bevölkerung, ſo folgt hieraus doch nicht, daß wenn man auf die Ausdehnung der Geſchäfte und die große Zahl der dabei Betheiligten Rückſicht nimmt, der durch Bankerotte erlittene Verluſt größer ſey als in England oder Frankreich; im Gegentheil iſt es ſogar mehr als wahrſcheinlich, daß der in jeder Art Handel realiſirte Gewinn zu dem durch ſchlechte Schuldner erlittenen Verluſt in einem beſſeren Verhältniß ſteht als in irgend einem Lande in der Welt.

Um die in America häufig vorkommenden Bankerotte gehörig zu beurtheilen, muß man nicht bloß auf die Größe der Unternehmungen im Verhältniß zum geringen Capital Rückſicht nehmen, ſondern auch auf den Umſtand, daß in America bis jetzt keine Failliten-Ordnung, oder überhaupt kein Geſetz gegen den Bankerott beſteht, welches irgend einen Stand von den Güterabtretungswohlthaten ausſchlöſſe, wie dieß z. B. mit Beamten, Officieren und manchen Gewerbsleuten in europäiſchen Ländern der Fall iſt. Kaufmänniſche Speculationen beſchränken ſich auf keine Claſſe der Bevölkerung; der Krämer, der Handelsmann, der Ackerbauer und Pflanzer, der Advocat, der Doctor, ja ſelbſt der Schulmeiſter nehmen an ihnen Antheil, und wenn wir die Verbindlichkeiten ſo vieler Betheiligten berückſichtigen, ſo werden wir die Zahl derer, die von dem „Act für inſolvente Schuldner" (the act for insolvent debtors) Gebrauch machen, nicht nur klein, ſondern gänzlich unzureichend finden, auf die Geſellſchaft ſelbſt einen bedeutenden Einfluß zu üben. Wären die Americaner ſparſamer mit ihrem Credit, ſo würde die Zahl ihrer Fallimente allerdings geringer ſeyn, aber in demſelben Verhältniß würde auch der Handel und der damit verbundene Gewinn abnehmen; die Nation würde einer der Hauptquellen ihres gegenwärtigen Wohlſtandes beraubt, und Tauſende von unternehmenden Kaufleuten von aller Theilnahme an größeren Geſchäften ausgeſchloſſen ſeyn. Die, welche gegen das Creditſyſtem der Vereinigten Staaten declamiren, weil es Anlaß zu häufigen Bankerotten gibt, könnten eben ſowohl die Schifffahrt anklagen, weil ſie die Urſache der vielen Schiffbrüche iſt.

Die americaniſchen Banken ſind alle Disconto-, Depoſiten- und Zettel-Banken, und werden in den größeren Städten der Union mit vieler Klugheit und Sicherheit verwaltet. Es ſind nur ſehr wenig Fälle bekannt, in welchen einige Boſtoner Banken fallir-

ten, und die von New-York und Philadelphia ſtehen ebenfalls im beſten Rufe; aber ihre Zahl iſt furchtbar groß, was ſie vielleicht weniger ſicher macht als ähnliche Inſtitutionen in Europa. Das in den Vereinigten Staaten eingeführte Creditſyſtem ſetzt ſie zwar vielfältigen Verluſten aus, aber ſie ſind deſſen ungeachtet eines der Hauptwerkzeuge des ſchnellen Emporkommens des Landes, denn ſie vermehren überall die Leichtigkeit der Communicationen und Geſchäfte.

Alles was man für oder gegen die americaniſchen Banken ſagen kann, bezieht ſich auf das Creditſyſtem, dem die Banken nur als Hülfsmittel dienen, und iſt bereits in den über dieſen Gegenſtand vorausgeſchickten Bemerkungen enthalten. Um daher unnütze Wiederholungen zu vermeiden, will ich in der folgenden Tabelle bloß das Bank-Capital und die Summe der in jedem einzelnen Staat in Umlauf geſetzten Zettel angeben, aus welchen Daten der Leſer ſelbſt erſehen wird, bis auf welchen Punkt dieſes Syſtem in America wirklich angewendet wird. Die Tabelle bezieht ſich auf das Jahr 1834 und begreift nicht die Vereinigte Staaten-Bank mit einem Capital von 35 Millionen Thalern, und ihre vielen Branchen. Auch iſt es kaum nöthig zu bemerken, daß ſeit jener Zeit viele ähnliche Geld-Inſtitutionen (monnied institutions), wenn auch unter verſchiedenen Namen entſtanden ſind, und daß täglich neue Banken hinzukommen, welche jede genaue Angabe derſelben unmöglich machen. Eine Tabelle wie die folgende kann bloß das Verhältniß des Capitals zum Credit angeben, und kaum dieſes mit mathematiſcher Beſtimmtheit.

| Name des Staates. | Zahl der Banken. | Capital in Dollars. | In Umlauf geſetzte Zettel in Dollars. |
|---|---|---|---|
| Maine . . . . . | 14 | 2,727,000 | 1,303,671 |
| New-Hampſhire . . . | 24 | 2,454,308 | 1,063,145 |
| Vermont . . . . | 17 | 911,980 | 1,234,178 |
| Maſſachuſetts . . . . | 102 | 28,236,250 | 7,889,110 |
| Rhode Island . . . . | 51 | 7,438,848 | 1,264,394 |
| Connecticut . . . . | 21 | 5,708,015 | 2,557,227 |
| New-York *) . . . . | 79 | 27,846,460 | 15,471,328 |

*) Die geſetzgebende Verſammlung dieſes Staates nahm im Jahre 1834 noch neun neue Banken auf, mit einem Capital von 3,800,000

| Name des Staates. | Zahl der Banken. | Capital in Dollars. | In Umlauf gesetzte Zettel in Dollars. |
|---|---|---|---|
| New-Jersey . . . . | 22 | 6,375,000 | 5,840,000 |
| Pennsylvania . . . . | 41 | 17,034,444 | 10,366,232 |
| Delaware . . . . | 4 | 2,000,000 | 504,000 |
| Maryland . . . . | 22 | 9,270,091 | 2,441,698 |
| Virginia . . . . | 4 | 5,694,500 | 3,598,392 |
| Nord-Carolina . . . | 3 | 1,824,725 | 981,114 |
| Süd-Carolina . . . . | 7 | 3,156,318 | 3,724,442 |
| Georgia . . . . . | 13 | 6,534,691 | 3,055,005 |
| Alabama . . . . . | 5 | 4,308,207 | 2,054,471 |
| Mississippi . . . . | 2 | 3,666,805 | 2,100,426 |
| Louisiana . . . . | 12 | 23,664,755 | 4,793,730 |
| Tenneſſee . . . . | 2 | 2,242,827 | 2,110,880 |
| Kentucky . . . . . | 3 | 1,875,418 | 838,091 |
| Ohio . . . . . | 20 | 5,986,625 | 1,945,917 |
| Indiana . . . . . | 1 | 150,000 | 75,000 |
| Illinois . . . . . | 1 | 200,000 | 100,000 |
| Missouri *) . . . . | — | — | — |
| District von Columbia . . | 8 | 3,555,305 | 1,109,389 |
| Florida . . . . . | 6 | 1,000,000 | 600,000 |
| Michigan . . . . . | 3 | 2,250,000 | 428,000 |
| Arkanſas **) . . . . | — | — | — |
| Total-Summe . | 487 | 175,962,572 †) | 79,449,838 |

Thalern, und die ſechs Sparbanken dieſes Staates enthielten ebenfalls 3,692,400 Thaler. Seit jener Periode ſind noch weitere 12 Banken mit einem Capital von 6,000,000 Thalern incorporirt worden, wozu jetzt noch eine Bank mit 200,000,000 Thalern kommen ſoll.

*) In dieſem Staat war im Jahre 1834 keine Bank außer einer Branche der Vereinigten Staaten-Bank.

**) In dieſem Staate war im Jahre 1834 keine Bank außer einer Branche der Bank von Maryland, welche im März des Jahres 1834 Bankerott machte.

†) Man muß ſich nicht etwa vorſtellen, daß dieſes Capital in baarem Geld oder in Gold, Silber und Edelſteinen beſtände. Darin ſind Grundſtücke, Wechſel, Waaren, und ſelbſt der Credit der Kaufleute mitbegriffen. Man kann ja auch Bankactien auf Credit kaufen, oder ſtatt alles Beitrages, was gar häufig geſchieht, nur einen zu Gunſten der Bank ausgeſtellten Sola-Wechſel (Promissory note) ſtatt des Bank-Capitals in die Caſſa legen. In ſolchen Fällen tritt dann die Summe des Credits der Bankdirectoren (gewöhnlich 12 der reichſten Bürger

Die meisten Banken der südlichen Staaten haben mehrere Branchen, deren Capital in den oben angegebenen Summen mitbegriffen ist. Die Summe der von der Vereinigten Staatenbank im Jahre 1835 in Umlauf gesetzten Noten belief sich auf zweiundzwanzig Millionen Thaler, und das in ihren Gewölben verwahrte Silber auf 13,912,577 Thaler 47 Cents. Neunundzwanzig Banken mit einem Gesammt-Capital von 34,847,203 Thalern waren von der Regierung zur Aufbewahrung der Staatsgelder bestimmt worden, wogegen diese 15,521,997 Zettel in Umlauf setzten.

Das Bank-Capital der verschiedenen Staaten, im Jahre 1834—1835, nach officiellen Angaben des Finanzministers wird von Bicknell in seinem „Philadelphia Counterfeit-Detector“ wie folgt angegeben.

| | Dollars |
|---|---|
| Maine | 2,724,000 |
| New-Hampshire | 2,454,308 |
| Vermont | 911,900 |
| Massachusetts | 29,409,450 |
| Rhode-Island | 7,438,848 |
| Connecticut | 5,708,015 |
| New-York | 31,781,460 |
| New-Jersey | 6,375,500 |
| Pennsylvania | 17,084,444 |
| Delaware | 2,000,000 |
| Maryland | 9,270,091 |
| Virginia | 5,694,500 |
| Nord-Carolina | 3,324,725 |
| Süd-Carolina | 7,331,318 |
| Georgia | 8,034,691 |
| Alabama | 4,308,207 |
| Mississippi | 11,000,000 |
| Louisiana | 33,664,755 |
| Tennessee | 5,242,827 |
| Kentucky | 10,000,000 |
| Ohio | 5,086,125 |
| Indiana | 1,500,000 |
| Illinois | 1,700,000 |

und Theilhaber) an die Stelle des eigentlichen Capitals; die Banknoten selbst aber werden mit den Zetteln anderer Banken eingelöst.

| | Dollars |
|---|---|
| Distrikt von Columbien . . . | 3,355,305 |
| Florida . . . . . | 1,000,000 |
| Michigan . . . . . | 2,250,000 |
| Total-Summe . | 219,250,549 Dollars. |

Vom Jahre 1811 bis zum Jahre 1830 inclusive fallirten 165 Banken mit einem Gesammt-Capital von 24,212,339 Thalern. Die Zahl der Bankerotte belief sich daher jährlich auf zwischen 8 und 9, wovon noch nicht ganz einer auf je zwei Staaten der Union zu stehen kommt. Die Vortheile des Banksystems überwiegen daher noch immer bei weitem seine Nachtheile, besonders wenn man überlegt, daß die den Banken anvertrauten Summen sonst Privaten übergeben werden müßten, die noch weniger sicher wären als in solidum haftende Gesellschaften.

Nach dem, was ich bis jetzt über den americanischen Handel und americanische Kaufleute gesagt habe, dürften einige numerische Angaben der jährlichen Einfuhr und Ausfuhr von Waaren manchen meiner Leser nicht unwillkommen seyn. Die folgenden sind aus den officiellen Angaben des Finanzministers Levi Woodbury entnommen, und man wird aus ihnen ersehen, daß die Ausfuhr des Jahres 1834, die des Jahres 1830 um 7,174,654 Thaler überstieg, und daß sie im folgenden Jahre (1835) um weitere 41,669,415 Thaler, also in 5 Jahren um 79,018,822 Thaler sich vermehrte.

| | | |
|---|---|---|
| Die Ausfuhr des Jahres 1830 (das Jahr mit dem 30 September endigend) belief sich auf . . | | 73,849,503 Dollars |
| wovon die einheimischen Producte | 59,462,029 | |
| die fremden . . . | 14,387,479 | |
| beide zusammen also | 73,849,508 Dollars betrugen. | |
| Die Ausfuhr des Jahres 1834 stieg auf . | | 81,024,162 Dollars |
| nämlich: Producte des Meeres | 2,071,493 | |
| „ „ Waldes | 4,457,997 | |
| Getreide und Früchte | 10,884,052 | |
| Tabak . . . | 6,595,305 | |
| Baumwolle . . | 49,448,402 | |
| Andere Agriculturproducte . | 453,028 | |
| Manufacturen . . . | 5,998,012 | |
| Andere Artikel . . . | 1,115,873 | |
| Total-Summe . | 81,024,162 Dollars. | |

Endlich belief ſich die Ausfuhr des J. 1835 auf 121,693,577 Dollars,
nämlich einheimiſche Producte 101,189,082
fremde „ 20,504,495
Summe 121,693,577 Dollars.

Die Einfuhr belief ſich im Jahre 1835 auf 149,895,742 Dollars
die des Jahres 1830 auf 70,876,920
Zuwachs in fünf Jahren 79,018,822 Dollars.

Von den im Jahre 1835 eingeführten Waaren wurde der Werth von 135,288,865 Dollars in eigenen, und nur der von 14,606,877 in fremden Schiffen eingeführt.

Folgende Tabelle zeigt den Werth der Einfuhr und Ausfuhr nach den verſchiedenen mit den Vereinigten Staaten im Verkehr ſtehenden Ländern im Jahre 1835.

| Nr. | Name des Landes. | Werth der Einfuhr in Dollars. | Werth der Ausfuhr. | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | | Einheimische Producte in Dollars. | Fremde Producte in Dollars. | Total-Summe in Dollars. |
| 1 | Rußland | 2,395,245 | 231,607 | 353,810 | 585,447 |
| 2 | Preußen | 38,543 | 53,063 | 2,682 | 55,745 |
| 3 | Schweden und Norwegen | 1,285,178 | 416,078 | 100,160 | 516,238 |
| 4 | Schwedisch West-Indien | 31,330 | 72,714 | 13,641 | 86,355 |
| 5 | Dänemark | 121,000 | 212,461 | 110,839 | 323,300 |
| 6 | Dänisches West-Indien | 1,282,902 | 1,255,880 | 210,316 | 1,457,196 |
| 7 | Belgien | 341,967 | 605,680 | 144,542 | 748,222 |
| 8 | Holland | 1,590,570 | 2,345,980 | 187,036 | 2,533,016 |
| 9 | Holländisches Ost-Indien | 800,388 | 230,608 | 1,213,682 | 1,444,290 |
| 10 | Holländisches West-Indien | 481,340 | 319,432 | 84,110 | 403,542 |
| | Holländisch Guiana | 31,420 | 30,205 | | 30,205 |
| 12 | England | 59,066,989 | 47,990,532 | 945,809 | 48,936,341 |
| 13 | Schottland | 1,639,648 | 2,830,079 | 10,850 | 2,840,929 |
| 14 | Irland | 542,890 | 403,604 | | 403,604 |
| 15 | Gibraltar | 160,200 | 553,582 | 265,000 | 818,582 |
| 16 | Malta | 31,867 | 109,655 | 121,243 | 230,898 |
| 17 | Brittisch Ost-Indien | 1,697,893 | 364,417 | 389,641 | 754,058 |
| 18 | Vorgebirg der guten Hoffnung | 41,750 | 60,565 | | 60,565 |
| 19 | Brittisch Guiana | 5,595 | 64,243 | | 64,243 |
| 20 | Brittisch West-Indien | 1,152,347 | 1,755,487 | 82,840 | 1,838,327 |
| 21 | Brittisches America | 1,435,168 | 3,900,545 | 147,343 | 4,047,888 |
| 22 | Honduras | 174,960 | 134,703 | 37,561 | 172,264 |

| Nr. | Name des Landes. | Werth der Einfuhr in Dollars. | Werth der Ausfuhr. | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | | Einheimische Producte in Dollars. | Fremde Producte in Dollars. | Total-Summe in Dollars. |
| 23 | Hanseſtädte | 5,841,943 | 2,771,390 | 756,886 | 3,528,276 |
| 24 | Frankreich am atlantiſchen Ocean | 21,446,378 | 16,013,185 | 1,160,038 | 17,173,223 |
| 25 | Frankreich am mittelländiſchen Meere | 1,468,998 | 2,023,829 | 554,192 | 2,578,021 |
| 26 | Franzöſiſches Weſt-Indien | 447,208 | 519,453 | 34,369 | 583,822 |
| 27 | Hayti | 2,347,556 | 1,538,475 | 277,337 | 1,815,812 |
| 28 | Spanien am atlantiſchen Meer | 468,969 | 430,984 | 87,230 | 518,214 |
| 29 | Spanien am Mittelmeer | 826,709 | 93,949 | 43,798 | 137,747 |
| 30 | Teneriffa und Canariſche Inſeln | 196,862 | 40,195 | 12,710 | 52,905 |
| 31 | Manilla und Philippiniſche Inſeln | 413,815 | 38,947 | 50,152 | 89,099 |
| 32 | Minorca ꝛc. | | 86,849 | | 86,849 |
| 33 | Cuba | 11,346,615 | 5,917,436 | 1,589,372 | 5,506,808 |
| 34 | Andere Spaniſch Weſtindiſche Inſeln | 2,364,170 | 586,035 | 91,622 | 677,657 |
| 35 | Portugal | 547,974 | 162,703 | 107,602 | 270,305 |
| 36 | Madeira | 531,266 | 73,893 | 28,595 | 102,488 |
| 37 | Fayal und andere Azoriſche Häfen | 26,678 | 12,033 | 6,400 | 18,433 |
| 38 | Inſeln des grünen Vorgebirges | 19,795 | 102,440 | 27,747 | 130,187 |
| 39 | Italien | 1,457,977 | 178,515 | 107,396 | 285,911 |
| 40 | Sicilien | 274,548 | 17,373 | 10,884 | 28,257 |
| 41 | Trieſt und Adriatiſches Meer | 492,567 | 818,375 | 384,038 | 1,202,415 |
| 42 | Türkei | 387,553 | 63,202 | 216,822 | 280,024 |
| 43 | Mocha, Aden ꝛc. | | | 2,250 | 2,250 |
| 44 | Griechenland | 34,651 | 9,785 | 4,880 | 14,663 |

| Nr. | Name des Landes. | Werth der Einfuhr in Dollars. | Werth der Ausfuhr. | | |
|---|---|---|---|---|---|
| | | | Einheimische Producte in Dollars. | Fremde Producte in Dollarn. | Total-Summe in Dollars. |
| 45 | Mexico | 9,490,446 | 3,016,612 | 6,012,609 | 9,029,221 |
| 46 | Central-America | 215,450 | 111,624 | 72,169 | 183,793 |
| 47 | Columbien | 1,662,760 | 458,068 | 605,948 | 1,064,016 |
| 48 | Brasilien | 5,574,466 | 1,810,791 | 797,865 | 2,608,656 |
| 49 | Argentinische Republik | 878,618 | 384,195 | 324,723 | 708,918 |
| 50 | Chili | 917,095 | 586,188 | 355,696 | 941,884 |
| 51 | Peru | 1,118,278 | | | |
| 52 | Süd-America im Allgemeinen | 95 | 212,142 | 21,110 | 233,252 |
| 53 | China | 5,987,187 | 335,868 | 1,532,712 | 1,868,580 |
| 54 | Asien im Allgemeinen | 94,824 | 79,118 | 648,055 | 727,173 |
| 55 | Africa im Allgemeinen | 580,821 | 234,195 | 104,984 | 339,179 |
| 56 | West-Indien im Allgemeinen | | 122,600 | 27,916 | 450,516 |
| 57 | Südsee | 74,003 | 43,588 | 19,616 | 63,204 |
| 58 | Nordwestküste von America | | 25,899 | 14,637 | 40,536 |
| 59 | Ungewisse Handelsplätze | 10,273 | | | |
| | Total-Summe | 149,895,742 | 101,189,082 | 20,504,495 | 121,693,577 |

Das Verhältniß der Einfuhr und Ausfuhr in americanischen Schiffen zur Einfuhr und Ausfuhr in fremden Fahrzeugen ist nahe wie 6 zu 1.

Im Jahre 1830 war es wie 51 : 8 oder $6\frac{3}{8}$ : 1
und im Jahr 1834 „ „ „ 175 : 32 „ $5\frac{15}{32}$ : 1.

Aus den obigen Angaben geht ebenfalls hervor, daß während im Jahre 1830 die Ausfuhr die Einfuhr um 2,972,588 Thaler überstieg, die Bilanz des Handels im Jahre 1835 gegen America gekehrt war; denn die Einfuhr überstieg die Ausfuhr um mehr als 28 Millionen! Diesen Ueberschuß mußten die Vereinigten Staaten in Wechseln und Baarzahlungen decken, und daher schreibt sich die „americanische Schreckenszeit" oder Banknoth (the bank-terror), welche zum Theil aus politischen Rücksichten durch die Bank der Vereinigten Staaten selbst herbeigeführt wurde. Die Bank nämlich hörte zu discontiren auf, und drückte dadurch den Wechselcurs auf England um mehr als 15 Procent herab, wodurch die Einfuhr englischer Artikel sich vermehrte, die Manufacturen der Vereinigten Staaten aber hart bedrängt werden mußten. *)

Um der stufenweisen Entwickelung des americanischen Handels folgen zu können, will ich folgende officielle Angaben des Finanzministers aus seinem letzten Jahresbericht meinen Lesern mittheilen.

| Jahr. | Ganze Einfuhr in Dollars. | Ganze Ausfuhr fremder Producte in Dollars. | Wirkliche Consumtion mit Einschluß der zollfreien Güter in Dollars. | Ganze Ausfuhr in Dollars. | Ausfuhr von bloß einheimischen Producten in Dollars. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1790 | 23,000,000 | 300,000 | 25,500,000 | 20,205,156 | 19,666,000 |
| 1791 | 29,200,000 | 500,000 | 30,000,000 | 19,012,011 | 18,500,000 |
| 1792 | 31,500,000 | 1,000,000 | 31,500,000 | 20,753,098 | 19,000,000 |
| 1793 | 31,100,000 | 1,750,000 | 30,800,000 | 26,109,572 | 21,000,000 |
| 1794 | 34,600,000 | 6,500,000 | 29,500,000 | 33,026,253 | 26,500,000 |
| 1795 | 69,756,268 | 8,500,000 | 65,000,000 | 17,989,172 | 39,500,000 |
| 1796 | 81,436,161 | 26,300,000 | 56,636,161 | 67,061,079 | 40,764,097 |
| 1797 | 75,379,106 | 27,000,000 | 50,379,106 | 56,850,206 | 29,850,206 |
| 1798 | 68,551,700 | 33,000,000 | 37,551,700 | 61,527,097 | 28,527,097 |
| 1799 | 79,069,148 | 45,523,000 | 35,546,148 | 78,665,522 | 33,012,522 |
| 1800 | 91,252,768 | 49,130,877 | 41,121,891 | 70,971,780 | 31,840,903 |

*) Je niedriger der Curs auf England ist, desto wohlfeiler kommen die in Wechseln bezahlten Waaren zu stehen; desto mehr werden daher eingeführt.

| Jahr. | Ganze Einfuhr in Dollars. | Ganze Ausfuhr fremder Producte in Dollars. | Wirkliche Consumtion mit Einschluß der zollfreien Güter in Dollars. | Ganze Ausfuhr in Dollars. | Ausfuhr von blos einheimischen Producten in Dollars. |
|---|---|---|---|---|---|
| 1801 | 111,363,511 | 46,642,721 | 66,720,790 | 94,115,925 | 47,473,204 |
| 1802 | 76,333,333 | 35,774,971 | 42,558,362 | 72,483,160 | 36,708,189 |
| 1803 | 64,666,666 | 13,594,072 | 52,072,594 | 55,800,033 | 42,205,961 |
| 1804 | 85,000,000 | 36,231,597 | 50,768,103 | 77,699,074 | 41,467,477 |
| 1805 | 120,600,000 | 55,179,019 | 69,420,981 | 95,566,021 | 42,387,002 |
| 1806 | 129,410,000 | 60,283,234 | 71,126,766 | 101,556,963 | 41,253,727 |
| 1807 | 138,500,000 | 59,613,558 | 81,856,442 | 108,843,150 | 48,699,592 |
| 1808 | 56,990,000 | 12,997,414 | 16,992,586 | 22,450,960 | 9,453,546 |
| 1809 | 59,400,000 | 20,797,531 | 41,602.469 | 52,203,235 | 31,405,702 |
| 1810 | 85,400,000 | 24,391,295 | 64,008,705 | 66,757,970 | 42,366,675 |
| 1811 | 54,400,000 | 16,022,790 | 40,377,210 | 61,316,833 | 45,294,043 |
| 1812 | 77,030,000 | 8,195,127 | 71,534,973 | 38,527,236 | 30,032,109 |
| 1813 | 22,005,000 | 2,847,845 | 23,157,155 | 27,855,997 | 25,008,132 |
| 1814 | 12,965,000 | 145,169 | 15,819,831 | 6,927,441 | 6,782,272 |
| 1815 | 113,011,271 | 6,583,350 | 109,457,924 | 52,557,753 | 45,974,403 |
| 1816 | 147,103,000 | 17,138,555 | 132,961,445 | 81,920,452 | 64,781,896 |
| 1817 | 99,250,000 | 19,358,069 | 82,891,931 | 82,671,569 | 68,313,500 |
| 1818 | 121,750,000 | 19,126,696 | 105,523,304 | 93,281,133 | 73,854,437 |
| 1819 | 87,125,000 | 19,165,685 | 70,959,317 | 70,142,521 | 50,976,838 |
| 1820 | 71,450,000 | 18,008,029 | 56,141,971 | 69,691,669 | 51,683,640 |
| 1821 | 62,585,724 | 21,302,488 | 41,283,236 | 64,974,328 | 43,671,894 |
| 1822 | 83,241,541 | 22,286,202 | 60,955,339 | 72,160,281 | 49,874,079 |
| 1823 | 77,579,267 | 27,513,622 | 50,065,645 | 74,699,050 | 47,155,408 |
| 1824 | 80,549,007 | 25,337,157 | 55,211,850 | 75,936,657 | 50,649,500 |
| 1825 | 96,340,075 | 32,590,613 | 63,749,432 | 99,535,388 | 66,944,745 |
| 1826 | 84,974,477 | 24,539,612 | 60,434,865 | 77,595,322 | 53,055,710 |
| 1827 | 79,484,068 | 23,403,136 | 56,080,932 | 88,324,827 | 58,921,691 |
| 1828 | 88,509,824 | 21,595,017 | 66,914,807 | 72,264,686 | 50,669,669 |
| 1829 | 74,492,527 | 16,658,478 | 57,834,049 | 72,558,671 | 55,700,193 |
| 1830 | 70,876,920 | 14,387,479 | 56,499,441 | 73,840,508 | 59,462,029 |
| 1831 | 103,191,124 | 20,033,526 | 83,157,598 | 81,310,585 | 61,277,027 |
| 1832 | 101,029,266 | 24,039,473 | 76,989,793 | 87,176,943 | 63,137,470 |
| 1833 | 108,118,311 | 19,822,735 | 88,295,576 | 90,140,433 | 70,317,698 |
| 1834 | 126,521,332 | 23,812,811 | 102,708,521 | 104,346,973 | 81,024,162 |
| 1835*) | 151,030,368 | 20,424,155 | 130,606,155** | 118,955,239 | 98,531,026 |

Um von der sich stets erweiternden Schifffahrt der Vereinigten Staaten einen Begriff zu haben, braucht man nur den Tonnengehalt ihrer Schiffe zu übersehen, wie er zu Anfang des Jahrs 1833 in den vorzüglichsten Häfen der Union registrirt war, nämlich:

*) Die Angaben für dieses Jahr sind nur nach dem am 30 September zu Ende gegangenen Vierteljahr beiläufig abgeschätzt.

**) Ein großer Theil dieser Güter ist gewiß noch in den Magazinen von New-York, Philadelphia, Boston und Baltimore vorräthig.

| Name der Stadt. | Name des Staates. | Tonnen. |
|---|---|---|
| New-York . . . . . | New-York | 298,832 |
| Boston . . . . . | Massachusetts | 171,045 |
| Philadelphia . . . . | Pennsylvanien | 77,105 |
| New-Bedford . . . . | Massachusetts | 70,550 |
| New-Orleans . . . . | Louisiana | 61,171 |
| Portland . . . . . | Maine | 47,942 |
| Baltimore . . . . . | Maryland | 47,129 |
| Bath . . . . . | Maine | 33,480 |
| Salem . . . . . | Massachusetts | 30,293 |
| Nantucket . . . . . | deßgl. | 28,580 |
| Barnstable . . . . . | deßgl. | 28,153 |
| Waldsborough . . . | Maine | 24,918 |
| New-London . . . . | Connecticut | 24,225 |
| Penobscot . . . . . | Maine | 22,115 |
| Newburg Port . . . . | Massachusetts | 20,131 |
| Providence . . . . . | Rhode Island | 19,136 |
| Belfast . . . . . | Maine | 18,576 |
| Plymouth . . . . . | Massachusetts | 17,669 |
| Portsmouth . . . . | New-Hampshire | 17,126 |
| Norfolk . . . . . | Virginia | 15,790 |
| Passa Maquoddy . . . | Maine | 13,570 |
| Gloucester . . . . . | Massachusetts | 13,266 |
| Wilmington . . . . | Nord-Carolina | 13,265 |
| Charleston . . . . . | Süd-Carolina | 13,214 |
| Vienna . . . . . | Maryland | 13,129 |
| Bristol . . . . . | Rhode Island | 12,879 |
| Bridgetown . . . . | New-Jersey | 12,690 |
| Fairfield . . . . . | Connecticut | 10,892 |
| Alexandria . . . . . | District von Columbia | 10,599 |
| Pittsburgh . . . . . | Pennsylvanien | 10,091 |
| | Total-Summe | 1,197,419 |

mit Ausnahme des Tonnengehalts der Dampfboote. Nehmen wir nun an, daß sich die Zahl der Tonnen seit dem Jahr 1833 nur um 10 Procent vermehrt habe (was gewiß wenig ist, wenn man auf die schnelle Zunahme des Handels und der Fabriken Rücksicht nimmt), so ergeben sich, als der gegenwärtige Gehalt der den vorzüglichsten Seestädten der Union angehörigen Schiffe, 1,317,160 Tonnen. Da aber alle Schiffe unter ihrem Tonnengehalt registrirt sind, und die der Vereinigten Staaten besonders niedrig angegeben werden*), so

*) Ich machte selbst eine Reise in einer in Portsmouth gebauten Brigg, die nur 240 Tonnen registrirt war, aber 560 Tonnen hielt. Diese Schiffe sind unten breiter als auf dem Verdeck, und heißen deßwegen Kettle-bottoms (Kesselböden).

dürfte ihre Tonnenzahl mit Einschluß der in obiger Tabelle übergangenen Districte leicht drei Millionen betragen. Dieß ist für ein Land, dessen Unabhängigkeit noch nicht viel länger als ein halbes Jahrhundert anerkannt ist, gewiß ein riesenhafter Anzeiger seiner künftigen mercantilischen Wichtigkeit.

Folgende Tabelle enthält die Zahl der americanischen und fremden Schiffe mit ihrem Tonnengehalt, welche in den verschiedenen Districten der Vereinigten Staaten während des mit dem 30 September 1835 geschlossenen Jahres eingelaufen sind, so wie den Tonnengehalt jedes Districtes am 31 December 1834.

| Nummer | Wo eingelaufen. In | Americanische. | | Fremde. | | Total-Summe. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | Zahl der Schiffe. | Zahl der Tonnen. | Zahl der Schiffe. | Zahl der Tonnen. | Zahl der Schiffe. | Zahl der Tonnen. |
| 1 | Passamaquoddy (Maine) | 41 | 4086 | 913 | 61,885 | 954 | 65,971 |
| 2 | Machias deßgl. | 1 | 98 | — | — | 1 | 98 |
| 3 | Frenchman's Bai deßgl. | — | — | 5 | 461 | 5 | 461 |
| 4 | Penobscot deßgl. | 17 | 2985 | 1 | 48 | 18 | 3033 |
| 5 | Waldsborough deßgl. | 3 | 1072 | — | — | 3 | 1072 |
| 6 | Wiscasset deßgl. | 4 | 1512 | — | — | 4 | 1512 |
| 7 | Bath deßgl. | 31 | 7843 | — | — | 31 | 7843 |
| 8 | Portland deßgl. | 139 | 28,878 | 23 | 2095 | 162 | 30,973 |
| 9 | Belfast deßgl. | 12 | 1770 | 2 | 163 | 14 | 1933 |
| 10 | Kennebunk deßgl. | 4 | 739 | — | — | 4 | 739 |
| 11 | Saco deßgl. | 2 | 272 | — | — | 2 | 272 |
| 12 | Portsmouth (New-Hampshire) | 25 | 6445 | 2 | 119 | 27 | 6564 |
| 13 | Vermont (Vermont) | 206 | 36,595 | — | — | 206 | 36,595 |
| 14 | Newburgport (Massachusetts) | 26 | 5087 | 1 | 136 | 27 | 5223 |
| 15 | Glouceſter deßgl. | 10 | 2018 | — | — | 10 | 2018 |
| 16 | Salem deßgl. | 72 | 10,877 | — | — | 72 | 10,877 |
| 17 | Marblehead deßgl. | 8 | 1198 | 2 | 140 | 10 | 1338 |
| 18 | Boston deßgl. | 754 | 158,712 | 404 | 35,708 | 1158 | 194,420 |
| 19 | Plymouth deßgl. | 10 | 2143 | 1 | 72 | 11 | 2215 |
| 20 | Fighton deßgl. | 34 | 6891 | 8 | 1235 | 42 | 8126 |
| 21 | New-Bedford deßgl. | 99 | 26,573 | 2 | 165 | 101 | 26,738 |
| 22 | Edgardtown deßgl. | 86 | 17,958 | 5 | 554 | 91 | 18,512 |
| 23 | Providence (Rhode Island) | 52 | 10,296 | 10 | 1022 | 62 | 11,318 |
| 24 | Briſtol deßgl. | 24 | 4782 | — | — | 24 | 4782 |
| 25 | Newport deßgl. | 21 | 3815 | 5 | 958 | 26 | 4771 |
| 26 | New-London (Connecticut) | 30 | 6733 | 2 | 258 | 32 | 6993 |
| 27 | New-Haven deßgl. | 59 | 9796 | — | — | 59 | 6796 |
| 28 | Middletown deßgl. | 5 | 692 | 4 | 310 | 9 | 1002 |
| 29 | Fairfield deßgl. | 5 | 766 | — | — | 5 | 766 |

| Nummer | Wo eingelaufen In | Americanische. Zahl der Schiffe. | Americanische. Zahl der Tonnen. | Fremde. Zahl der Schiffe. | Fremde. Zahl der Tonnen. | Total-Summe. Zahl der Schiffe. | Total-Summe. Zahl der Tonnen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 30 | New-York (New-York) | 1528 | 374,602 | 480 | 91,063 | 2008 | 465,665 |
| 31 | Sag Harbour deßgl. | 18 | 5317 | — | — | 18 | 5317 |
| 32 | Cape Vincent deßgl. | 588 | 111,295 | 467 | 86,925 | 1055 | 198,224 |
| 33 | Champlain deßgl. | 201 | 31,203 | — | — | 201 | 31,203 |
| 34 | Oswegatchie deßgl. | 282 | 49,570 | 349 | 44,195 | 631 | 93,765 |
| 35 | Sackets Harbour deßgl. | 167 | 33,575 | — | — | 167 | 33,575 |
| 36 | Oswego deßgl. | 248 | 27,364 | 293 | 61,873 | 541 | 89,237 |
| 37 | Geneſſee deßgl. | 46 | 9724 | 141 | 19,721 | 187 | 29,445 |
| 38 | Niagara deßgl. | 69 | 17,850 | 157 | 49,526 | 226 | 67,376 |
| 39 | Buffalo deßgl. | 214 | 15,673 | 66 | 4268 | 280 | 19,911 |
| 40 | Newark (New-Jerſey) | 3 | 621 | 1 | 127 | 4 | 748 |
| 41 | Perth Amboy deßgl. | 1 | 118 | — | — | 1 | 118 |
| 42 | Philadelphia (Pennſylvanien) | 348 | 68,177 | 68 | 10,816 | 416 | 78,993 |
| 43 | Baltimore (Maryland) | 265 | 47,901 | 61 | 15,522 | 326 | 63,423 |
| 44 | Snow Hill deßgl. | 1 | 53 | — | — | 1 | 53 |
| 45 | Georgetown (Columbia) | 2 | 269 | 3 | 314 | 5 | 583 |
| 46 | Alexandria deßgl. | 27 | 5314 | 6 | 799 | 33 | 6113 |
| 47 | Norfolk (Virginien) | 55 | 7699 | 77 | 11,859 | 132 | 19,208 |
| 48 | Richmond deßgl. | 12 | 2888 | 1 | 329 | 13 | 3217 |
| 49 | Petersburgh deßgl. | 12 | 4617 | — | — | 12 | 4517 |
| 50 | Jappahannock deßgl. | 3 | 322 | — | — | 3 | 322 |
| 51 | East River deßgl. | 1 | 81 | — | — | 1 | 81 |
| 52 | Cherrystone deßgl. | 6 | 459 | — | — | 6 | 549 |
| 53 | Wilmington (N. Carolina) | 84 | 11,796 | 24 | 2733 | 108 | 14,529 |
| 54 | New-Bern deßgl. | 20 | 2011 | 1 | 97 | 21 | 2108 |
| 55 | Camden deßgl. | 30 | 2608 | — | — | 30 | 2608 |
| 56 | Edentown deßgl. | 2 | 187 | — | — | 2 | 187 |
| 57 | Plymouth deßgl. | 2 | 139 | — | — | 2 | 139 |
| 58 | Waſhington deßgl. | 23 | 2277 | 5 | 266 | 28 | 2543 |
| 59 | Beaufort deßgl. | 2 | 229 | — | — | 2 | 229 |
| 60 | Ocracoke deßgl. | 2 | 262 | 1 | 137 | 3 | 399 |
| 61 | Charleston (S. Carolina) | 115 | 22,466 | 127 | 30,938 | 242 | 53,404 |
| 62 | Savannah (Georgia) | 48 | 10,448 | 85 | 25,429 | 133 | 35,877 |
| 63 | Brunswick deßgl. | 6 | 1019 | 3 | 372 | 9 | 1391 |
| 64 | Key West (Florida) | 159 | 6000 | 4 | 830 | 163 | 6830 |
| 65 | Penſacola deßgl. | 10 | 1428 | — | — | 10 | 1428 |
| 66 | Mobile (Alabama) | 75 | 16,834 | 42 | 14 050 | 117 | 30,884 |
| 67 | Miſſiſippi (Louiſiana) | 518 | 97,680 | 316 | 58,690 | 834 | 156,370 |
| 68 | Cuyahoga (Ohio) | 19 | 1061 | 75 | 3757 | 94 | 4818 |
| 69 | Sandusky deßgl. | 2 | 70 | 9 | 744 | 11 | 814 |
| 70 | Detroit (Michigan) | 29 | 1114 | 17 | 617 | 46 | 1731 |
| | Total-Summe | 7023 | 1,352,653 | 4269 | 611,310 | 11,292 | 1,993,963 |

Hier muß man wieder nicht vergeſſen, daß die kaufmänniſchen Geſchäfte dieſes Jahres kein deutliches Bild von dem Activhandel der Vereinigten Staaten geben können, und daß die ungewöhnlich große Einfuhr und der dadurch nothwendig gewordene Gebrauch fremder Schiffe mit dem niedrigen Curs engliſcher Wechſel in dieſem Jahr innig zuſammenhing.

(Vergleiche die Note zu Seite 284.)

Die fremden Schiffe, ihr Tonnengehalt und ihre Matrosen waren folgendermaßen vertheilt:

| Flagge. | Zahl der eingelaufenen Schiffe. | Zahl der Tonnen. | Schiffs-Mannschaft. Matrosen. | Jungen. | Zahl der ausgelaufenen Schiffe. | Zahl der Tonnen. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Brittische | 3682 | 529,922 | 32,575 | 1101 | 3650 | 523,417 |
| Französische | 65 | 11,457 | 775 | 13 | 57 | 14,554 |
| Spanische | 162 | 21,497 | 1761 | 25 | 177 | 26,245 |
| Hanseatische | 95 | 28,218 | 1304 | 12 | 98 | 28,421 |
| Schwedische | 64 | 15,661 | 780 | 7 | 56 | 13,479 |
| Dänische | 18 | 3570 | 175 | 6 | 17 | 3186 |
| Holländische | 17 | 3112 | 162 | 2 | 12 | 2148 |
| Russische | 1 | 250 | 12 | — | 1 | 330 |
| Preußische | 5 | 1272 | 59 | — | 4 | 942 |
| Oesterreichische | 9 | 3125 | 151 | — | 7 | 2509 |
| Portugiesische | 5 | 511 | 43 | — | 7 | 917 |
| Belgische | 3 | 980 | 42 | — | 3 | 979 |
| Griechische | 1 | 321 | 16 | 2 | 1 | 321 |
| Toscanische | 1 | 205 | 10 | — | — | — |
| Sardinische | 3 | 689 | 45 | — | 2 | 414 |
| Sicilianische | 5 | 1078 | 65 | 2 | 7 | 1228 |
| Hayti'sche | 1 | 139 | 6 | — | — | — |
| Mexicanische | 123 | 11,057 | 1177 | — | 122 | 10,531 |
| Central-Americanische | 1 | 80 | 5 | — | — | — |
| Brasilianische | 4 | 663 | 38 | — | 5 | 845 |
| Columbische | 4 | 503 | 31 | — | 3 | 402 |
| Buenos-Ayrische | — | — | — | — | 1 | 156 |
| Total-Summe | 4269 | 611,310 | 39,235 | 1170 | 4250 | 630,824 |

Die Manufacturen der Vereinigten Staaten haben mit der Ausbreitung ihres Handels gleichen Schritt gehalten. Die Staaten von Massachusetts, Pennsylvanien, New-York und New-Jersey haben den Anfang gemacht, und derselbe Unternehmungsgeist zeigt sich jetzt in allen Theilen der Union. America besitzt alle Erfordernisse eines Manufacturstaates, Wasser, Steinkohlen, und eine arbeitsame, geschickte, erfinderische Bevölkerung. Der Arbeitslohn ist zwar höher, und die Kohlen und das Eisen theurer als in England, dafür sind aber die Abgaben niedriger, die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens wohlfeiler, und das rohe Material, besonders Baumwolle, Hanf, Flachs, Alkalien für Glas, Häute und Gerbestoffe billiger, und im Lande selbst zu bekommen. Deßgleichen übertrifft die Wasserkraft der Vereinigten Staaten die aller übrigen Länder und ist ein wohlfeiles Substitut für Dampf,

und die stets sich vergrößernden Kohlenminen in Pennsylvanien und Virginien werden bald das zum Heizen der Gebäude nöthige Brennmaterial fast eben so wohlfeil liefern als England. Außerdem sind ja die mineralischen Hülfsquellen der Vereinigten Staaten noch gar nicht bekannt, und die große Zahl der bereits jetzt schon glücklich geleiteten und einträglichen Kohlen- und Eisenbergwerke läßt vermuthen, daß noch ungeheure Schätze verborgen liegen, welche erst dann zu Tage gefördert werden dürften, wenn der stets fühlbarere Holzmangel die Aufmerksamkeit der Americaner auf diese Quelle des Nationalreichthums gelenkt haben wird.*) Ausgedehnte Kohlenminen wurden erst kürzlich in den Staaten Ohio und Kentucky entdeckt, und der Versuch, harte (nicht bituminöse) Kohle zur Heizung von Dampfschiffen zu gebrauchen, wurde erst verflossenes Jahr (1836) in Philadelphia gemacht, und lieferte die besten Resultate. Aber im Verhältniß, als die americanische Kohle fähig ist, den Platz der

*) „Kupfer," sagt der Missouri Advocate, „wird von Quisconsin bis zu den Wasserfällen von St. Anton an der Küste des Lake superior in solcher Menge und Reinheit gefunden, daß die Indianer daraus Waffen und Geschmeide verfertigen. Die ganze Region des obern Mississippistroms scheint mineralisch zu seyn und von Blei und Kupfererzen zu strotzen."

Die americanische Goldregion war bis zum Jahre 1824 gänzlich unbekannt, aber die hier folgende, aus officiellen Angaben zusammengetragene Tabelle wird ihren Reichthum und die in zehn nacheinanderfolgenden Jahren erbeuteten Summen Goldes nachweisen:

| Jahr | Virginien | Nord-Carolina | Süd-Carolina | Georgien | Tennessee | Alabama | Totale Summe |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Dollars | Dollars | Dollars | Dollars | Dollars | Dollars | Dollars |
| 1824 | — — | 5000 | — — | — — | — — | — — | 5000 |
| 1825 | — — | 17,000 | — — | — — | — — | — — | 17,000 |
| 1826 | — — | 20,000 | — — | — — | — — | — — | 20,000 |
| 1827 | — — | 21,000 | — — | — — | — — | — — | 21,000 |
| 1828 | — — | 46,000 | — — | — — | — — | — — | 46,000 |
| 1829 | 2500 | 134,000 | 2500 | — — | — — | — — | 139,000 |
| 1830 | 24,000 | 201,000 | 26,000 | 212,000 | — — | — — | 466,000 |
| 1831 | 26,000 | 294,000 | 22,000 | 176,000 | 1000 | 1000 | 520,000 |
| 1832 | 34,000 | 158,000 | 15,000 | 140,000 | 1000 | — — | 678,000 |
| 1833 | 104,000 | 175,000 | 66,000 | 216,000 | 7000 | — — | 868,000 |
| 1834 | 62,000 | 380,000 | 38,000 | 415,000 | 3000 | — — | 898,000 |
| Total | 252,500 | 2,054,000 | 199,500 | 1,159,000 | 12,000 | 1000 | 3,679,000 |

engliſchen einzunehmen, müſſen die Vereinigten Staaten auch in dieſer Beziehung von England unabhängig werden.

Das Emporkommen der Manufacturen wird vorzüglich durch den Erfindungsgeiſt der Nation unterſtützt. Die täglichen Verbeſſerungen in den Maſchinen und in den Gewerben übertreffen die aller übrigen Länder und beweiſen die angeborne Fähigkeit des Americaners in Zahlen und Rechnungen ſich zurecht zu finden. Hierin beſteht das praktiſche, mathematiſche Talent des Americaners, welches er „durch Intuition" beſitzt, und welches ihn gleichſam inſtinctmäßig zum calculirenden Kaufmann, kühnen Seefahrer, geſchickten Gewerbsmann oder erfindungsreichen Manufacturiſten macht. Er iſt beſtändig mit neuen Planen und Unternehmungen beſchäftigt und entdeckt durch ſeine angeſtammte Liebe zum Rechnen, jeden Tag neue Mittel, um Capital zu ſchaffen oder das vorhandene zu vergrößern, ſein Gewerbe zu verbeſſern oder Maſchinen zu erfinden, durch welche er in den Stand geſetzt wird, den theuren Taglohn der Handarbeiter zu erſparen. Der hohe Preis der Arbeit ſetzt eine natürliche Prämie auf die Verbeſſerung der Maſchinen, und die Binnenſchifffahrt und Waſſerkraft der Vereinigten Staaten weiſen deutlich genug auf die Mittel hin, dieſen Zweck zu erreichen.

Die Meinung derer, welche glauben, daß der hohe Arbeitslohn in den Vereinigten Staaten noch auf lange Zeit das Emporkommen der Manufacturen hindern werde, iſt ſchon praktiſch durch die große Zahl blühender Fabriken widerlegt, welche in allen Theilen der Union emporſpringen, und noch mehr durch den Gewinn, den ſie ihren Unternehmern abwerfen, die große Anzahl Arbeiter, welche durch ſie beſchäftigt werden, und den allgemeinen Wohlſtand derer, welche dabei mittelbar oder unmittelbar betheiligt ſind.

Daß es eine Zeit gab, in welcher der Zuſtand der americaniſchen Manufacturen äußerſt bedenklich war, iſt in England nur zu gut bekannt; aber damals waren die Fabriken in ihrer Kindheit, die Fabricanten ohne Erfahrung oder Kenntniß ihres unternommenen Geſchäftes, und durch den anfangs großen Gewinn ihrer Operationen verſucht, ihre Thätigkeit auf einen Grad zu vermehren, welcher mit der Conſumtion nicht mehr im Verhältniß ſtand. Dadurch überfüllten ſie den Markt mit ihren

Erzeugnissen, und da sie zu gleicher Zeit auch mit ungeheuren Einfuhren aus Europa, und besonders England zu concurriren hatten, schwand gar bald ihr Gewinn, und mit ihm die Möglichkeit ihre Geschäfte fortzuführen. Viele machten Bankerott, oder waren doch nahe daran ihre Zahlungen einzustellen, und mußten sich mit ihren Gläubigern abfinden. Aber dessen ungeachtet gab es schon damals eine bedeutende Zahl von Fabricanten, welche genug Capital und Klugheit besaß, die Zeit der Prüfung zu überstehen, und die meisten sind durch die gemachten Erfahrungen klug geworden, und verwenden jetzt mehr Vorsicht und Bedachtsamkeit auf ihre Unternehmungen.

Ein weiterer Grund des Zweifels an dem Fortkommen der americanischen Manufacturisten lag darin, daß man ihnen vorwarf, daß sie eines beschützenden hohen Zolltarifs bedurften, welcher alle anderen Classen besteuerte, und so ungleich auf die verschiedenen Staaten wirkte, daß er eine Zeit hindurch die Union selbst in Gefahr brachte. Dieser Tarif ist seitdem herabgesetzt worden; der durch ihn den meisten inländischen Fabricaten verliehene Schutz ist um mehr als die Hälfte verringert, und was ist die Folge? — eine vermehrte Production und ein allgemeiner Wohlstand unter den Fabricanten zu einer Zeit, in welcher jede Art Handel und Gewerbe in Stockung gerieth.*) Die americanischen Manufacturen sind nicht mehr auf ihren eigenen Markt beschränkt, sondern werden nach Südamerica, nach Ost- und West-Indien und selbst nach China ausgeführt. Ihr Fortkommen ist gesichert durch die zunehmende Schifffahrt der Vereinigten Staaten, und durch die Thätigkeit und den Unternehmungsgeist der Kaufleute. Aber es gibt Zweifler, die nur an mathematische Beweise glauben und die daher durch nichts als Zahlen überwiesen werden können. Zahlen enthalten nach der Meinung der meisten Menschen die positivsten Beweisgründe, und ich nehme daher keinen Anstand den Ungläubigen aller Nationen, und besonders den Engländern, folgende Tabellen mitzutheilen, welche aus den officiellen Documenten entlehnt sind, die Hr. Levi Woodbury, Secretär der Schatzkammer, dem Congresse der Vereinigten Staaten in seiner ersten Sitzung des 24 Congresses am 4 März 1836 vorlegte.

*) Während des Bank-Schreckens in den Jahren von 1833 — 1836.

## Tabelle I,

enthaltend die Ausfuhr der Baumwollen-Manufacte aus den Vereinigten Staaten nach verschiedenen Ländern und Welttheilen.

| Jahr. | Nach Südamerica und Mexico. | Nach Indien und Afrika. | Nach China. | Nach West-Indien. |
|---|---|---|---|---|
| | Werth in Dollars | Werth in Dollars | Werth in Dollars | Werth in Dollars |
| 1826 | 900,000 | 10,000 | 14,000 | 99,000 |
| 1827 | 900,000 | 15,000 | 9,000 | 66,000 |
| 1828 | 800,000 | 22,000 | 14,000 | 46,000 |
| 1829 | 1,800,000 | 57,000 | 26,000 | 49,000 |
| 1830 | 1,000,000 | 75,000 | 56,000 | 47,000 |
| 1831 | 900,000 | 66,000 | 49,000 | 41,000 |
| 1832 | 900,000 | 85,000 | 88,000 | 53,000 |
| 1833 | 1,900,000 | 120,000 | 215,000 | 86,000 |
| 1834 | 1,500,000 | 186,000 | 152,000 | 127,000 |

Der Werth der jährlichen Baumwollen-Manufacte belief sich im Jahr 1815 auf 24 Millionen Dollars; aber im Jahre 1832 war er schon auf 30 Millionen angewachsen, und in den folgenden fünf Jahren stieg er abermals um 17,500,000 Dollars; denn im Jahre 1835 betrug er schon 47,500,000 oder ungefähr 118,250,000 Gulden. Das auf Manufacturen verwendete Capital betrug im Jahr 1815 nur 40 Millionen Dollars; aber im Jahre 1835 hatte es sich schon um 100 Procent vermehrt, denn es belief sich bereits auf 80,000,000 Dollars oder 200 Millionen Gulden. *)

Die Zunahme in dem Bau der Baumwolle, und in der Ausfuhr der letzteren nach Europa und anderen Theilen der Welt ist noch merkwürdiger und aus folgender Tabelle zu ersehen, welche ebenfalls aus den officiellen Documenten des Secretärs der Schatzkammer entlehnt ist.

*) Man muß hier nicht vergessen, daß die unglücklichste Periode für die americanischen Fabriken unmittelbar nach Beendigung des Krieges mit England eintrat, und daß in den Jahren 1817, 1818 und 1819 weniger Personen mit Manufacturen beschäftigt waren, als in den vorhergegangenen Jahren.

## Tabelle II,

enthaltend die Zahl der aus den Vereinigten Staaten ausgeführten Pfunde Baumwolle, vom Jahre 1821 bis 1835 inclusive:

| Jahr. | Nach England. | Nach Frankreich. | Nach Rußland. | Nach Holland und Belgien. | Nach Spanien. | Nach Spanisch West-Indien. | Nach Trieft. | Nach den Hansestädten. | Nach Italien und Malta. | Nach allen anderen Plätzen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1821 | 93,500,000 | 27,333,333 | 304,680 | 1,186,096 | 284,832 | 772,296 | 34,976 | 718,110 | 897,804 | 2,506,777 |
| 1822 | 101,000,000 | 24,500,000 | 715,789 | 1,970,258 | — — | 145,964 | 210,158 | 2,955,581 | 1,956,255 | 450,762 |
| 1823 | 142,500,000 | 25,000,000 | 309,678 | 4,650,548 | — — | — — | 177,789 | 2,556,594 | 217,665 | 835,532 |
| 1824 | 92,000,000 | 40,500,000 | 591,645 | 132,976 | — — | 5,855 | — | 292,852 | — — | 227,529 |
| 1825 | 140,000,000 | 30,000,000 | 133,934 | 1,420,225 | — — | — | — — | 577,109 | 989 | 509,051 |
| 1826 | 151,000,000 | 62,333,333 | 15,262 | 1,592,139 | — — | — — | 33,511 | 2,012,679 | — — | 1,820,116 |
| 1827 | 217,000,000 | 70,500,000 | 147,101 | 5,861,400 | 7,990 | — — | 185,204 | 3,589,514 | 148,170 | 1,410,547 |
| 1828 | 151,750,000 | 55,500,000 | 649,791 | 5,780,988 | — — | — — | 980,354 | 3,586,108 | 407,068 | 1,072,448 |
| 1829 | 157,000,000 | 67,500,000 | 227,885 | 9,595,537 | — — | — | 4,071,247 | 6,857,795 | 1,056,587 | 1,261,925 |
| 1830 | 211,000,000 | 75,000,000 | 111,376 | 8,561,193 | 52,210 | — — | 2,814,477 | 4,125,047 | 255,265 | 658,877 |
| 1831 | 205,500,000 | 48,000,000 | 764,735 | 972,659 | 555,098 | — — | 2,778,858 | 2,416,765 | 505,695 | 2,245,741 |
| 1832 | 217,250,000 | 75,000,000 | 858,951 | 5,920,016 | 2,283,875 | — — | 1,654,775 | 4,075,122 | 550,274 | 2,250,190 |
| 1833 | 227,750,000 | 76,750,000 | 1,447,405 | 2,675,253 | 758,216 | — — | 1,107,600 | 1,870,620 | — — | 1,759,615 |
| 1834 | 266,750,000 | 79,900,000 | 1,260,494 | 6,096,462 | 892,967 | — — | 5,805,512 | 6,612,895 | 190,842 | 1,453,582 |
| 1835 | 252,000,000 | 100,333,333 | 974,801 | 5,694,558 | 878,219 | — — | 4,945,061 | 2,788,147 | 12,952 | 1,493,760 |

Die ganze Baumwollen-Ernte wurde im Jahre 1835 auf 480 Millionen Pfund geschätzt, welche auf circa 2 Millionen Morgen Landes gewachsen waren. Das hierauf verwendete Capital betrug nach derselben Angabe 800 Millionen Dollars oder beiläufig 2000 Millionen Gulden; das ganze, auf den Anbau und die Verarbeitung der Baumwolle verwendete Capital belief sich daher auf 880 Millionen Dollars oder 2200 Millionen Gulden.

Hiezu bemerkt noch das officielle Document: „Eine der wohlthätigsten Folgen unseres gegenwärtigen blühenden Baumwollenbaues besteht darin, daß dieser, während er im Verhältniß zu den darauf verwendeten Capitalien und Ländereien einen größeren Gewinn abwirft als jedes andere Agriculturgeschäft, zugleich die Menge des in den Baumwollendistricten angebauten Reises, Tabaks, Indigos und Getreides vermindert, und auch auf die Viehzucht beschränkend einwirkt, wodurch der hohe Preis dieser Gegenstände zu Gunsten derer aufrecht erhalten wird, die sich ausschließlich damit beschäftigen können. Die geringe Quantität Reis, welche in den Jahren 1801 und 1802 gebaut wurde, ist ein offenbarer Beweis dieser nützlichen Wahrheit. Der nordamericanische Reis gehört zu den besten Sorten. — Die meisten unserer Reispflanzer begnügen sich mit Dreiviertel-Ernten, weil sie sich mehr mit Baumwolle beschäftigen. Sie bringen daher weniger zu Markte und erhalten dafür bessere Preise. Die Maisbauer im Süden sind jetzt auch Baumwollenpflanzer geworden. Dadurch sind die Preise des türkischen Weizens und des eingesalzenen Fleisches zu Gunsten der Landleute des Nordens bedeutend gestiegen; das im Norden gebaute Getreide wird von den Pflanzern der Baumwollendistricte aufgekauft und verbraucht, und dasselbe geschieht mit anderen Eßwaren und mit Getränken.

Ein im Jahr 1816 dem Congresse vorgelegter officieller Bericht schätzt das in Baumwollen-Manufacturen angelegte Capital auf 40,000,000 Thaler (100 Millionen Gulden) und das auf Schafwollen-Manufacturen verwendete auf 12,000,000 Doll. (30,000,000 Gulden). Die ganze Masse der in den Vereinigten Staaten verarbeiteten Baumwolle betrug nicht mehr als 90,000 Ballen, und der Werth aller Manufacte nur 60 Millionen Dollars oder 150 Millionen Gulden. Jetzt übersteigt der Werth der jährlich erzeugten Manufacte die Summe von 250 Millionen

Dollars oder 625 Millionen Gulden, wovon 25,000,000 Dollars (62,500,000 Gulden) ausgeführt, die übrigen aber im Lande selbst consumirt werden. *)

Ich will hier einige Tabellen aus „Pitkin's Statistik" ausheben, welche die Fortschritte der Baumwollen-Fabriken in zwölf verschiedenen Staaten der Union andeuten, besonders aber das schnelle Emporkommen der Manufacturen von New-York und der Stadt Lowell im Staate Massachusetts nachweisen werden. Diese Stadt (Lowell) ist erst seit 14 Jahren ein Fabriksplatz geworden, ist aber jetzt durch eine Eisenbahn mit Boston verbunden, und verwendet ein Capital von 5,450,000 Dollars oder 13,625,000 Gulden bloß auf Manufactur von Baumwollstoffen.

Tabellarische Uebersicht der Baumwollen-Manufacturen in zwölf verschiedenen Staaten im Jahre 1831.

| Name des Staates. | Capital. | Zahl der Spindeln. | Zahl der fabricirten Ellen. | Zahl der verarbeiteten Pfunde Baumwolle. | Gewicht der fabricirten Stoffe in Pfunden. |
|---|---|---|---|---|---|
| | Dollars | | | | |
| Maine . . | 765,000 | 6,500 | 1,750,000 | 588,500 | 525,000 |
| New Hampshire | 5,300,000 | 113,776 | 29,060,500 | 7,815,000 | 7,255,060 |
| Vermont . | 295,500 | 12,392 | 2,258,400 | 760,000 | 574,500 |
| Massachusetts | 12,891,000 | 359,777 | 79,231,000 | 21,871,981 | 21,501,062 |
| Rhode-Island | 6,262,340 | 235,755 | 37,121,681 | 10,411,578 | 9,271,481 |
| Connecticut . | 2,825,000 | 115,528 | 20,055,500 | 6,777,269 | 5,612,000 |
| New-York . | 5,671,500 | 157,516 | 21,010,920 | 7,661,670 | 5,297,715 |
| New-Jersey | 2,027,644 | 62,979 | 5,136,773 | 5,832,264 | 1,877,118 |
| Pennsylvania | 3,758,500 | 120,810 | 21,352,467 | 7.111,174 | 4,207,192 |
| Delaware . | 584,500 | 21,806 | 5,205,746 | 1,455,000 | 1,201,500 |
| Maryland . | 2,141,000 | 47,222 | 7,649,000 | 3,008,000 | 2,224,000 |
| Virginia . . | 290,000 | 9,841 | 675,000 | 1,152,000 | 168,000 |
| Total-Summe | 40,614,984 | 1,246,705 | 230,161,990 | 67,157,316 | 59,514,926 |

NB. Der Staat von Pennsylvanien begreift ein Capital von 500,000 Dollars, und der Staat Delaware ein weiteres Capital von 160,000 Dollars in sich, welche auf Handwebereien verwendet werden. Die Menge der verbrauchten Baumwolle beträgt 214,822 Ballen oder 77,756,316 Pfunde.

*) „Geschichte der americanischen Manufacturen von George S. White."

## Tabellarische Uebersicht des Preises und der Vertheilung der Arbeit.

| Name des Staates. | Zahl der Baumwoll-Mühlen. | Zahl der Webstühle. | Zahl der männlichen Arbeiter. | Männlicher Arbeitslohn per Woche. | | Zahl der weiblichen Arbeiter. | Weiblicher Arbeitslohn per Woche. | | Kinder unter 12 Jahren. | Wöchentlicher Arbeitslohn der Kinder. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | Doll. | Cents | | Doll. | Cents | | Doll. | Cents |
| Maine . . . . . | 8 | 91 | 84 | 5 | 50 | 205 | 2 | 33 | — | — | — |
| New-Hampshire . . | 40 | 3,530 | 875 | 6 | 25 | 4,090 | 2 | 60 | 60 | 2 | — |
| Vermont . . . . | 17 | 352 | 102 | 5 | — | 365 | 1 | 84 | 19 | 1 | 40 |
| Massachusetts . . . | 256 | 8,981 | 2,665 | 7 | — | 10,678 | 2 | 25 | — | — | — |
| Rhode-Island . . | 116 | 5,773 | 1,731 | 3 | 25 | 3,297 | 2 | 20 | 3,472 | 1 | 50 |
| Connecticut . . . | 94 | 2,669 | 1,399 | 4 | 50 | 2,477 | 2 | 20 | 439 | 1 | 50 |
| New-York . . . . | 112 | 3,653 | 1,374 | 6 | — | 3,652 | 1 | 90 | 484 | 1 | 40 |
| New-Jersey . . . | 51 | 815 | 2,151 | 6 | — | 3,070 | 1 | 90 | 217 | 1 | 40 |
| Pennsylvania . . . | 67 | 6,501 | 6,545 | 6 | — | 8,351 | 2 | — | — | — | — |
| Delaware . . . . | 10 | 235 | 697 | 5 | — | 676 | 2 | — | — | — | — |
| Maryland . . . . | 23 | 1,002 | 824 | 5 | 87 | 1,795 | 1 | 91 | — | — | — |
| Virginia . . . . | 7 | 91 | 145 | 2 | 75 | 275 | 1 | 58 | — | — | — |
| Total Summe | 801 | 33,433 | 18,560 | | | 38,927 | | | 4,691 | | |

Die Baumwollen-Manufacturen des Staates New-York waren nach „Williams New-York Annual-Register" vom J. 1855 wie folgt:

| Name der Grafschaft. | Zahl der Mühlen. | Capital in Dollars. | Zahl der Spindeln. | Zahl der jährlich verbrauchten Pfunde Baumwolle. | Zahl der jährlich verbrauchten Pfunde Garn. | Zahl der jährlich fabricirten Ellen Kattun. | Zahl der verwendeten Personen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Oneida . . . . . | 20 | 735,500 | 31,596 | 1,705,290 | 175,080 | 5,273,200 | 2,554 |
| Bentselaer . . . . | 15 | 525,000 | 16,696 | 851,500 | 147,110 | 2,790,315 | 1,621 |
| Dutchess . . . . | 12 | 145,000 | 17,690 | 835,000 | 185,500 | 1,952,000 | 1,974 |
| Otsego . . . . . | 11 | 304,000 | 15,514 | 618,545 | 56,000 | 2,522,000 | 1,077 |
| Columbia . . . . | 7 | 218,000 | 15,266 | 559,000 | 199,000 | 1,150,400 | 1,265 |
| West-Chester . . . | 5 | 115,000 | 9,400 | 186,000 | 458,000 | — — | 280 |
| Washington . . . | 5 | 100,000 | 5,600 | 168,800 | 55,500 | 717,950 | 275 |
| Herkimer . . . . | 5 | 55,000 | 2,296 | 106,257 | 55,500 | 269,912 | 128 |
| Saratoga . . . . | 4 | 144,000 | 5,752 | 270,000 | — — | 1,210,660 | 160 |
| Jefferson . . . . | 5 | 170,000 | 6,026 | 327,000 | 22,600 | 1,004,720 | 595 |
| Ulster . . . . . | 3 | 140,000 | 5,796 | 110,000 | 350,000 | 115,000 | 475 |
| Orange . . . . . | 3 | 135,000 | 4,200 | 251,000 | 4,000 | 740,000 | 460 |
| Madison . . . . | 3 | 30,000 | 1,998 | 55,000 | 51,500 | — — | 55 |
| Jompkins . . . . | 3 | 28,000 | 812 | 55,500 | 1,000 | 199,065 | 97 |
| Onondaga . . . . | 2 | 62,000 | 2,160 | 125,000 | 5,000 | 460,000 | 225 |
| Monroe . . . . . | 2 | 55,000 | 2,648 | 208,000 | 165,000 | 500,000 | 526 |
| Clinton . . . . . | 2 | 16,000 | 884 | 25,000 | — — | 190,000 | 70 |
| Rockland . . . . | 1 | 100,000 | 5,500 | 298,000 | 40,000 | 460,000 | 500 |
| Schenectady . . . | 1 | 77,000 | 2,000 | 118,500 | 20,000 | 416,000 | 200 |
| Chenango . . . . | 1 | 75,000 | 1,474 | 200,000 | — — | 800,000 | 225 |
| Seneca . . . . . | 1 | 70,500 | 1,000 | 190,000 | — — | 550,000 | 150 |
| Cayuga . . . . . | 1 | 70,000 | 2,692 | 180,000 | 8,000 | 180,000 | 138 |
| Franklin . . . . | 1 | 10,000 | — | — — | — — | — — | — |
| Suffolk . . . . . | 1 | 10,000 | 576 | 36,000 | 35,000 | — — | 30 |
| Total Summe | 112 | 3,669,500 | 157,316 | 7,961,670 | 1,867,790 | 21,010,920 | 12,954 |

Aus dieser Tabelle geht hervor, daß die Zahl der durch Manufacturen beschäftigten Personen, in dem handeltreibendsten und ungeheure Agriculturdistricte in sich fassenden Staate von New-York im Jahre 1832 dessen ungeachtet schon dreifünftel Procent der ganzen Bevölkerung betrug, welche letztere in diesem Jahre bis auf 2 Millionen angewachsen war.

In dem officiellen Bericht des Controlleurs dieses Staates wird das ganze Vermögen seiner Bürger im Jahre 1835, wie folgt angegeben:

| | |
|---|---|
| Grundstücke und Häuser . . . . . | 350,346,043 Dollars |
| Anderes Vermögen . . . . . | 108,331,941 " |
| Total-Summe | 458,677,984 Dollars. |

Das auf Manufacturen verwendete Capital, betrug daher $^{367}/_{458}$ oder nahe 1 Procent aller steuerbaren Güter, und dürfte jetzt, den Zuwachs seit dem Jahre 1831 mitgerechnet, leicht auf 2 Prozent des ganzen Staatsvermögens gestiegen seyn.

Das Bankcapital desselben Staates war wie folgt angegeben:

| | |
|---|---|
| Staatsbanken . . . . . | 31,481,460 Dollars |
| Sparcassen . . . . . | 3,855,517 " |
| Total-Summe | 35,336,977 Dollars. |

Aber das ganze auf Manufacturen verwendete Capital, wenn man seinen Zuwachs seit dem Jahr 1831 nur auf 10 Procent anschlägt, was gewiß wenig ist, wenn man auf die vielen neuen Fabrik-Unternehmungen in allen Staaten der Union Rücksicht nimmt, belief sich wahrscheinlich auf mehr als 4 Millionen Dollars und betrug daher nahe an ein Achtel des ganzen Bankcapitals des Staates.

Aber was sind die Fabriken von New-York gegen die des Staates Massachusetts! Die ganze Bevölkerung von Massachusetts beträgt nicht mehr als 600,000 Seelen, und die Zahl der männlichen und weiblichen Arbeiter übersteigt jetzt schon 15,000, also 2½ der ganzen Einwohnerzahl; jeder 40ste Mensch im Staate ist daher mit Manufacturen beschäftigt! Der Werth alles Eigenthums in diesem Staate wurde im Jahre 1831 auf 208,236,250 Dollars geschätzt (wozu die Stadt Boston allein 80 Millionen lieferte); das auf Manufacturen verwendete Capital betrug 12,891,000, oder nahe an 13 Millionen Dollars; das Verhältniß des letzteren zum ganzen steuerbaren Eigenthum war daher größer als 6:100; das heißt,

das Manufacturcapital betrug mehr als 6 Procent des gesammten Staats-Vermögens. Das Bankcapital von Massachusetts belief sich im Jahre 1834 auf 29,409,450 Dollars; nehmen wir daher an, daß das Fabrikcapital in den Jahren von 1831 bis 1834 nur um 10 Procent sich vermehrte, so ergibt sich eine Summe von 14 Millionen Thalern, welche das Manufacturcapital dieses Staates beinahe der Hälfte des Bankcapitals gleich stellt.

Die Manufactur-Statistik einer einzigen Stadt — der von Lowell (20 englische Meilen von Boston) — wird die unerhörte Zunahme der Fabriken dieses Staates hinlänglich beweisen.

**Baumwollen-Manufacturen von Lowell**
(aus Pitkin's Statistik vom Jahr 1831).

| Name der Compagnie. | Capital in Dollars. | Mühlen. | Spindeln. | Webstühle. | Weibliche Arbeiter. | Männliche Arbeiter. | Zahl der wöchentlich fabricirten Ellen. | Zahl der wöchentlich verarbeiteten Ballen Baumwolle. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Merrimack . | 1,500,000 | 5 | 26,000 | 1,000 | 1,200 | 500 | 125,000 | 86 |
| Hamilton . | 800,000 | 3 | 15,000 | 500 | 700 | 200 | 70,000 | 65 |
| Appleton . | 500,000 | 2 | 9,500 | 350 | 175 | 60 | 80,000 | 86 |
| Lowell . . | 500,000 | 1 | 4,000 | 132 | 200 | 175 | 12,000 | 58 |
| Suffolk . . | 150,000 | 2 | 10,000 | 332 | 475 | 60 | 90,000 | 86 |
| Tremont . . | 500,000 | 2 | 10,000 | 410 | 475 | 60 | 120,000 | 86 |
| Lawrence . . | 1,200,000 | 4 | 23,000 | 750 | 1,050 | 100 | 170,000 | 160 |
| Total-Summe | 5,450,000 | 19 | 97,500 | 3,494 | 4,575 | 1,155 | 697,000 | 627 |

So beschäftigte eine einzige kleine Stadt im Jahr 1831 6000 Menschen bloß in Baumwollen-Manufacturen, und erzeugte wöchentlich mehr als ⅔ einer Million, oder jährlich über 36 Millionen Ellen! Von diesen wurden 8 Millionen gedruckt, und letztere mit eingeschlossen, welche zu 10 bis 28 Cents (15 bis 35 kr.) die Elle verkauft wurden, kann man die Elle im Durchschnitt zu 10 Cents (15 kr.) annehmen, welches den Gesammtwerth der jährlich erzeugten Producte auf 3,600,000 Dollars, oder auf etwas mehr als 9 Millionen Gulden stellt!

Die verschiedenen Entstehungsperioden dieser Fabriken zeugen noch mehr als ihre Thätigkeit von dem schnellen Emporkommen der Manufacturen dieser Stadt:

| | incorporirt | Arbeitsbeginn |
|---|---|---|
| Die Merrimack-Compagnie wurde im J. | 1822 | im J. 1823 |
| „ Hamilton „ „ „ | 1825 | „ 1825 |
| „ Appleton „ „ „ | 1828 | „ 1828 |
| „ Lowell „ „ „ | 1828 | „ 1828 |
| „ Suffolk „ „ „ | 1830 | „ 1832 |
| „ Tremont „ „ „ | 1830 | „ 1832 |
| „ Lawrence „ „ „ | 1830 | „ 1833. |

Aber im Jahre 1835 (wie der in White's Geschichte der Manufacturen aufgenommene Brief eines Fabricanten aus Lowell nachweist) hatte die Merrimack-Compagnie die Zahl ihrer Spindeln auf 34,432, und die ihrer Webstühle auf 1,253 gebracht; sie beschäftigte 1321 Weibspersonen, 437 Männer, und fabricirte wöchentlich 172,000 Ellen Kattun. Die Hamilton'sche Compagnie hatte die Zahl ihrer Spindeln auf 19,000 vermehrt, und die Zahl ihrer Webstühle auf 600; sie beschäftigte 800 Weibspersonen, 200 Männer, und verfertigte 78,000 Ellen gedruckten Kattun und Zwillich. Die Appleton-Compagnie hatte die Zahl ihrer Spindeln um 1500 vermehrt; die Lowell-Compagnie die Zahl der ihrigen um 500, und die Suffolk-Compagnie die ihrigen um 250 in einem Zeitraum von drei Jahren!!

Außer diesen Fabriken war eine „Canal- und Schleußen-Compagnie" mit einem Capital von 600,000 Dollars (1,500,000 Gulden) incorporirt, deren Geschäft es war, die verschiedenen Fabriken dieser Stadt mit Wasserkraft zu versehen. Diese Gesellschaft besaß eine ausgebreitete Maschinen-Werkstätte zur Verfertigung von Baumwoll- und Schafwollmanufactur-Maschinen, deßgleichen eine Menge von Eisenbahn-Karren, Locomotiven ꝛc. und beschäftigte 200 Menschen. Die Middlesex-Compagnie mit einem Capital von einer halben Million Dollars (1¼ Million Gulden) besteht erst seit dem Jahr 1835. Sie verfertigt Tuch- und Casimir, und verbraucht jährlich 450,000 Pfund Wolle und 1,500,000 Kardendisteln. Sie besitzt zwei Mühlen, 3120 Spindeln, 98 Webstühle, beschäftigt 240 Weiber, 145 Männer, und verfertigt wöchentlich 6000 Ellen Tuch. *) Auch diese Gesellschaft hat in letzterer Zeit ihr Geschäft

*) Im Jahr 1805 konnten alle Tuchfabriken der Vereinigten Staaten zusammengenommen keine 6000 Kotzen für die Armen liefern!

weiter ausgedehnt; sie fabricirt jetzt täglich außer der bereits angeführten Menge Tuches noch 500 Ellen Casimir, und verbraucht jeden Tag 2000 Pfund Wolle!

Alle obenbenannten Fabriken brauchen zusammen jährlich 12,239 Tonnen harte Steinkohlen, 4750 Klafter Holz, und 50,549 Gallons (ungefähr 1670 Fässer) Oehl, der von allen verfertigte Kattun betrug zwischen 39 und 40 Millionen Ellen; und die Summe der verbrauchten Pfunde Baumwolle 13 Millionen! Die Bleichen verbrauchten jährlich 310,000 Pfund Stärke, 380 Fässer Mehl, und eine halbe Million Scheffel Kohlen. Der von ihnen wöchentlich bezahlte Arbeitslohn belief sich auf 22,500 Dollars oder 56,250 Gulden.

Dieß sind die Fortschritte der Manufacturen einer kleinen Stadt von 15,000 Einwohnern, und ein ähnliches Emporkommen zeigen die Fabriksstädte Smithfield, Pawtucket, Fall-River, Slaterville, Greenville, Cabotsville, Paterson *), Newark, Cincinnati, Pittsburg, Lancaster, Philadelphia ꝛc. — Von der in diesen Plätzen vorhandenen Wasserkraft ist noch nicht die Hälfte, und vielleicht nicht der vierte Theil benützt, den man zu Manufacturen verwenden könnte, und an anderen mit Wasserkraft versehenen Orten ist von dieser bis jetzt noch gar kein Gebrauch gemacht worden. Die Wasserkraft der Stadt Lowell, deren Fabriken ich so eben beschrieben habe, könnte hundertmal so viel Maschinen treiben als jetzt im Gange sind; die der Stadt Lancaster in Pennsylvanien (am Susquehanna-Fluß) ist unerschöpflich, und dasselbe läßt sich ziemlich allgemein von der Wasserkraft aller in der Nähe der großen Flüsse erbauten

*) Diese Stadt enthielt schon im Jahre 1827 15 Baumwoll-Fabriken mit 24,000 Spindeln, und zwei Canevas-Fabriken mit 1644 Spindeln, welche zusammen 1450 Menschen beschäftigten, deren Arbeitslohn jährlich 224,123 Dollars oder 560,000 Gulden betrug; deßgleichen enthielt die Stadt ansehnliche Maschinen-Werkstätten und Eisenwerke. Sie verbrauchte jährlich 620,000 Pfund Flachs, und 6000 Ballen Baumwolle; spann 1,630,000 Pfund Baumwollengarn, 450,000 Pfund Leinengarn, fabricirte 630,000 Ellen Baumwollen- und Leinenzeuge, 3,540,000 Ellen Kattun, und führte 796,000 Ellen Garn aus; und neue Fabriksgebäude waren im Bau.

„Bericht der Gesellschaft zur Errichtung nützlicher Manufacturen im Staate New-Jersey."

Städte sagen. Welchen Vortheil daher auch Großbritannien durch die Wohlfeilheit seiner Kohlen in diesem Augenblick vor den Vereinigten Staaten voraus haben mag, so besitzen letztere doch in der Menge ihrer Ströme, Bäche und Wasserfälle die wirksamsten und einfachsten Mittel, um Maschinen wohlfeiler als irgend ein anderes Land in Bewegung zu setzen.

Als Anhang zu dem Vorausgeschickten will ich hier eine Tabelle aus dem am 4 März 1835 von Hrn. Parker an den Senat von Pennsylvanien abgestatteten Bericht hinzufügen, welcher nicht nur die Menge der in den Jahren von 1820 bis 1834 inclusive aus den Bergwerken dieses Staates erhaltenen und zu Markt gebrachten Steinkohlen angibt, sondern auch nachweis't, daß die Kohlengruben dieses Staates jedes Jahr eine größere Ausbeute liefern, und daß America auch in dieser Beziehung vor anderen Ländern gesegnet ist.

| Jahr. | Lehigh Grube. | Schuylkill Grube. | Lackawana Grube. | Summe der ausgebeuteten Tonnen. *) |
|---|---|---|---|---|
| 1820 | 365 | — | — | 365 |
| 1821 | 1,073 | — | — | 1,073 |
| 1822 | 2,240 | — | — | 2,240 |
| 1823 | 5,823 | — | — | 5,823 |
| 1824 | 9,541 | — | — | 9,541 |
| 1825 | 28,393 | 5,306 | — | 33,699 |
| 1826 | 31,280 | 16,835 | — | 48,115 |
| 1827 | 32,074 | 29,492 | — | 61,567 |
| 1828 | 30,232 | 47,181 | — | 77,413 |
| 1829 | 25,110 | 78,293 | 70,000 | 173,403 |
| 1830 | 41,750 | 89,984 | 42,000 | 173,734 |
| 1831 | 40,965 | 81,854 | 54,000 | 176,819 |
| 1832 | 75,000 | 209,271 | 84,500 | 368,771 |
| 1833 | 124,000 | 250,588 | 111,777 | 486,365 |
| 1834 | 106,244 | 226,692 | 43,700 | 376,636 |

Dieß ist nur die Ausbeute einer einzigen Provinz, aber die Staaten von Neu-England, Neu-York, Virginien, Nord-Carolina, Kentucky u. s. w. sind ebenfalls reich an Kohlenminen, und dieser Ueberfluß an Brennmaterial, verbunden mit der Wasserkraft der

*) Eine englische Tonne hat 20 Centner; der englische Centner aber hat 112, nicht 100 englische Pfunde.

Vereinigten Staaten, muß sie in kurzer Zeit zu einem der mächtigsten Fabrikstaaten machen. Die Americaner haben kein anderes Hinderniß zu überwinden als den hohen Arbeitslohn, der aber durch die stets vermehrte Concurrenz jedes Jahr von selbst herabgeht, so daß America auch in Bezug auf Manufacturen bald mit Europa wetteifern wird.

Aber nicht bloß die vielen und thätigen Fabriken, sondern auch die großartige fabriksmäßige Betreibung ihrer Gewerbe verdient unsere ganze Aufmerksamkeit. Es scheint der eigentliche Beruf der Americaner zu seyn in Handel und Gewerben zu excelliren; denn kaum gibt es einen Gegenstand, der ihr industrielles Genie und ihren Handelsgeist nicht in Anspruch nähme. So treiben die Neu-Engländer einen ansehnlichen Handel mit angestrichenen hölzernen Sesseln, die sie zu Tausenden nicht bloß nach allen Theilen der Union, sondern auch nach Südamerica, den Sandwichs-Inseln, und selbst nach West-Indien verführen. Der Schuhhandel einiger kleinen Städte (besonders des Städtchens Lynn) in der Nähe von Boston ist eben so merkwürdig, denn im verflossenen Jahre gingen für 2 Millionen Dollars (5 Millionen Gulden) Schuhe ganz allein nach den westlichen Staaten! Kämme und Schuhleisten (!) werden mittelst Dampfmaschinen verfertigt und nach Südamerica ausgeführt. Der Staat Connecticut besitzt die größten Wanduhrfabriken der Welt, und liefert Uhren, welche um die Hälfte wohlfeiler zu stehen kommen, als die deutschen aus dem Schwarzwalde. Die Glasmanufacturen von Neu-England, Pennsylvanien und Maryland liefern nicht nur sehr schöne gepreßte und geschliffene Gläser, sondern treiben auch damit einen ansehnlichen Handel nach Süd-America und West-Indien. Die Flinten- und Büchsen-Manufacturen von Lancaster und die Stahlfabriken von Paterson (New-Jersey) werden ganz nach dem englischen Maßstab betrieben; die Erzeugnisse der americanischen Papier- und Eisenfabriken haben längst die englischen verdrängt; und die Bronze-Manufacturen von Philadelphia und Boston werden bald mit denen von Birmingham wetteifern können.

Folgende Tabelle aus „William's New-York State Register" gewährt eine Uebersicht der Manufacturen des Staates New-York nach dem Census vom Jahre 1835.

| Name der Manufactur. | An Zahl. | Werth des verbrauchten rohen Materials in Dollars. | Werth der erzeugten Artikel in Dollars. |
|---|---|---|---|
| Mahlmühlen . . . . . | 2,051 | 17,687,009 | 20,140,435 |
| Sägemühlen . . . . . | 6,948 | 3,651,155 | 6,881,055 |
| Oelmühlen . . . . . | 71 | 214,815 | 275,574 |
| Walkmühlen . . . . . | 965 | 1,994,491 | 2,894,096 |
| Krempelmaschinen . . . . . | 1,061 | 2,179,414 | 2,651,638 |
| Baumwoll-Manufacturen . . . | 111 | 1,630,352 | 3,030,709 |
| Schafwoll- „ . . . . . | 234 | 1,150,825 | 2,433,192 |
| Eisenwerke . . . . . | 293 | 2,566,065 | 4,349.949 |
| Hammerwerke . . . . . | 141 | 168,896 | 363,581 |
| Branntwein-Brennereien . . . | 337 | 2,278,420 | 3,098,042 |
| Pottasch- und Sodafabriken . . | 693 | 434,394 | 726,418 |
| Glas-Manufacturen . . . . | 13 | 163,312 | 448,559 |
| Strick- und Seil-Manufacturen . | 63 | 664,394 | 980,085 |
| Ankerketten- „ . . . | 2 | 20,871 | 28,625 |
| Oeltücher- „ . . . | 24 | 63,119 | 95,646 |
| Färbereien und Druckereien . . | 15 | 1,990,000 | 2,465,600 |
| Kleemühlen . . . . . | 69 | 95,695 | 110,025 |
| Papiermühlen . . . . . | 70 | 358,857 | 685,784 |
| Gerbereien . . . . . | 412 | 3,563,592 | 5,598,626 |
| Bräuereien . . . . . | 94 | 916,252 | 1,381,446 |

Dieß ist bloß die Statistik der Manufacturen von New-York; aber Neu-England und Pennsylvanien sind seine Nebenbuhler, und in letzterer Zeit sind auch in den westlichen Staaten und selbst im Norden von Virginien Fabriken entstanden.

Den Buchhandel, und besonders den Handel mit Schulbüchern, haben die östlichen Staaten beinahe gänzlich an sich gerissen, und die Hunderttausende von Rechenbüchern, Erdbeschreibungen, Sprachlehren und Buchstabirbüchelchen, welche jährlich in Neu-England gedruckt, und ich möchte sagen in allen Theilen der Union consumirt*) werden, übersteigen wirklich die Zahl aller ähnlichen Publicationen in Europa. — Ich glaube ich thue recht, diesen Gegenstand unter der Rubrik „Handel und Gewerbe" aufzuführen, denn die Fabrication von Schulbüchern in den Vereinigten Staaten trägt unendlich mehr das Gepräge und den Geist des Gewerbes, als

*) Diese Bücher sind gewöhnlich auf so schlechtem Baumwollenpapier gedruckt und wetzen sich so leicht ab, daß die Schulkinder sie nicht selten ein- oder zweimal des Jahres wechseln müssen.

den Stempel der kritischen und bescheidenen Literatur, und die Quantität der jährlich abgesetzten Waare wird nur von der Menge des verbrauchten Mehls und Fleisches übertroffen. Auch lassen die Autoren und Buchhändler nichts ungeschehen, was dazu dienen kann, den Absatz eines für den Geist der Kinder so nützlichen Artikels zu befördern; Lehrer und Schulaufseher werden unentgeldlich mit neuen Schulbüchern versehen und ganze Auflagen an Schulen *verschenkt*, nur um die Einführung eines Buches zu bewirken. Um die Producenten (Schriftsteller) und Verkäufer (Buchhändler) in diesem Handel so viel wie möglich zu betheiligen, wird das Privilegium gegen den Nachdruck nicht, wie in England, von dem Buchhändler *gekauft*, oder, wie in Deutschland, dem Schriftsteller ein mäßiges Honorar bezahlt, sondern es werden ihm gewisse Gewinnsprocente gestattet, welche bei Schulbüchern gewöhnlich 5 bis 10 Procent des Ladenpreises betragen. Der Autor oder Zusammensetzer des Buches wird auf diese Art nach dem Erfolg seines Werkes belohnt, und der Buchhändler oder Herausgeber wagt nur die Kosten der ersten Auflage. Daher geht auch jeder Fabricant eines americanischen Schulbuches gleich nach seiner Verfertigung auf die Wanderung nach Süden und Westen, um durch den Einfluß seines literarischen Rufes und durch seine Persönlichkeit die Einführung desselben in die Schulen der Union zu bewirken, und vielleicht auch um sich eine *kleine Provision* an dem Verkauf desselben zu verdienen. Das Ganze wird als ein mercantilisches Geschäft behandelt, und die ungeheure Concurrenz der Autoren und Buchhändler wirkt entschieden vortheilhaft auf den inneren Werth und den geringen Preis der americanischen Schulbücher. Mehrere Buchhandlungen in Boston und Philadelphia handeln ausschließlich mit Schulbüchern, und der jährliche Verkauf ihrer Elementarwerke beläuft sich allein auf mehrere Millionen Dollars. Ich sah die 60ste Auflage eines Rechenbuches, die 50ste Auflage einer Geographie, die 70ste oder 80ste eines ABC-Büchleins, und der Himmel weiß, wie viele Auflagen von „Peter Parley". (Dieses ist ein Werk, bestehend aus mehr als hundert Bänden einer Liliputischen Encyklopädie aller Wissenschaften, Gewerbe und Künste für Kinder! Die meisten sind in der Form von Erzählungen und Gesprächen geschrieben und enthalten nichts Geringeres als die Geschichte der Griechen, Römer und Americaner, mit gelehrten Abhandlungen über Mythologie, Physik, Geographie, Mathematik, Sittenlehre und Moralphilosophie, so wie vielfältige

Auszüge aus Cuvier's „Règne animal.“ Sie sind in der Form von Taschenausgaben gedruckt, die sich für ihr Geschlecht am besten eignet. Dieses Machwerk eines verunglückten Advocaten hat selbst in England Nachahmer geweckt, wo bereits die Geschichte Englands und Schottlands unter dem Titel „Peter Parley's history of England and Scotland“ angekündigt ist, und die Feldzüge Wellingtons und die Seeschlachten Nelsons, vielleicht auch die Geschichte der irischen Zehentbill und die Verhandlungen des Oberhauses seit der Revolution von 1668, für Kinder bearbeitet, ehestens folgen werden.)

In den meisten Künsten und Gewerben sind die Americaner die glücklichen Nachahmer der Engländer, weßhalb sie auch jetzt schon bessere Arbeiten liefern als die Franzosen oder Deutschen. Die Tischlerarbeiten von New-York, Philadelphia und Boston stehen kaum den englischen nach, und die in diesen Städten verfertigten Möbels übertreffen an Schönheit und Dauerhaftigkeit die schönsten Leistungen der Pariser. Die sogenannten „New-England Rocking-chairs“ (zum Selbstschaukeln eingerichtete Großvaterstühle), das non plus ultra aller Bequemlichkeit und körperlichen nonchalance, haben sich einen europäischen Ruf erworben, und werden jetzt sogar nach Frankreich und England ausgeführt. In ihrer Construction ist auf die Biegung des Rückens, auf das Hängen des Kopfes, auf die Knie- und Ellenbogenstützen und die Ruhe der Hand Rücksicht genommen. Jedes Glied des menschlichen Körpers kann darin besonders ausruhen, und bei einigen sah ich sogar einen Fächer angebracht, der durch eine eigene Vorrichtung dem sich schaukelnden Naturbeherrscher an schwülen Sommertagen Kühlung zuwedelt.

Alle in America verfertigten Gegenstände zeichnen sich nicht so sehr durch äußere Eleganz als durch Zweckmäßigkeit aus. Man sieht gleich, daß der Verfertiger ein denkender Mensch war, der recht wohl wußte, was er schaffen wollte, und nichts ungeschehen ließ, was die Nutzbarkeit seines Werkes erhöhen konnte. Ein Americaner übt sein Gewerbe nicht wie er es gelernt hat, er ist beständig auf Verbesserungen bedacht, sucht durch ein neues und zweckmäßigeres Verfahren seine Arbeiten stets besser und wohlfeiler zu liefern, und ist oft im Stande, jeden Proceß in der Ausübung seiner Kunst auf eine Art zu erklären, die einem Gelehrten Ehre machen würde.

Eine gewisse mechanische, aus der Theilung der Arbeit und

der langjährigen Ausübung eines begränzten Gewerbszweigs hervorgehende Vollkommenheit findet man in America allerdings seltener als in England, was schon oft zu der Klage Veranlassung gab, daß die Americaner den Engländern nichts gleich machen könnten. Dieß ist jedoch eine irrige Meinung, welche durch Verstandesschlüsse und Erfahrungen hinlänglich widerlegt wird. Viele Artikel werden in den Vereinigten Staaten eben so gut und noch wohlfeiler verfertigt als in England, und wenn in andern Fällen ihre Erzeugnisse den englischen nachstehen, so stehen doch noch immer ihr niederer Preis und ihre Brauchbarkeit in einem sehr vortheilhaften Verhältniß zu ihrer geringen Inferiorität, und beweisen eher die Unwilligkeit der Consumenen, einen höheren Preis zu bezahlen, als die Unfähigkeit der Arbeiter, eine bessere Waare zu liefern. Auch liegt ja den bessern englischen Arbeitern kein Hinderniß im Wege, welches sie abhalten könnte, nach America auszuwandern, wenn sie sicher wären, dort einen größeren Arbeitslohn zu erhalten. Einige von ihnen sind wirklich nach America gekommen, haben sich aber bald von der Schnelligkeit überzeugt, mit welcher Bruder Jonathan ihnen alles ablernt und zuvorthut.

Es gibt keinen Zweig der Betriebsamkeit, mit welchem sich die Americaner nicht beschäftigten, sobald dieser nur den geringsten Gewinn abwirft, und es ist in den meisten Fällen nur der Mangel eines guten Marktes oder die Anlockung eines andern einträglichern Geschäftes, was sie in der Fabrication irgend eines Artikels hinter andern Länder zurückstehen läßt. Wenn sie sich noch nicht so sehr auf die Unterabtheilung der Arbeit einlassen wie die Engländer, und sich bemühen, das Werk der Hände dem der Maschinen gleich zu machen, so sind ihre Producte zwar oft theuer und die Fabrication derselben mit Zeitverlust verbunden, aber als Menschen müssen sie den bloß mechanischen Arbeitern nothwendigerweise überlegen seyn. Der Mann, der die verschiedenen Theile einer Uhr und ihre wechselseitige Anpassung zu dem Mechanismus ihrer regelmäßigen Bewegung kennt, steht gewiß auf einer höheren Stufe als der, welcher sein ganzes Leben hindurch nur die Räder macht, ohne sich um die übrigen Theile der Maschine zu bekümmern, in die sie einzugreifen bestimmt sind; wie denn jeder Mensch, der ein Princip aufgefaßt hat, dem Empiriker überlegen seyn muß, der nur mit der Routine einzelner Fälle vertraut ist. In China, wo die Unterabtheilung der Arbeit ihre äußersten Gränzen erreicht hat, sind die Menschen zu bloßen

Maſchinen herabgeſunken. Ihre Geſchicklichkeit erregt zwar unſer Erſtaunen, aber ſie erlangen ſie durch die Tödtung aller höheren Geiſteskräfte; die ganze Nation trägt das Gepräge der mechaniſchen Betäubung und iſt „groß in kleinen Dingen, aber klein in allem wahrhaft Großen!“ —

Es iſt für die Vereinigten Staaten von der größten Wichtigkeit, daß kein Theil des Volkes gänzlich unwiſſend bleibe, daß jeder Bürger zum Selbſtdenken und Handeln erzogen werde. Die verſchiedenen chemiſchen und phyſiſchen Proceſſe in der Ausübung der Gewerbe geben hundertfältige Gelegenheiten, den Verſtand und die Urtheilskraft zu üben, und ich halte es für ein großes Glück, daß die americaniſchen Arbeitsleute ſich in Umſtänden befinden, welche ihnen das Denken und Ueberlegen möglich machen. Der hohe Preis der Arbeit und die geregelten Sitten des Volkes vermehren die Mittel des Unterrichts, und erlauben ihnen, ihren Forſchungsgeiſt und ihre natürliche Wißbegierde zu befriedigen.

Wo ein Menſch den ganzen Tag zu arbeiten hat, um für ſich und ſeine Familie den nothdürftigſten Unterhalt zu erwerben, da kann man von ihm nicht fordern, daß er über das Gethane nachdenke. Seine phyſiſchen Bedürfniſſe ſind zu dringend, ihm die zum Denken nöthige Zeit zu gönnen, und er iſt ſchon zufrieden, wenn er nach geſtilltem Hunger die gewünſchte Ruhe und den Schlaf findet, der ihn zu neuen körperlichen Anſtrengungen ſtärken ſoll. In America verdient nicht bloß der Meiſter, ſondern auch der Geſelle mehr, als er braucht. Beide ſind im Stande, ſich Bequemlichkeiten zu verſchaffen, an die der gemeine europäiſche Arbeiter gar nicht denkt; beiden bleibt ein Theil ihrer Zeit übrig, und weniger mit Sorgen für die Zukunft erfüllt oder durch Vergnügungsſucht zerſtreut, wird es ihnen leichter, das Feld ihrer Kenntniſſe zu erweitern und durch Verbeſſerungen aller Art den Erfolg ihrer Bemühungen zu ſichern. Ihre häuslichen Sitten und ihr Gebrauch, den Sonntag zu *Hauſe* zuzubringen, wirken ungemein vortheilhaft auf die Ausbildung ihrer Verſtandeskräfte, und dadurch auf die allgemeine Moralität des Volkes.

Die Mehrzahl der niedern Claſſe europäiſcher Arbeiter denkt gar nicht daran, ſich zur Selbſtſtändigkeit und zum Wohlſtand emporzuſchwingen, und, in ihren körperlichen Anſtrengungen weniger durch Hoffnung emporgehalten, bedarf ſie wirklich einer größern geſelligen

Aufregung durch öffentliche Belustigungen als die meisten Americaner, welche in der schwersten Arbeit nur den Anfang einer leichtern erblicken. Der americanische Arbeiter ist schon durch seine Thätigkeit belohnt und bedarf nicht des schmutzigen Vergnügens der Schwelgerei oder des Trunkes, um sich in eine momentane und thierische Vergessenheit seines gegenwärtigen Zustandes zu stürzen.

Es ist wirklich unbegreiflich, wie die englischen Reisebeschreiber über den glücklichen Zustand der niedern americanischen Volksclassen ein so tiefes Stillschweigen beobachten konnten, da sie doch so langweilig geschwätzig auf die kleinsten Details der fashionablen Coterien eingegangen sind. Kein Gesellschaftszimmer in irgend einem Theile der Welt ist ohne seine Schauspieler des zweiten und dritten Ranges, und in America ist ihre Zahl vielleicht noch größer als in Europa. Auch will ich gar nicht in Abrede stellen, daß ein Americaner-Puppenmann an und für sich selbst ein lächerliches Geschöpf sey. In Europa kann ein Mann ein Stutzer und ein Narr seyn ganz im Geiste seines eigenen Vaterlandes (nur die Deutschen machen hier eine Ausnahme, denn diese haben schon lange ihren Hanswurst verabschiedet und dürfen sogar nicht mehr Narren nach ihrer eigenen Art seyn), in welchem Fall er noch immer einen Nationalcharakter repräsentirt; aber ein sklavischer Nachahmer der Thorheiten Anderer zu seyn in einem Lande, wo man sie nur kennt, um sie zu verachten, setzt einen Grad von dreister Imbecillität voraus, welche durch die Sitten und Gebräuche des Volkes keineswegs entschuldigt wird. Die Engländer haben ganz Recht, wenn sie den americanischen Stutzern vorwerfen, daß sie nicht klüger sind als ihre eigenen Puppenmänner, oder in schlechten Unternehmungen weniger Erfolg haben als sie selbst. Aber laßt sie ihre Aufmerksamkeit auf die Tausende wenden, mit welchen sie auf ihren Reisen gar nicht in Berührung kommen, laßt sie den höhern Standpunkt der Kaufleute betrachten, die denkende Betriebsamkeit des Gewerbsmannes, das nüchterne regelmäßige Leben der Taglöhner, und es wird ihnen nicht an Stoff fehlen, um über die Americaner ein günstigeres Urtheil zu fällen. Sie werden dann die wahre Stärke und den Vorzug des americanischen Volkes vor jedem andern kennen lernen; sie werden in dem Handel der Vereinigten Staaten keine bloße Nachahmung des ihrigen finden; sie werden sich von der Betriebsamkeit der Arbeiter in Künsten und Gewerben überzeugen; sie werden den Charakter des Taglöhners durch

Emulation zu dem eines achtbaren Bürgers gesteigert sehen, und statt Maschinen und mechanischen Arbeitern überall verständige Menschen erblicken, welche im Stande sind, alle Processe zu erklären, und beständig auf die Mittel denken, diese zu erleichtern oder zu verbessern. Nirgends würden sie dieselbe Emancipation des Geistes finden. In England und Schottland hat man zwar angefangen auf dasselbe Ziel hinzustreben; aber der Geist der Verbesserung ist noch lange nicht zu allen Classen gedrungen, und es wird noch manches Geschlecht vergehen, ehe die moralische Würde der americanischen Bürger von den englischen erreicht werden wird.

Gegen Gewerbsvereine und andere Gesellschaften von Arbeitern, welche in America den unenglischen Namen „Workies“ (workingmen) führen, haben ebenfalls viele Juristen gelehrte Abhandlungen geschrieben, besonders aber mißfiel ihnen das Geschrei um gleiche und allgemeine Erziehung (equal and universal education). Ich gestehe aufrichtig, daß ich gar nicht weiß, daß es irgend einer Classe Americaner je einfiel, die Fortschritte der Erziehung zu hemmen, um das moralische Uebergewicht der höheren Classen zu einer armseligen Gleichheit ihrer selbst herabzuziehen; im Gegentheil hörte ich sie nur den Wunsch aussprechen, dieselben Mittel der Ausbildung zu besitzen, welche den höheren Classen zu Gebote stehen. Gewiß hat sich keine Classe von Americanern so tief herabgewürdigt, eine allgemeine Unwissenheit zu verlangen, um ihren eigenen Unverstand durch die Thorheiten Anderer entschuldigen zu können. Die Arbeitsleute von Boston, New-York und Philadelphia haben sich zwar für das „Zehnstunden-System“ erklärt, aber ihr Grund war, „daß ein Mann, welcher mehr als zehn Stunden täglich arbeite, unfähig sey, durch Lesen seinen Geist zu bilden oder über die Erziehung seiner Kinder zu wachen,“ — ein Grund, welcher gewiß einen ganz andern Wunsch ausdrückt als den, alle höheren Bildungsanstalten zu vernichten. Der Arbeitslohn der americanischen Taglöhner ist zwar hoch, aber selten verwenden sie ihr Geld auf werthlose Dinge, und der Gebrauch der Manchester und Birminghamer Fabrikarbeiter, in zwei oder drei Tagen den ganzen Verdienst einer Woche durchzubringen, ist den Americanern gänzlich unbekannt. Die Arbeiter in den Vereinigten Staaten verstehen nicht bloß Geld zu verdienen, sondern auch die Kunst, es zusammen zu halten, und die großen in den Sparcassen der verschiedenen Staaten

der Union deponirten Summen liefern den augenſcheinlichſten Beweis ihrer Klugheit und Sparſamkeit*). So lange dieſe währen, fürchte ich nichts für den Fortbeſtand der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, ſo ſehr auch einzelne Perſonen und ganze Claſſen auf politiſche Abwege gerathen mögen.

Das americaniſche Creditſyſtem, welches in Bezug auf Handel und Manufacturen exiſtirt, erſtreckt ſich auch auf die Geſchäfte des Gewerbsmanns, und in vielen Fällen ſogar auf die Arbeiter. Ein Schuſter gibt ſeinen auf ſechs oder acht Monate ausgeſtellten Wechſel für Leder, ein Schneider den ſeinigen für Tuch, ein Zimmermann kauft ſeine Bretter, ein Buchdrucker ſeine Typen, ein Schmied ſein Eiſen auf neun- oder zwölfmonatlichen Credit, und alle dieſe Gewerbsleute begnügen ſich wieder mit neun- oder zwölfmonatlichen Wechſeln ihrer Kunden. Der Gewerbsmann iſt daher eben ſo ſehr dem Steigen und Fallen des Wechſelcurſes ausgeſetzt als der Kaufmann, und nicht ſelten ſind beide Stände in einer Perſon vereinigt. Das mercantiliſche Genie durchdringt alle Claſſen der Geſellſchaft und vereint ſie durch ſeinen allgemeinen Einfluß zu einer gleichartigen Maſſe, in welcher auch die verſchiedenartigſten Eigenſchaften einzelner Theile noch immer den Charakter des Ganzen an ſich tragen.

Im Anfange dieſes Capitels habe ich nur flüchtig die americaniſche Schifffahrt in ihrem Zuſammenhange mit dem Handel berührt, jetzt will ich noch etwas über den Charakter der Matroſen berichten. Die Vereinigten Staaten, und beſonders die öſtlichen und nördlichen Staaten der Union, liefern im Verhältniß zu ihrer Bevölkerung eine größere Menge Matroſen als mit Ausnahme von England irgend ein anderes Land, und haben noch überdieß den Vortheil, die der meiſten andern Nationen auf ihren Flotten verwenden zu können. Der in America bezahlte hohe Lohn und der ihnen von der Centralregierung verliehene Schutz ſind Urſache, daß jährlich Tauſende von fremden Matroſen an Bord von americaniſchen Schiffen Dienſte nehmen, und es ſind nur wenige unter ihnen, die,

*) Die americaniſchen Sparcaſſen weiſen jede Summe zurück, welche größer iſt als 500 Dollars, übernehmen aber die Aufbewahrung und Verzinſung eines halben Dollars. In den großen Städten haben daher viele tauſend Arme ihr kleines Vermögen in den Sparcaſſen, und die Boſtoner und New-Yorker Kaufleute ſagen daher ſcherzhaft von ihren Armen, „daß ſie Millionen beſitzen.“

einmal an den Dienst gewöhnt, denselben wieder verlassen. Der americanische Seedienst ist zwar härter als der jeder andern Nation, aber dafür werden die americanischen Matrosen auch besser genährt und bezahlt als alle andern *).

Wie kann aber, könnte man fragen, die americanische Schifffahrt bei diesen vermehrten Ausgaben noch einen Gewinn abwerfen? Auf diese Frage kann man nur antworten: durch die kleinere Zahl ihrer Matrosen und durch ihre schnelleren Fahrten. Sie machen drei oder vier Fahrten, während andere zwei machen, und ersparen an der Zeit, was die anderen am Lohn erübrigen. Dadurch, daß sie ihre Matrosen ununterbrochen zur Arbeit anhalten, brauchen sie weniger Leute und sind besser im Stande, Mannszucht zu üben. Die Kühnheit der americanischen Seefahrer ist zum Sprüchwort geworden, und gränzt nur zu oft an Verwegenheit. Man weiß, daß sie mit vollen

*) de Tocqueville in seinem Werke „De la démocratie en Amérique" leitet die Fortschritte der Schifffahrt in den Vereinigten Staaten aus derselben Quelle ab. Er vergleicht die nordamericanische Schiffermethode mit der neuerfundenen Taktik der Generale der französischen Republik, die so lange unbesiegt blieb, bis sie von ihren Feinden nachgeahmt wurde. „Les Américains," sagt der französische Jurist, ont introduit quelque chose d'analogue dans le commerce. Ce que les Français faisaient pour la victoire, ils le font pour le bon marché.

„Le navigateur européen ne s'aventure qu'avec prudence sur les mers; il ne part que quand le temps l'y convie; s'il lui survient un accident imprévu, il rentre au port; la nuit il serre une partie de ses voiles *), et lorsqu'il voit l'océan blanchir à l'approche des terres, il ralentit sa course et interroge le soleil.

„L'Americain néglige ces précautions et brave les dangers. Il part tandis que la tempête gronde encore; la nuit comme le jour il abandonne au vent toutes les voiles; il répare en marchant son navire fatigué par l'orage, et lorsqu'il approche enfin du terme de sa course, il continue à voler vers le rivage, comme si déjà il appercevait le port."

* * *

„L'Américain fait souvent naufrage, mais il n'y a pas de navigateur qui traverse les mers aussi rapidement que lui. Faisant les mêmes choses qu'un autre en moins de temps, il peut les faire à moins de frais."

*) Dieß thun die Engländer eben so wenig als die Americaner.

Segeln fahren, bis dieſe vom Sturmwind zerriſſen ſind, und daß ſie ihren Lauf unter dem Brauſen der Wellen und dem Heulen des Orcans ruhig fortſetzen. Daraus folgt aber nicht, wie de Tocqueville meint, daß die americaniſchen Schiffe weniger ſicher ſind als die anderen Nationen. Beſtändigen Gefahren ausgeſetzt, ſind die americaniſchen Seeleute beſſer auf ſie vorbereitet, und gewohnt, ihre Segel dann erſt einzuziehen oder zu verkürzen, wenn ſie den Elementen nicht mehr Trotz bieten können, ſind ſie auch in dringenden Fällen bereit, jedes Manöuver mit größerer Schnelligkeit und Präciſion auszuführen. Nie iſt die geringſte Verwirrung an Bord eines americaniſchen Schiffes, und ich bin noch immer der Meinung, daß eine geringe Zahl geſchickter und gleichmäßig verwendeter Matroſen mehr zur Ordnung und Sicherheit eines Schiffes beiträgt, als eine Menge von Seeleuten, die, an keine Arbeit gewöhnt, ihren Dienſt vernachläſſigen und ſich wechſelſeitig auf einander verlaſſen. Zudem muß man bedenken, daß ein Menſch, welcher ſechs Wochen auf dem Meere bleibt, mehr Unfällen ausgeſetzt iſt als der, welcher dieſelbe Fahrt in vier oder fünf Wochen macht, und daß jeder Tag, welcher an einer langen und beſchwerlichen Seereiſe erſpart wird, die Bequemlichkeit und Sicherheit der Paſſagiere und der Schiffsmannſchaft vermehrt. — Der den americaniſchen Schiffen in allen europäiſchen Häfen gegebene Vorzug iſt das beſte Zeugniß der Geſchicklichkeit ihrer Befehlshaber, und der Zuſpruch, deſſen ſich die Paket-Schiffe von New-York zu erfreuen haben, beweiſ't die Bereitwilligkeit der Europäer, ihr Vermögen und ihr Leben der Erfahrung und der Wiſſenſchaft americaniſcher Seefahrer anzuvertrauen.

Ich habe oben bemerkt, daß eine große Zahl der an Bord der americaniſchen Kauffahrer befindlichen Matroſen aus Fremden beſtünde; aber ich erinnere mich nur Weniger unter ihnen, denen es gelungen wäre, ſich zu Officieren und Schiffsmeiſtern emporzuſchwingen. Die Officiere an Bord der americaniſchen Schiffe ſind gewöhnlich geborne Americaner, und ohne Nationalvorurtheil iſt der Grund hiervon leicht anzugeben. Ein Matroſe iſt in der ganzen Welt ein munterer, luſtiger, ſorgenfreier Geſelle, er denkt weniger an die Zukunft als jeder andere Menſch, und da er gegen phyſiſchen Mangel geſichert iſt, überläßt er ſich um ſo eher jeder Art des Vergnügens. „Ueberſtandene Gefahren," ſagt Bacon, „wollen mit Freuden belohnt ſeyn;" aber der Lohn des ameri-

canischen Matrosen besteht in Beförderung. Besser erzogen als die Seeleute anderer Nationen, und aus Instinct klug und sparsam, denkt er nicht bloß an die Beförderung zum Officier an Bord seines Schiffes, sondern berechnet auch die Möglichkeit sich selbst zum Schiffscapitän und Kaufmann emporzuschwingen. — Durch den Erfolg so vieler Anderen vor ihm, und nicht selten den seines eigenen Befehlshabers aufgemuntert, verwendet er alle ihm übrigbleibende Zeit lieber auf das mathematische Studium der Schifffahrt als auf lärmende Ergötzlichkeiten, welche seinem Erfolg nur Hindernisse in den Weg legen könnten. Er ist vielleicht eben so munter und lustig als jeder andere Seemann; aber vor allen Dingen ist er ein Americaner und als solcher bedacht auf sein weiteres Fortkommen, und in diesem Vorhaben unterstützt von seinen eigenen Vorgesetzten. Wenn er dennoch zu nichts kömmt, so ist es sicherlich seine eigene Schuld, denn so geübten Augen wie denen seiner Officiere entgeht nicht leicht ein Talent oder ein Fehler; sie haben ja selbst dieselbe Laufbahn durchlaufen und sind daher die richtigsten Beurtheiler seiner Fähigkeiten und seiner Verwendung. — Wenn ich mich nicht irre, so herrscht unter den americanischen Kaufleuten eine besondere Abneigung gegen alle Schiffscapitäne, welche in der Sprache der Matrosen durchs Cajütenfenster an Bord geschlüpft sind; *) während sie überall diejenigen vorziehen, welche durch Muth und Geschicklichkeit ein gewisses Recht auf ihre Gunst erworben haben. So ist das Verdienst seines Lohnes gewiß, und es gibt keine größere Aufmunterung zur Thätigkeit.

Auch haben die Americaner, von der Wichtigkeit ihres Seewesens überzeugt, Alles aufgeboten, die Erziehung und Bildung ihrer Matrosen zu befördern. Die Kaufleute der atlantischen Städte verwendeten willig bedeutende Summen auf die Errichtung von Kirchen für den religiösen Unterricht ihrer Seeleute; Sparcassen (Banken) wurden ausschließlich für Matrosen gegründet, wobei die achtbarsten und unternehmendsten Bürger den Vorsitz führten, und die Dienste des Präsidenten und der Directoren unentgeldlich

*) Die Söhne reicher Kaufleute und Schiffseigenthümer, welche ohne gemeine Matrosendienste gethan zu haben, zu Officieren befördert werden, werden von den Matrosen „Capitains who crept through the cabin-window" genannt.

übernahmen; und der Plan einer Marineſchule zur Erziehung von Matroſen für den Dienſt der Kauffahrer liegt jetzt (1837) vor dem Congreß der Vereinigten Staaten, und wird wahrſcheinlich angenommen werden. Der religiöſe Unterricht und die freiwillige Entſagung des Gebrauches geiſtiger Getränke haben in den Sitten der Matroſen eine ungemein günſtige Veränderung hervorgebracht, und Tauſende unter ihnen gegen jene moraliſche Verworfenheit verwahrt, zu der ſie durch ihre Beſchäftigung und durch ihre Lebensart nur zu leicht fortgeriſſen werden, und in die ſie oft gerade durch die ſchönſten Züge ihres Charakters verſinken.

Ich war mehrmals ſo glücklich den Predigten des ehrwürdigen Hrn. Taylor in der Matroſenkirche zu Boſton beizuwohnen, und nahm ſtets innigen Antheil an ſeinen pathetiſchen Ermahnungen zur Thätigkeit und Nüchternheit. Er war ſelbſt Matroſe an Bord eines americaniſchen Kriegsſchiffes geweſen, und beſaß die ganze Kunſt auf das Gefühl ſeiner Zuhörer zu wirken. In ſeinem Vortrag waren hie und da Matroſenphraſen eingeflochten, welche ſelten ihre Wirkung verfehlten. Manchmal hielt er mitten inne in der Predigt, und wandte ſich geradezu an einen oder den anderen ſeiner Zuhörer, meiſtens aber an einen Schiffscapitän, den er dann aufforderte ſeine Mannſchaft zur Nüchternheit, zur Anbetung des Schöpfers und zur Befolgung ſeiner Gebote anzuhalten. Es war wirklich rührend die bejahende Antwort dieſer verwitterten Seefahrer zu hören, die ihre Ehre und ihren Glauben zum Unterpfand gaben, daß der Aufruf ihres Paſtors nicht unbenützt an ihnen vorüber gehen ſollte. Hr. Taylor beſitzt unſtreitig ein ausgezeichnetes Rednertalent, das er auf die menſchlichſte und chriſtlichſte Weiſe zum Beſten ſeiner Mitmenſchen verwendet. Sein Bethaus iſt immer voll, und in den Geſichtern ſeiner Zuhörer kann man deutlich den Erfolg ſeiner Beredſamkeit leſen. Ich habe wenig Predigten gehört, welche mehr von dem Geiſte des Chriſtenthums und der Heiligkeit der Religion erfüllt waren, als die des Matroſen-Paſtors in Boſton; und ich wünſche nur, daß er zur Erreichung ſeines eigenen edlen Zweckes die Einfachheit und Kraft ſeines Styles beibehalten, und ſich nicht in die unnützen und matten Flüge und Tropen ſeiner Collegen verirren möge! — Die americaniſchen Matroſen, obgleich ihre Zahl noch immer gering iſt, ſind in moraliſcher Beziehung denen der meiſten Nationen überlegen, und dieß iſt die Urſache, warum ſie ſich ſo ſchnell zu

Officieren und Schiffscapitänen emporschwingen, während Andere sich begnügen, ihr ganzes Leben hindurch Matrosen zu bleiben. Die americanische Seemacht kann um das Doppelte und Dreifache ihres gegenwärtigen Umfangs vergrößert werden, und doch werden sich immer eingeborne Officiere finden ihre Schiffe zu befehligen, und so lange dieses der Fall ist, bleibt die Marine der Vereinigten Staaten ein eben so nationales Institut als die mit gepreßten Matrosen bemannte Flotte Großbritanniens. Im Fall eines Krieges mit irgend einem Staate außer England braucht der Congreß bloß Schiffe zu bauen (und dazu ist alles Nöthige vorhanden), die Matrosen würde schon England liefern; denn die brittischen Matrosen dienen lieber an Bord der americanischen Schiffe, wo dieselbe Sprache gesprochen wird und wo sie besser bezahlt werden, als an Bord der Schiffe ihrer eigenen Landsleute. Aber die Zahl dieser brittischen Freiwilligen, verbunden mit den von der Handelsflotte der Vereinigten Staaten gelieferten Matrosen, würde eine ungleich größere Macht bilden, als ihre Feinde gegen sie entsenden könnten. Wie klein daher auch die americanische Marine in Bezug auf die geringe Anzahl ihrer Schiffe erscheinen mag, so sind doch die Mittel ihrer Vergrößerung in überlegenerer Anzahl vorhanden, als in jedem anderen Lande, und hierin liegt die eigentliche Stärke einer Seemacht. Jeder neue Kauffahrer, der vom Stapel gelassen wird, vergrößert die Seemacht der Vereinigten Staaten und vermehrt die Mittel der National-Vertheidigung, nur mit diesem Unterschiede, daß er statt die Staatsausgaben zu vermehren, den Staatsreichthum vergrößert und die Betriebsamkeit des Volkes auf neue Quellen des allgemeinen Wohlstandes hinleitet. Im Anfange eines Seekrieges würden die Americaner die Defensive ergreifen müssen, aber es würde von ihrem eigenen Willen und der Einigkeit ihrer Gesinnungen abhängen, ob sie in diesem Zustande verharren, oder eine Stellung annehmen wollten, welche jeder europäischen Nation Ehrfurcht einflößen würde.

Ein anderes Mittel die Seemacht der Vereinigten Staaten zu vermehren, besteht in den Fischereien. Die Seemacht jeder Nation braucht zu ihrer Existenz und zu ihrem Unterhalt einen gewissen beständigen Handel oder eine Beschäftigung, welche den jungen Matrosen gleichsam als Schule dient und sie auf ihre künftige Bestimmung vorbereitet. Solche Matrosenschulen sind der englische

Kohlenhandel und die neu-engliſchen Fiſchereien von America. *) Der Wallfiſchfang und die Makrelen- und Stockfiſch-Fiſchereien der Vereinigten Staaten beſchäftigen und bereichern einen großen Theil der Bevölkerung von Neu-England, und liefern die abgehärteſten und unternehmendſten Matroſen für die Handelsflotten. Durch ſie werden Reichthümer in Städten und Dörfern zuſammengehäuft, welche auf unfruchtbare Felſen gebaut, nur durch die Betriebſamkeit und Kühnheit ihrer Einwohner mit den nöthigen Lebensmitteln verſehen werden.

Der reine Ertrag der Fiſchereien belief ſich im Jahre 1834 auf 2,071,493 Dollars oder ungefähr 5,178,700 Gulden. Dieſe waren vertheilt wie folgt:

| | | |
|---|---|---|
| Stockfiſch-Fiſchereien . . . . . | 630,384 | Dollars |
| Fluß-Fiſchereien . . . . . | 223,290 | = |
| Wallfiſch- und anderes Fiſchöl . . . . . | 740,619 | = |
| Spermaceti-Oel . . . . . | 50,048 | = |
| Wallfiſchbarden . . . . . | 169,434 | = |
| Spermaceti-Kerzen . . . . . | 257,718 | = |
| Total-Summe | 2,071,493 | Dollars. |

Aber es iſt nicht ſo ſehr der pecuniäre Nutzen, als der unberechenbare Vortheil für die Bildung von Matroſen, welcher dieſem Zweig der Induſtrie eine nationale Wichtigkeit verleiht. Die beſten Matroſen der Vereinigten Staaten haben ſich in dieſer Schule gebildet, und die Hälfte aller Officiere und Befehlshaber americaniſcher Schiffe ſtammt aus Neu-England.

Merkwürdig in der Art ſeiner Unternehmung und Ausführung iſt der americaniſche Wallfiſchfang. Die Ausrüſtung und Bemannung der hiezu beſtimmten Fahrzeuge (gewöhnlich ausgediente große Kauffahrteiſchiffe) gleichen denen eines Caperſchiffes, und die Officiere und Matroſen erhalten Priſengelder ſtatt regelmäßigen Soldes, das heißt, ſie haben im Verhältniß ihres Ranges Antheil an dem reinen Gewinn der Expedition. Die Mannſchaft hat daher keinen anderen Lohn als den, welchen ſie ſelbſt verdient; und dieß macht ſie unermüdlich in der Jagd, jeden Augenblick, den ſie auf dem Lande zubringen, ſehen ſie als verloren an, und nicht ſelten kehrt ein americaniſcher Wallfiſch-

*) Die Holländer beſaßen bekanntlich zur Zeit ihrer höchſten Macht 10,000 mit dem Häringsfang allein beſchäftigte Fahrzeuge.

fänger mit einer vollen Ladung Thran aus dem ſtillen Ocean zurück, ohne ſeit ſeiner Abreiſe auch nur ein einziges Mal das Land berührt zu haben, obgleich er es vielleicht mehrere Monate lang vor ſich liegen ſah. — Der americaniſche Matroſe gewöhnt ſich auf dieſe Weiſe an die größten Gefahren und Beſchwerlichkeiten des Seelebens; er lernt die ſchwerſten Arbeiten verrichten, die einem Seemanne auferlegt werden können, und wird zu jeder Entbehrung abgehärtet, ſo daß der Kauffahrerdienſt, für den er ſpäter beſtimmt iſt, ihm verhältnißmäßig nur als eine Erholung erſcheint.

Ein weiterer Zweig der Betriebſamkeit, in welchem die Americaner große Fortſchritte gemacht haben, iſt der Schiffbau. Man geſteht ihnen ziemlich allgemein zu, daß ſie die ſchnellſten Schiffe bauen, aber man hielt es noch vor kurzem für unmöglich, daß die kleineren bloß auf die ſchnelle Fahrt eingerichteten americaniſchen Fahrzeuge mit den großen Schiffen anderer Nationen je concuriren könnten, die Erfahrung hat aber ſeither gelehrt, daß auch dieſe Beſorgniß ohne Grund war, denn die americaniſchen Fahrzeuge ſind jetzt notoriſch in allen Theilen der Welt die glücklichen Nebenbuhler aller andern. Die Paketſchiffe ſind ihrer Schnelligkeit und der Eleganz ihrer Einrichtung wegen berühmt, und man hat ihnen bis jetzt den unbedingten Vorzug vor allen nach America ſegelnden Schiffen gegeben. Das Porto der durch ſie aus Großbritannien und Irland nach America beförderten Briefe beträgt allein jährlich über 120,000 Pfd. Sterling oder 1,440,000 Gulden, und die Zahl der Paſſagiere hinüber und zurück zwiſchen zwanzig und dreißig tauſend! Solche Thatſachen zeugen hinlänglich für den Nutzen der ſchnellen Beförderung, und beweiſen, daß die Americaner den rechten Weg eingeſchlagen haben, ihren geringen Tonnengehalt durch eine größere Anzahl ſchnell ſegelnder Schiffe zu erſetzen.

Die vielen glücklichen Seegefechte der Americaner im letzten Kriege gegen England wurden von den engliſchen Officieren ſelbſt der Geſchicklichkeit zugeſchrieben, mit welcher ſie ihre Schiffe ſteuerten, und beſonders der vorzüglichen Conſtruction ihrer großen Fregatten. Dieſe waren ſo gebaut, daß ſie alle Vorzüge kleiner ſchnell ſegelnder Fahrzeuge mit dem ſchweren Caliber von Linienſchiffen vereinigten und daher die größten Kriegsſchiffe angreifen oder ſich gegen dieſe vertheidigen konnten, während ſie gewöhn-

lichen Fregatten durch die Zahl und Schußweite ihrer Kanonen weit überlegen waren. Die Conſtruction dieſer Schiffe war eine Erfindung der Americaner, iſt aber ſeither von allen anderen Seemächten nachgeahmt worden. Aber derſelbe Geiſt der Erfindung, welcher die Americaner damals zum Sieg führte, wird in Zeiten der Gefahr neue Mittel entdecken, ihnen den Erfolg zu ſichern, welcher überall an das Genie geknüpft iſt.

## Zehntes Capitel.

Binnenſchifffahrt der Vereinigten Staaten. — Eiſenbahnen. — Canäle. — Leichtigkeit der Reiſen. — Ihr Einfluß auf den politiſchen Zuſtand des Volkes. — Dampfboote. — Wirths- und Koſthäuſer. — Gaſtfreundſchaft der Americaner.

Kein Land der Welt iſt von der Natur mit ſo vielen großen ſchiffbaren Flüſſen verſehen als Nordamerica, aber keines hat auch ſo viel für die Verbeſſerung und Erweiterung ſeiner Binnenſchifffahrt gethan. Von dem majeſtätiſchen Miſſiſippi und ſeinen mächtigen Vaſallen dem Ohio und Miſſouri angefangen, bis auf die kleinſten und unbedeutendſten Buchten und Meereseinläſſe, ſind die americaniſchen Gewäſſer mit Dampfſchiffen, Booten und Flößen bedeckt, und wo die natürliche Verbindung nicht hinreicht, iſt das Land von zahlloſen Canälen und Eiſenbahnen durchſchnitten. Im Jahre 1831 waren 198 Dampfboote bloß auf den weſtlichen Gewäſſern in Bewegung, und 148 waren entweder abgenützt oder durch Unglücksfälle zu Grunde gegangen. Die ganze Zahl der auf jenen Gewäſſern ſeit dem Jahre 1811 gebauten Dampfboote betrug daher 348, wovon 111 allein in Cincinnati gebaut waren.

Die hier folgende Tabelle zeugt von dem Unternehmungsgeiſt und der Thätigkeit der Bewohner des Weſtens, welche kein Jahr vorübergehen ließen, ohne neue Communicationsmittel zu ſchaffen, und von der verhältnißmäßigen Zunahme des Handels und der Gewerbe, welche durch dieſe Betriebſamkeit herbeigeführt werden mußte.

## Tabelle

der auf den westlichen Flüssen in den Jahren von 1811 bis 1831 inclusive gebauten Dampfschiffe.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Im Jahr | 1811 | wurde | 1 | gebaut |
| „ „ | 1814 | „ | 4 | „ |
| „ „ | 1815 | „ | 3 | „ |
| „ „ | 1816 | „ | 2 | „ |
| „ „ | 1817 | „ | 9 | „ |
| „ „ | 1818 | „ | 23 | „ |
| „ „ | 1819 | „ | 27 | „ |
| „ „ | 1820 | „ | 7 | „ |
| „ „ | 1821 | „ | 6 | „ |
| „ „ | 1822 | „ | 7 | „ |
| „ „ | 1823 | „ | 13 | „ |
| „ „ | 1824 | „ | 13 | „ |
| „ „ | 1825 | „ | 31 | „ |
| „ „ | 1826 | „ | 52 | „ |
| „ „ | 1827 | „ | 25 | „ |
| „ „ | 1828 | „ | 31 | „ |
| „ „ | 1829 | „ | 53 | „ |
| „ „ | 1830 | „ | 30 | „ |
| „ „ | 1831 | „ | 9 | „ |
| | | Total-Summe | 346 | gebaut. |

| | |
|---|---|
| Im Jahr 1832 waren abgenützt | 63 |
| Durch Untiefen zu Grunde gegangen | 36 |
| Verbrannt | 14 |
| Durch Zusammenstoßen verunglückt | 3 |
| Andere Unglücksfälle | 32 |
| Total-Summe | 148 |

Von dem Dampfbooten, welche jetzt im Gange sind

| | | |
|---|---|---|
| wurden | 68 | in Cincinnati gebaut |
| | 68 | „ Pittsburgh „ |
| | 2 | „ Louisville „ |
| | 12 | „ New-Albany „ |
| | 7 | „ Marietta „ |
| | 2 | „ Zanesville „ |
| | 1 | „ Fredericksburgh „ |

wurden 1 in West-Port gebaut
1 „ Silver-Creek „
1 „ Brush-Creek „
2 „ Wheeling „
1 „ Nashville „
2 „ Frankfort „
1 „ Smithland „
1 „ Economy „
6 „ Brownsville „
3 „ Portsmouth „
2 „ Steubenville „
2 „ Beaver „
1 „ St. Louis „
3 „ New-York „
1 „ Philadelphia „
und von 10 der Bauort unbekannt.

Total-Summe 198

Aber die Americaner begnügten sich nicht das zu verbessern, was die Natur für sie gethan hatte; sie thaten mehr. Sie verbanden die Flüsse des Westens mit dem atlantischen Ocean, und die Binnenseeen des Nordens mit dem Golf von Mexico, und bewirkten dadurch eine künstliche Wassercommunication, die beinahe halb so lang ist, als der Mississippistrom selbst, und zu welcher jedes Jahr, wie ich später zeigen werde, noch neue Canäle und schiffbar gemachte Flüsse hinzukommen. — Pitkins, in seinen „Statistischen Ansichten des Handels der Vereinigten Staaten" *) schätzt die Meilenzahl der in den Vereinigten Staaten am 1 Jan. 1835 oder kurz nachher vollendeten Canäle auf 2864 (623 deutsche Meilen), und ihre Kosten auf 64,573,099 Dollars oder beiläufig auf 161½ Millionen Gulden. „Wenn man die Kosten der Eisenbahnen," fährt er fort, „zu denen der Canäle addirt, so zeigt es sich, daß in diesem Lande (den Vereinigten Staaten) auf diese zwei Arten von Verbesserungen allein 94 Millionen Thaler (240 Millionen Gulden) verwendet worden sind, oder doch bald (im Jahre 1835) verwendet seyn werden, und dieß alles ist

*) Pitkin's Statistical View of the Commerce of the United States.

erst seit dem Jahre 1817, also in 18 Jahren geschehen." Nach diesen Angaben, die ich eher für zu niedrig als zu hoch halte, haben die Americaner jedes Jahr eine Million Pfund Sterling oder beiläufig 12 Millionen Gulden auf diesen Zweig der National-Verbesserungen verwendet, also mehr als zwanzig Procent aller Kosten ihrer Centralregierung. *)

Die Länge aller fertigen Eisenbahnen betrug 700 Meilen (152 deutsche Meilen), ohne jedoch die neuerdings entworfenen und angefangenen hinzuzuzählen, welche die bereits bestehenden nach Westen fortführen, und die südlichen und westlichen Staaten mit den nördlichen und östlichen verbinden sollen. Ein Theil dieser letzteren ist bereits (1837) vollendet, und man kann sicher darauf rechnen, daß in weniger als 20 Jahren ein Reisender in den Vereinigten Staaten das ganze Land von seinen westlichen Gränzen bis zu den Ufern des atlantischen Oceans, und von den Gränzen von Canada bis an den mexicanischen Golf (und vielleicht noch weiter) wird durchreisen können, ohne nur ein einziges Mal genöthigt zu seyn, sich irgendwo aufzuhalten, oder seine pfeifende Locomotive gegen einen schwerfälligen mit Pferden bespannten Wagen zu vertauschen.

---

*) Die Staatsausgaben des Jahres 1833 waren wie folgt:

| | Dollars | Cents |
|---|---|---|
| Civilliste, Gesandtschaften und verschiedene dahin gehörige Ausgaben . . . . . | 5,716,245 | 93 |
| Militärdienst (Fortificationen, Stückgießerei, Indianer-Angelegenheiten, Pensionen, Bewaffnung der Milizen und innere Verbesserungen mit eingeschlossen) | 13,096,152 | 43 |
| Marinedienst (Verbesserungen mit eingeschlossen) . | 3,091,356 | 73 |
| Staatsschuld (bezahlt) . . . . . | 1,543,543 | 38 |
| Total-Summe | 23,447,298 | 49 |

Die Einnahme war

| | Dollars | Cents |
|---|---|---|
| Waaren Zölle . . . . . | 29,032,508 | 91 |
| Verkauf von Staatsländereien . . . . . | 3,967,682 | 55 |
| Dividende der Vereinigten-Staaten-Bank . . . . | 474,985 | — |
| Verkauf von Vereinigten-Staaten-Bank-Actien . . | 133,300 | — |
| Zufällige Einnahmen . . . . . | 337,449 | 79 |
| Total-Summe | 33,945,926 | 25 |

„Bericht des Secretärs der Schatzkammer" 2 December 1834.

Die vorzüglichſten Eiſenbahnen, welche im Jahre 1835 vollendet waren, ſind die folgenden:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Die Alleghany Portage | Eiſenbahn | 36½ | engliſche Meilen |
| „ Baltimore und Ohio | „ | 81 | „ |
| „ Baltimore und Waſhington | „ | 33 | „ |
| „ Boſton und Lowell | „ | 25½ | „ |
| „ Boſton und Providence | „ | 41 | „ |
| „ Boſton und Worceſter | „ | 43 | „ |
| „ Cambden und Amboy | „ | 61 | „ |
| „ Columbia | „ | 83 | „ |
| „ Charleſton und Hamburg | „ | 132 | „ *) |
| „ Danville und Pottsville | „ | 54 | „ |
| „ Hudſon und Mohawk | „ | 15 | „ |
| „ Ithaca und Oswego | „ | 29 | „ |
| „ Newcaſtle und Frenchtown | „ | 16½ | „ |
| „ Saratoga und Schenectady | „ | 22 | „ |
| | Total-Summe | 672½ | engliſche Meilen. |

Die in dieſem Jahre angefangenen Eiſenbahnen mit eingerechnet, erſtreckte ſich ihre Länge auf mehr als 1600 engliſche oder 347 deutſche Meilen, und ihre Koſten betrugen nach Pitkin's Statiſtik 30 Millionen Dollars oder 75 Millionen Gulden. Dieſe Angabe iſt jedoch offenbar zu niedrig, denn im Staate von New-York waren allein 50 incorporirter Eiſenbahn-Geſellſchaften mit einem Capital von 34 Millionen Dollars oder 85 Millionen Gulden, und ähnliche Compagnien exiſtirten in allen Staaten.

Folgende Tabelle von „William's New-York Annual Regiſter" enthält die Namen und Capitalien der verſchiedenen incorporirten Eiſenbahngeſellſchaften des Staates New-York.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Die Albion und Tonawanda | Compagnie mit | 250,000 | Dollar |
| „ Auburn und Canal | „ „ | 150,000 | „ |
| „ Auburn und Syracuſe | „ „ | 400,000 | „ |
| „ Aurora und Buffalo | „ „ | 300,000 | „ |
| „ Bath und Crooked Lake | „ „ | 40,000 | „ |
| „ Brooklyn und Jamaica | „ „ | 300,000 | „ |

*) Auf dieſer Eiſenbahn hat man ſich manchmal der Segel ſtatt des Dampfes bedient.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Die Buffalo und Erie | Compagnie | mit | 650,000 | Dollars |
| „ Black River | „ | „ | 900,000 | „ |
| „ Buffalo und Black Rock | „ | „ | 100,000 | „ |
| „ Buffalo und Niagara Falls | „ | „ | 110,000 | „ |
| „ Binghampton und Susquehanna | „ | „ | 150,000 | „ |
| „ Caſtleton und Weſt Stockbridge | „ | „ | 300,000 | „ |
| „ Catskill und Canajoharie | „ | „ | 600,000 | „ |
| „ Dansville und Rocheſter | „ | „ | 300,000 | „ |
| „ Dutcheß | „ | „ | 600,000 | „ |
| „ Elmira und Williamsport | „ | „ | 75,000 | „ |
| „ Fiſhhouſe und Amſterdam | „ | „ | 250,000 | „ |
| „ Geneva und Canandaigua | „ | „ | 140,000 | „ |
| „ Great au Sable | „ | „ | 60,000 | „ |
| „ Hudſon und Berkſhire | „ | „ | 350,000 | „ |
| „ Hudſon und Delaware | „ | „ | 500,000 | „ |
| „ Ithaca und Geneva | „ | „ | 800,000 | „ |
| „ Ithaca und Oswego | „ | „ | 300,000 | „ |
| „ Ithaca und Port Renwick | „ | „ | 15,000 | „ |
| „ Lake Champlain und Ogdensburgh | „ | „ | 3,000,000 | „ |
| „ Long Island | „ | „ | 1,500,000 | „ |
| „ Lockport und Niagara Falls | „ | „ | 110,000 | „ |
| „ Mannheim und Salisbury | „ | „ | 75,000 | „ |
| „ Mayville und Portland | „ | „ | 150,000 | „ |
| „ Medina und Darien | „ | „ | 100,000 | „ |
| „ Mohawk und Hudſon | „ | „ | 600,000 | „ |
| „ New-York und Albany | „ | „ | 3,000,000 | „ |
| „ New-York und Erie | „ | „ | 10,000,000 | „ |
| „ New-York und Haerlam | „ | „ | 600,000 | „ |
| „ Otſego | „ | „ | 200,000 | „ |
| „ Renſſelaer und Saratoga | „ | „ | 300,000 | „ |
| „ Rocheſter Canal und Eiſenbahn | „ | „ | 30,000 | „ |
| „ Saratoga und Fort Edward | „ | „ | 200,000 | „ |
| „ Saratoga und Schenectady | „ | „ | 150,000 | „ |
| „ Saratoga Springs u. Schuylerville | „ | „ | 100,000 | „ |
| „ Saratoga und Waſhington | „ | „ | 600,000 | „ |
| „ Schoharie und Otſego | „ | „ | 300,000 | „ |
| „ Tonawanda | „ | „ | 500,00 | „ |
| „ Troy Turnpike und Eiſenbahn | „ | „ | 1,000,000 | „ |

| | | | |
|---|---|---|---|
| Die Utica und Susquehanna | Compagnie mit | 1,000,000 | Dollars |
| „ Utica und Schenectady | „ „ | 2,000,000 | „ |
| „ Warren County | „ „ | 250,000 | „ |
| „ Warsaw und Le Roy | „ „ | 100,000 | „ |
| „ Watertown und Rome | „ „ | 1,000,000 | „ |
| „ Whitehall und Rutland | „ „ | 150,000 | „ |
| | Total-Summe | 34,655,000 | Dollars |

Alle diese Compagnien wurden mit einer einzigen Ausnahme *) in vier Jahren (vom Jahre 1830—1834) incorporirt; man kann also annehmen, daß jährlich 12 neue Gesellschaften mit einem Capital von 8 Millionen Thalern oder 20 Millionen Gulden hinzukamen.

Folgende Eisenbahnen waren mit Ende des Jahres 1836 beendigt:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. | Die Eisenbahn von Buffalo | nach Black Rock | 3 | Meilen. |
| 2. | „ „ „ Ithaca | „ Oswego | 29 | „ |
| 3. | „ „ „ Albany | „ Schenectady | 16 | „ |
| 4. | „ „ „ Troy | „ Ballston | 24½ | „ |
| 5. | „ „ „ Rochester | „ Carthage | 3 | „ |
| 6. | „ „ „ Saratoga | „ Schenectady | 22 | „ |
| 7. | „ „ „ Utica | „ Schenectady | 77 | „ |
| | | Total-Summe | 174½ | Meilen. |

Folgende neue Eisenbahnen wurden angefangen:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. | Die Eisenbahn von Auburn | nach Syracuse | 26 | Meilen |
| 2. | „ „ „ Buffalo | „ Niagara Falls | 21 | „ |
| 3. | „ „ „ Catskill | „ Canajoharie | 68 | „ |
| 4. | „ „ „ Prince Street | „ Haerlam | 7 | „ |
| 5. | „ „ „ Hudson | „ Massachusettsline | 30 | „ |
| 6. | „ „ „ Lockport | „ Niagara Falls | 24 | „ |
| 7. | „ „ „ Brooklyn | „ Greenport | 98 | „ |
| 8. | „ „ „ New York | „ Lake Erie | 505 | „ |
| 9. | „ „ „ Saratoga Springs | „ Whitehall | 41 | „ |
| 10. | „ „ „ Rochester | „ Utica | 45 | „ |
| | | Total-Summe | 865 | Meilen. |

*) Die Ithaca und Oswego Eisenbahn-Gesellschaft wurde im Jahre 1828 incorporirt.

Während der letzten Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung von New-York wurden nicht weniger als 42 neue Eiſenbahn-Geſellſchaften incorporirt, wovon die wichtigſten, die Attica und Buffalo, Auburn und Ithaca, Batavia und Lockport, Brooklyn, Bath und Coney Island, Courtlantville und Oswego, Herkimer und Trenton Falls, Lanſingburgh und Troy, Chittenango und Cazenovia, Oswego und Utica, Rocheſter und Geneſſee Port, Schenectady und Troy, Staten Island, Syracuſe und Binghampton, Syracuſe und Bremertown, und die Utica und Syracuſe Eiſenbahnen waren. Der Staat von New-York wird daher allein in wenigen Jahren 92 Eiſenbahnen beſitzen, welche ſeine vorzüglichſten Städte und Dörfer mit einander verbinden, oder ſie mit den Eiſenbahnen anderer Staaten in Berührung bringen, und auf dieſe Weiſe Communicationslinien mit den ſüdlichen, öſtlichen und weſtlichen Provinzen bilden werden.

Derſelbe Geiſt der Verbeſſerungen belebt auch die anderen Staaten der Union. Im Staate Maine wurde im verfloſſenen Jahre (1836) eine Eiſenbahn von Bangor nach Orono beendigt, eine Geſellſchaft zur Conſtruction einer anderen Eiſenbahn von Portland nach Dover (New-Hampſhire) iſt von der geſetzgebenden Verſammlung dieſes Staates während ihrer letzten Sitzung incorporirt worden, und drei neue Eiſenbahnen ſind im Vorſchlag, worunter eine die Küſte von Maine mit Quebec (in Canada) verbinden ſoll. Im Staate New-Hampſhire wurden zwei neue Eiſenbahn-Compagnien incorporirt, welche beide bereits ihre Operationen angefangen haben, und im Staate ſind vier andere mit einem Capital von 4 Millionen Thalern (10 Millionen Gulden) entſtanden. Im Staate Maſſachuſets, wie aus den vorausgeſchickten Tabellen hervorgeht, ſind bereits drei Eiſenbahnen vollendet: nämlich von Boſton nach Providence, von Boſton nach Worceſter, und von Boſton nach Lowell. Jede dieſer Bahnen hat ihre Branchen, welche ſie mit anderen Städten dieſes Staates oder mit den Eiſenbahnen von New-York verbinden. Die weſtliche Eiſenbahn, welche von der geſetzgebenden Verſammlung des Staates Maſſachuſetts im Jahre 1833 incorporirt wurde, wurden, nachdem der Staat ſelbſt mit einer Million Dollars als Theilnehmer auftrat, im Jahre 1836 angefangen. Dieſe Eiſenbahn wird die Stadt Worceſter (die jetzt ſchon mittelſt einer Eiſenbahn mit Boſton verbunden iſt) mit Springfield (am Ufer des Con-

necticut Fluſſes) verbinden, von dort aber bis an die Gränzen des Staates New-York fortgeſetzt werden, wo ſie neuerdings mit drei verſchiedenen Eiſenbahnen, welche nach Albany, Hudſon und Troy führen, verbunden werden wird. Von Albany führt jetzt ſchon eine Eiſenbahn nach Utica; von Utica nach Buffalo wird ſie von einer vor kurzer Zeit erſt incorporirten Geſellſchaft fortgeſetzt, und von Buffalo aus wird ſie durch die in New-York, Pennſylvanien und Ohio etablirten Compagnien, durch dieſe Staaten nach Indiana und Illinois bis an die Ufer des Miſſiſippiſtromes verlängert werden; wodurch der Staat Maine, die nordöſtliche Spitze der Union, und der atlantiſche Ocean mit New-Orleans, der ſüdweſtlichſten Spitze der Vereinigten Staaten, und dem Meerbuſen von Mexico verbunden ſeyn wird. Außerdem wurden noch weitere drei Eiſenbahngeſellſchaften von der geſetzgebenden Verſammlung des Staates Maſſachuſetts, während ihrer letzten Sitzung (im Jahre 1836) incorporirt, wovon eine zur Conſtruction einer Bahn von Boſton nach Salem, Newburyport und Portsmouth (New-Hampſhire) ihre Arbeiten bereits angefangen hat. Im Staate Connecticut arbeitet man gegenwärtig an drei Eiſenbahnen, und fünf neue ſind incorporirt worden; in New-Jerſey ſind drei Eiſenbahnen fertig, während an drei anderen gearbeitet wird; in Pennſylvanien ſind dreizehn fertig und zehn in Arbeit, und in dem Zwergſtaat Delaware exiſtirt bereits ebenfalls eine Eiſenbahn, und an einer neuen wird gearbeitet.

Die „Baltimore und Ohio" Eiſenbahn wurde von der Legislatur des Staates Maryland im Jahre 1827 incorporirt und ſollte von der Stadt Baltimore bis an die Ufer des Ohioſtromes (360 engliſche Meilen) fortgeſetzt werden. Im Jahr 1835 waren 86 Meilen dieſer Eiſenbahn fertig, welche 3,106,507 Dollars oder 7,174,654 Gulden koſteten. Die Geſellſchaft hatte 10 Locomotive, 50 Paſſagierwägen und 1200 Güterkarren im Gange, wobei zu bemerken iſt, daß kein Theil der dabei verwendeten Maſchinen aus England geholt, ſondern jedes Stück derſelben von geſchickten americaniſchen Arbeitern verfertigt worden war. Dieſen Vorſatz hatte die Geſellſchaft gleich in ihrem Entſtehen gefaßt, und man hält jetzt ihre Locomotive für die beſten und ſchnellſten in America. Um dieſe Eiſenbahn weiter fortzuſetzen, hat der Staat Maryland in neuerer Zeit 3 Millionen Dollars und die Stadt Baltimore weitere 3 Millionen (7,500,000 Gulden) unterſchrieben. Außer dieſem waren in

diesem Staate noch zwei andere Eisenbahnen vollendet und drei neue incorporirt worden. Im Staate Virginien waren im Jahre 1830 drei Eisenbahnen von 13, 59 und 30 Meilen fertig, und drei weitere in Arbeit, wozu im Jahr 1835 noch 18 neue mit einem Gesammt-Capital von 12,595,000 Dollars oder 31,669,415 Gulden incorporirt wurden. Im Staate Nordcarolina sind 6 Eisenbahnen vorgeschlagen und drei davon angefangen worden. In Südcarolina existirt bereits eine 136 Meilen lange Eisenbahn von Charleston nach Hamburg, und eine neue riesenhafte Bahn ist im Vorschlag. Sie soll 607 Meilen weit von Charleston (Südcarolina) nach Cincinnati (Ohio) führen, und das Mississippi- und Ohio-Thal mit dem atlantischen Ocean verbinden. Man schätzt die Kosten dieser Bahn auf 15 Millionen Dollars oder 37½ Millionen Gulden. Im Staate Georgien sind zwei Eisenbahnen fertig und drei andere 90, 200 und 210 Meilen lange Bahnen angefangen worden. Im Staate Alabama sind 9 Eisenbahnen in Arbeit, im Staate Mississippi drei, und im Staate Louisiana ist eine fertig und 6 andere in Arbeit. *) In Kentucky

*) Seit dem Erscheinen dieses Werkes in England sind mir neuere Nachrichten aus New-Orleans zugekommen, die ich daher meinen Lesern mittheile. — Es waren in diesem Staate zu Anfange des Jahres 1837 3 Eisenbahnen fertig, 7 neue incorporirt und 7 weitere Bahnen vorgeschlagen worden. Die drei fertigen Bahnen, obwohl sie nur 4½, 11½ und 1½ englische Meilen lang sind, kosteten, der Schwierigkeit ihrer Construction wegen, dessen ungeachtet zusammen 800,000 Dollars oder 2 Millionen Gulden; ihr Ertrag beträgt aber jetzt schon im Durchschnitt jährlich 7 Procent dieser Kosten.

Die sieben incorporirten Eisenbahnen waren die folgenden:

| | | Meilen | Capital | |
|---|---|---|---|---|
| von St. Francisville | nach Woodville | 27 | 500,000 | Dollars |
| „ New-Orleans | „ Nashville | 564 | 10,000,000 | „ |
| „ New-Orleans | „ Lake Borgne | 20 | 200,000 | „ |
| „ Point Coupé | „ Opelousas | 150 | 500,000 | „ |
| „ Alexandria | „ Chenyville | 30 | 500,000 | „ |
| „ Port Hudson | „ Clinton | 28 | 400,000 | „ |
| „ Baton Rouge | „ Clinton | 20 | 250,000 | „ |
| | Total-Summe | 839 | 12,350,000 | Dollars |

sind zwei Eisenbahnen fertig und drei in Arbeit. Im Staate Ohio wurde im Jahre 1832 12 Eisenbahn-Gesellschaften incorporirt, und im Jahre 1835 die „Mad River und Lake Erie" Bahn, welche 153 Meilen lang werden soll, angefangen. Von dieser Bahn waren im Jahre 1836 30 Meilen fertig; und seitdem sind 28 neue Gesellschaften zur Errichtung von Eisenbahnen mit einem Capital von 20 Millionen Dollars oder 50 Millionen Gulden von der gesetzgebenden Versammlung incorporirt worden. Im Staate Indiana sind vier Eisenbahnen vorgeschlagen. Im Staate Illinois waren 9 Eisenbahnen incorporirt worden, von welchen eine einzige, die „Alton und Galena" Eisenbahn 350 Meilen lang war, und in ihrer letzten Sitzung (im Jahre 1836) hat die gesetzgebende Versammlung dieses Staates 14 neue Eisenbahn-Gesellschaften incorporirt. Im Staate Missouri sind zwei Eisenbahnen vorgeschlagen, und die Legislatur des Staates Michigan, eines Staates, der erst unlängst in die Union aufgenommen wurde, hat bereits 4 Eisenbahn-Compagnien incorporirt, und mehrere andere Bahnen sind im Vorschlag. Die ganze Bevölkerung dieses Staates wird auf 120,000 Seelen geschätzt, bestand aber nach der im Jahre 1834 vorgenommenen Zählung nur aus 85,856 Ein-

---

Die vorgeschlagenen 7 Bahnen hatten eine Länge von 300 Meilen, und ihre Kosten waren auf 3 Millionen Thaler angeschlagen.

Außer diesen Eisenbahnen besaß der Staat Louisiana drei Canäle (an einem wurde noch gearbeitet) und zwei wichtige Wasserwerke. Das eine, „das Commercialbank-Wasserwerk" (the commercial bank water-works) gehört der Commercialbank der Stadt New-Orleans und versieht die Einwohner dieser Stadt mit Wasser, das es durch Dampfmaschinen in einen 30 Fuß hohen Behälter pumpt, aus dem es später nach allen Straßen und in die Häuser geleitet wird; das andere ist ein Sumpftrockner, der aber statt wie die holländischen durch hydraulische Vorrichtungen, durch zwei große Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt wird. Durch diesen Sumpftrockner wird der zwischen der Stadt New-Orleans und dem See Pontchartrain gelegene Sumpf ausgetrocknet, und das dadurch gewonnene Land (der einzige Gewinn dieses Unternehmens) auf Zuckerpflanzungen verwendet.

Außerdem besitzt die Stadt New-Orleans noch ein Wasserwerk, welches das Wasser des Mississippistroms während der heißen Jahreszeit durch die Dampfmaschinen in die Ablaufgräben der Straßen führt, wodurch die Temperatur gemildert und der Gesundheitszustand der Stadt verbessert werden soll.

wohnern. Auch im Gebiete Florida sind Eisenbahnen vorgeschlagen worden, und zwei oder drei derselben sind jetzt in Arbeit.

Die Canäle der Vereinigten Staaten sind zwar älter als die Eisenbahnen, sind aber doch erst seit dem Jahre 1820 entstanden; aber die Verbesserungen von zehn Jahren reichen bei einem so unternehmenden Volke wie die Americaner immer hin, die ganze Gestalt des Landes zu verändern, und ihm einen neuen Charakter aufzudrücken. Die Aufmerksamkeit der Americaner ist zwar in den letzten sechs Jahren hauptsächlich auf Eisenbahnen gerichtet gewesen; aber ich muß mich sehr irren, wenn es in vielen Fällen nicht besser wäre, Canäle anzulegen, welche nicht nur wohlfeiler zu stehen kommen, sondern zur Versendung von Gütern noch geeigneter befunden werden dürften. Die natürliche Wasserverbindung in den Vereinigten Staaten scheint ihre Einwohner aufzufordern, diesen Zweig der inneren Verbesserungen nicht zu vernachlässigen, wie denn der Ertrag der vorzüglichsten jetzt beendigten Canäle für die Speculanten eine hinlängliche Aufforderung enthalten sollte, ihre Capitalien auf diesen nützlichen Zweig der Industrie zu verwenden.

Die vorzüglichsten Canäle der Vereinigten Staaten, welche im Monat Januar 1835 beendigt waren, sind folgende:

| | | |
|---|---|---|
| Der Blackstone-Canal | 45 | Meilen |
| „ Black River „ | 76 | „ |
| „ Cayuga „ | 20 | „ |
| „ Champlain „ | 63 | „ |
| „ Chemung „ | 23 | „ |
| „ Chenango „ | 96 | „ |
| „ Chesapeak- und Delaware-Canal (noch nicht beendigt) | 340 | „ |
| „ Chesapeak- und Delaware-Canal | 14 | „ |
| „ Delaware-Canal | 60 | „ |
| „ Delaware- und Hudson-Canal | 108 | „ |
| „ Delaware- und Rariton-Canal | 42½ | „ |
| „ Dismal Swamp-Canal | 23 | „ |
| „ Erie-Canal | 363 | „ |
| „ Farmington-Canal | 78 | „ |
| „ Lehigh „ | 46½ | „ |
| „ Middlesex „ | 27 | „ |

| | | |
|---|---|---|
| Der Miami=Canal . . . . . | 66 | Meilen |
| „ Morris „ . . . . . | 97 | „ |
| „ Ohio „ . . . . . | 334 | „ |
| „ Oswego „ . . . . . | 38 | „ |
| „ Pennſylvania „ . . . . . | 277 | „ |
| „ Santee „ . . . . . | 22 | „ |
| „ Schuylkill „ . . . . . | 110 | „ |
| „ Union „ . . . . . | 80 | „ |
| „ Wabaſh= und Erie=Canal . . . | 200 | „ |
| Total=Summe | 2759 | Meilen. |

Daß die Conſtruction von Canälen in den Vereinigten Staaten in den meiſten Fällen ein ziemlich vortheilhaftes Unternehmen war, welches jährlich 10 bis 12 Procent Zinſen trug*), wird aus folgendem Bericht der Canal=Commiſſarien von New=York hervorgehen, den man als officiell anſehen darf, da der Staat ſelbſt Eigenthümer dieſer Canäle iſt.

| Name der Canäle. | Länge in engl. Meilen. | Zahl der Schleußen. | Baukoſten. | |
|---|---|---|---|---|
| | | | Dollars | Cents |
| Erie . . . . . | 363 | 84 | 7,143,789 | 86 |
| Champlain . . . . . } Glen's Fall's Canalſpeiſe . } | 76 | 54 | 1,257,604 | 26 |
| Oswego . . . . . | 38 | 14 | 565,437 | 35 |
| Cayuga . . . . . | 21 | 11 | 236,804 | 74 |
| Chemung . . . . . } Schiffbare Canalſpeiſe . . } | 39 | 53 | 331,693 | 57 |
| Crooked Lake . . . . . | 8 | 27 | 156,776 | 57 |
| Chenango Canalſpeiſe . . . | 113 | 109 | 1,960,456 | 28 |
| Total=Summe | 658 | 312 | 11,652,562 | 96 |

Die Durchſchnittskoſten beliefen ſich daher auf 18,000 Dollars oder 45,000 Gulden für die Meile.

Die im Jahr 1835 eingenommenen Zölle betrugen aber

| | Dollars | Cents |
|---|---|---|
| für die Erie= und Champlain=Canäle | 1,492,811 | 59 |
| für den Oswego=Canal . . . . | 29,180 | 62 |

*) In einigen Fällen haben ſogar die einzelnen Privatgeſellſchaften angehörigen Canäle 100 und 102 Procent jährlicher Zinſen getragen.

| | Dollars | Cents |
|---|---|---|
| für den Cayuga- und Seneca-Canal | 20,430 | 11 |
| „ „ Chemung-Canal . . . . | 4720 | 44 |
| „ „ Crooked Lake . . . . . | 1829 | 63 |
| alſo im Ganzen | 1,548,972 | 39*) |

oder 13⅓ Procent aller Koſten. Die Zolleinnahme auf dieſen Canälen hat ſich ſeit ihrer Beendigung mit jedem Jahre regelmäßig vermehrt, denn im Jahre 1831 betrug ſie bloß 10¼ Procent, im Jahre 1832 10⅗, im Jahre 1833 12⅖, im Jahre 1834 11½, und im Jahre 1835, wie ich oben bemerkte, 13⅓ Procent der ganzen Baukoſten.

Folgende Tabelle zeigt die vermehrte Zoll-Einnahme in fünf nach einander folgenden Jahren, vom Jahre 1831 bis zum Jahre 1835 inclusive.

*) Der Chenango-Canal iſt noch nicht beendigt, ſollte aber im November des verfloſſenen Jahres (1836) fertig werden.

| Namen der Canäle. | 1831. | | 1832. | | 1833. | | 1834. | | 1835. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Dollars | Cents | Dollars | Cents | Dollars | Cents | Dollars | Cents | Dollars | Cents |
| Erie . . . | 1,091,711 | 20 | 1,085,612 | 28 | 1,290,136 | 20 | 1,294,619 | 66 | 1,492,811 | 59 |
| Champlain . | 102,896 | 23 | 110,191 | 95 | 132,559 | 2 | | | | |
| Oswego . . | 16,271 | 10 | 19,786 | 20 | 22,950 | 47 | 22,168 | 2 | 29,180 | 62 |
| Cayuga . . | 12,920 | 39 | 13,893 | 4 | 17,174 | 69 | 18,130 | 45 | 20,450 | 11 |
| Chemung . . | — — | — | — — | — | 694 | — | 5378 | 5 | 4720 | 44 |
| Crooked Lake . | — — | — | — — | — | 200 | 84 | 1473 | 40 | 1829 | 63 |
| Total-Summe | 1,223,801 | 98 | 1,229,483 | 17 | 1,463,715 | 22 | 1,339,799 | 56 | 1,548,972 | 39 |

In Bezug auf innere Verbesserungen ist Pennsylvanien stets der Nebenbuhler von New-York gewesen, und es werden daher auch einige Bemerkungen über die Canäle dieses Staates hier an ihrem Platze seyn.

Der Staat von Pennsylvanien besitzt zwölf Canäle, welche zusammengenommen 601¼ englische Meilen lang sind, und zwei Eisenbahnen von 81 und 37 englischen Meilen, mithin einen Kunstweg von 720 Meilen, mit Ausschluß der von Privaten geleiteten Verbesserungen.

Folgende Tabellen geben eine Uebersicht der Länge und der Baukosten dieser Canäle mit den Zoll-Einnahmen sechs nach einander folgender Jahre, vom Jahr 1830 bis 1835 inclusive.

| Namen der Canäle. | Länge in Meilen. | Baukosten. | |
|---|---|---|---|
| | | Dollars | Cents |
| Delaware Division | 59¾ | 1,238,027 | 69 |
| Eastern Division | 43 | 1,283,733 | 46 |
| Juniata Division | 132½ | 2,490,290 | 13 |
| Canalspeise | | | |
| Western Division | 106½ | 2,758,937 | 71 |
| Canalspeise | — | 64,255 | — |
| Susquehanna-Division | 59 | 1,059,256 | 77 |
| West Branch „ | 25¾ | 421,771 | — |
| North Branch „ | 55¼ | 1,096,178 | 34 |
| Wyoming „ | 17 | 342,796 | 55 |
| Lycoming „ | 46¼ | 1,205,573 | 77 |
| Canalspeise | | | |
| Beaver „ | 30¾ | 476,401 | 48 |
| Franklin Line „ | 22¼ | 442,558 | 34 |
| French Creek „ | 33½ | 441,455 | 45 |
| Total-Summe | 601½ | 13,301,235 | 69 |

Zoll-Einnahmen seit dem Jahre 1830.

| | Dollars | Cents |
|---|---|---|
| Im Jahre 1830 | 27,012 | 90 |
| „ „ 1831 | 38,241 | 20 |
| „ „ 1832 | 50,909 | 57 |
| „ „ 1833 | 151,419 | 69 |
| „ „ 1834 | 309,789 | 15 |
| „ „ 1835 | 684,357 | 77 |
| Total-Summe | 1,261,730 | 28 |

Auch ſind die andern Staaten der Union in dieſer Beziehung nicht hinter New-York und Pennſylvanien zurückgeblieben. Der Staat von Maine beſaß im Jahre 1836 1 Canal, der von New-Hampſhire 4, Maſſachuſetts 4, Delaware 1, Connecticut 2, New-Jerſey 3, Maryland 3, Virginia 6, Nord-Carolina 3, Süd-Carolina 6, Georgien 1, Alabama 2, und Louiſiana 4. Der Staat Ohio beſaß zwei große Canäle, nämlich den Ohio-Canal, von Portsmouth am Ohio nach Cleveland am Lake Erie, 370 Meilen in der Länge mit 152 Schleußen, und den Miami-Canal, welcher 65 Meilen lang iſt und 32 Schleußen hat, und acht neue Canal-Compagnien waren von der geſetzgebenden Verſammlung dieſes Staates incorporirt worden.

Im Monat Januar 1836 votirte die geſetzgebende Verſammlung des Staates Indiana eine Bill zu einer Anleihe von 10 Millionen Dollars für die Verbeſſerung der Flußſchifffahrt und den Bau von Canälen, Eiſenbahnen und macadamiſirten Straßen. In Folge dieſer Bill ſind jetzt in dieſem Staate drei Canäle, zwei Eiſenbahnen, und zwei macadamiſirte Straßen in Arbeit und werden in weniger als fünf Jahren beendigt ſeyn. Im Staate Illinois ſind während der letzten Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung zwei Canal-Geſellſchaften incorporirt worden, wovon die eine mit einem Capital von 7 Millionen Dollars die Conſtruction eines 95 Meilen langen Canals von Chicago am Michiganſee nach Ottawa am Illinoisfluß unternommen hat. Dieſer Canal ſoll auf ſeiner Grundfläche 36 und auf ſeiner Oberfläche 60 Fuß Breite haben, und 6 Fuß tief werden. Sechsunddreißig Meilen von Chicago muß er 24 Meilen lang durch von 7 bis 28 Fuß tiefe Felſen gehauen werden, welcher Theil allein 4 bis 5 Millionen Dollars (10 bis 12½ Millionen Gulden) koſten wird. Die Canal-Commiſſarien ließen im Monat Julius des verfloſſenen Jahres (1836) öffentlich bekannt machen, daß ſie 10,000 Arbeiter brauchten, und verſprachen ihnen einen monatlichen Lohn von 25 bis 30 Dollars (62 bis 75 Gulden).

Die Poſtämter und Poſtſtraßen haben ſich in demſelben Verhältniß vermehrt als die Canäle und Eiſenbahnen.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Im Jahr | 1790 | war | die | Zahl | der | Poſtämter | 75 |
| „ „ | 1800 | „ | „ | „ | „ | „ | 903 |
| „ „ | 1810 | „ | „ | „ | „ | „ | 2300 |
| „ „ | 1820 | „ | „ | „ | „ | „ | 4500 |
| „ „ | 1830 | „ | „ | „ | „ | „ | 8400 |

Die successive Erweiterung der Poststraßen wird aus folgenden officiellen Angaben hervorgehen, welche die vermehrte Meilenzahl von zehn zu zehn Jahren, vom Jahre 1790 bis zum Jahre 1830 inclusive nachweisen.

Die Summe aller Poststraßen im ganzen Gebiete der Union belief sich im Jahre 1790 auf . . . . . 1875 Meilen
„ „ 1800 auf . . . . . 20,817 „
„ „ 1810 auf . . . . . 36,406 „
„ „ 1820 auf . . . . . 72,492 „
„ „ 1830 auf . . . . . 115,176 „

Die Felleisen der Briefpost werden auf diesen Straßen jährlich 25,869,480 Meilen herumgetragen, und zwar 16,874,050 Meilen in mit 4 Pferden bespannten Postkutschen oder zweispännigen Wägen, 7,817,973 Meilen zu Pferde und in einspännigen offenen sehr leichten Cabriolets, welche die Americaner „Salkies“ (Désobligeans) nennen, und deren Construction ungemein besser ist, als die der beinahe zweimal so schweren englischen Gigs *), 909,959 im Dampfbooten und 270,504 in Eisenbahnkarren.

Wenn man auf die Menge und den Umfang dieser Verbesserungen, die unglaublich kurze Zeit, in welcher sie zu Stande kamen, den hohen Preis der Arbeit und die verhältnißmäßig dünne Bevölkerung des ungeheuren Gebietes der Vereinigten Staaten Rücksicht nimmt, so muß man nothwendigerweise zu der Ueberzeugung gelangen, daß die Americaner in diesem Zweig der Nationalbetriebsamkeit alle übrigen Völker übertreffen. Selbst die schnellen und mannichfaltigen Fortschritte Englands erscheinen dagegen kleinlich und armselig, und das Festland von Europa kann noch gar keinen Maßstab des Vergleiches liefern.

Die ganze gegenwärtige Bevölkerung der Vereinigten Staaten könnte Jahre lang nur an der Ausführung der jetzt unternommenen Eisenbahnen und Canäle arbeiten, und vielleicht ein halbes Jahrhundert hindurch mit diesem Zweig der Betriebsamkeit allein beschäftigt seyn; und doch findet dieses Volk, das an Zahl kaum dem

*) Zu den americanischen Trabrennen (Pferde-Wettrennen im Trabe) werden in Philadelphia sehr gute, mit eisernen Aren versehene Cabriolets verfertigt, welche nicht mehr als 60 Pfund wiegen.

dritten Theil der Bevölkerung Frankreichs gleichkömmt und über einen sieben- bis achtmal größern Raum verbreitet ist, bei allen diesen Unternehmungen noch die nöthige Zeit zur Erweiterung seines Handels, seiner Manufacturen und seiner Gewerbe!! Kein anderes Volk hat sich je mit so vielen verschiedenartigen Zweigen der Industrie beschäftigt, und keines trieb irgend einen derselben mit demselben Erfolg.

Im Jahre 1834 war die Zahl der in den verschiedenen Staaten etablirten Postämter und das durch sie erhobene Briefporto wie folgt:

| Staaten. | Zahl der Postämter. | Erhobenes Porto in Dollars. |
|---|---|---|
| Maine | 446 | 48,717 |
| New-Hampshire | 289 | 23,429 |
| Vermont | 287 | 26,043 |
| Massachusetts | 469 | 172,567 |
| Connecticut | 252 | 51,604 |
| Rhode Island | 46 | 19,002 |
| New-York | 1687 | 430,426 |
| New-Jersey | 269 | 29,817 |
| Pennsylvania | 1148 | 343,406 |
| Delaware | 39 | 6465 |
| Maryland | 233 | 89,235 |
| Virginia | 891 | 114,554 |
| Nord-Carolina | 557 | 38,746 |
| Süd-Carolina | 300 | 60,755 |
| Georgia | 360 | 79,925 |
| Alabama | 231 | 50,514 |
| Mississippi | 126 | 26,450 |
| Louisiana | 72 | 61,905 |
| Tennessee | 470 | 43,858 |
| Kentucky | 399 | 53,987 |
| Ohio | 883 | 100,652 |
| Indiana | 313 | 20,835 |
| Illinois | 204 | 14,789 |
| Missouri | 145 | 19,518 |

| Staaten. | Zahl der Postämter. | Erhobenes Porto in Dollars. |
|---|---|---|
| District von Columbia | 3 | 17,724 |
| Michigan Territory | 139 | 12,537 |
| Florida „ | 51 | 8292 |
| Arcansas „ | 58 | 4100 |
| Total-Summe | 10,387 | 1,969,852 |

Das Briefporto in den Hauptstädten der Union war wie folgt:

| | | |
|---|---|---|
| New-York | 192,493 | Dollars |
| Philadelphia | 118,354 | „ |
| Boston | 77,925 | „ |
| Baltimore | 62,505 | „ |
| Neu-Orleans | 48,840 | „ |
| Charleston | 30,562 | „ |
| Cincinnati | 20,991 | „ |
| Richmond | 20,336 | „ |
| Albany | 16,601 | „ |
| Total-Summe in 9 Städten | 588,607 | Dollars. |

(Das ganze Einkommen der Postämter wird auf den Bau von neuen Straßen und die Errichtung neuer Communications-linien verwendet. Die Postmeister haben keinen andern Gehalt als gewisse Procente des durch sie erhobenen Porto's, aus welchen sie ihre untergeordneten Beamten besolden und sogar den Miethzins für das Local ihres Amtes entrichten müssen.)

Folgende Tabelle, welche die Kosten der Fahrt auf dem Mississippi und Ohio angibt, dürfte manchen deutschen Auswanderern nützlich seyn.

| Aufwärts. | Distanz in englischen Meilen. | Ganze Distanz. | Passagier-Geld. | |
|---|---|---|---|---|
| | | | Dollars | Cents |
| Von Wheeling | | | | |
| nach Wellsburg (Ohio) | 16 | 16 | — | 75 |
| „ Steubenville (Ohio) | 7 | 23 | 1 | — |
| „ Wellsville (Ohio) | 20 | 46 | 1 | 50 |
| „ Beaver (Pennsylvania) | 26 | 69 | 2 | 50 |
| „ Pittsburg (Pennsylvania) | 27 | 96 | 5 | — |
| Abwärts | | | | |
| nach Marietta (Ohio) | 82 | 82 | 2 | 50 |
| „ Parkersburgh (Virginia) | 10 | 92 | 2 | 50 |
| „ Point Pleasant | 78 | 170 | 5 | — |
| „ Gallipolis (Ohio) | 3 | 173 | 5 | — |
| „ Guyandotte (Virginia) | 37 | 210 | 6 | — |
| „ Portsmouth (Ohio) | 50 | 260 | 7 | — |
| „ Maysville (Kentucky) | 47 | 307 | 8 | — |
| „ Ripley (Ohio) | 12 | 319 | 9 | — |
| „ Cincinnati (Ohio) | 46 | 355 | 10 | — |
| „ Port William (Mouth of Kentucky) | 79 | 434 | 11 | — |
| „ Madison (Indiana) | 13 | 447 | 11 | — |
| „ West Port (Kentucky) | 20 | 467 | 12 | — |
| „ Louisville (Kentucky) | 20 | 487 | 12 | — |
| „ Rome (Indiana) | 100 | 587 | 15 | — |
| „ Troy (Indiana) | 35 | 622 | 15 | — |
| „ Yellow Banks (Kentucky) | 25 | 647 | 15 | — |
| „ Evansville (Indiana) | 40 | 687 | 18 | — |
| „ Henderson (Kentucky) | 12 | 699 | 18 | — |
| „ Shawneetown (Illinois) | 53 | 752 | 18 | — |
| „ Smithland (Mouth of Cumberland) | 63 | 815 | 18 | — |
| „ Mouth (Ohio) | 66 | 881 | 20 | — |
| „ New-Madrid (Missouri) | 75 | 956 | 22 | — |
| „ Memphis (Tennessee) | 150 | 1,106 | 25 | — |
| „ Helena (Arkansas) | 85 | 1,191 | 26 | — |
| „ Vicksburg (Mississippi) | 307 | 1,498 | 30 | — |
| „ Natchez (Mississippi) | 110 | 1,608 | 30 | — |
| „ New-Orleans (Louisiana) | 300 | 1,908 | 35 | — |

Diese Preise schließen auch die Kost ein (Frühstück, Mittagessen und Thee). Verdeck-Passagiere zahlen ungefähr das Viertel der obengenannten Preise, müssen sich aber selbst verköstigen. Nach New-Orleans ist übrigens die Reise noch billiger; denn man fordert von Verdeck-Passagieren nur 8 Dollars (20 Gulden), für eine Fahrt von 2,000 Meilen! Das Verdeck ist gedeckt und enthält Betten (berths) wie die Cajüte und der mittlere Schiffsraum. Zur

Fahrt nach Louisville braucht man 2¼ Tage, und nach New-Orleans zwiſchen 8 und 10; ſtromaufwärts braucht man die doppelte Zeit. Die gewöhnliche Geſchwindigkeit iſt 12 engliſche Meilen die Stunde ſtromabwärts, und ſechs Meilen die Stunde ſtromaufwärts. Noch iſt zu bemerken, daß die Preiſe auf vielen Dampfbooten noch geringer ſind als die hier angegebenen, und überhaupt von der Zahl der in den Häfen befindlichen Dampfboote und der geringeren oder größeren Zahl der Reiſenden abhängen.

Die Freigebigkeit, mit welcher die in obiger Tabelle angegebenen Preiſe beſtimmt ſind, dürfen dem aufmerkſamen Leſer nicht entgehen. Es tritt nämlich in vielen Fällen bei einer weiteren Fahrt von 40 oder 50 Meilen keine Erhöhung des Preiſes ein, obgleich es ſich manchmal trifft, daß dadurch der Reiſende einen halben oder ganzen Tag länger verköſtigt wird. So zum Beiſpiel zahlt man für die Fahrt von Wheeling (Virginia) nach Rome (Indiana), 587 Meilen, 15 Dollars; und von Wheeling nach Yellow Banks (Kentucky), 60 Meilen weiter, daſſelbe. Von Wheeling nach Evansville (Kentucky) 687 Meilen, koſtet die Fahrt 18 Dollars, und nach Smithland, (Mouth of Cumberland), 128 Meilen weiter, ebenfalls 18 Dollars; und daſſelbe gilt von den Fahrten nach Vicksburg und Natchez im Staate Miſſiſippi.

Die vermehrte Leichtigkeit des Verkehrs zwiſchen den verſchiedenen Staaten iſt von ungemeiner Wichtigkeit für die ganze Union. Sie verringert die Reiſekoſten und erlaubt den ärmeren Emigranten aus Europa und den nordöſtlichen Staaten mit geringem Aufwand von Zeit und Geld nach Süden und Weſten zu ziehen, erhöht den Preis der Grundſtücke dadurch, daß ſie die Entfernungen der Dörfer von den Städten verkürzt, vermehrt den Handel und öffnet den Producten des Weſtens einen Markt, welcher ſonſt außer dem Bezirk ihrer natürlichen Verbindung liegen würde, verbreitet Civiliſation und Bildung, indem ſie die Wildniß des Weſtens mit den Künſten und Wiſſenſchaften der atlantiſchen Städte in Berührung bringt, und (vielleicht die wichtigſte von allen ihren Folgen) verarbeitet die verſchiedenen Elemente der americaniſchen Bevölkerung zu einem gleichartigen Ganzen, und verſtärkt dergeſtalt die Bande der Union zwiſchen den verſchiedenen Staaten durch das Verweben ihrer gegenſeitigen Intereſſen, daß eine Trennung den Verluſt des allgemeinen Wohl-

ſtandes unvermeidlich nach ſich ziehen müßte. Die letzten zwei Folgen ſind ihrer ſocialen und politiſchen Wichtigkeit wegen die wünſchenswertheſten vor allen, und an und für ſich ſelbſt hinreichend ein bleibendes Intereſſe zu erwecken.

Die, welche immer nur von der bevorſtehenden Auflöſung der Union träumen, und deren lebhafte Einbildungskraft jetzt ſchon mit der Beſtimmung der Gränzen ihrer öſtlichen, weſtlichen, nördlichen und ſüdlichen Trümmer beſchäftigt iſt, betrachten nur die phyſiſchen Ungleichheiten jener Staaten, ohne auf die moraliſchen Gründe Rückſicht zu nehmen, welche dieſer Zerſtückelung entgegenwirken müſſen. Ein Grund, den man beſtändig für die Auflöſung der Union anführen hört, iſt die ungeheure Ausdehnung ihres Gebietes, und der durch die verſchiedenen klimatiſchen Verhältniſſe hervorgebrachte Unterſchied in den Geſinnungen und der Handlungsweiſe ihrer Einwohner. Man behauptet, der Süden, Weſten und Norden hätten jeder ſeine beſonderen Intereſſen, welche mit der allgemeinen Proſperität des Ganzen unvereinbar wären, und daß die Bewohner der verſchiedenen Staaten ſtatt ſich als Bürger ein und deſſelben Vaterlandes zu betrachten, ſich gewiſſen engherzigen Localvorurtheilen (sectional feelings) hingäben, welche der Ausbildung eines eigentlichen National-Charakters geradezu entgegen wirkten. Ich geſtehe aufrichtig, daß ich einer ganz andern Meinung bin, und dieß aus Gründen, die ich ſpäter (im letzten Capitel) Gelegenheit haben werde, deutlicher auseinander zu ſetzen. Vor der Hand will ich dieſen Gegenſtand nur inſofern berühren, als er auf phyſiſche Urſachen, vorzüglich aber auf Diſtanzen Bezug hat.

Der Begriff von Entfernung iſt ein relativer, und ſollte (für Menſchen) eigentlich nicht nach der Anzahl von Meilen gemeſſen werden, welche ein Ort von dem andern entfernt liegt, ſondern nach der Zeit, die man braucht, um ſich von einem nach dem andern hinzubewegen. Daher drücken die meiſten Völker Diſtanzen durch Zeiten aus, und nehmen zur Einheit ihrer Vergleichszahl gewöhnlich den Weg, welchen ein guter Fußgänger in einer Stunde zurücklegt. So wird dem fragenden Reiſenden in Deutſchland zur Antwort gegeben, daß er noch ſo viele Stunden nach dieſem oder jenem Ort hin brauche, und in Weſtphalen werden ſogar Entfernungen

nach Pipenſchmacks gemeſſen. *) Dieſe Zahlen ſind offenbar relativ; denn ein Menſch kann ſchneller oder langſamer gehen, und dadurch die Zeit verkürzen oder verlängern, die er nöthig hat, um an ſein vorgeſtecktes Ziel zu gelangen. Wenn er ſtatt zu gehen reitet, ſo wird die Entfernung noch geringer, und ſo weiter im Verhältniß zur Geſchwindigkeit ſeiner Bewegung. Ein eine halbe engliſche Meile von einem Lahmen entfernter Gegenſtand liegt für dieſen in einer unendlichen Entfernung, iſt aber unendlich nahe an der Mündung einer Kanone. Zahlen überhaupt verbinden keinen poſitiven Begriff, denn die größten können unendlich klein, und die kleinſten unendlich groß werden, im Verhältniß zur Einheit, von welcher ſie das Aggregat ſind. Wir beurtheilen die ganze Sinnenwelt nicht wie ſie iſt, ſondern wie ſie uns erſcheint, und nach ihrem Einfluß auf unſeren gegenwärtigen Zuſtand. So erſcheint das Univerſum unſeren endlichen Sinnen als unendlich, weil uns der Maßſtab der Vergleichung -- das gemeinſchaftliche Maß — fehlt; aber hieraus folgt keineswegs, daß ſein Verhältniß zu höheren weniger beſchränkten Weſen, nicht wenigſtens annäherungsweiſe ermittelbar wäre, und es iſt philoſophiſch und mathematiſch gewiß, daß es zu ſeinem unendlichen Schöpfer in einem beſtimmten unwandelbaren Verhältniß ſteht. **) Was unſere Beziehungen zu der uns umgebenden Sinnenwelt ändert, erſcheint uns als eine Veränderung der Sinnenwelt ſelbſt, und umgekehrt. Nun aber behaupte ich, daß eine ſolche Veränderung in den inneren Verhältniſſen der Vereinigten Staaten ſtatt gefunden habe und noch ſtatt finde, und daß daher das Verhältniß ihrer Einwohner zu den ſie umgebenden Gegenſtänden und zu einander ebenfalls ſich geändert habe und ſich noch ändern müſſe.

Einem Americaner können die Vereinigten Staaten kaum ſo groß erſcheinen als einem Franzoſen die verſchiedenen Departemente von Frankreich, denn die 26 Staaten der Union ſind in der That

*) Käſtner's Anfangsgründe der Mathematik.

**) Eine endliche Größe iſt unendlich groß im Vergleich zu einer unendlich kleinen; eine endliche Größe unendlich klein im Vergleich zu einer unendlich großen; das Verhältniß zwiſchen zwei unendlichen Größen aber iſt beſtändig und durch Zahlen ausdrückbar. Tobias Mayer „höhere Analyſis.“ Carnot „Métaphysique du Calcul infinitésimal.“

inniger mit einander verbunden als die 86 Departementes dieſes Königreiches. Der Einwohner von Cincinnati oder Charleston iſt ein näherer Nachbar des Bürgers von New-York, als der Einwohner von Lyon des Bürgers von Paris; denn die beiden Americaner ſtehen mit einander in größerem Verkehr und brauchen weniger Zeit, um ſich wechſelſeitig von einem nach dem anderen Ort hinzubewegen als die beiden Franzoſen. Die Verſchiedenheiten in den Sitten, Gebräuchen und Meinungen der erſteren werden durch gegenſeitigen Umgang und Austauſch der Ideen beſtändig gemildert, und Vorurtheile, welche größtentheils in Mißverſtändniſſen oder Unwiſſenheit ihren Grund haben, müſſen endlich der perſönlichen Ueberzeugung und den auf Erfahrungen beruhenden Kenntniſſen weichen. Wie viele Vorurtheile, welche zwiſchen Engländern und Franzoſen exiſtirt haben, haben nicht ſeit dem wiedereröffneten wechſelſeitigen Verkehr dieſer Länder beſſeren Geſinnungen und Gefühlen Platz gemacht? Wie viele Engländer gingen wohl ſeit dem Jahre 1815 nach Frankreich, um das Geſchlecht der tanzenden Affen und Tiger kennen zu lernen, und entdeckten an ihrer Statt ein höfliches, höchſt civiliſirtes, ritterlich tapferes Volk; — und wie viele Franzoſen gingen nicht nach England, um die barbariſchen Britten zu ſehen, deren größtes Vergnügen in der Jagd, in Pferderennen und in Hahngefechten beſtünde, und bemerkten zu ihrem Erſtaunen, wie weit ſie noch hinter dieſen Barbaren in Bezug auf Fülle der Gedanken, Energie der Handlungen und Weisheit der Geſetzgebung zurückſtehen. Der gegenſeitige Verkehr hat auf beide Nationen einen höchſt ſegensreichen Einfluß geübt. Statt gegen einander denſelben Haß zu hegen, welcher die Barbarei ihrer früheren Kriege auszeichnete, ſind ſie ſich gegenſeitig näher getreten, und jetzt inniger mit einander verbunden, als es vielleicht je zwei verſchiedene Sprachen ſprechende Völker waren. Sie haben ihre gegenſeitigen Vorzüge kennen und nachahmen gelernt; und ihr früherer gegenſeitiger Groll, den gewiſſe Politiker in Frankreich und England wohl zu nähren und zu benützen verſtanden, iſt ſeither aus Mangel an Nahrung beinahe gänzlich erloſchen.

Aber wenn dieß die Folgen des Verkehrs zwiſchen zwei einander ganz fremden Nationen ſind, was dürfen wir nicht für die Einwohner der verſchiedenen Staaten der Union hoffen, wo dieſelben Urſachen ungleich ſtärker wirken, wo ein alle Intereſſen verbindender

Handel alle Bürger in Anſpruch nimmt, und die Bande der Blutsverwandtſchaft und der gemeinſchaftlichen Abſtammung noch durch den Zauber ein und derſelben Sprache Kraft und Nachdruck erhalten! Statt in der rieſenhaften Entwickelung der Vereinigten Staaten Symptome ihrer baldigen Trennung zu erblicken, ſehe ich in ihr nur ſtets neue Pfänder für den Fortbeſtand der Union. Der Verband der Staaten wird jedes Jahr feſter und inniger durch die größere Gemeinſchaft der Intereſſen, und was die verſchiedenen Staaten nicht wünſchen konnten, ſo lange ſie mehr oder weniger vereinzelt daſtanden, das kann unmöglich das Ziel ihres Strebens werden, wenn ihr gemeinſchaftlicher Zweck ſie zu einem vollkommenen politiſchen Ganzen verbunden haben wird.

Auch haben ſich die Americaner bis jetzt mehr durch die Einigkeit als durch die Verſchiedenheit ihrer Geſinnungen ausgezeichnet; ſie haben von einer Trennung nichts zu hoffen, wohl aber alles zu verlieren; und ihr Binnenhandel iſt ſo beſchaffen, daß der geringſte Verſuch einer ſolchen zweckwidrigen Maßregel ein ganzes Chaos von Verwirrungen und eine gänzliche Unterbrechung aller Geſchäfte unvermeidlich nach ſich ziehen müßte.

Das Klima wird als eine andere Urſache der Verſchiedenheiten der Menſchen und Völker angegeben. *) Dieſes ändert ſich freilich nicht mit dem Verkehr, aber die darin lebenden Menſchen werden durch ihn in den Stand geſetzt ſich mehr oder weniger ſeinem Einfluß zu entziehen. Ein Menſch, welcher 6 Monate im Jahre in einem Klima lebt, und die übrigen 6 Monate in einem andern, wird nicht leicht durch den Einfluß des einen oder des anderen umgeſtaltet, und dasſelbe gilt von dem, der ſich überall nur ſo kurze Zeit aufhält, daß es ſchwer iſt zu beſtimmen, wo er eigentlich zu Hauſe iſt. Dieß iſt der Fall bei den Americanern. Beinahe die Hälfte aller Handel- und Gewerbetreibenden (das heißt beinahe die Hälfte der ganzen Bevölkerung der Vereinigten Staaten) iſt beſtändig auf Reiſen; und im Sommer, wo durch die größere Waſſerverbindung das Reiſen wohlfeiler wird als im Winter oder im Frühjahr, kennen Männer und Weiber, Greiſe und Kinder kein größeres Vergnügen als in der

*) Montesquieu in ſeinem „Esprit des lois“ hat ihm gewiß einen zu großen Einfluß zugeſchrieben.

ganzen Union unabläſſig hin- und herzufahren. *) Das größte Glück der Americaner beſteht im ſchnellen Vorwärtskommen und im Zurücklegen großer Wege in verhältnißmäßig kurzen Zeiten. Im Herbſt und Winter zieht ein Theil der reichen Bevölkerung des Nordens nach Süden, um der Härte eines neu-engliſchen Winters oder Frühjahrs **) zu entrinnen, während in der heißen Jahrszeit die reichen Pflanzer des Südens nach Norden gehen, um ſich an den kühlen Seewinden von Neu-England zu erquicken. Dieſe beſtändigen Bewegungen der Americaner gleichen den Schwingungen eines ungeheuren Pendels und verwahren die Südländer gegen den entnervenden Einfluß jener Breitengrade, während ſie den Nordländern Gelegenheit geben, ſich mit den Sitten und Gebräuchen des Südens vertraut zu machen. Sie machen gleichſam den Vermittler zwiſchen den nördlichen und ſüdlichen Staaten, und dieß im Verhältniß als die Leichtigkeit des Reiſens ſich vermehrt und die Koſten desſelben ſich vermindern. Der beſtändige Verkehr zwiſchen den ſüdlichen und nördlichen Staaten, und die daraus entſtehende Nothwendigkeit ſich an die Eigenheiten beider Klimate zu gewöhnen, verhindern die Einführung ſolcher Sitten, welche ausſchließlich dem einen oder dem andern angehören und laſſen jene moraliſchen und phyſiſchen Unterſchiede verſchwinden, welche die Nähe oder Entfernung des Aequators unter den Menſchen hervorzubringen ſcheint.

In welchem Lichte wir daher die inneren Verbeſſerungen in den Vereinigten Staaten betrachten mögen, ob wir auf ihren phyſiſchen oder moraliſchen Einfluß, ihre Wirkung auf Civiliſation und Volksbildung oder auf ihre wichtigen Folgen für Handel und Gewerbe Rückſicht nehmen, immer müſſen wir in ihnen ein mächtiges Werkzeug des guten Einverſtändniſſes und der Harmonie unter den verſchiedenen Staaten erblicken, und ſie als die Vorboten jenes Friedens und jener Freundſchaft begrüßen, welche ſo lange dauern werden, als die Freiheit in America ein Aſyl findet.

---

*) Manchmal lebt man auf Dampfbooten wohlfeiler als in Wirthshäuſern, und ich habe Americaner gekannt, welche um zu ſparen, mehrere hundert Meilen ſich herumführen ließen.

**) Die Monate März, April und ein Theil des Mai's ſind in Neu-England der Geſundheit am gefährlichſten; aber der Herbſt iſt ungleich ſchöner als in Europa.

„Aber," wird man fragen, „war die Union nicht ſchon einmal durch den von Südcarolina beſtrittenen Zolltarif in Gefahr?" Auf dieſe Frage antworte ich dreiſt, daß die Union nicht in Gefahr war. Die Nullificationsdoctrine von Südcarolina war ein durch Unvorſichtigkeit verurſachtes Fieber, welches ſeither der Heilkraft zweckmäßiger Arzneimittel weichen mußte, das aber den Fortbeſtand der Union nicht mehr bedrohte, als ein vorübergehendes Kopfweh das Leben eines kräftigen jungen Mannes. Es beweiſ't bloß, daß Klugheit und Vorſicht jeder Conſtitution nöthig ſind, und daß nach einem alten engliſchen Sprüchwort „geringe Vorbeugungen mehr werth ſind als große Mittel gegen das Uebel (an ounce of preventive is better than a pound of cure)." Jetzt wo die Krankheit vorüber iſt, haben die Americaner Zeit über ihren Urſprung nachzudenken und auf die Mittel zu ſinnen, ihr Wiedererſcheinen in der Zukunft zu verhindern. Sollte das Uebel dennoch noch einmal über ſie kommen, ſo wird es ſie nicht unvorbereitet antreffen; aber die Americaner ſind ein zu kluges Volk, zweimal in denſelben Irrthum zu fallen. Ich betrachte die jüngſten Verhandlungen in Südcarolina und die auf ſie gefolgten Beſchlüſſe des Congreſſes als eine frühzeitige Warnung, welche die verſchiedenen Staaten zu einem klaren Bewußtſeyn ihrer gegenſeitigen Lage, und zur Kenntniß der Gefahr gebracht hat, die ſie erwartet, wenn ſie ſich von dem urſprünglichen Sinn ihrer Verfaſſung entfernen. Die Union hat jetzt Nichts von einem ähnlichen Angriff zu fürchten, und iſt gegen jeden ähnlichen Unfall gerade um ſo viel beſſer geſchützt, als vor den Begebenheiten in Süd-Carolina, als der Seemann, der auf den Sturm gefaßt und vorbereitet iſt, ſicherer fährt als der, welcher bloß mit leichten Winden zu ſegeln gewohnt iſt.

Die inneren Verbeſſerungen der Vereinigten Staaten waren auf kurze Zeit der Vereinigungspunkt einer mächtigen Partei, an deren Spitze Henry Clay, Senator des Staates Kentucky, ſtand. Um über dieſen Gegenſtand ein richtiges Urtheil zu fällen, muß man nicht vergeſſen, daß es in America nie eine Partei gab, welche den inneren Verbeſſerungen entgegen geweſen wäre, und daß daher aller Unterſchied der Meinungen nur in den Mitteln lag, welche man zur Ausführung desſelben Planes vorſchlug. Clay's Freunde hielten dafür, daß der Ueberfluß der Staatseinkünfte auf National-Verbeſſerungen (National improvements) verwendet werden ſollte,

welcher Meinung auch die öſtlichen Staaten beiſtimmten, weil ſie darin ein Mittel ſahen, den hohen, drückenden und nur einzelnen Staaten zum Vortheil gereichenden Zolltarif aufrecht zu erhalten, während Jackſon und ſeine Partei in ihr nur ein Werkzeug der Beſtechung ſehen wollten, womit man das Volk mit ſeinem eigenen Gelde verführe. Beide Parteien waren für die inneren Verbeſſerungen, nur daß eine hiezu die Einkünfte der Regierung verwenden wollte, während die andere die Ausführung derſelben dem Unternehmungsgeiſte der einzelnen Staaten überlaſſen und dadurch ihre Koſten nur von denjenigen beſtritten wiſſen wollte, die wegen ihrer Nähe und den hieraus für ſie entſpringenden Vortheilen am meiſten durch ſie gewinnen konnten. Clay's Plane waren auf Nationalruhm abgeſehen, die des Generals Jackſon und der Regierung ſtützten ſich auf Gerechtigkeit. — Das Princip des Senators hätte der Regierung größere Gewalt über die einzelnen Staaten verliehen, und war überhaupt dem Centraliſationsſyſtem zu ſehr verwandt, um nicht die gerechten Beſorgniſſe des Volkes zu erwecken. Die Verwendung des Ueberfluſſes des Staatseinkommens auf den Bau öffentlicher Straßen wäre eine indirecte Beſteuerung aller Bürger geweſen und hätte dem Congreſſe eine Macht eingeräumt, welche ihm durch die Verfaſſungsurkunde ausdrücklich verweigert iſt. — Der geringſte, einzelnen Staaten gegebene Vorzug (und es wäre unmöglich geweſen, ſie alle gleichmäßig zu begünſtigen) würde die Eiferſucht der andern erweckt haben, und da die Zahl derer, welche die Regierung begünſtigen konnte, nothwendigerweiſe kleiner ſeyn mußte als die derjenigen, welche ſie gezwungen geweſen wäre, in ihren Erwartungen leer ausgehen zu laſſen, ſo würde durch dieſe Maßregel der Congreß ſelbſt an Popularität verloren haben.

Weder der Präſident noch der Senat durfte einen einzelnen Staat auszeichnen, wäre es auch der ſchwächſte und der hülfsbedürftigſte geweſen. Jede ſolche Begünſtigung oder Vormundſchaft hätte die Unabhängigkeit der Staaten bedroht, oder würde zu Reibungen mit der Centralregierung Veranlaſſung gegeben haben. Ueberdieß iſt es noch ſehr zweifelhaft, ob der große Zweck, für welchen dieſe Opfer gebracht werden ſollten, hierdurch wirklich erreicht worden wäre; ob die väterliche Fürſorge der Centralregierung mehr zu wirken im Stande geweſen wäre, als der Stolz und die Emulation der einzelnen Staaten; ob ein Volk mehr geneigt ſey, das zu erhalten

und zu verbeſſern, was es zum Geſchenk erhalten, als dasjenige, was durch eigene Mühe und Fleiß ſein geworden iſt.

Es iſt ein Princip der Neu-Engländer, das Volk mit dem Unterhalt der Schulen zu beſteuern, weil es ſeine Kinder williger in die Schule ſchickt, wenn es dafür bezahlt; und ich bin ſehr geneigt, dasſelbe Princip auch auf das Syſtem der Nationalverbeſſerungen anzuwenden. Auch hat die Erfahrung gezeigt, daß dergleichen Nationalunternehmungen in America weniger Erfolg haben, und ſelbſt von den Staaten, die durch ſie am meiſten gewinnen, weniger dankbar angenommen werden, als Privatunternehmungen, auf welche ſie ihr eigenes Geld verwenden müſſen. Die große weſtliche Straße (the Western Road) hat der Centralregierung außerordentliche Summen gekoſtet, iſt aber von den Staaten, durch deren Gebiet ſie gezogen, ſo ungünſtig aufgenommen worden, daß die letzteren kaum zu bewegen waren, nur den bereits fertigen Theil in gutem Zuſtande zu erhalten, viel weniger an dem Bau derſelben Antheil zu nehmen oder an ihrer Fortſetzung zu arbeiten. Als der Congreß einen Straßenzoll erheben wollte, um die nöthigen Ausbeſſerungen vornehmen zu können, widerſetzten ſich Pennſylvanien und einige andere Staaten dieſer Maßregel, weil ſie durch ſie ihre Souverainetät compromittirt glaubten, und es wurden daher weitere 300,000 Dollars aus der Staatscaſſe genommen, um die Straße fertig zu machen und ſie den einzelnen Staaten zum beliebigen Gebrauch zu überlaſſen. Dieſe auffallende Unwilligkeit der Americaner, Geſchenke und Vortheile anzunehmen, welche ihnen von Anderen geboten werden, zeugt von einer Geſinnung welche ganz und gar das Gegentheil von Malvolio's Denkungsweiſe iſt. *) „Einige ſind groß geboren, andere werden groß durch eigene Anſtrengung, und Vielen wird die Größe an den Hals geworfen.“ Die Americaner dürſten nach keiner anderen Größe als die, welche der Erfolg ihrer unabläſſigen Anſtrengungen iſt, und laufen daher weniger Gefahr närriſch zu werden, und wie Malvolio für ihre Thorheiten in Ketten zu büßen.

Die vermehrte Leichtigkeit des Verkehrs und beſonders der Gebrauch des Dampfes haben noch eine andere günſtige Wirkung, welche unſerer Aufmerkſamkeit nicht entgehen darf. Die geringen

*) Shakſpeare „Zwölfte Nacht.“

Reisekosten erlauben Tausenden, welche sonst gezwungen wären daheim zu bleiben, ihr Glück in der Fremde zu versuchen, oder ihrer Belehrung willen die verschiedenen Staaten der Union zu besuchen. — Alles Leben besteht ja in Bewegung, und so weit als dieser Grundsatz reicht, ist wohl America das lebhafteste Bild ununterbrochener Aufregung und Thätigkeit. Der Americaner denkt gar nicht an eigentliche Ruhe oder Quiescenz, und ihr Daseyn wäre ihm unerträglich. Auch der Aermste gibt noch willig seinen Dollar her, um ein paar Hundert Meilen herumzureisen und die Verbesserungen zu sehen, welche rings umher vorgenommen werden, oder um auf den Dampfbooten etwas wohlfeiler und besser zu leben, als es ihm zu Hause möglich wäre. Hierdurch wird selbst den niedersten Classen Gelegenheit gegeben, die Sphäre ihrer Kenntnisse zu erweitern, und auf Reisen aus eigener Erfahrung Dinge zu lernen, welche von gewissen Ständen in Europa noch immer zu den wissenschaftlichen Monopolien gezählt werden, und über welche sich nur die vermöglicheren Classen einige Belehrung aus persönlicher Ueberzeugung verschaffen können.

Da es in America keine Extraposten gibt, so müssen die reichen Kaufleute und Advocaten sich herablassen in Gesellschaft solcher Personen zu reisen, die der Zufall ihnen zuführt, und wenn diese Gewerbs- oder Arbeitsleute sind, so ist die Folge davon nicht selten ein Austausch der Ideen, welcher beiden Theilen wohl zu Statten kommt. Die Umgangsbildung der arbeitenden Classen, welche auf diese Weise mit den gebildeteren Ständen in Berührung kommen, kann hierdurch nur gewinnen, und die höheren und reicheren Stände, die in den meisten Ländern mit den Gesinnungen und Bedürfnissen der niederen Classen gänzlich unbekannt sind, werden ihrerseits über manche Dinge belehrt, welche von Hand zu Hand endlich in den Saal des Congresses gelangen. Ein gegenseitiger Verlust und Ersatz ist die Folge dieses Verkehrs, und die Leichtigkeit der Reisen ist ein neues Mittel den Unterschied der Stände auszugleichen. —

Die americanischen Dampfboote auf den westlichen Gewässern und an der Küste des atlantischen Oceans sind besser gebaut als die englischen, sowohl in Bezug auf Geschwindigkeit als auf die Bequemlichkeit der Passagiere. Die meisten haben Maschinen mit niederem Druck, aber sehr großer Kraft (von zwei- bis sechshundert Pferdekraft) und einer

Schlaglänge von 6 bis 11 Fuß; ihre mittlere Schnelle iſt 3 und ihre größte 4½ deutſche Meilen in einer Stunde.*) Die Damencajüte, die ſich gewöhnlich auf dem Verdeck befindet, iſt von dem Herrenzimmer gänzlich abgeſchieden, und öffnet ſich männlichen Weſen nur nach vorhergegangener Erlaubniß aller Anweſenden. Zum Frühſtück, Mittageſſen und Thee werden die Frauen in das Männerzimmer, welches zugleich der Speiſeſaal iſt, geladen, um dort die oberſten Sitze einzunehmen, nach welchen erſt die Männer ſich niederſetzen dürfen. Sobald dieß geſchehen, fängt die Arbeit der Mahlzeit an, welche man füglich ein Wetteſſen nennen könnte, wobei alle Langſamen leer ausgehen, oder durch das Beiſpiel der Anderen zur Thätigkeit aufgemuntert werden. — Nach der Mahlzeit begleiten die Herren ihre Damen bis an die Cajütenthür, während die Junggeſellen, welche keine ſolche ſüße Beſchwerde mit ſich führen, ihre Cigarren auf dem Verdeck rauchen und die ſchnell verſchluckten Speiſen durch ſchnelles Auf- und Abgehen zu verarbeiten ſuchen. Wenige warten auf das Backwerk oder den Nachtiſch, obgleich beide gewöhnlich vortrefflich ſind, weil ſie ſonſt genöthigt wären zu lange im Zuſtande der Ruhe zu verharren, der ihren Begriffen von Bequemlichkeit widerſtrebt.

Die Vorzüge der americaniſchen Dampfboote vor den europäiſchen beſtehen hauptſächlich in ihren größeren Proportionen, wodurch die Reiſenden mehr Platz und Bequemlichkeit finden, in der Eleganz ihrer inneren Einrichtung, in ihrer Wohlfeilheit, in ihrer Geſchwindigkeit, und in der geringen Zeit, die ſie zum Anlanden und Abfahren brauchen.**) Viele enthalten außer der Cajüte beſondere Zimmer für den Gebrauch der Paſſagiere und jede Bequemlichkeit der größeren europäiſchen Gaſthöfe. Zwei oder drei Kammermädchen bedienen die Damen, während die Herren nie den in America und England ſo nöthigen Dienſt eines Barbiers und Haarkräuslers entbehren. An Bord der größeren Boote findet man wohl auch ein Pianoforte, oder eine Leihbibliothek für Damen, denn

*) Das neugebaute Dampfſchiff Lexington macht die Reiſe von New-York nach Providence, 50 deutſche Meilen, in 11 Stunden.

**) Ich bin auf Dampfbooten geweſen, welche in einer Stunde mehr als 6mal anhielten, um Güter und Paſſagiere ans Land zu ſetzen, oder einzunehmen und dabei doch nicht mehr als 15 Minuten, alſo jedesmal 2½ Minute Zeit verloren.

die Männer begnügen sich schon mit den Tagsneuigkeiten der Zeitungen, oder finden hinlänglichen Stoff zur Unterhaltung in einer mit Wein und Getränken aller Länder und Zonen angefüllten Schenke. Auf den westlichen Mäßigkeitsbooten hingegen erhält man nichts als klares Wasser und die Mäßigkeitsvereine von New-York und Boston bedrohen mit derselben nüchternen Maßregel auch die Boote der atlantischen Staaten.

Die americanischen Wirthshäuser, mit Ausnahme der Gasthöfe in den Städten, gehören gewöhnlich den Eigenthümern der Straße oder solchen Leuten, welche bei den Dampfboot- und Eisenbahngesellschaften betheiligt sind. Dieß trägt sehr zur Bequemlichkeit und schnellen Beförderung der Reisenden bei. Statt wie in Europa mit hundert Empfehlungen oder Adressen gepeinigt zu werden oder genöthigt zu seyn, sich um das beste Wirthshaus zu erkundigen, steigt der americanische Reisende geradezu da ab, wo bereits für seine Aufnahme gesorgt ist, und wo er gewöhnlich das Essen, in Folge seiner telegraphirten Ankunft, schon auf dem Tische findet.

Jedes Ding hat seinen bestimmten Preis: ½ Dollar für das Mittagessen, ¼ oder ⅜ Dollar für die Abendmahlzeit, ¼ Dollar für das Frühstück, ¼ Dollar für ein Zimmer u. s. w., so daß jeder Reisende bis zum letzten Heller die Kosten einer Reise von mehreren Tausend Meilen im voraus berechnen kann. Bei seiner Abreise wird er nicht, wie in England, von Oberkellnern, Kellnern, Aufwärtern, Trägern, Stiefelputzern, Thürstehern, Kammermädchen, Hausmädchen, Feuermacherinnen, Bettwärmerinnen u. s. w. um Trinkgelder bestürmt, sondern findet beim Erwachen sein Gepäck bereits aufgeladen und die Dienerschaft aufs strengste angewiesen, weder Geschenke zu fordern noch anzunehmen. Alles was man bei solchen Gelegenheiten zu geben hat, besteht in 6 Cents (8 Kreuzer) für das Reinigen der Kleider, und selbst diese kleine Gabe ist der Willkür der Reisenden überlassen. In den größeren Wirthshäusern der atlantischen Städte herrscht übrigens ein ganz verschiedener Gebrauch; dort erwartet die Dienerschaft ein Trinkgeld, wenn sie es auch nicht geradezu begehrt, und in New-York wird man ohne Geschenke weder gern gesehen noch gut bedient. Aber selbst dort sind die Trinkgelder weniger kostspielig als in England oder Frankreich und dem guten Willen der Reisenden überlassen.

In den Gasthäusern besteht der Gebrauch, nach Tagen zu rechnen, wobei die Mahlzeiten immer mit eingeschlossen sind. In den Städten bezahlt man täglich von 1 Dollar (2¼ Gulden) bis 2½ Dollars (6¼ Gulden); aber auf dem Lande kostet gute Kost und Wohnung wöchentlich nicht mehr als 3 oder 4 Dollars (7 bis 10 Gulden); und in den westlichen Staaten lebt man noch wohlfeiler — für 1½ bis 2 Dollars (3 bis 4 Gulden) die Woche. Hierin ist freilich kein Wein eingeschlossen, wohl aber vier gute Mahlzeiten des Tages und in einigen Fällen Bier, Aepfelmost oder holländischer und französischer Branntwein. — Die Gasthöfe der großen Städte enthalten außer dem Trink- und Herrensaal eine Anzahl Sitz- und Rauchzimmer für den unentgeldlichen Gebrauch der Gäste, ein Lese-Cabinet mit den Zeitungen, und einen oder zwei große Speisesäle. Alle diese Zimmer sind aufs geschmackvollste eingerichtet und ersetzen gewissermaßen den Mangel an Privat-Salons, welche in den americanischen Gasthäusern eben so theuer bezahlt werden, als in den ersten Hotels von London.

Die Wirthstafeln sind mit allen Delicatessen versehen, welche die Jahreszeit liefert, und die Speisen theils auf englische, theils auf französische Art zubereitet. Zum Desert werden alle erdenklichen americanischen, europäischen und indischen Früchte gereicht, und im Sommer Wasser, Champagner, Rhein- oder Bordeaux-Weine mit Eis aufgetragen, welches den Americanern in der heißen Jahrszeit eben so unentbehrlich geworden ist, als das Holz im Winter oder Fleisch und Brod zu jeder Zeit des Jahres. Wer auf seinem Zimmer essen will, zahlt dafür eben so theuer als in Paris oder London; eingeborne Americaner essen aber gewöhnlich an der Wirthstafel.

Die Weine sind vorzüglich, aber theuer; der beste (hundertjährige) Madeira von 3 bis zu 12 Dollars (7½ bis zu 30 Gulden) die Flasche; Rheinwein von 2 bis zu 4 Dollars (5 bis 10 Gulden), Bordeaux eben so; Xeres von 1 bis zu 3 Dollars, und Champagner von 2 bis zu 3 Dollars die Flasche. Portwein wird wenig getrunken. Von englischem Porter oder schottischem Ale kostet die Flasche einen halben Dollar. Diese hohen Preise sind um so auffallender, als der Eingangszoll auf deutsche, und besonders französische Weine, äußerst gering ist, und dieselben Qualitäten bei den Weinhändlern um die Hälfte der obgenannten Preise zu haben sind. Aber bei den verhältnißmäßig geringen Preisen aller übrigen

Gegenstände bleibt den Wirthen nur der Wein übrig, um ihre Kosten herauszuschlagen, dessen Güte die Americaner wie die Engländer vorzüglich zu beurtheilen verstehen, und den sie daher im Verhältniß zu ihren Kenntnissen bezahlen müssen.

Eine Eigenthümlichkeit der Americaner besteht in ihrem Kosthausleben. Ledige und verheirathete Männer und ganze Familien ziehen vor, sich in Kosthäuser einzumiethen, statt Privatwohnungen zu nehmen und ihre eigene Haushaltung zu führen. Obgleich dieser Gebrauch mit vielen Unannehmlichkeiten und dem Verlust mancher häuslichen Bequemlichkeit verknüpft ist, so empfiehlt er sich doch durch seine geringen Kosten, denn man erspart durch ihn eine Anzahl Dienstboten und den in America äußerst hohen Miethzins. Junge Leute, welche nicht das Vermögen besitzen, eine eigene Haushaltung anzufangen, werden dadurch in den Stand gesetzt, früher zu heirathen, und finden hierin eine neue Aufmunterung zur Thätigkeit. — Einige dieser Kosthäuser werden von Frauen angesehener Familien geführt, welche durch Unglücksfälle veranlaßt worden sind, auf diese Art des Unterhalts zu denken. Eine Americanerin, die ihren Mann verloren hat oder durch sonstige unglückliche Zufälle um ihr Vermögen gekommen ist, weiß sich immer durch Schulhalten oder durch die Eröffnung eines Kosthauses gegen drückenden Mangel zu schützen, und nicht selten werden beide Erwerbszweige in Form einer Kostschule vereinigt, in welcher moralische und physische Nahrung von denselben Händen gereicht wird.

Viele dieser Kosthäuser sind mit allen Bequemlichkeiten größerer Gasthöfe versehen, und werden auch ganz auf dieselbe Weise geführt, nur daß die Preise um die Hälfte oder zwei Drittheile geringer sind, und daß man in den meisten keinen Wein zu trinken braucht, oder seinen eigenen gegen eine mäßige Vergütung zu Tische bringen darf.

Gute Kost und Wohnung erhalten Arbeitsleute oder Gesellen in New-York und den andern atlantischen Städten für zwei bis drei Dollars die Woche, und auf dem Lande oder in kleinen Städten leben sie noch wohlfeiler; der Arbeitslohn guter Maurer, Schlosser, Schmiede u. s. w. beträgt aber täglich zwei bis drei Dollars, so daß die Arbeit eines einzigen Tages hinreicht, sie die ganze Woche hindurch zu ernähren; den Verdienst der übrigen fünf Tage können sie zurücklegen oder auf andere Dinge verwenden, und es gibt daher nur wenige geschickte Arbeiter in den Vereinigten Staaten, die

ſich nicht durch Sparſamkeit ein kleines Vermögen erworben hätten. Darum erreichen auch die americaniſchen Geſellen immer ihr Ziel, wenn ſie ſich weigern, um niedern Lohn zu arbeiten; ſie können länger ohne Arbeit leben als man dieſe entbehren kann; ſie beſitzen Vermögen, und mit dieſem alle Vortheile des Credits.

Da ich ſo viel über Gaſthöfe und Koſthäuſer geſprochen, ſollte ich füglich noch etwas über americaniſche Gaſtfreundſchaft hinzufügen. — Die Wohnhäuſer in den öſtlichen und nördlichen Staaten ſind zwar nicht ſo ſehr auf die Aufnahme von Fremden eingerichtet, und die Gaſtfreundſchaft ihrer Inwohner beſchränkt ſich daher mehr auf Einladungen zum Mittageſſen und zu Geſellſchaften; aber die Häuſer der Südländer enthalten mehrere Zimmer ausſchließlich für den Empfang von Gäſten und Reiſenden, und ſo heilig ſind ihnen die Pflichten der Gaſtfreundſchaft, daß ſie ſelbſt noch während des Sommers, wo ſie von ihren Häuſern abweſend ſind, für die Fremden ſorgen, welche der Zufall zu ihnen führen könnte.

Jeder Reiſende findet auf der Pflanzung eines Südländers ein reinliches Zimmer, eine reichlich verſehene Speiſekammer und einen wohlbeſtellten Keller, gleichviel ob der Eigenthümer zu Hauſe iſt oder nicht. Seine Aufnahme bedarf keines Empfehlungsbriefes, er braucht nur das Ausſehen eines gebildeten Menſchen zu haben, mag er aus Europa oder aus America kommen. Ganze Familien mit ihrer Dienerſchaft werden gaſtfreundſchaftlich empfangen und bewirthet, was die Wirthshäuſer in den ſüdlichen Staaten, welche eben deßwegen ſchlechter und unbequemer als die im Norden ſind, ſo gut wie unnütz macht. Ein Pflanzer ſieht es ſogar als eine Beleidigung an, wenn ein Fremder im Wirthshauſe abſteigt, während ſein eigenes Landgut in der Nähe iſt, und ladet nicht ſelten den Reiſenden perſönlich in ſein Haus.

Auch zeichnen ſich die Americaner nicht bloß durch Gaſtfreundſchaft und gefällige Aufnahme der Fremden aus, ſie unterſtützen Europäer mit Rath und That, und nicht ſelten mit ihrem Vermögen. Sie ſind geduldig in ihren Erklärungen, unermüdlich in ihrer Dienſtfertigkeit, und unter allen Völkern am bereiteſten, nationale und individuelle Eigenheiten zu entſchuldigen. Ich kenne kein Land, in welchem ein gebildeter Europäer einer günſtigen Aufnahme gewiſſer wäre, oder wo er leichter Freunde und eine Heimath finden könnte, als in den Vereinigten Staaten von America. In welcher

Absicht auch Europäer die Staaten der Union besuchen mögen, wenige werden sie verlassen, ohne manche angenehme Erinnerung an die Gastfreundschaft ihrer Bewohner im Herzen zu tragen.

## Eilftes Capitel.

Die südlichen Pflanzer. — Ihre Beziehung zu den Bewohnern des Nordens. — Die Sklaverei der Neger.

Die südlichen Staaten der Union haben einen so eigenthümlichen Charakter, und ihre Interessen sind nach der Meinung der meisten Europäer so verschieden von denen des Nordens, daß eine nähere Erörterung ihrer Lage und der Gesinnungen und Handlungsweise ihrer Einwohner selbst einem englischen Leser willkommen seyn dürfte. Der Norden scheint in allen Ländern dem Süden entgegengesetzt zu seyn und eine momentane Aussöhnung zwischen beiden auf keiner dauerhaften Grundlage zu beruhen. In America scheint dieser natürliche Haß zwischen den nördlichen und südlichen Staaten noch durch die Einführung der Negersklaverei genährt und verstärkt zu werden, welche die Existenz und den Wohlstand der einen begründet, aber die Furcht und der Schrecken der andern ist. —

Die Sklaverei ist von den nördlichen Staaten mit jeder Waffe angegriffen worden, welche Moralität, Religion, Politik, Aberglauben und Rachsucht schmieden konnten, während die südlichen sich mit der Angst der Verzweiflung und jener Uebereinstimmung der Gesinnungen vertheidigten, welche ihnen das Bewußtseyn ihrer gemeinschaftlichen Gefahr einflößte. Dieser Krieg der öffentlichen Meinung dauert noch fort, und scheint in seinen letzten Folgen die Union selbst zu bedrohen. Einige prophezeyen ihre unvermeidliche Zerstückelung in weniger als zwanzig Jahren, während Andere in ihrem Eifer, zukünftigen Begebenheiten vorzugreifen, kaum einen Aufschub von zehn Jahren erdulden wollen, und es gibt eine Classe religiöser Schwärmer, welche sich die Krisis noch näher wünschte. Sie hegt eine besondere Vorliebe für die Theilung der Vereinigten Staaten in drei große natürliche Gebiete: des Südens, Nordens und Westens, welche, wie es scheint, ihren Begriffen von Nationalgröße am besten entsprechen.

Ich gestehe aufrichtig, daß ich keiner dieser Meinungen beipflichte, sondern vielmehr glaube, daß der Verein der Staaten so lange dauern wird als ihre individuelle Prosperität, deren Ende jetzt wohl kein menschliches Wesen noch voraussehen kann. Ich halte dafür, daß sie noch eben so weit entfernt ist als der Untergang von Großbritannien, welchen die europäischen Politiker schon seit zweihundert Jahren voraussagten, und den sie durch die englische Nationalschuld eben so vorbereitet glaubten, als die americanische Katastrophe durch den gefährlichen Einfluß der Sklaverei. Ganz gegen ihre Erwartung sahen sie jedoch die Macht Englands heranwachsen und jedes Blatt seiner Geschichte seinen vermehrten Nationalruhm verkünden, während der Soldaten-Chef, welcher seinem Frieden drohte, durch dieselbe Macht des Schicksals von seiner stolzen Höhe herabgeschleudert wurde, welche einst alle seine Unternehmungen krönte. Das Schicksal Großbritanniens schien unter dem Schutz einer besondern Vorsehung zu stehen, welche seine Anführer im Parlamente wie auf dem Schlachtfelde mit stets erneuter Kraft beseelte, als ob die Sache der Menschheit mit dem Fortbestand ihrer Freiheit vereint gewesen wäre. Auch war es wirklich nicht anders. England war der Rächer Europa's, wie es jetzt die Macht ist, welche den Frieden aufrecht erhält und der Barbarei ein Ziel setzt.

Die Interessen der Vereinigten Staaten sind dieselben als die englischen. Auch America ist mit der Freiheit vermählt, ungeachtet der Einführung der Negersklaverei und der Declamationen politischer Schwärmer. Aber seine Freiheit, seine Ehre, seine Macht und seine Existenz sind der Union verpfändet. Wenn es dieses Palladium verlöre, dann würde der Friede auf immer von ihr weichen; die verschiedenen Staaten würden zu wechselseitigen Unterdrückern werden, und die frühere Geschichte Italiens mit seinen Kriegen und Gräuelscenen wiederholen. Der Binnenhandel würde durch drückende Abgaben erschwert, die Mündung der Flüsse dem Unternehmungsgeiste der Kaufleute versperrt werden, und jeder Zweig der Betriebsamkeit unter dem Druck unerschwinglicher Abgaben erliegen. Die Kosten der Staatsverwaltung würden verhundertfacht werden, während der Staatscredit mit dem Bande des Staates erlöschen würde. Jeder Staat würde sein eigenes stehendes Heer zu erhalten haben, denn der ersten Theilung würden bald andere folgen, welche die Werkzeuge der Gewalt und gegenseitigen Unterdrückung vervielfältigen

müßten; der erhabene Patriotismus der Americaner, welcher jetzt eine Welt umfaßt, die von einem Weltmeer bis an das andere reicht, würde zur ärmlichen Vorliebe für einzelne Staaten herabsinken, und die Idee des Nationalruhms, mit welcher jetzt ihr Geist erfüllt ist, unwürdigen Vortheilen und Local-Interessen Platz machen.

Die Americaner kennen diese unvermeidlichen Folgen einer Trennung, und es gibt keinen Ersatz für sie, auch nur in den entferntesten Vortheilen, welche ein oder der andere Staat hieraus schöpfen könnte. Ich kann daher nicht glauben, daß es je in der Macht eines einzelnen Mannes oder einer Partei stehen wird, die Einwohner eines Gebiets zum Abfall, das heißt zum Aufruhr gegen die Union zu bewegen, es sey denn, daß sich ein Fall ereignete, in welchem es diesem Gebiete physisch unmöglich wäre, der Strenge der Gesetze Folge zu leisten. In diesem Falle würde der unterdrückten Partei keine andere Alternative bleiben, als zwischen augenblicklichem Untergang und einem zwar entfernteren, aber dessen ungeachtet nicht weniger gewissen Tod eine traurige Wahl zu treffen. Aber dann würde nicht der im Aufruhr begriffene Staat, sondern die solche Gesetze sanctionirende Majorität des Congresses den Gesellschaftsvertrag zerstören und die Union theoretisch auflösen, wie es ihr auch gelingen möchte, sie durch physische oder moralische Mittel zusammenzuhalten.

Aber selbst in diesem Falle können wir annehmen, daß die Majorität des Congresses, welche solche Gesetze erlassen könnte, hinlänglich stark seyn müsse, ihnen Nachdruck zu verleihen, oder ihnen, selbst durch die Vernichtung der unterdrückten Partei, Gehorsam zu verschaffen; denn ohne eine große und mächtige Majorität gegen sich zu haben, könnte der unterdrückte Staat die Linderung seines Schicksals von einem Wechsel in der öffentlichen Meinung erwarten und die ihm zugefügten Unbilden mit Geduld ertragen, oder das Gesetz selbst würde zu wenig moralische Kraft mit sich führen, um mit jener Strenge gehandhabt zu werden, welche nur die Beistimmung aller Parteien in einer demokratischen Republik rechtfertigen kann.

Ich kenne keine Nationalangelegenheit, welche diese Wirkung hervorbringen könnte, als die Frage über die Sklaverei, über die der Congreß nach der ihm durch die Verfassungsurkunde verliehenen

Gewalt eben so wenig zu entscheiden das Recht hat, als irgend ein anderer Staat, und über die er daher nie Gesetze erlassen muß, wenn die Auflösung der Union nicht im Capitol selbst ihren Anfang nehmen soll.

Die Frage über den Zolltarif ist damit gar nicht zu vergleichen, denn bei dieser waren wenigstens alle Staaten, wenn auch nicht in demselben gleichmäßigen Verhältnisse, betheiligt, welches eine uneigennützige Rücksicht auf Gerechtigkeit und Billigkeit wünschenswerth gemacht haben würde. Wenige finanzielle Maßregeln können auf alle Staaten gleich wirken; aber das Mitgefühl für die leidende Partei kann bei solchen Gelegenheiten nie zum Aufruhr gegen das Gesetz gesteigert werden, es sey denn, daß man beweisen könnte, daß die Macht, dieses Gesetz zu widerrufen, dem Volk entrissen, und dadurch die Hoffnung auf rechtliche Hülfe vereitelt worden wäre.

Dieß war bei der Zollfrage der Vereinigten Staaten keineswegs der Fall, und daher wurden auch die Vorkehrungen von Süd-Carolina allgemein gemißbilligt, obgleich das Gesetz selbst durch die Gerechtigkeit und den gesunden Verstand der Nation eine baldige zeitgemäße Veränderung erlitt.

Auch würde die Nullifications-Doctrine von Süd-Carolina keine so großen Fortschritte gemacht haben, wenn das Volk dieses Staates nicht in dem Zolltarif nur den Vorläufer anderer noch drückenderer Gesetze erblickt hätte, die seiner Meinung nach auf die gewaltsame Aufhebung der Sklaverei abzielten. Die Einwohner dieses Staates hatten in dieser Beziehung durch die gesetzwidrige Einmischung des Nordens hartes Unrecht erlitten*), und befanden sich daher in einem Zustande krankhafter Aufregung, welcher nur einer geringen Veranlassung bedurfte, um in offenen Unwillen auszubrechen.

Wenn der Süden die Versicherung hätte, daß der Norden sich nie in seine Sklavenangelegenheiten mischen wollte, so würde jeder andere Zwist bald aufhören, denn kein anderer vor dem Congreß zu erörternder Gegenstand könnte so ungleich auf die verschiedenen Staaten wirken, oder einen Theil derselben ohne die geringste Aussicht auf Genugthuung in seinen Rechten verkürzen. Ich glaube nicht, daß der Süden sich je von der Union zurückziehen wird, wenn ihn

*) Durch herumziehende Prediger und Herausgabe aufrührerischer Schriften.

der Norden nicht von sich stößt, was unmöglich seine Absicht seyn oder in seinem Interesse liegen kann.

Ein solcher Feldzug gegen den Süden könnte nie die öffentliche Meinung für sich gewinnen, denn er würde eben so ungerecht als zwecklos seyn, und im besten Falle schimpflich und fruchtlos für die Sieger enden. Die nördlichen Staaten würden gegen die Rechte und Freiheiten Anderer zu Felde ziehen, ohne ihre eigenen dadurch zu vermehren, und sich zu Gesetzgebern ihrer Nachbarstaaten aufwerfen, ohne ihre eigenen Rechte dadurch zu sichern.

Aber ich bin meinem Gegenstande vorausgeeilt, und werde ohne Zweifel für einen Vertheidiger des Princips der Sklaverei gelten; aber das bin ich wahrlich nicht. Die Sklaverei kann weder durch religiöse noch philosophische Gründe vertheidigt werden; aber wo sie einmal eingeführt ist, gebietet die Klugheit, zu ihrer Abschaffung keine Mittel zu wählen, welche, ohne den moralischen Zustand der Sklaven zu verbessern, ihren Besitzern zum offenbaren Verderben gereichen. Die Frage selbst läßt sich aus drei verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, nämlich dem juridischen, dem politischen und dem moralischen. Wir wollen hier mit dem juridischen den Anfang machen.

Die Sklaven in den südlichen Staaten sind das Eigenthum der Pflanzer, ein Eigenthum, welches nur unter ihnen selbst veräußerlich ist, und das daher für die Bewohner des Nordens gänzlich ohne Werth seyn würde. Die nördlichen Staaten emancipirten ihre Sklaven, weil die Kosten ihres Unterhalts den Gewinn ihrer Arbeit überstiegen, und weil diese Arbeit eben so wohlfeil und noch wohlfeiler von Weißen verrichtet werden konnte. Die Neger bilden in den südlichen Staaten die Grundlage alles Eigenthums, denn ohne sie hätten die Grundstücke keinen Werth, weil erwiesen ist, daß weder das Klima noch der Boden der freien Arbeit der Weißen zugänglich ist. Wollte man daher auch die Neger freigeben, so müßte man doch suchen, sie auf den Pflanzungen zu erhalten, damit die Pflanzer ihre Arbeit miethen könnten, was hier so viel hieße als, man müßte es den Weißen möglich machen, die Interessen ihres eigenen Neger-Capitals zu bezahlen. Dieser einzige Punkt legt der Abschaffung der Sklaverei drei fast unübersteigliche Hindernisse in den Weg.

1) Der Beſitz der Neger bildet eine Art Eigenthum, deſſen ſich die Pflanzer nicht gegen eine andere Sache von Werth entäußern können, und deren Werth daher von den Liberatoren entweder durch freiwillige Beiträge oder durch allgemeine Beſteuerung der Bürger bezahlt werden muß *). Der Betrag dieſes Eigenthums überſteigt mehr als die Hälfte aller liegenden Güter in den Vereinigten Staaten, denn die Ländereien des Südens ſind wegen ihrer größeren Fruchtbarkeit, hauptſächlich aber wegen ihres Reis- und Baumwollenbaues, bei weitem theurer, als die des Nordens. Wurde doch das auf die Baumwollencultur allein verwendete Capital auf achthundert Millionen Dollars oder zweitauſend Millionen Gulden angeſchlagen! **)

2) Ohne Neger können die ſüdlichen Pflanzer ganz und gar nicht beſtehen, denn das Klima hindert ſie den Boden ſelbſt zu bebauen, und ſie ſind durch Sitten und Erziehung an keine andere Beſchäftigung gewöhnt. Auch würden ihnen die Mittel fehlen die Arbeit Anderer zu miethen; denn die Neger ſind ihr einziges Eigenthum, und mit dem Verluſt deſſelben würde auch ihr Credit vernichtet ſeyn.

3) Es würde den Pflanzern unmöglich ſeyn ihre freien Neger bei ſich zu behalten, ohne einen außerordentlichen Preis für ihre Arbeit zu bezahlen; denn ſie würden jede andere Beſchäftigung, beſonders aber den Hausdienſt im Norden, zu dem ſie beſondere Luſt haben, dem beſchwerlicheren Reis- und Baumwollenbau des Südens bei weitem vorziehen. Den Feldbau halten ſie für eine ſchwerere Arbeit als jede andere Beſchäftigung, und es würde ihnen nicht an den Mitteln fehlen nach Norden auszuwandern. Die Pflanzer würden hierdurch einen neuen Verluſt erleiden; denn ſie könnten ihre Baumwolle, ihren Zucker und ihren Reis nicht ſo wohlfeil liefern als dieſe Artikel in andern Ländern erzeugt werden, oder ſie würden ſie gar nicht zu liefern im Stande ſeyn. Sie müßten daher die Neger zwingen auf den Pflanzungen zu verweilen,

*) Bis jetzt weiß ich noch immer nicht, wie viel die Abolitioniſten der nördlichen Staaten für dieſen Zweck unterſchrieben haben, aber die Summe dürfte noch lange keine 20,000,000 Pfd. St. betragen.

**) Vergleiche die Fortſchritte der Baumwollencultur im vorletzten Capitel.

was in einem offenen Lande eben so unmöglich ist, und in Staaten, in welchen die Neger zahlreicher sind als die Weißen.

Hier sehen wir zugleich den unberechenbaren Vortheil der Lage des brittischen Westindiens vor jener der südlichen Staaten der Union: die Neger können sich nicht von dort nach andern fruchtbaren Ländern begeben, um einen höhern Preis für ihre Arbeit zu erhalten; und im Falle sie mit einer allgemeinen Auswanderung drohten, könnte eine Militär- und Seemacht leichter die Ausführung ihres Planes verhindern, als dieß auf dem Festlande möglich wäre, wo die verschiedenen Staaten nur durch eingebildete Gränzlinien von einander geschieden sind.

So ergibt sich denn aus der bloßen Betrachtung des Eigenthumsrechtes, daß die gewaltsame Aufhebung der Sklaverei in den südlichen Staaten der Union die Pflanzer nicht nur ihres Vermögens, sondern auch der Mittel berauben würde, wodurch sie sich Reichthum und Vermögen erwerben können. —

Aber dieß ist noch nicht Alles. Um diesen Gegenstand gehörig zu würdigen, müssen wir die Art und Weise in Betrachtung ziehen, auf welche die südlichen Pflanzer dieses Eigenthum erwarben, wie sie dieses bis jetzt erhalten, und was für ein Recht die nördlichen Staaten haben, dieses Eigenthum zum Gegenstand ihrer Gesetzgebung zu machen.

Die Sklaverei wurde den südlichen Staaten während ihrer englischen Verwaltung eigentlich aufgedrungen, denn ihre Einführung in Virginien vermehrte den Handel des Mutterlandes durch die größere Production seiner Colonien. England setzte eine Prämie auf die Sklavenschiffe, und die Neger, einmal in einem Staat eingeführt, mußten auch von den andern geduldet werden, wenn sie ihre Pflanzungen eben so einträglich machen wollten als die ihrer Nachbarn. *) Die Pflanzer, welche nach ihnen kamen und die südlichen Staaten zu ihrem Wohnsitz wählten, waren durch die mittelst der Sklaverei ihnen zugesicherten Erwerbsquellen irre geleitet; denn ohne des ungestörten Besitzes ihrer Neger versichert zu seyn, hätten

*) Vor dem Ausbruch des Revolutionskrieges verbot die gesetzgebende Versammlung von Nordcarolina die weitere Einführung von Negersklaven, das Gesetz erhielt aber nicht die Zustimmung des brittischen Parlamentes.

sie sich gewiß eher im Norden oder Westen angekauft, wo sie ihr Vermögen durch ihre eigene Arbeit vermehrt haben konnten. *)

Viele südliche Niederlassungen kamen nur durch die Zusage der Sklaverei zu Stande; es war diese gleich anfangs eine conditio sine qua non ihres Entstehens, und jetzt wo ihr Capital angelegt ist und Zinsen trägt, sollen sie darauf Verzicht leisten, ohne für ihren Verlust entschädigt zu werden?

Der Versuch, die südlichen Staaten ohne Neger zu cultiviren, wurde mit der Colonie von Georgien gemacht, mißlang aber gänzlich, ungeachtet einer Unterstützung von zwanzigtausend Pfund Sterling, welche das englische Parliament zu diesem Zwecke bewilligte, und es mußte daher auch dieser Provinz das Recht zugestanden werden Negersklaven einzuführen.

Und welche Stellung nahmen die südlichen Staaten zu den nördlichen zur Zeit des Revolutionskrieges ein? — Kamen sie den nördlichen Staaten nicht unter der Bedingung zu Hülfe, daß der Norden sich nie in ihre inneren Angelegenheiten mischen sollte? War die Sklavenfrage hier nicht mit einbegriffen? Gestand dieß der Norden nicht ausdrücklich zu? — Die südlichen Staaten hätten niemals die tollkühnen Maßregeln von Massachusetts unterstützt, wenn man ihnen nicht den ungestörten Besitz ihrer Rechte und Privilegien zugesichert hätte, welche ihnen durch die Verfassungsurkunde der englischen Könige verliehen worden waren. Wer hätte ihnen zumuthen können den nördlichen Staaten in ihrer Empörung gegen willkürliche Besteuerung beizustehen, um sich von ihren eigenen Brüdern ihres Eigenthums berauben zu lassen? Aber ohne den Bei-

*) Das Klima von Südcarolina und Georgien ist so beschaffen, daß die Pflanzer während der heißen Jahreszeit nach den Städten ziehen müssen, obgleich diese regelmäßig jedes Jahr vom gelben Fieber heimgesucht werden, weil das sogenannte „Landfieber," welches auf den Pflanzungen wüthet, noch schrecklicher ist als das schwarze Erbrechen. — Deßwegen ziehen die reichen südlichen Pflanzer den Sommer über nach Norden, während die minder Reichen zu den Städten und Tannenwäldern ihre Zuflucht nehmen, welche letztere, so lange sie nicht angebaut werden, von der Epidemie verschont bleiben. Ich machte die Reise nach Südcarolina in Gesellschaft mehrerer reicher Pflanzer, welche schon 30 oder 40mal ihren Zug nach Norden (jedesmal 150 deutsche Meilen) vollendet hatten, ohne die Beschwerlichkeit ihrer jährlichen Reise zu fühlen.

ſtand des Südens und beſonders die Hülfe des damals mächtigen Staates Virginien, welcher der Republik die beſten Staatsmänner und Generale lieferte, hätten die nördlichen Staaten der Macht Englands nicht widerſtehen, und ſich zu unabhängigen Staaten emporſchwingen können. Wohl aber wäre der Süden, wenn er die Sache ſeines Königs vertheidigt hätte, im Beſitz ſeiner Rechte geblieben, und ſelbſt das Parlament, wenn es den ſüdlichen Staaten die Sklaverei zugeſichert hätte, würde ſie nicht ſobald im Beſitz ihres Eigenthums geſtört haben.

Die brittiſchen Provinzen auf dem Feſtlande von America waren immer von England unabhängiger als die weſtindiſchen Inſeln. Einige von ihnen beſaßen beinahe ſouveraine Rechte und mit Ausnahme der Beſchränkungen der Navigationsacte, welche ihnen nur den Handel mit dem Mutterlande erlaubte, alle Privilegien unabhängiger Staaten. Die ſüdlichen Staaten waren zu Anfange des Unabhängigkeitskrieges abſichtlich von dem gegen die nördlichen Staaten ausgeſprochenen Bann verſchont geblieben; man vermehrte ſogar ihre Rechte, um ſich ihrer Anhänglichkeit zu verſichern, und dennoch opferte der Süden willig ſein Vermögen und ſein Blut für die Freiheit und Unabhängigkeit des Nordens. Dieß thaten ſie zu Anfang des Revolutionskrieges und nach der gemeinſchaftlichen Erklärung ihrer Unabhängigkeit.

Die Einwohner des Südens hatten im Revolutionskriege größere Opfer zu bringen als die Bürger des Nordens, und ihre Stellung war unendlich gefährlicher. Die königliche Partei führte dort einen blutigen Bürgerkrieg. Die Küſten waren unvertheidigt, und die Lage der Pflanzer doppelt gefährlich durch die Nachbarſchaft der Indianer und durch ihre eigenen Sklaven. Hätten die Bewohner des Südens damals die gewaltthätige Einmiſchung des Nordens in ihre Sklavenhändel vorausſehen können, ſo würden ſie gewiß lieber unter dem Schutz Englands geblieben als Sklaven ihrer eigenen Brüder geworden ſeyn. Aber der Norden zeigte damals keine Symptome einer ſolchen Streitluſt. Dem Congreſſe wurde nur das Recht eingeräumt, über Handel und Schifffahrt Geſetze zu erlaſſen, Krieg zu erklären oder Frieden zu ſchließen, Truppen anzuwerben, und zur gemeinſchaftlichen Vertheidigung gegen die Feinde der Union eine Marine zu ſchaffen. Das Recht ſich in die innern Angelegenheiten der Staaten zu miſchen, wurde ihm ausdrücklich verweigert,

folglich auch das Recht, die Sklaverei der südlichen Staaten zum Gegenstand seiner Gesetzgebung zu machen. Diese Unfähigkeit des Congresses über die Sklavenfrage zu entscheiden, wurde erst kürzlich von einer großen Majorität von Repräsentanten und Senatoren durch einen eigenen Beschluß feierlich anerkannt, welcher diesen Gegenstand wahrscheinlich auf unbestimmte Zeit vertagen, und dadurch die Hoffnung der Abolitionisten vereiteln wird.

Die nördlichen Staaten haben aber noch eine andere Pflicht zu erfüllen. Sie haben das Beispiel des Congresses nachzuahmen, und jeder für sich ihre Unfähigkeit auszusprechen, sich in die innern Angelegenheiten des Südens zu mischen, und dieser Erklärung einen Ausspruch der öffentlichen Meinung beizufügen, welcher das Verfahren der Abolitionisten als den Grundgesetzen der Union zuwider, mißbilligt. Jeder Versuch, die südlichen Staaten zur Abschaffung der Sklaverei zu zwingen, sey es nun dadurch, daß man die Sklaven zum Widerstande gegen die Weißen reizt, oder die letzteren nöthigt, ihre Rechte der Majorität des Nordens abzutreten, wäre einer Usurpation der Souverainetät über die südlichen Staaten gleich zu achten und dem Grundvertrage zuwider, der sie alle als *gleiche*, von einander *unabhängige* Staaten erklärt. Die nördlichen Staaten würden zwar *den Negern* die Freiheit geben, aber die Rechte *der Weißen* mit Füßen treten, und aus den Bewohnern des Südens *Unterthanen* machen, während sie die Sklaven zu einer kümmerlichen Gleichheit mit den freien Schwarzen des Nordens erhöben. Der *Norden* würde in diesem Fall der angreifende Theil seyn; — der Süden würde nur *seine Rechte* vertheidigen und den Grundsatz des Vertrags der Union.

Die verschiedenen Staaten der Union sind von einander eben so unabhängig als die souverainen Staaten von Europa, und der Norden hat daher eben so wenig das Recht, dem Süden Gesetze vorzuschreiben, als England das Recht hat, von Frankreich die Emancipation der Sklaven auf St. Martinique zu fordern, weil das brittische Parlament seine eigenen Sklaven in Westindien frei gemacht hat.

So weit daher die bloße Rechtsfrage geht, sind die Prätensionen der Abolitionisten grundlos; historischer Ursprung, erworbene und theuer erkaufte Rechte und die feierlichste Verbindlichkeit des Vertrags sind auf Seite der Pflanzer, während bloß ideale

Gerechtigkeit, ohne die geringste Rücksicht auf die Mittel, wodurch diese erreicht werden soll, die Absichten der letztern zu rechtfertigen scheint. Die Freiheit der Neger durch solche Mittel erreicht, als die Abolitionisten vorschlagen, würde die weißen Einwohner des Südens zu Sklaven machen, und ein theoretisches Unrecht, welches die verunglimpfte Partei kaum fühlt, durch eine schreiende Ungerechtigkeit gegen jene gut machen, welche ihre Rechte kennen und auf sie eifersüchtig sind.

Freilich gibt es in America Leute, die sich auf den Grundsatz stützen, daß die Vernunft älter sey als das Gesetz, und daß sich kein Recht durch Ungerechtigkeit erwerben lasse, selbst wenn hundert Generationen im Besitz desselben gewesen wären und es zur Unterdrückung Anderer gemißbraucht hätten. Gegen diese Einwendung, welche rein philosophisch und nicht juridisch ist, habe ich bloß zu erwiedern, daß die abstracte Vernunft bis jetzt noch keinen Staat gebildet oder erhalten hat, und daß nach rein vernünftigen Grundsätzen schon die Gründung eines Staates eine philosophische Ungerechtigkeit ist. Schließen die Individuen, welche zusammen einen Staat bilden, nicht einen Vertrag, durch welchen sie ihre Nachkommen binden? Müssen sie nicht nothwendigerweise gewisse Rechte, die ihnen als Menschen zustehen, aufgeben, um der Regierung und dem Staate Gewalt einzuräumen? Müssen sie nicht oft ihre individuelle Prosperität der des Staates opfern? Und sind diese Opfer nicht höchst ungleich, wenn man sie mit den Vortheilen vergleicht, welche durch sie für die verschiedenen Glieder der Gesellschaft entspringen? Ist nicht der Staat selbst ein Surrogat für die Vernunft, oder ein Vermittler zwischen absolutem philosophischem Recht und den Mitteln, durch welche dieses Recht der Gesellschaft bestmöglichst gesichert werden kann?

So oft eine Frage über absolutes Recht entsteht, müssen auch die Mittel in Berathung gezogen werden, durch welche dieses Recht zu erreichen ist; obschon jener Staat der beste genannt zu werden verdient, welcher die meisten Mittel besitzt philosophische Gerechtigkeit zu üben. In der Variation und Adaption dieser Mittel besteht aller Unterschied der Verfassungen; — das philosophische ideale Recht ist immer ein und dasselbe, und bleibt es bis ans Ende der Welt. Es folgt daher schon aus der Definition eines Staates, daß er auf bloße philosophische Gerechtigkeit verzichten muß, sobald

die Regierung nicht die Mittel besitzt diese zu üben, oder wenn die Mittel, die zu diesem Zwecke vorgeschlagen werden, anderen noch wichtigeren und deutlicher ausgesprochenen Rechten widerstreben. Kein Recht kann aus einem Unrecht hervorgehen, und die Handlung, welche gerecht seyn soll, darf sich auf keine Ungerechtigkeit stützen.

Auch ist die Sklavenfrage, wie sie in den Vereinigten Staaten existirt, keine Frage über philosophische Gerechtigkeit zwischen dem Norden und Süden der Union, sondern bloß ein Streit über einen abgeschlossenen Vertrag. Ich bezweifle keineswegs das Recht der südlichen Staaten, die Sklaverei aufzuheben, sobald sie die Mittel haben werden, diesen Act der Menschlichkeit auszuführen; es ist sogar ihre Pflicht, mit dieser Wohlthat nicht zu säumen, sobald sie selbe, ohne die Regierung selbst zu zerstören, ausüben können — denn es wäre absurd, die Regierung selbst für einen Zweck der Regierung opfern zu wollen; — aber in Bezug auf den Norden der Union besteht die Sklavenfrage bloß in einem krankhaften Gefühl von Unrecht, welches sie nicht selbst erdulden, und gegen welches sie auch kein Recht haben Klage zu führen, weil sie einen feierlichen Vertrag geschlossen, sich nicht in diese ihnen fremde Angelegenheit zu mischen. Sie haben für diesen Vertrag ein Aequivalent in allen den Opfern empfangen, welche der Süden dem Norden gebracht hat; und nachdem sie diese angenommen, wäre es ein Bruch der Treue, des Vertrauens und der Rechtlichkeit ihren eingegangenen Verpflichtungen zuwider handeln zu wollen.

Die Central-Regierung der Vereinigten Staaten wurde nicht eingesetzt, um einzelnen Personen Recht zu verschaffen, sondern um für die Nation (den Gesammtstaat) Gerechtigkeit zu erhalten, und sie gegen ihre gemeinschaftlichen Feinde zu vertheidigen. Die verschiedenen Staaten, welche mit einander diesen Vertrag schlossen, fanden zu ihrer Sicherheit nicht nothwendig ihre eigene Souveränetät aufzugeben, und machten daher der Föderativ-Regierung nur solche Concessionen, als zur Gründung eines starken und dauerhaften Vereins nothwendig waren. Die Gerechtigkeitspflege, mit Ausnahme der gegen den Congreß begangenen Verbrechen, wurde ausdrücklich den einzelnen Staaten vorbehalten, und sie wurden von der Central-Regierung als unabhängige Staaten behandelt. — Jeder seither in die Union aufgenommene Staat wurde als unabhängiger Staat anerkannt, mit demselben unbestrittenen Recht auf seine eigene Regie-

rung, das heißt mit dem Recht Gesetze für die Sicherheit des Eigenthums und der Personen zu erlassen. Wenn also die Union nicht einmal das Recht hat, sich in die innern Angelegenheiten des Südens zu mischen, was für ein Recht können einzelne Staaten besitzen, diese Neutralität zu brechen? — Im Fall einer Intervention würden die nördlichen Staaten nicht Gerechtigkeit verlangen, sondern sich zu Richtern aufwerfen, um in ihrer eigenen Sache Recht zu sprechen. Und in welcher Angelegenheit? — In einer Angelegenheit, in welcher man ihre Hülfe nicht nachgesucht hat, in welcher keine Klage vor sie gebracht worden ist, und in welcher sie selbst der beleidigende Theil sind, und das Begehen von Verbrechen beschleunigen.

Die Sklavenfrage in den Vereinigten Staaten hat nicht die geringste Analogie mit den Verhältnissen irgend eines europäischen Staates. Sie ist in der That ohne Parallele in der Geschichte, und es wäre daher absurd, irgend ein Beispiel der ältern oder neuern Geschichte auf sie anwenden zu wollen. Es gab nie eine Regierung wie die der Vereinigten Staaten, noch war die Sklaverei, wie sie in den südlichen Staaten existirt, je in einem andern Lande eingeführt gewesen. Die americanischen Sklaven gehören einer andern Race an, einem andern Welttheil, und einem andern Klima. Sie haben mit den Bewohnern des Landes weder Sitten und Gebräuche noch Gesinnungen und Meinungen gemein; ihre physische und moralische Conformation ist verschieden von der der Weißen, und es existirt eine natürliche, ich möchte sagen, instinctharte Abneigung zwischen beiden Racen, welche beständig ihrer Vereinigung im Wege seyn wird. Auch gibt es kein Princip der Freiheit, welches in seiner Anwendung auf die Negersklaven nicht modificirt werden müßte, um nur einigermaßen Resultate zu liefern, denen ähnlich, welche man von ihrer Anwendung auf das bürgerliche Leben anderer Menschen erwartet.

Bis jetzt habe ich bloß den juridischen Punkt ins Auge gefaßt, der die Intervention des Nordens in Bezug auf die Sklavenfrage verbietet; laßt uns jetzt ihre politischen Beziehungen erwägen und fragen, welchen Einfluß die Emancipation der Sklaven auf die Ruhe, Sicherheit und Prosperität der Weißen haben, und welche Resultate sie für den Zustand der Neger selbst liefern würde?

Wenn die Freiheit einen Werth haben soll, so muß sie sich auf ein gewisses Besitzthum gründen oder wenigstens auf eine bescheidene

Hoffnung des Erwerbs. Ohne den americanischen Negern diese Hoffnung geben zu können, ist es mehr als zweifelhaft, ob die Emancipation ihren Zustand verbessern würde. In keinem der Staaten, wo die Neger frei gelassen worden sind, ist es ihnen gelungen sich über den Stand der niedersten Diener emporzuschwingen, in keinem haben sie bis jetzt Ansehen und Vermögen erworben. *) Ich will hier nicht auf die Ursache dieser Erscheinung eingehen, sondern bloß die Thatsache anführen, welche, was auch ihr Grund seyn mag, dennoch allgemein ist, und daher unsere ganze Aufmerksamkeit verdient.

Der physische Zustand der freien Neger im Norden ist bei weitem schlimmer als der der südlichen Sklaven, und sie sind daher zu größeren Verbrechen versucht, und verfallen öfter den Gesetzen und der Gerechtigkeit als jede andere Classe der americanischen Bevölkerung. Ob unter diesen Umständen ihre moralischen Vortheile sich vermehren, ist noch sehr zweifelhaft; denn ohne die Mittel, sich die Achtung Anderer zu verschaffen, und sich selbst achten zu lernen, haben Sittlichkeit und Tugend für sie keinen Werth, und es fehlt ihnen oft an deutlichen Begriffen von beiden.

Laßt uns vor allem Andern die Umstände untersuchen, welche die Emancipation der Sklaven in den nördlichen Staaten der Union, und zuletzt die auf den brittisch-westindischen Inseln begleiteten, und sie mit der Lage der südlichen Pflanzer vergleichen, um zu sehen, welche Analogie zwischen ihnen herrscht. Die nördlichen Staaten, wie ich früher bemerkte, sahen ein, daß die Uebel der Sklaverei bei weitem ihre Vortheile überwogen, oder sich in demselben Verhältnisse vermehrten, als die letzteren sich verminderten. In allen Staaten, in welchen die Sklaverei eingeführt worden ist, hat sich die weiße Bevölkerung minder schnell, die der Schwarzen aber schneller vermehrt als in den freien Staaten. Die Negersklaven werden in der Regel besser genährt, besser gekleidet, und haben weniger Sorgen als die freien Neger, welche in den nördlichen Staaten mehr und mehr sich vermindern, und endlich ganz aussterben müssen. In

*) In einigen Fällen haben sich zwar Neger einiges Vermögen erworben, aber diese Fälle sind nur als Ausnahmen von der Regel zu betrachten; denn es gibt ihrer Hunderte, denen es kaum gelingt, als Bediente ein Unterkommen zu finden.

einer Colonie frägt man wenig darnach, ob die weiße Bevölkerung wächſt oder nicht; ſo lange ſie gering iſt, iſt das Vermögen der Pflanzer und die Grundſtücke weniger der Theilung unterworfen, oder die, welche ſich ein Vermögen erworben haben, kehren in ihr Mutterland zurück. Aber der Fall iſt ein ganz anderer, wenn ſich dieſe Colonie zu einem unabhängigen Staat erhebt, in welchem jeder Bürger eine permanente Wohnung und Heimath hat. Die Einwohner müſſen dann die dauerhaften beſtändigen Vortheile des Landes in Erwägung ziehen, und unter dieſen ſind nur wenige mit Sklaverei verbunden.

Die Sklaverei iſt erſtens eine ſchwere Beſteuerung der Pflanzer, welche nur die Reichſten unter ihnen ertragen, und wofür nur die Producte der ſüdlichen Staaten Erſatz leiſten können. Der Sklavenbeſitzer muß ſeine Neger ernähren, ehe ſie zu arbeiten im Stande ſind; werden ſie krank, ſo muß er ſie pflegen und ihnen Arznei reichen, und im Alter muß er ſie gegen Mangel ſchützen. Er iſt beſtändigen Verluſten durch Todesfälle und Krankheiten ausgeſetzt, und aus eigenem Intereſſe bewogen, ihre Geſundheit und ihr Leben in Acht zu nehmen. Der Bauer (farmer) des Nordens bezahlt bloß die ihm geleiſtete Arbeit, und beſitzt überdieß noch den Vortheil, ſeine eigene einträglich zu machen; er ernährt weder Kinder noch Greiſe, und verſieht ſich im Fall einer Krankheit ſeiner Dienſtleute mit anderen Arbeitern.

Die Sklaverei führt zweitens eine ſtarke phyſiſche Macht im Staate ein, welche der Aufſicht bedarf, und nur den Sklavenbeſitzern ſelbſt anvertraut werden darf. Die Sklaverei erhebt weiters den Preis der weißen Arbeit oder ſchließt ſie gänzlich aus. Sie hemmt daher den Gewerbsfleiß und beſchränkt ſelbſt den Handel auf die Ausfuhr von Naturproducten und die Einfuhr ſolcher Artikel, welche im Lande conſumirt werden. Aus demſelben Grunde verhindert ſie das Emporkommen der Manufacturen und jedes andern Zweiges der Betriebſamkeit, welcher den Wohlſtand eines Staates begründet. Die Sklaverei war daher dem Aufblühen der nördlichen Staaten ein Hinderniß, und dieß fühlten ſie, beſonders aber die arbeitenden Claſſen. Was konnte daher natürlicher ſeyn, als daß ſie auf ein Mittel dachten, dieſes Hinderniß ihres individuellen und nationalen Wohlſtandes aus dem Wege zu räumen? Nicht nur war die Sklaverei für ſie eine Laſt, ſondern ſie konnten ſich ihrer ohne

Schwierigkeiten entledigen, welche mit der Emancipation der Sklaven in den südlichen Staaten verbunden sind. Sie wußten, daß das Tagewerk ihrer Sklaven von armen deutschen und irischen Emigranten wohlfeiler verrichtet werden würde, als ihnen die Sklavenarbeit zu stehen kam, und daß das Klima ihre persönlichen Anstrengungen in Handel und Gewerben gestatte. Das Vermögen der Bürger, statt sich auf den Besitz des Bodens zu beschränken, mußte auf tausend verschiedenen Wegen alle Classen bereichern, und sie konnten ihre Grundstücke theilen, ohne ihren relativen Werth zu vermindern. Auch dieses ist dem Süden versagt. Der Werth eines Grundstückes mit zehn Negern ist weniger als der zehnte Theil eines gleich guten mit 100 Negern, und eine weitere Theilung würde es gänzlich werthlos machen. Die Kosten des Unterhalts einer kleinen südlichen Pflanzung sind beinahe dieselben als die einer ausgedehnten Niederlassung, aber ihr Ertrag ist kaum hinreichend sie zu decken. Im Norden hingegen sind große Besitzungen weniger einträglich als kleine, welche der Eigenthümer selbst übersehen und bebauen kann.

Alle diese Umstände waren der freien Arbeit günstig; der Norden erhielt dieselbe Arbeit für weniger Geld, und selbst das Klima war den Schwarzen ungünstig. Die Negersklaven bildeten ein zu unsicheres Eigenthum, und bedurften viel zu sehr der Pflege und Obhut, um ihren Besitzern einigen Gewinn abzuwerfen. Ich will damit nicht sagen, daß die Moralität und Religion auf die Abschaffung der Sklaverei in den nördlichen Staaten nicht mit eingewirkt haben; aber selbst die heiligsten Gebote werden besser und eifriger befolgt, wenn sie mit den Interessen der Menschen übereinstimmen.

Die Verhältnisse der südlichen Staaten sind ganz die entgegengesetzten. Die Fruchtbarkeit des Bodens setzt sie in den Stand ihre Sklaven zu bezahlen, und leistet hinlänglichen Ersatz für den Verlust durch Krankheiten und Todesfälle. Geben sie ihre Sklaven frei, so finden sich keine europäischen Emigranten welche ihre Arbeit verrichten; denn das Klima der südlichen Staaten, wie ich bereits erwähnt habe, ist im Sommer tödtlich für die Weißen, besonders in Bezug auf Feldarbeit, entspricht aber der Constitution der gefärbten Racen.

Der Süden kann seiner Natur nach nie mit dem Norden

in irgend einem Zweig der Betriebſamkeit wetteifern, und iſt daher genöthigt, ſich auf die Cultur des Bodens zu beſchränken. Wären die Neger frei, ſo würde ihre Arbeit ein Monopol ſeyn, welches die Pflanzer theuer bezahlen müßten. Sie würden nicht mehr im Stande ſeyn, ihre Operationen nach Willkür auszudehnen oder zu beſchränken, und könnten überdieß ihre Capitalien auf kein anderes Geſchäft verwenden. Die Neger würden mächtig und reich, die Pflanzer aber arm werden, und wären die erſteren eben ſo ſparſam, unternehmend und klug als die Weißen, ſo müßten ſie endlich ſich zu Herren des Bodens emporſchwingen und die Weißen gänzlich vertreiben.

Die Lage der weſtindiſchen Pflanzer iſt weit eher mit dem Zuſtande der ſüdlichen Staaten zu vergleichen. Boden und Klima begünſtigen die Afrikaner, während ſie Krankheiten und Tod unter den Weißen verbreiten. Die weſtindiſchen Pflanzer können daher eben ſo wenig ihre Felder ohne Neger bebauen, als die Bewohner der ſüdlichen Staaten der Union; ſie ſind in Bezug auf Manufacturen von andern Ländern abhängig, und ihr Activhandel beſchränkt ſich auf die Ausfuhr ihrer Producte. Aber die weſtindiſchen Inſeln bilden keine unabhängigen, ſich ſelbſt regierenden Staaten; ſie beſitzen kein nach den Principien des americaniſchen geformtes Wahlſyſtem, welches die ganze Staatsgewalt der Majorität des Volkes in die Hände legt, und ſind daher durch die Emancipation der Sklaven nicht in ihren politiſchen Rechten beeinträchtigt. Ihre perſönliche Sicherheit hängt nicht ſo ganz und gar von ihrer eigenen Stärke ab, denn ſie werden von einer mächtigen Land- und Seemacht beſchützt, deren Koſten der Regierung eines anderen Landes anheimfallen, und als Inſulaner ſind ſie leichter zu beſchützen als die zerſtreuten Bewohner des Feſtlandes. — Sie ſind nicht an den Boden gebunden und betrachten Weſt-Indien nicht als ihre Heimath. Sie ſind großbritanniſche Unterthanen, die ihre Niederlaſſungen lieben wie ein Kaufmann ſein Capital. Sie beſitzen keine ſouveraine Macht, welche durch die Emancipation der Sklaven compromittirt wäre, ſondern ſind Bürger eines mächtigen Reiches, deſſen Pflicht es iſt, ihr Vermögen und ihr Leben zu ſchützen. Auch beſaßen die Bewohner der brittiſch-weſtindiſchen Inſeln nie einen unmittelbaren Einfluß auf die Regierung dieſer Macht, dem ähnlich, welchen die ſüdlichen Staaten der Union auf die Rathſchläge des Congreſſes ausüben, und

waren daher weder für die Irrthümer dieser Macht verantwortlich, noch hatten sie zu befürchten, den Negern das Recht einzuräumen, für das ganze Land Gesetze zu erlassen. Sie mußten eine Maßregel des brittischen Parlaments annehmen, welche von ihnen nicht ausgegangen war, und können in Folge dessen wohl ihr Vermögen, nicht aber ihr Vaterland verlieren.

Auch hätten die westindischen Pflanzer diese Maßregel gewiß nicht angenommen, wenn das englische Parlament ihnen diese nicht aufgedrungen hätte; denn diejenigen, welche mit den Negern leben, hegen gegen sie größere Vorurtheile als die europäischen Philanthropen, welche in ihnen die abstracte Menschenwürde verehren. Die Gefahr seines Vermögens oder seines Lebens, mit welcher ein Sklavenbesitzer bedroht ist, hat wenig Einfluß auf den 5 bis 600 Meilen vom Schauplatz entfernten Gesetzgeber, aber sie wirkt furchtbar auf Alle, die sich in ihrer Nähe befinden. Der Versuch ist noch unvollendet, und das Resultat, was er bis jetzt geliefert hat, ist bei weitem nicht so einladend, als die englischen Blätter dem brittischen Publicum weiß machen wollen.

Aber ich wollte an die englischen Philanthropen noch eine andere Frage stellen: Würden sie eben so bereit gewesen seyn, die Emancipation der Neger zu befördern, wenn die letzteren mit der Bevölkerung Englands vermischt gewesen wären, oder wenn ihre Zahl die der Weißen überstiegen hätte; die Bevölkerung Englands beläuft sich jetzt auf ungefähr 15 Millionen, laßt uns den Fall annehmen, daß darunter 8 oder 9 Millionen Neger wären, deren Civilisation sich einzig und allein auf die der Weißen stützte, und deren Fortschritte in den Wissenschaften und Künsten noch immer höchst problematisch wären; nehmen wir an, man kenne diese Neger als leidenschaftliche, ihren thierischen Trieben folgende Menschen, deren ganzes Wesen den Engländern zuwider wäre; würden sie wohl diese 8 oder 9 Millionen bewaffnet und ihnen dieselben Rechte und Privilegien eingeräumt haben, welche sie selbst besitzen; — würden sie wohl willig gewesen seyn, ihnen einen Theil der Regierung selbst nach Verlauf von vielen Jahren anzuvertrauen, wenn der geringste Mißbrauch dieser Gewalt sie unwiderruflich ins Verderben stürzen müßte? — Warum gibt es jetzt noch so viele Engländer, welche dieses Recht den Irländern

verweigern wollen, einem Volk, welches derſelben Race angehört, das wie ſie zu fühlen und zu denken im Stande iſt und jene ausgezeichneten geiſtigen Eigenſchaften beſitzt, die einen Wellington, einen Burke, einen Sheridan und einen O'Connel hervorbringen konnten?

Die Negerbevölkerung der Vereinigten Staaten beläuft ſich gegenwärtig auf 2½ Millionen, und übertrifft jetzt ſchon in einigen Sklavenſtaaten die Zahl der Weißen. Dieſe Staaten beſitzen keinen einzigen befeſtigten Platz, welcher einer Belagerung widerſtehen könnte, oder eine Stadt, welche mit Gräben oder Mauern umgeben wäre, um ihre Einwohner gegen einen möglichen Negeraufruhr zu ſchützen. Sie könnten ſich nicht einmal auf jene Macht ſtützen welche aus ihrer Vereinigung entſpränge; ihre Häuſer liegen einzeln und zerſtreut im Lande herum, und ihre Familien ſind von Negern umgeben. Weib und Kinder eines Pflanzers könnten geſchlachtet, und ſeine Wohnung ein Raub der Flammen geworden ſeyn, ehe die nächſten Nachbarn davon Kunde erhalten oder Maßregeln für ihre eigene Sicherheit treffen könnten.

Das ſtehende Heer der Vereinigten Staaten beſteht aus 7000 Mann aller Waffen und Grade, welche in den verſchiedenen Häfen und Forts der Union zerſtreut liegen. Dieſe Militärmacht würde kaum hinreichen, einen einzigen Staat gegen einen möglichen Negeraufruhr zu ſchützen, und ehe die Milizen ſich verſammeln könnten, würde die Hälfte von ihnen durch das Schwert gefallen ſeyn.

Dieß iſt die Lage des Pflanzers in den ſüdlichen Staaten. — Er beſitzt kein Mittel, ſich gegen einen möglichen Negeraufſtand zu vertheidigen, und doch muthet man ihm zu ſeine Sklaven frei zu geben und zu bewaffnen; er beſitzt kein anderes Eigenthum außer ſeinen Negern, und doch ſoll er ſich ihrer entäußern und dadurch ſeine Pflanzung werthlos machen; er kann ſich auf keine andere Art und Weiſe ernähren, und doch will man ihn im Beſitz dieſes ſeines einzigen Eigenthums ſtören, und ihn dann mit dem Unterhalt des Staates beſteuern; man bietet ihm keinen Erſatz für ſeinen Verluſt, kein Mittel zur Vertheidigung, keinen befeſtigten Ort zum Schutz ſeines Weibes und ſeiner Kinder! — Man muthet ihm noch viel mehr zu. Er ſoll den Negern allgemeine Wahlfreiheit einräumen, ohne welche ſie dennoch nur freigelaſſene Sklaven wären, obgleich weniger folgſame und unterwürfige Skla-

ven, und er soll ihnen die Macht der Gesetzgebung einräumen, denn da ihre Zahl in manchen Staaten die der Weißen übersteigt, so würde es in ihrer Macht stehen, jede ihnen gutdünkende Maßregel durchzuführen, und dadurch die Weißen zu regieren. Alles was ihm theuer ist Leben, Eigenthum, Gerechtigkeit und selbst das Gesetz würde den Negern preisgegeben seyn, um einen Versuch zu wagen, welcher, im Fall er fehlschlüge, Millionen ins Verderben stürzen müßte.

Ein Gesetz für die Emancipation der Sklaven ist nicht wie jedes andere, welches zu jeder Zeit widerrufen werden kann. Wie die Würfel fallen, so bleiben sie; — denn die Macht einmal den Weißen aus den Händen gerissen, würde ohne Blutvergießen und die gänzliche Vertilgung der Schwarzen nicht wieder zu ihnen zurückkehren.

Und welchen Einfluß würde die Emancipation der Sklaven auf die Angelegenheiten des Congresses üben. Jetzt werden die südlichen Staaten durch ihr gemeinschaftliches Interesse und durch ihren vereinten Widerstand gegen jede mögliche willkürliche Handlung des Nordens zusammengehalten. *) Mit der Freilassung der Neger würde dieses gemeinschaftliche Interesse verschwinden. Die südlichen Staaten würden sich im Fall eines Aufruhrs nicht wechselseitig unterstützen können, denn jeder von ihnen würde sich gegen seine eigenen Neger zu vertheidigen haben; — sie würden gezwungen seyn mit dem Norden Frieden zu schließen, und seine Hülfe anzuflehen oder zu erkaufen; — die südlichen Staaten würden einer dem andern entgegenstehen, und die freien Schwarzen, die einzigen zum Anbau des Bodens fähigen Menschen, bald einen oder den andern vorziehen und die übrigen verlassen. Der Einfluß der südlichen Staaten auf die Berathschlagungen des Congresses würde so gut als vernichtet seyn; denn die verschiedenen Staaten würden nicht nur unter sich, sondern jeder wieder zwischen den Weißen und Schwarzen getheilt seyn. Kein Staat würde die Macht besitzen, die Leidenschaften der entlassenen Sklaven zu lenken oder zu bändigen; denn ihre grö-

*) Jetzt ist eine willkürliche Einmischung der nördlichen Staaten in die Sklavenangelegenheiten des Südens weniger zu fürchten, als vor einigen Jahren; denn die öffentliche Meinung hat sich seither überall zu Gunsten der Sklavenbesitzer erklärt, und die Abolitionisten verschwinden nach und nach aus allen Theilen der Union.

ßere Zahl würde sie zu Gesetzgebern des Landes machen. Die physische, moralische und politische Existenz der Pflanzer ist durch die Aufhebung der Sklaverei bedroht, und es ist daher ihre Pflicht still zu stehen und Rath zu halten, ehe sie einen so gefährlichen Versuch wagen.

Ich will hier nicht den Zustand der westindischen Pflanzer beschreiben; aber gewiß hat er aufgehört blühend zu seyn. Die Emancipation der Neger wird ihren Untergang beschleunigen, oder wenigstens ihre Sicherheit auf geraume Zeit in Gefahr setzen. Die Weißen werden sich nie mit den Schwarzen amalgamiren, wo aber die letzteren von ihnen unabhängig sind, diesen feindlich gegenüber stehen. Die physische Macht ist auf Seite der Afrikaner — die moralische Kraft gehört den Weißen. Das Klima von West-Indien steht der Vermehrung der letzteren entgegen, und wirkt selbst zerstörend auf ihre Geisteskräfte. Es gibt einen Punkt, über welchen hinaus die Intelligenz nicht die physischen Hindernisse zu besiegen vermag, und die Zeit ist vielleicht nicht mehr fern, wo die geringe Zahl der westindischen Pflanzer, selbst von einer mächtigen Seemacht unterstützt dem Andrang der stets sich vermehrenden Neger nicht wird widerstehen können. Bei dem ersten Ausbruch eines Krieges müßten die Pflanzer ihre Niederlassungen verlassen und zu den Städten ihre Zuflucht nehmen; denn nur diese haben Besatzungen, und sind im Stande ihnen Sicherheit zu gewähren.

Die Macht der Intelligenz über barbarische Massen besteht in der Organisation der Einzelnen zu einem Ganzen, und in jener moralischen Kraft, welche das Resultat der Wechselwirkung des Ganzen auf die Einzelnen, und der Einzelnen auf das Ganze ist. Diesen Vorzug, welchen die weiße Race immer vor allen andern vorausgehabt hat, geht für einzelne, von einander getrennt lebende Personen gänzlich verloren, und wäre daher nicht im Stande, die Pflanzer gegen einen möglichen Aufstand ihrer Neger zu schützen. Sie könnten nicht an allen Orten zugleich eine Macht aufstellen, und es würden die Neger für ihren Herd kämpfen, während die Weißen als Fremde gewissermaßen einen Eroberungskrieg führen müßten. Sie könnten wohl die ihnen zugefügten Beleidigungen blutig rächen, nie aber wieder nach ihren Pflanzungen zurückkehren und auf die Treue der Ueberwundenen rechnen. Was

auch das Ende eines ſolchen Krieges ſeyn möchte, ſo würde er doch die Engländer zwingen die Colonie zu verlaſſen: — ohne Neger könnten ſie ihre Pflanzungen nicht beſtellen, und die Gegenwart derſelben würde ihre perſönliche Sicherheit bedrohen. Eine weiſe Regierung kann den Anfang der Feindſeligkeiten hinausſchieben, bis jetzt ſind aber noch keine Mittel vorhanden, die Möglichkeit ihres Ausbruches auf immer zu entfernen, und bis dieſe Sicherheit erreicht iſt, hängt das Schwert des Damokles über den Häuptern der weſtindiſchen Pflanzer.

Aber im Fall eines Krieges zwiſchen den Schwarzen und Weißen wäre die Lage der Pflanzer in den ſüdlichen Staaten der Union noch beklagenswerther. Sie könnten nicht ihren Negern entrinnen oder zu den befeſtigten Seehäfen ihre Zuflucht nehmen. Wohin könnten die Einwohner von Tenneſſee, Alabama und Miſſouri um Hülfe fliehen? Wo ſie ſich hinwenden wollten, würden ſie auf Feinde ſtoßen. Es würde ihnen keine andere Wahl übrig bleiben als den Feind abzuwarten und den Kampf auf Leben und Tod mit ihm zu kämpfen. Setzen wir den Fall, daß ſie ſiegten, würden ihre Feinde ſich nicht wieder um ſie herum vermehren und ſie mit einem ähnlichen Krieg bedrohen? Gibt es wohl eine Ausſicht auf einen dauerhaften Frieden zwiſchen zwei ſo ungleichen Parteien? Die Neger in den ſüdlichen Staaten, wie ich bereits erwähnt habe, vermehren ſich ſchneller als die Weißen; wie ſehr daher auch ihre Zahl durch einen Krieg vermindert werden würde, immer müßte ſie wieder größer werden als die der Weißen, und dann würde die Schlacht von neuem beginnen. Nur durch das ungeheure Uebergewicht der Weißen über die Schwarzen werden letztere noch im Zuſtande der Unterwürfigkeit erhalten; nur die moraliſche Kraft der Pflanzer erlaubt den Negern ſich über eine gewiſſe Zahl zu vermehren, ohne die Sicherheit der erſteren zu bedrohen. Jede Veränderung ihres gegenwärtigen Zuſtandes würde die Neger zu natürlichen Feinden der Weißen machen, und den Samen der Zwietracht unter ſie ſtreuen. — Die Neger würden Alles zu gewinnen, die Pflanzer Alles zu verlieren haben, während der Kampfplatz die Hälfte des Gebietes der Union umfaſſen würde. So ein Krieg würde an Furie alle andern übertreffen; denn der Haß der Racen würde jede Grauſamkeit geſtatten und die Stimme der Menſchheit im Verzweiflungskampfe für das eigene Leben erſticken. Keine Partei würde, keine dürfte das Leben der andern

ſchonen, und der Kampf würde nur mit der Vertilgung einer oder der andern Race endigen.

Laßt uns jetzt den moraliſchen und philoſophiſchen Geſichtspunkt unſerer Frage ins Auge faſſen. — Schon im Begriffe der Sklaverei liegt etwas ſo Empörendes, daß ich leicht den Abſcheu der Europäer für dieſelbe begreifen kann. Kein Menſch hat das Recht einen andern als ſein Eigenthum zu betrachten, oder nach Gutdünken mit ihm zu verfügen. Das Begehen eines ſolchen Verbrechens entehrt den Herrn wie den Sklaven, und gereicht beiden zum Nachtheil. Der Herr wird dadurch eben ſo ſehr von ſeinen Sklaven abhängig, als der Sklave von ſeinem Herrn, welche Gewalt auch der letztere über den erſteren ausüben mag. Die Sklaverei zerſtört das Gefühl der Menſchlichkeit in den Unterdrückern und erfüllt die Sklaven mit ſataniſchem Rachgefühl gegen ihre unnatürlichen Peiniger. Der Sklave muß ſich entweder gegen ſeinen Herrn empören, oder ſo verworfen werden, daß er aufhört unſer Mitleid zu verdienen.

Dieſe Wahrheiten werden überall als Axiome angenommen, und wir haben daher bloß noch die Sklaverei ſelbſt zu definiren. Wenn wir die Sklaverei als einen Mißbrauch der Gewalt eines Menſchen und den erzwungenen Gehorſam eines andern anſehen, ſo werden wir finden, daß ſie mehr oder weniger überall exiſtirt, obſchon unter verſchiedenen Formen und ſelbſt unter dem Gewande der Gerechtigkeit. Wir müſſen uns daher um eine engere Definition umſehen, wie etwa dieſe: Die Sklaverei beſteht in der gewaltſamen Unterwerfung oder Verhinderung des Emporkommens derjenigen, welche ſonſt unſeres Gleichen wären. Aber ſelbſt dieſe Definition iſt auf die Negerſklaverei nicht anwendbar. Es ſteht noch zu erweiſen, daß die Neger wirklich dieſelben geiſtigen Fähigkeiten beſitzen als die Weißen, und daß ſie als freie Mitbürger ein und desſelben Staates nicht der Willkür der Weißen anheimfallen würden. Wenn man beweiſen könnte, daß die Neger einer untergeordneten Race angehörten oder unfähig wären dieſelben Rechte und Freiheiten zu genießen als die Weißen, ohne die moraliſchen und politiſchen Inſtitutionen eines Staates zu bedrohen; wenn man darthun könnte, daß ihre Leidenſchaften größer, ihr Verſtand und ihre Urtheilskraft aber weniger ausgebildet wären als die der

Weißen, dann hätte man wenigſtens einen Entſchuldigungsgrund für den Fortbeſtand der Sklaverei gefunden, obgleich kein Recht die untergeordneten Fähigkeiten der Neger zu mißbrauchen. — Wenn ich hier von Sklaverei ſpreche, ſo ſpreche ich von dem, was beſteht, nicht aber von dem Princip, welches ſie ins Leben gerufen hat. Die erſte Einführung der Sklaverei war eine Abſcheulichkeit, welche, wo ſie begangen, in ihrer ſchrecklichen Wiedervergeltung die Fortſchritte der Weißen in allen Zweigen gehemmt hat. Aber die Staaten, in welchen ſie exiſtirt, müſſen natürlich anders raiſonniren; — ſie müſſen von gegebenen Prämiſſen ausgehen und nicht von allgemeinen Grundſätzen; — ſie müſſen ihr Argument auf einen beſondern Fall anwenden, und nicht auf die ganze Menſchheit.

Gewiß hätten die Neger Afrika nicht verlaſſen, wenn ſie nicht in europäiſchen Schiffen weggeſchleppt worden wären, und gewiß würden ſie nicht nach America gekommen ſeyn, wenn ſie dort nicht als Sklaven verkauft worden wären. Seit jener Zeit hat ſich ihre Zahl beſtändig vermehrt, und ſie ſind in America heimiſch geworden. Sie haben einen gewiſſen Grad von Civiliſation erreicht, und im Umgang mit den Weißen einen eigenthümlichen Charakter angenommen. Dieſen Charakter in ſeiner Beziehung zu dem afrikaniſchen und zu den beſondern Eigenſchaften der Americaner müſſen wir beſonders ins Auge faſſen, wenn wir über die philoſophiſche Gleichheit der Schwarzen mit den Weißen abſprechen wollen.

Nach meiner Ueberzeugung ſind die Neger wirklich eine untergeordnete Menſchenrace, und nicht fähig denſelben Grad von Freiheit ohne Mißbrauch zu genießen wie die Americaner. Um nicht mißverſtanden zu werden — da die letzte Clauſel von vielen andern Völkern gilt — will ich hinzufügen, daß ich die Neger für gänzlich unfähig halte, je eine der Weißen ähnliche Geſellſchaft zu bilden, und daß ſie, wenn ſie eines ſolchen Zuſtandes fähig wären, ihn doch ſo lange nicht erreichen könnten, als ſie von Weißen umringt ſind.

Die, welche den Negern dieſelben geiſtigen Fähigkeiten zutrauen als den Weißen, ſind gewohnt a priori zu raiſonniren, und haben einen ſo hohen Begriff von der Menſchheit, daß ſie ihn auf keine Race anwenden können, ohne dieſer ihre koſtbarſten Attribute beizulegen. „Auch die Neger ſind Menſchen,“ ſagen ſie, „warum

ſollten ſie nicht dieſelben Eigenſchaften beſitzen?" Umſonſt würde man den Unterſchied der Geſichtsfarbe, der Conformation der Glieder, und beſonders den verſchiedenen Bau des Kopfes anführen. „Sie ſind im Beſitz der vorzüglichſten phyſiſchen Kennzeichen, und beſitzen daher auch die vorzüglichſten Eigenſchaften des Geiſtes." — Der Beweis iſt aber ganz der entgegengeſetzte. Sie unterſcheiden ſich wirklich durch auffallende Merkmale von anderen Racen, und wo die Natur einen phyſiſchen Unterſchied zeigt, dürfen wir füglich auch auf einen moraliſchen ſchließen.

Und wie unterſtützt die Geſchichte ihre Behauptungen? Alle Völker haben entweder ſelbſt den Grund zu ihrer Bildung gelegt, oder aus freiem Antriebe die Künſte und Wiſſenſchaften anderer Völker nachgeahmt. Die Neger ſind ſchon den Völkern des graueſten Alterthums bekannt geweſen; aber immer in demſelben Zuſtand, in welchem wir ſie kennen; obgleich ſie mit vielen Nationen in Verkehr ſtanden, und zum Theil ſelbſt nach fremden Ländern kamen. Was ſind ihre Sitten und Gebräuche jetzt? Ganz dieſelben wie vor zweitauſend Jahren! — Alle Völker ſprechen ihre Lieblingsneigungen in ihren Beluſtigungen aus, unter welchen der Tanz die vorzüglichſte Rolle ſpielt. Der ſchottiſche Tanz drückt den kriegeriſchen Charakter der Schotten aus; das deutſche Walzen die Offenheit und Gemüthlichkeit der Deutſchen; die franzöſiſche Quadrille die romantiſche Grazie der Franzoſen; der Fandango die raſende Leidenſchaft der Spanier, aber der eigentliche afrikaniſche Negertanz trägt den Stempel der thieriſchſten Sinnlichkeit. Daſſelbe gilt von ihrem Schmuck. Ihre Körper zieren ſie mit Eingeweiden; das Innere ihrer Wohnungen mit Unrath.

Dieſelbe Brutalität zeigen ſie in ihrer Gottesverehrung. — Ihre Götzen ſind die häßlichſten, und ihre Opfer die grauſamſten aller rohen Völker, und es fehlt ihnen die Tugend der meiſten Barbaren — die Tapferkeit. Man vergleiche die Neger mit den americaniſchen Indianern! Erſtere mit ihren fürchterlichen Göttern und ihrer Feigheit; letztere mit ihrem erhabenen Glauben an den „großen Geiſt" und ihrer Todesverachtung; das Rednertalent und die poetiſche Begeiſterung der Indianer, und die Dumpfheit und den Mangel an Einbildungskraft der Neger! Und doch werden Wenige, welche die Indianer näher kennen gelernt haben, das „rothe Menſchengeſchlecht" derſelben Civiliſation fähig halten als die Weißen, und die Erfah-

rung zweier Jahrhunderte hat dieſe traurige Neigung gerechtfertigt. Wie ſoll man jetzt an die moraliſche Perfectibilität der Neger glauben, die in jeder Beziehung hinter den Indianern zurückbleiben. Das bißchen Civiliſation, welches die Neger beſitzen, iſt ihnen aufgedrungen worden, und wird noch immer nur durch die Weißen genährt und gepflegt.

Hier treffen wir auf einen andern Unterſchied zwiſchen den Negern und Indianern. Die Neger äffen die Künſte der Civiliſation der Americaner aus Schwäche nach, und weil ſie keinen ihnen eigenthümlichen Charakter beſitzen. Der Indianer iſt zu ſtolz, dem „weißen Menſchen" etwas nachzumachen; — er liebt zu ſehr die Freiheit, das Kind der americaniſchen Urwälder, um ſich den Geſetzen der Civiliſation zu fügen. Hamilton führt in ſeinem Werke an, daß er der Prüfung einer Negerſchule in New-York beiwohnte, in welcher die Knaben Fragen in der Geographie beantworteten, welche ihn ſelbſt verlegen gemacht hätten. Dieß will ich herzlich gerne glauben; aber zur Beantwortung von dergleichen Fragen bedarf es nur des Gedächtniſſes, welches keine beſondere höhere Geiſteskraft vorausſetzt, und oft bei den niederſten Fähigkeiten auffallend thätig iſt. Aber was ſind die Fortſchritte der Neger in den Wiſſenſchaften und Künſten, ungeachtet es in den Vereinigten Staaten freie Neger gibt, welche ein bedeutendes Vermögen beſitzen? Welche Fortſchritte in Erziehung und Bildung haben die freien unabhängigen Neger von St. Domingo gemacht?

Die americaniſchen Indianer beſaßen ihre eigener Sprachen, wovon die meiſten höchſt biegſam und wohlklingend ſind; *) die Neger beſitzen nicht einmal dieſe Grundlage der Civiliſation, als Mittel des Ausdruckes ihrer Individualität: — ein franzöſiſcher Neger iſt ein verſtümmelter Franzoſe, ein engliſcher eine Caricatur eines Engländers, ein ſpaniſcher eine ſchlechte Nachahmung ſeines mittelmäßigen Originals; wohin die Neger gingen, ſind ſie die bloßen Nachäffer anderer Racen geworden, aber der americaniſche Neger iſt gewiß der troſtloſeſte Nachfolger ſeines klugen unternehmenden Gebieters. — Und würden jetzt die civiliſirten americaniſchen Neger, wenn ſie nach ihrem Vaterlande zurückkehrten, wohl fähig ſeyn Afrika zu civiliſiren, und europäiſche Künſte und Wiſſenſchaften dorthin zu

*) Vergleiche Zeitberger Delaware-indianiſche Sprachlehre.

verpflanzen? Ich glaube, daß die Antwort verneinend ausfallen muß, und dieß iſt der Geſichtspunkt, aus welchem man die natürliche Anlage der Neger beurtheilen muß.

Die Colonie von Liberia wurde von den Americanern mit freien Negern gegründet. Die Niederlaſſung iſt jetzt viele Jahre alt, und in einem blühenden Zuſtande, obgleich ſie ihre größte Stütze in America findet. Deſſen ungeachtet war die höhere Bildung der Coloniſten bis jetzt unfähig, auf die um ſie herumliegenden Stämme auch nur den geringſten Eindruck zu machen. Sie haben keinen einzigen Afrikaner zu ihren Sitten oder zu ihrem Glauben bekehrt, ja ſie ſind nicht einmal im Stande geweſen die Neugierde der Eingebornen zu erwecken. Die Coloniſten ſelbſt bedurften von Zeit zu Zeit der Ermahnung, der Belehrung und des guten Beiſpiels, um ſich auf dem Standpunkt ihrer erworbenen Bildung zu behaupten. Ihre ganze Civiliſation hängt nur an ihnen wie ein geborgtes Kleid, das für den Gebrauch eines andern Menſchen beſtimmt iſt.

Die europäiſche Civiliſation, obwohl als eine Einheit betrachtet, hat ſich unter den verſchiedenen Nationen verſchieden geſtaltet, und in jedem Lande verſchiedene Früchte getragen. Die Künſte Englands, Frankreichs, Deutſchlands und Italiens haben alle ihren eigenthümlichen Charakter und bezeichnen das beſondere Genie dieſer Nationen. Die Civiliſation der Vereinigten Staaten, obgleich nur das Product zweier Jahrhunderte, zeigt doch ſchon die auffallendſten Spuren von Nationalität, gänzlich verſchieden von der europäiſchen.

Die zum chriſtlichen Glauben bekehrten Indianer ſind noch immer ein eigenes edles Menſchengeſchlecht, welches ſelbſt ſeinen bitterſten Feinden Achtung und Ehrfurcht einflößt. Aber wo ſind die Eigenheiten der civiliſirten Neger, in welchen wir den ihnen eigenthümlichen Geiſt wahrnehmen könnten? Ich muß geſtehen, ich kenne keine außer dem gänzlichen Mangel aller unabhängigen Energie des Charakters. Ich habe mit Hunderten von Negern geſprochen, bin aber nie im Stande geweſen, in ihnen auch nur eine einzige urſprüngliche Idee zu entdecken, welche ihre faden Recitationen americaniſcher Phraſen gewürzt, oder als Zeiger eines Geiſtes gedient hätte, welcher fähig iſt, ſich ſelbſt zu beſchauen. Alles, wodurch ſie ſich als civiliſirte Weſen auszeichneten, beſtand in einer unglücklichen Nachahmung des äußeren Americaners,

und in einer beſondern Aufmerkſamkeit auf die Regeln der Convenienz und der Mode. — Sie ſind zu europäiſchen Puppenmännern geworden, nicht aber zu americaniſchen Demokraten. — Es iſt ein trauriges Geſchäft, irgend einen Theil der menſchlichen Familie in den Augen der Welt herabzuſetzen; aber Wahrheit und Gerechtigkeit gegen die Americaner erlauben mir nicht, eine mildere Sprache zu führen, wie auch meine Schilderung einzelne Perſonen beleidigen mag.

Eine Thatſache unterſtützt beſonders meine Behauptungen. Die meiſten Perſonen, welche die Gleichheit der Menſchenracen vertheidigen, haben nie Gelegenheit gehabt, dieſe perſönlich kennen zu lernen, während beinahe Alle, welche mit den Negern in Verkehr ſtanden, einer ganz entgegengeſetzten Meinung ſind. Warum hegen die Americaner keine ähnlichen Vorurtheile gegen die Indianer? — Einige der erſten Familien von Virginien, ausgezeichnet durch ihre Talente als Staatsmänner und Geſetzgeber, ſtammen zum Theil von den Indianern ab. Aber ſtatt ihre Abkunft als etwas Schimpfliches zu betrachten, ſind ſie ſtolz auf ihre Ahnen, und eine gewiſſe Erhabenheit des Geiſtes ſcheint unter ihnen erblich zu ſeyn und ſich in ihren männlichen Geſichtszügen zu ſpiegeln. *) Der Mulatte hingegen, obſchon um einen Grad höher als der Neger, iſt ein kriechendes Geſchöpf, und noch immer durch ſeine Unterwürfigkeit unter die Natur — das Hauptmerkmal der Schwarzen — ausgezeichnet.

Kein anderes menſchliches Geſchöpf iſt von der Natur ſo ſehr dem Klima angepaßt als der Neger, kein anderes iſt daher ſo ſehr auf beſtimmte Breitengrade angewieſen und verhindert, ſich über den ganzen Erdball auszubreiten. Haut, Haare, Geſichtsfarbe und Füße des Negers ſind für die afrikaniſche Sonne gemacht, und da er ſeiner Natur nach wenig um die Zukunft beſorgt iſt, ſo iſt er von Pflanzen und Bäumen umgeben, welche zu gleicher Zeit Blüthen und Früchte tragen. — Der Neger iſt der Sklave der Natur; der Weiße iſt ihr Gefährte. — In einem nördlichen Klima geboren, und daher weniger dem größten phyſiſchen Einfluß, der Sonne, ausgeſetzt, iſt ſein Geiſt unabhängiger von den ihn umgebenden Gegenſtänden. Seine

*) Waſhington und Jefferſon ſtammen beide theilweiſe von den Indianern ab.

phyſiſchen Bedürfniſſe wecken ſeinen Erfindungsgeiſt und ſeine Thätigkeit, und der herannahende Winter verlangt ſeine Sorge für die Zukunft. Er iſt geboren, die Natur zu beherrſchen und zu ſeinem Zwecke zu gebrauchen, nicht aber von ihren Wohlthaten zu leben. Alles was je den Zuſtand des Menſchengeſchlechtes verbeſſert hat, Philoſophie, Religion, Poeſie und Kunſt, ſind Kinder des gemäßigten Klima's. Die ganze Weltgeſchichte iſt die Geſchichte der gemäßigten Zone; der moraliſche Hebel des Menſchengeſchlechtes findet dort ſeinen Schwerpunkt.

Die Fortſchritte der weißen Race ſind die Seele der Geſchichte; denn die weiße Race brachte alle Veränderungen hervor, und belebte durch ihre innere Kraft die übrige Menſchheit. Alle übrigen Nationen ſind innerhalb der ihnen von der Natur angewieſenen Gränzen geblieben; nur die weiße Race beſaß den Muth, dieſe zu überſchreiten, und ſich jenſeits des Meeres eine neue Welt zu ſuchen. Wo dieſe Race ſeither Fuß gefaßt, da hat ſie alle übrigen verdrängt oder unterjocht, und ihr Eroberungszug geht weiter, bis ſie ſich die Welt unterworfen haben wird.

Sollten wir unter dieſen Umſtänden an der Ueberlegenheit der weißen Race über alle andern, und daher a fortiori an ihrer Ueberlegenheit über die Neger zweifeln können? Müßten wir nicht dieſen Schluß faſſen, ſelbſt wenn uns keine phyſiſchen Unterſchiede der Racen in die Augen fielen? Der Einwurf, daß die Weißen durch Civiliſation und Kunſt ſiegen, kann hier nichts fruchten. Warum beſitzen die andern Racen nicht denſelben Grad von Civiliſation, da es doch bewieſen iſt, daß ihr Urſprung, wo nicht älter doch wenigſtens eben ſo alt iſt, als der der weißen? Sind die Völker des Orients und ihre Gelehrſamkeit nicht älter als die von Europa? Warum haben ſie ihre Kenntniſſe nicht beſſer benützt? Warum arbeiteten die Europäer Jahrhunderte lang an der Kenntniß der Alten? Welcher Geiſt läßt ſie noch jetzt an der Geſchichte aller Völker Antheil nehmen, und ſie bis ins graueſte Alterthum verfolgen, da doch dieſe Völker nicht das geringſte Intereſſe für die europäiſchen Begebenheiten bezeugen? Warum iſt der Welthandel auf europäiſche und americaniſche Schiffe beſchränkt? Warum hat ſich ſelbſt das Chriſtenthum nur über dieſe zwei Continente verbreitet? Warum begnügen ſich die Weißen nicht, wie die Chineſen, mit ihren erworbenen Vorzügen, ſondern ſuchen beſtändig in allen Zweigen der Wiſſenſchaften weiter zu kommen?

Warum iſt die weiße Race die einzige, welche ihre Sitten und Gebräuche auf alle anderen zu verpflanzen ſucht? Warum gelingt ihr dieß, und wodurch unterwirft ſie ſich alle anderen? Warum wirken die andern Racen nicht auf die Weißen zurück, ſondern ſind nur empfänglich für die Einflüſſe der letzteren? Warum verändern ſich die Weißen nicht im Verkehr mit den gefärbten Racen?

Es gibt aber noch einen andern Umſtand, welcher unſere Aufmerkſamkeit verdient. Nie haben die verſchiedenen Racen die geringſte Neigung gezeigt, ſich mit einander zu vereinigen. Wenn hie und da eine ſolche Neigung vorherrſchte, ſo war es immer unter der niederen in Bezug auf die höhere Race; ſelten das Gegentheil. — Die wenigen Ausnahmen von dieſer Regel müſſen wir als Beiſpiele individueller Verderbtheit betrachten oder als Folgen beſonderer Umſtände, welche eine freie Wahl unmöglich machten. Dieſer natürliche Widerwille war immer am ſtärkſten zwiſchen der weißen und ſchwarzen Race, im Verhältniß möchte ich ſagen zum Unterſchied ihrer Farbe und der Verſchiedenheit ihrer Sitten und Neigungen. Aber ſie herrſcht auch zwiſchen anderen Racen, und iſt daher als eine Art Inſtinct anzuſehen, welcher ſich nicht ſo leicht durch Verſtandesſchlüſſe verwiſchen läßt.

Gleich nach Einführung der Negerſklaven in America verboten die Provinzial-Verſammlungen jede Vermiſchung der Weißen mit den Negern unter den ſtrengſten Strafen. Das Geſetz von Maryland vom Jahre 1715 verordnete, daß eine Weiße, welche von einem Negerſklaven oder freien Schwarzen ſchwanger würde, mit einer Knechtſchaft von 7 Jahren beſtraft werden ſollte; und daß die Kinder ſolcher unnatürlichen, laſterhaften Verbindungen bis zum 31ſten Jahre Sklaven ſeyn ſollten. Ein Weißer, welcher ſich mit einer Negerin verging, wurde eben ſo hart beſtraft als eine Weiße, die ſich eines Verbrechens mit einem Neger ſchuldig machte, und ähnliche Geſetze wurden auch in Virginien erlaſſen. Selbſt getaufte Neger waren nicht als Chriſten anerkannt.*) Keine ſolchen Geſetze wurden je gegen die Vermiſchung mit Indianern erlaſſen; aber obgleich das Beiſpiel hiervon in der Heirath des Capitäns Smith mit der Prinzeſſin Pocahuntas gegeben wurde, ſo fand es doch unter den europäiſchen Anſiedlern

*) Grahame's Geſchichte der Vereinigten Staaten.

wenig Nachahmer, ungeachtet der politischen Vortheile, welche zu jener Zeit aus diesen Ehen entsprangen.

Die Zigeuner geben ein anderes Beispiel von dieser natürlichen Abneigung zwischen den verschiedenen Racen. Sie sind in Schottland, Frankreich, Spanien, Deutschland und Ungarn unvermischt geblieben, und würden, auch wenn sie nach America auswanderten, sich nicht mit den Americanern amalgamiren. Sie besitzen jetzt noch ihre besonderen, den Gesetzen civilisirter Nationen entgegenstehenden Sitten und Gebräuche, und doch sind sie den Weißen ungleich ähnlicher als die Neger. Ohne diese gegenseitige Abneigung müßten alle Unterschiede der Racen endlich verschwinden, und die verschiedenen Menschenarten in eine einzige zusammenschmelzen. Daß das Klima allein diese Veränderungen nicht hervorzubringen vermag, ist schon durch den Umstand erwiesen, daß die Nachkömmlinge der Weißen weiß, die der Schwarzen aber schwarz bleiben, gleichviel ob sie die Region des Aequators oder die Polarkreise bewohnen.

Jede andere Menschenrace hat die Berührung mit der weißen auf dieselbe Art gefürchtet, als ein schwächeres Thier die Nähe eines stärkeren, während die weiße alle andern im Bewußtseyn ihrer Ueberlegenheit aufsuchte und besiegte. Warum schlössen die Chinesen und Japanesen noch immer ihre Städte den Europäern, wenn sie nicht befürchteten von diesen unterjocht zu werden? Sie mögen sich anstellen als ob sie diese Barbaren verachteten; aber sie sahen sie die mächtigsten Reiche in Asien gründen und, wo sie Fuß faßten, die höchste Staatsgewalt an sich reißen. Die Bevölkerung von China wird von den meisten Schriftstellern auf 300 Millionen geschätzt, die von ganz Europa übersteigt kaum 200 Millionen. China ist im Besitz aller mechanischen Künste, und übertrifft Europa in den meisten Manufacturen. Die Chinesen kennen den Gebrauch des Pulvers, und doch fürchten sie die ehrgeizigen Absichten und Eroberungsplane der Europäer. Sie fühlen, daß sie ungeachtet ihrer mechanischen Vollkommenheit doch in allen höheren geistigen Eigenschaften, besonders aber in Bezug auf Muth und Entschlossenheit hinter den Europäern zurückstehen. — China und Japan sind nicht durch ihre eigene Stärke, sondern durch die Schwäche ihrer Nachbarn groß geworden. Sie fühlen, daß sie in Berührung mit den Europäern ihren Posten nicht lange halten könnten, und wir müssen daher ihre lächer-

lichen Geſetze gegen Fremde mehr ihrer Furcht vor dem Geiſte, als den Künſten der Europäer zuſchreiben.

Aber laßt uns auf die Neger zurückkommen, welche bis jetzt in den mechaniſchen Künſten unerfahren und nur mit Mühe von den Weißen darin unterrichtet werden, welche in ihrem eigenen Vaterlande nie die geringſten Fortſchritte in den Künſten der Civiliſation gemacht haben; auf welche das Licht der Wiſſenſchaften und der Religion bis jetzt nur durch Vermittlung der Weißen geſchienen hat, denen der humaniſirende Einfluß der ſchönen Künſte gänzlich fremd iſt, deren Gottesverehrung die ſcheußlichſte und barbariſchſte aller Völker iſt, welche gegen einander Krieg führen, bloß um ſich gegenſeitig zu Sklaven zu machen; welche einander zuerſt verkauften, um ſich mit dem Blute ihrer Brüder zu bereichern; welche in einer Periode von mehr als zweitauſend Jahren um Nichts weiter gekommen ſind; welche nicht einmal den erſten Schritt zur Civiliſation durch den regelmäßigen Anbau des Bodens gemacht haben, und eben ſo ungeſchickt und unerfahren in der Jagd, als furchtſam und feig im Kriege ſind; welche nichts von der Geſchicklichkeit und Gewandtheit anderer wilder Völkerſtämme beſitzen; welche nie von einer Gleichheit mit den Weißen träumten, ehe dieſe von europäiſchen Philoſophen entdeckt wurde; welche jetzt noch keinen Begriff von Freiheit haben, ſondern in ihrem eigenen Lande Sklaven ſind; zu jener Race endlich, welche wir bis jetzt nur als untergeordnete Geſchöpfe kannten, und ſie derſelben Ausbildung fähig erklären als die Weißen, und allen Unterſchied der Racen nur ihrer mangelhaften Erziehung und Ausbildung zuſchreiben! Kein einziger Punkt der Gleichheit iſt erwieſen, und doch ſollten wir zu einem allgemeinen Schluß berechtigt ſeyn? Dieß heißt nicht die Neger erheben, ſondern die Weißen erniedrigen, und die Entwicklung jener Fähigkeiten, durch welche ſie ſich die Welt unterworfen haben und noch unterwerfen, dem Zufall zuſchreiben. Eine ſolche Zumuthung verträgt ſich weder mit dem Glauben an eine Vorſehung, noch mit den Lehren der Weltgeſchichte.

Ich will gar nicht in Abrede ſtellen, daß die Neger eines gewiſſen Grades von moraliſcher Bildung fähig ſeyen, daß ſie die Elemente vieler nützlichen Künſte und Gewerbe und vielleicht auch die Anfangsgründe mancher Wiſſenſchaften zu erlernen fähig ſeyen; aber ich halte ſie für unfähig, ſich durch ihre eigene Kraft empor-

zuſchwingen oder mit den Weißen in irgend einem Zweige des menſchlichen Wiſſens oder der Induſtrie zu wetteifern.

Wenige würden den Malayen dieſelben Eigenſchaften zuſchreiben als den Weißen, obgleich ſie eine weit ausgebildetere Race ſind als die Neger; auch hat niemand noch behauptet, daß alle Racen dieſelben Fähigkeiten und Neigungen beſäßen, und doch ſollten wir jetzt die ungebildetſte unter allen hervorſuchen und erklären, daß ſie fähig ſey, unter denſelben Geſetzen zu leben, von denſelben Motiven geleitet, durch dieſelben Hoffnungen beſeelt, und durch dieſelbe Furcht zurückgehalten zu werden als die Weißen!

Wer hätte den Muth, zu behaupten, daß die Orientalen geſchickt wären, unter einer Verfaſſung wie die der Vereinigten Staaten zu leben? Wer könnte daran zweifeln, daß ſie ſelbſt im Beſitz der Freiheit dieſe bald wieder mit dem ihnen natürlichen Deſpotismus vertauſchen würden? Wer weiß, ob für ſie die Freiheit ein werthvolles Geſchenk wäre? Und doch könnten wir, im Fall dieſes Volk in America lebte, auf die Vermiſchung der Racen hoffen — das einzige Mittel, wodurch die niedere veredelt werden kann, obſchon dieſe Veredlung mit einer allmählichen Vertilgung der niedern, durch eine fortwährende Acceſſion der höhern gleichbedeutend iſt. — Aber in Bezug auf die Neger iſt ſogar dieſes unmöglich. Es iſt in der phyſiſchen Conformation der Neger etwas, was die Weißen zurückſtößt, ſie beſitzen gewiſſe körperliche Eigenſchaften, welche den Weißen einen unwiderſtehlichen Abſcheu einflößen. *Der Unterſchied der Geiſter iſt zu groß, als daß man hoffen könnte, eine ſolche Amalgamation durch Heirath hervorzubringen.* Der Weiße lebt nicht wie der Neger für den gegenwärtigen Augenblick; ſeine Gedanken ſind auf die Zukunft gerichtet, und unter ſeinen ſchönſten Hoffnungen iſt die, ſeine Nachkommen über ſich ſelbſt zu erheben. Die Americaner ſind von dieſer Hoffnung mehr belebt als alle übrigen Völker. Beinahe alle ihre Geſetze und Vorkehrungen zielen nur darauf ab, ihre Nachkommen glücklich zu machen, und es iſt ein Hauptzug ihres Charakters, daß ihr ganzes Leben nur dem Beſten ihrer Kinder geweiht iſt. Auch iſt dieſer Zug keineswegs eine ausſchließliche Eigenſchaft der Americaner, er iſt der ganzen weißen Race eigen, und beſteht in einem Streben nach Unſterblichkeit in dieſer Welt durch das Verewigen ihrer Tugenden in ihren Kindern, und iſt die Quelle alles Edeln in der Geſchichte des Men-

schengeschlechtes. Aber unter allen Völkern leben die Americaner am meisten in der Zukunft; — und sollten wir unter diesen Umständen ihnen zumuthen, sich mit den Schwarzen zu vermählen, wenn sie wissen, daß nach den Gesetzen der Natur ihre Nachkommen ihnen untergeordnet seyn und die Merkmale dieser Inferiorität in ihren Gesichtern tragen müssen? Könnte eine solche Heirath auf jene gegenseitige Zuneigung und auf jene Achtung gegründet seyn, welche erforderlich sind, um den Ehevertrag heilig und ewig zu machen? Schon der bloße Gedanke ist widersinnig und widerstrebt der gegenseitigen Abneigung der verschiedenen Racen. Dieser natürliche Haß ist so groß, daß ein Mensch kaum seine eigenen Kinder lieben würde, wenn sie einer ihm untergeordneten Menschenart angehörten, und selbst die Kinder würden ihre Eltern nicht lieben können. Ich habe Mulatten gekannt, deren Väter aus moralischem Pflichtgefühl für sie Sorge trugen, aber ich konnte weder elterliche Liebe noch kindliche Zuneigung zwischen den weißen Vätern und gefärbten Kindern erblicken.

Wer eine Wahl für sein ganzes Leben trifft, muß auf Gemüth, Neigung, Verstand und Alter Rücksicht nehmen, damit der Verein durch beiderseitige Liebe und Zuneigung ewig sey, und dieß ist selbst aus politischen Gründen zur Aufrechthaltung der Moralität und Bürgertugend nothwendig. — Aber wer könnte an eine solche glückliche Anpassung der Gemüther, Neigungen und Gewohnheiten in einer Heirath zwischen zwei verschiedenen Menschenarten denken? Wer könnte dadurch die Sache der Menschheit zu befördern hoffen? Jeder Versuch, den Zustand der Neger auf diese Art zu verbessern, würde nicht nur die zu diesem Zwecke gewählten Personen nicht glücklich machen, sondern das Signal zum Begehen der abscheulichsten Verbrechen gegen die Gesellschaft seyn. Es würde jedes Princip der Moralität untergraben und die Grundfeste des Staates erschüttern, ohne die Sache der Neger auch nur im geringsten zu fördern. Ich halte die Amalgamations-Doctrine für eben so verwerflich und unmenschlich als die erste Einführung der Sklaverei, und den Schaden, welcher dadurch den weißen Racen zugefügt würde, für unendlich größer, als den, welchen die Afrikaner durch den Negerhandel erlitten.

Die Americaner befinden sich in der That in einer sonderbaren Lage. Ihre Stellung, dem civilisirten Europa gegenüber, ist höchst

schwierig und ungerecht. Kein Volk denkt an die Civilisirung der Neger, aber den Americanern muthet man zu, ihre Sklaven frei zu machen und zu erziehen, und ihnen dieselben Rechte einzuräumen, die sie selbst besitzen. Ihre Institutionen sind rein demokratisch und die Ausübung ihrer Gesetze der freiwilligen Unterwerfung des Volkes anvertraut; und doch sollen sie mehrere Millionen einer fremden Menschenart unter sich aufnehmen, und noch immer auf diese freiwillige Unterwerfung rechnen. Ihre Institutionen passen nach dem allgemeinen Ausspruch aller Staatsmänner auf kein anderes Volk, und doch sollen sie 2½ Millionen Neger daran Antheil nehmen lassen. Und alles dieß sollen sie aus Menschlichkeit thun, ohne anzufragen, ob die Neger-Race fähig ist, diese Freiheit zu genießen, oder durch den Besitz derselben glücklicher zu werden, als sie jetzt ist? Und was haben die Americaner gethan, um diese Anforderung zu rechtfertigen? — Sie haben die von einer andern Regierung eingeführte Sklaverei beibehalten, welche ihre Voreltern benützten, ehe sie ihr moralisches Unrecht einsahen, und die ihre Nachkommen seither vergebens abzuschütteln suchten. In den nördlichen Staaten, wo dieß geschehen konnte, haben sie es gethan, aber der Süden ist gezwungen, inne zu halten, aus Furcht, durch eine wiedervergeltende Gerechtigkeit selbst das Opfer seiner Sklaven zu werden.

„Das eben ist der Fluch der bösen That,
Daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären."

Das einzige sichere Mittel, welches für die Emancipation der Neger vorgeschlagen wurde, bestand in ihrer Transportation von America nach Afrika. Aber selbst in Afrika bedürfen sie der Fürsorge der Weißen, um sich gegen die barbarischen Angriffe ihrer eigenen Brüder zu vertheidigen. Aber setzen wir den Fall, die Americaner seyen Willens, eine solche Colonie zu unterstützen und zu beschützen, welche Anzahl Neger könnte wohl jährlich dahin ausgeführt werden, um die Negerbevölkerung der Vereinigten Staaten zu vermindern? In einem Zeitraum von zwölf Jahren wurden nicht mehr als 2500 Neger nach der von den Americanern gegründeten Colonie Liberia gebracht, während die Zahl der in derselben Zeit in den Vereinigten Staaten gebornen nicht weniger als 700,000 betrug. Die ganze Schatzkammer der Union würde nicht hinreichen, eine hinlängliche Anzahl Neger loszukaufen und nach Afrika zu senden, um den Zuwachs derselben in America zu verhindern. Auch

sind die Neger selbst wenig geneigt, ihre Gebieter — welche sie als ihre natürlichen Schutzherren ansehen — zu verlassen und nach fernen Weltgegenden zu ziehen. Sie gehen als Fremde nach Africa, mit keiner andern Civilisation außer derjenigen, welche sie während ihrer Sklaverei erworben; sie besitzen nicht den Erfindungsgeist der Weißen, um unvorhergesehenen Hindernissen zu begegnen, und würden ohne den Beistand ihrer früheren Gebieter wahrscheinlich dort ihren Untergang finden.

In welchem Lichte wir daher auch die Sklaverei in America betrachten mögen, immer sehen wir in ihr ein Uebel, welches nicht gehoben werden kann, ohne den moralischen, politischen und socialen Zustand der Vereinigten Staaten zu bedrohen. Jetzt ist für die Sklaven der südlichen Staaten gesorgt; sie bewegen sich in dem ihnen vorgeschriebenen Wirkungskreis und sind mit ihrem Zustande zufrieden. Durch die Emancipation würden sie auf ihre eigenen Hülfsquellen verwiesen, und gewissermaßen aufgefordert, mit ihren vormaligen Gebietern in Concurrenz zu treten. Alle Vorurtheile zwischen den Racen, welche jetzt im Zustande ihrer gegenseitigen Abhängigkeit schlummern, würden bei dem Gedanken erwachen, daß sie einander als Nebenbuhler gegenüberstehen, und ihr Werk der Zerstörung beginnen. Die Neger, wie ich schon mehrmals erwähnte, sind in manchen Staaten zahlreicher und vermehren sich schneller als die Weißen; könnten wir daher wohl auf einen Augenblick hoffen, daß sie den Ausgang einer solchen moralischen Mitbewerbung geduldig abwarten würden, wenn sie wüßten, daß die Weißen ihnen in jeder Beziehung überlegen sind? Wir könnten eben so gut annehmen, daß sie geduldig Hungers sterben würden, obgleich die Mittel zu ihrer Selbsterhaltung ihnen nahe lägen. Welche Hoffnung auf Erfolg könnte ihnen wohl übrig bleiben außer derjenigen, welche auf *ihre Zahl* gegründet ist? Von dem ersten Augenblick des Kampfes an bis an sein Ende müßten sie ihre physische Kraft zu Hülfe rufen und einen Krieg der Brutalität gegen die höhere menschliche Intelligenz führen.

Als die nördlichen Staaten ihre Neger freiließen, trieben sie ihre unnützen Diener aus ihren Häusern, ohne daß es den letzteren möglich gewesen wäre, mit Gewalt wieder dahin zurückzukehren. Sie waren durch ihre Stärke gegen jeden Angriff der Neger gesichert, und können jetzt ruhig der Verzweiflung der letzteren zusehen, ohne

ihre Rache befürchten zu müssen. Nicht so mit den südlichen Pflanzern. Diese können ihre Neger nicht aussetzen und dem Mangel preisgeben, ohne ihre eigene Sicherheit in Gefahr zu setzen; sie können nicht ungestraft eine feindliche Race zu Feinden machen und sie mit dem Namen der Freiheit verhöhnen. Der americanische Pflanzer ist der Schutzherr seiner Neger; er theilt mit ihnen seinen Wohlstand und sogar seine aristokratischen Prätensionen *). Seine Neger betrachten sich als Glieder seiner Familie, und diese ihre kindliche Zuneigung wird durch väterliche Fürsorge der Pflanzer vergolten. Ein Südländer, welcher nach einer langen Abwesenheit nach seiner Pflanzung zurückkehrt, wird von seinen Negern mit lautem Jubel empfangen; alle drängen sich um ihn und begrüßen ihn mit freundschaftlichen Händedrücken. Welcher freie Neger in den nördlichen Staaten würde sich wohl „eine solche Frechheit gegen einen Weißen" erlauben? Die Vorurtheile gegen die Neger sind in den freien Staaten größer als im Süden, und am ärgsten in den Staaten, welche nie Sklaven besaßen. Diese dürfen ungestraft eine Menschenart verachten, mit deren Schicksal sie nie gespielt — sie haben ein reines Gewissen, aber der gerechte Richter fällt nicht immer ein gelindes Urtheil.

In den südlichen Staaten sind die Neger verhältnißmäßig glücklich, denn sie sind durch ihre Herren wenigstens gegen physischen Mangel geschützt. Der Pflanzer verachtet nicht den Neger, welcher zu seinem Hauswesen gehört, sondern pflegt ihn in der Krankheit und im Alter. Im Norden ist der Neger ein Gegenstand der Verachtung und des Spottes und der natürliche Feind der arbeitenden Classen, weil er den Lohn ihrer Arbeit herabsetzt. In den westlichen Staaten, welche einzig und allein von Weißen angesiedelt sind, besitzen die Neger gar kein Eigenthumsrecht, und selbst ihre Anwesenheit ist durch die Gesetze verpönt. So lange der Neger von seinem Herrn gegen Mangel geschützt ist, erhält er wenigstens ein Aequivalent für seinen untergeordneten Zustand; freigelassen wird seine moralische

*) In den südlichen Staaten der Union vermeiden oft die Neger allen Umgang mit einander aus aristokratischen Rücksichten auf die Familien, denen sie wechselseitig angehören. Der Sklave eines Senators ist stolz auf die Auszeichnung seines Herrn, beugt sich aber vor dem Sklaven des Präsidenten.

Herabwürdigung fühlbarer und in die Augen fallender, und er entbehrt überdieß die nöthigsten Mittel des Unterhalts. Im Zustande der Freiheit ist er mehr von den Weißen abhängig als in der Sklaverei, denn er hängt von ihrem guten Willen ab, während er als Sklave ein Recht auf ihre Unterstützung hat.

Kann unter solchen Umständen die Emancipation der Neger in den Vereinigten Staaten ein Werk der Barmherzigkeit seyn? Heißt dieß nicht die Neger auffordern, die Waffen zu ergreifen, um ihre grausamen Wohlthäter zu vernichten? Die Neger können America nicht lieben, in welchem sie kein Eigenthum besitzen, aber sie können ihren Gebietern zugethan seyn, die sie in den Stand setzen, ohne Eigenthum und ohne Sorgen zu leben. Sie werden nie mit den Weißen in Handel und Gewerben wetteifern können, denn diejenigen, welche zwischen ihnen und ihren weißen Mitbewerbern zu urtheilen haben, verachten sie und richten in ihrer eigenen Sache; aber sie können einen untergeordneten Platz in der Gesellschaft einnehmen, wo ihre Interessen mit denen der Weißen verschmolzen und geschützt sind. Sie können nicht hoffen, den Gang der Gesetzgebung zu ändern, so lange es in America einen Arm gibt, welcher fähig ist, die Waffen gegen sie zu führen; aber sie können durch stille Hingebung das Herz ihrer Gebieter erweichen; sie müssen auf Rang und Ehrenstellen Verzicht leisten, aber sie können in einer untergeordneten Sphäre glücklich seyn und den Ehrgeiz den Weißen überlassen; mit Einem Worte: sie müssen ergebene Sklaven gütiger Gebieter seyn, oder diesen als Feinde gegenüberstehen und im ungleichen Kampf untergehen.

Noch einen Einwurf muß ich beantworten ehe ich diesen Gegenstand verlasse. Es wurde schon oft die Frage gestellt, ob die Fortschritte der Civilisation nicht endlich die unglücklichen Vorurtheile gegen die Neger überwinden, und so die Aussicht auf eine dauernde Versöhnung öffnen würden? Die Antwort auf diese Frage hat nichts Erfreuliches für den Menschenfreund, denn nach allen Anzeichen werden diese Vorurtheile sich in demselben Verhältnisse vermehren als die Neger frei werden, und zuletzt in einen gegenseitigen Abscheu ausarten, welcher mit dem Geist des Friedens und der Nachsicht gänzlich unvereinbar seyn wird. Die Schwarzen vergelten Verachtung mit Haß, welcher, da er unmächtig ist, nur noch die größere Verachtung der Weißen

nach sich zieht. Die Americaner betrachten die Freiheit der Neger als ein Kleid welches nicht für sie gemacht ist, das man ihnen aber umgeworfen hat, um ihre ekelhafte Nacktheit zu bedecken. So oft sie ihnen jetzt in diesem neuen Schmuck begegnen, erinnern sie sich an ihre Blöße und die Erscheinung erregt Spott und Gelächter. Der Contrast wäre weniger lächerlich, wenn die Neger verschiedene Grade der Freiheit durchlaufen hätten; aber der Uebergang von Negersklaven zu unabhängigen demokratischen Republikanern war zu schnell und unvorbereitet, um die Stellung der Schwarzen sicher zu machen. America ist unter allen Ländern für die Neger-Emancipation das schlimmste, und der Versuch würde in jeder andern demokratischen Republik fehl schlagen.

Hätten die Neger je eine, außer dem Bereich der bloßen materiellen Bedürfnisse gelegene Freiheitsliebe an den Tag gelegt, hätten sie auch nur einmal für die theoretische Freiheit, und nicht um persönliche Vortheile oder aus Rachsucht gekämpft, hätten sie in ihrem Streben nach Unabhängigkeit je gegen die Mehrzahl Krieg geführt, wären sie je als eine Nation bekannt gewesen, deren Aufstreben und Untergang unser Mitgefühl in Anspruch genommen hätte *): dann würden die Americaner gewiß von einem andern Gefühl gegen die unglücklichen Neger bewogen seyn. Alles was die Neger bis jetzt geworden, verdanken sie der Großmuth der Americaner, Alles was sie besitzen, ist ein Geschenk dieser Großmuth, alle ihnen verliehenen Rechte sind freiwillige Gaben ihrer früheren Gebieter. Aber die Ansprüche auf unser Mitleid erwerben kein Recht auf unsere dauernde Achtung. — Die Americaner haben um ihre Freiheit gekämpft, die Neger haben sie zum Geschenk erhalten, und bis jetzt diese Gabe nicht zu benützen gewußt. Das Gesetz hat sie frei erklärt, aber in ihren Gesinnungen und Handlungen sind sie

*) Die afrikanischen Neger und die ihnen verwandten Stämme in Australasien scheinen gar keine nationale Existenz gekannt zu haben. Man findet selbst in ihren Traditionen keine Spur eines politischen Lebens. Alle andern Völker sind durch eine gewisse Gemeinschaft der Gefühle und Gesinnungen vereint gewesen, welche ihnen einen eigenen National-Charakter aufdrückten; nur die Neger genossen eines eigentlichen Pflanzenlebens, welches weder einer Steigerung noch einer Verminderung fähig zu seyn scheint, und keine andern Kennzeichen besitzt als die, welche der Race angehören.

noch immer Sklaven. Ihre Ansprüche auf Gleichheit mit den Weißen würden als Undankbarkeit angesehen werden, denn wo ein Theil der einzige Wohlthäter, der andere aber derjenige ist, welcher diese Wohlthaten empfängt, da kann keine moralische Gleichheit obwalten, so deutlich diese auch in den Gesetzbüchern niedergeschrieben seyn mag.

Auch nehmen die freien Neger des Nordens wenig Antheil an dem Schicksal der südlichen Sklaven, sondern beneiden diese vielmehr um ihr zufriedenes Glück. Die Neger und Mulatten in den nördlichen Staaten sind jetzt schon seit mehr als zwei Generationen frei gelassen; sie haben Schulen und Kirchen, aber noch haben sie kein Wort zu Gunsten der Freiheit gesprochen. Mehrere Neger und Mulatten von St. Domingo sind in den besten Schulen von Paris erzogen worden; aber bis jetzt vertheidigten sie noch mit keiner Zeile die Gleichheit der Schwarzen mit den Weißen, oder die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit freier Institutionen. Der Kampf für und gegen die Sklaverei wird einzig und allein von den Weißen geführt, während die Neger kaum begreifen können, daß ihr endliches Schicksal von einem Princip abhängt. Diese Trägheit und dieser Mangel an moralischem Muth sind es, was die Americaner verachten. Mit großer Wahrheit bemerkt De Tocqueville, daß zwischen den Schwarzen und Weißen bis jetzt noch kein anderes Verhältniß existirt habe, als daß die Weißen, wo sie stärker waren, die Schwarzen im Zustand der Unterwürfigkeit und Knechtschaft erhielten, und daß die Schwarzen, wo sich die Macht auf ihre Seite neigte, aufstanden und die Weißen ermordeten. Die Neger haben sich nie bemüht, den moralischen Eigenschaften ihrer Gebieter nachzustreben, sondern suchten, wo sie sich hinlänglich stark fühlten, diese fürchterlichen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen.

Die Verachtung der Americaner für die Neger wird noch durch andere Ursachen vermehrt. Wenn die Civilisation der Vereinigten Staaten still stünde oder nur langsam fortschritte, dann könnten die freien Neger entweder den ihnen angewiesenen Platz behaupten, oder vielleicht nach und nach den Weißen näher rücken. Aber die Americaner schreiten in der Civilisation ihres Welttheils mit Riesenschritten vorwärts, und die freien Neger, selbst wenn sie absolut vorwärts kämen, müßten doch jedes Jahr weiter zurückbleiben. Da sie nur in den niedersten Arbeiten mit den Weißen in Concurrenz treten können, so verringern sie den Preis dieser Arbeit unter dem

gewöhnlichen Lohn americanischer Taglöhner, und zwingen dadurch die letzteren nach Westen auszuwandern, oder eine andere Beschäftigung zu suchen. Auf diese Art haben sie aus den niederen Arbeiten, besonders aber aus der Dienstschaft ein Monopol gemacht, dadurch aber auch den Stand selbst in den Augen der Americaner noch mehr herabgesetzt. Sie erheben sich nicht über die Knechtschaft, welche, da sie im Norden freiwillig ist, nur noch größere Verachtung erzeugt. Die Americaner sind manchmal aus Noth gezwungen, sich als „Helfer" (Bediente soll man sie nicht heißen) zu verdingen; aber sie erdulden weder dieselbe Behandlung, noch sind sie willig, um denselben niedrigen Lohn zu dienen als die Neger.

Der größte Unterschied zwischen einem americanischen Diener und einem Neger ist jedoch dieser: der Americaner betrachtet den Dienst nur als ein Mittel zu etwas Besserem zu gelangen, und bleibt nur so lange Diener, bis er die nöthigen Mittel besitzt nach Westen auszuwandern, oder einen kleinen Handel anzufangen. Er zieht jeden andern Stand mit der schwersten Arbeit der verhältnißmäßig leichten Bedienung eines andern Menschen vor; der Neger im Gegentheil strebt nach gar nichts Höherem. Er liebt den Hausdienst mehr als jede andere Beschäftigung, und ist in den nördlichen Staaten durch das Klima für den Feldbau untauglich. Er ist daher ein beständiger Diener, ein Mensch, welcher nach der Meinung der Americaner zum Knecht geboren ist, als Knecht lebt, und in der Knechtschaft stirbt. Im Verhältniß als die Zahl der schwarzen Diener zunimmt, vermehrt sich die Verachtung für den Stand, und dadurch auch der dazu willigen Weißen. Die Neger dienen um geringeren Lohn, und bleiben arm in einem Lande, in welchem alle arbeitenden Classen reich werden; ihre Armuth raubt ihnen die Mittel der Erziehung *); sie bleiben ohne Haus und Obdach in ihrer neuen Heimath, und sinken durch eine unvermeidliche Folge der Begebenheiten jedes Jahr in der Achtung ihrer Mitmenschen und in ihrer eigenen. Zuletzt müssen sie den Gedanken an jedem anderen Erwerb aufgeben, und aus Noth zum zweitenmal werden was sie waren — erbliche Knechte.

*) In den meisten großen Städten des Nordens gibt es zwar freie Negerschulen, aber die Armuth der Eltern nöthigt sie, ihre Kinder um Lohn zu verdingen, statt sie in die Schule zu schicken.

Jetzt sind noch verschiedene Beschäftigungen und sogar der Handel mit alten Kleidern der Betriebsamkeit der Neger überlassen, weil der allgemeine Wohlstand und der Unternehmungsgeist der Americaner noch immer höhere Quellen des Erwerbs für die Weißen offen läßt. Aber im Verhältniß als die Bevölkerung der Vereinigten Staaten zunimmt, und die Concurrenz unter den Americanern sich vermehrt, werden auch diese Industriezweige von den Weißen ergriffen, und die Neger zu noch niedrigeren Hanthierungen getrieben werden. *) Jetzt können sie mit Barbieren und Haarkräuseln ihr Brod verdienen, sie dürfen Schuhe und Kleider reinigen und getragene Kleider verkaufen, aber die Zeit wird kommen, wo ihnen auch diese Erwerbsmittel entzogen, und sie genöthigt seyn werden, zu noch niedrigeren Dingen ihre Zuflucht zu nehmen. Auf diese Art werden sie von den Weißen von Posten zu Posten getrieben werden, bis sie endlich ihrem stets vermehrten Elend erliegen müssen. Ihr Schicksal ist ohne Parallele in der Geschichte: die Sklaverei hat sie ins Leben eingeführt, die Freiheit vollendet ihren Untergang.

Ich wende mich mit Vergnügen von einem so unfruchtbaren Feld, in welchem kein Same der Menschlichkeit reift, zu schöneren und freundlicheren Aussichten — zu dem Leben der südlichen Pflanzer. Sie sind zwar von Sklaven umgeben, welche ihre Lage jedes Jahr gefährlicher machen, aber ich überlasse sie doch willig ihrer eigenen Kraft und dem Mitgefühl ihrer Brüder des Nordens. Hier will ich nur von ihren Sitten und Gebräuchen sprechen, und den ausgezeichneten Talenten und Fähigkeiten, welche die Einwohner des Südens vor denen des Nordens auszeichnen.

Die Umgangsbildung der Südländer, besonders aber der Virginier und Süd-Caroliner, ist angenehmer als die der betriebsamen Classen des Nordens, und das gesellige Leben ist ihnen zum Bedürfniß geworden. Sie kennen und schätzen Verfeinerung und Eleganz der Manieren, aber sie sind weniger unternehmend als die Bewohner des Nordens, und besonders die Neu-Engländer. Sie lesen und denken mehr, und ihr Umgang ist daher angenehmer und lehr-

*) Diese allmähliche Verminderung ihrer Erwerbsmittel, und das kalte nördliche Klima sind unstreitig Ursache, daß die Negerbevölkerung in den freien Staaten so schnell abnimmt, während sie sich im Süden auffallend schnell vermehrt.

reicher als der der Nordländer, und befreit von Nahrungssorgen und dem Einflusse des Handels und der Gewerbe, besitzen sie nicht nur die nöthige Muse, sondern auch Geschmack für Wissenschaft und Literatur. Ihre Erziehungsanstalten sind nicht so zahlreich, aber sie sind nach einem größeren Plan entworfen *), die wissenschaftliche Bildung ist weniger allgemein verbreitet als im Norden; aber der Süden hat Gelehrte.

Der Norden wirkt durch die Massen, der Süden durch die Talente Einzelner. Die Intelligenz ist im Norden eben so vertheilt als das Eigenthum; es gibt weder übergroße Reichthümer noch drückenden Mangel und Armuth. In den südlichen Staaten ist die Vertheilung weniger gleich. Dort gibt es genug Nothleidende, aber der Reichthum der Begüterten ist im Stande ihre Armuth zu verdecken. Die Bildung der südlichen Staaten ist mehr eine europäische. Die Massen sind noch immer im Finstern, obwohl an den Küsten die Leuchtthürme angezündet sind. In den nördlichen Staaten ist die Nacht gänzlich verschwunden. Ihre Lichter brennen zwar weniger hell, aber so nahe aneinander, daß sie den ganzen Horizont erleuchten.

Aber ungeachtet aller Vortheile des Nordens wird der Süden doch immer einen höchst wichtigen Einfluß auf die Berathungen des Congresses ausüben. Die ausgezeichneten Talente seiner Staatsmänner und Gesetzgeber stehen jetzt noch unübertroffen da; obwohl einzelne Individuen im Norden mit ihnen ehrlich um den Preis gerungen haben. Alle Präsidenten der Vereinigten Staaten mit Ausnahme von zweien **) waren im Süden geboren und erzogen, und beförderten die Sache der Freiheit, obgleich sie selbst Sklaven besaßen.

Die Bewohner des Südens bilden zwar in Bezug auf die Neger eine unversöhnliche Aristokratie; aber da diese mehr auf Farbe und Race als auf Reichthum und Familienansehen beruht, so sind sie als Bürger einander mehr gleich als die Einwohner des Nordens, und die eifrigsten Vorkämpfer der Freiheit. — Die Demokratie ist ein Kind des Südens, und ihre ersten Vertheidiger waren Südländer. Das Princip der Sklaverei wirkt auf sie noch immer wie zur Zeit

*) Die Universität von Virginia z. B. nach dem Plane von Göttingen.

**) Der jetztgewählte Präsident Martin van Buren ist ebenfalls aus dem Staate von New-York.

des Unabhängigkeitskrieges. Es vermehrt ihre Liebe zur Freiheit und macht sie jene Rechte und Privilegien doppelt hoch schätzen, ohne welche sie zur Gleichheit mit ihren Sklaven herabsinken würden. *)

## Zwölftes Capitel.

National-Vertheidigung der Vereinigten Staaten. — Das Heer. — Die Marine. — Die Milizen.

Es ist ein Princip der americanischen Staatsverwaltung, nur die Elemente der National-Vertheidigung zu besitzen, und dieß nicht nur um die Kosten eines großen stehenden Heeres zu ersparen, sondern hauptsächlich um den Soldaten eine Macht zu entziehen, welche sie zu allen Zeiten gemißbraucht haben. — Die Marine der Vereinigten Staaten enthält nach demselben Plane nur den Kern der Seemacht, welche die Americaner im Fall eines Krieges entwickeln könnten.

In einem Lande wie America, welches alle Materialien zum Schiffbau, und durch seine Handelsflotten zu jeder Zeit eine hinlängliche Anzahl Matrosen besitzt, würde die Unterhaltung einer größeren Anzahl Kriegsschiffe als nöthig ist, um Handel und Schifffahrt zu schützen, dem Volke eine schwere und unnütze Steuer auferlegen. Im Verhältniß zur Ausbreitung des Handels wächs't auch die See-

*) Botta, in seiner Geschichte des americanischen Revolutionskrieges, beschreibt den Einfluß der Sklaverei auf die Gesinnungen der Pflanzer folgendermaßen: „In queste ancora la schiavitù dei Neri la quale vi era in uso, quantunque sembri a prima vista strana cosa a dirsi, alletava gli uomini bianchi all' amore della libertà! Avendo questi continuamente sotto gli occhj l'esempio vivo della miserabile condizione dell' uomo ridotto in ischiavitù, dovevano sapere meglio e più apprezzare la libertà la quale e' giovano; questa libertà riputavano non che un diritto, essere una franchigia ed un privilegio; e siccome quando si tratta dell' interesse proprio e delle passioni loro gli uomini giudicano alla grossa, e cogli occhj della mente abbacinati impazientemente sopportavano i coloni la superiorità del governo inglese, e le pretensione sue, siccome quelle che tendessero a condurgli in uno stato prossimo o simile e quello, al quale gli schiavi loro erano ridotti, detestando eglino in se stessi ciò che esercitavano sugli altri.

macht der Union, obgleich die Marine dieſe Vermehrung ihrer Macht nicht in der Zahl ihrer Schiffe nachweiſ't.

Das Bollwerk der Nationalvertheidigung beſteht aber in den Milizen, obſchon ihre Disciplin und ihre Manöuvers den Engländern und Americanern vielfältigen Stoff zur Satyre gaben. Kein Menſch kann von den freien Bürgern einer Republik dieſelbe maſchinenartige Subordination erwarten, welche von gedungenen Soldaten gefordert wird, deren Gewerbe darin beſteht „zu tödten und getödtet zu werden, um ihr Leben zu friſten," aber der Bürgerſoldat hat hundert moraliſche Vorzüge vor dem martialen Automaten, welche dem letzteren unerreichbar ſind. — Die Milizen können disciplinirt werden und militäriſche Geſchicklichkeit mit Intelligenz vereinen; aber die höchſte Vollkommenheit eines Miethlings beſteht in blindem Gehorſam gegen ſeinen Vorgeſetzten. Dieſe mechaniſche Vollkommenheit der Soldaten iſt es, welche ihre Gegenwart in einer Republik gefährlich macht, und gegen welche die Organiſation einer kräftigen Miliz die ſicherſte Schutzwehr iſt.

Da ich von den americaniſchen Milizen als ein Mittel der Landesvertheidigung ſpreche, ſollte ich mich füglich auf ihre Fähigkeit beſchränken, einem bewaffneten äußeren Feind zu widerſtehen; aber um in dieſer Beziehung ein richtiges Urtheil zu fällen, müſſen wir nicht bloß auf ihre Anzahl und auf ihre Elemente, ſondern auch auf die Umſtände Rückſicht nehmen, welche ſie ins Leben riefen, und auf den Geiſt, welcher ſie jetzt beſeelt. — Die Organiſation der americaniſchen Geſellſchaft und des Terrains auf welchem ſie zu wirken beſtimmt ſind, müſſen hier nicht übergangen werden, wenn wir zu einem der Wahrheit entſprechenden Reſultat gelangen wollen. — Ehe ich mich aber über dieſen Gegenſtand weiter verbreite, will ich eine kurze Ueberſicht der Militär- und Seemacht der Vereinigten Staaten voraus ſchicken, welche aus den Militär- und Marine-Liſten für das Jahr 1835 entnommen iſt, die ſeit jener Zeit nur geringe Veränderungen erlitten haben dürften. *) Wenn ſich dieſe durch etwas auszeichnen, ſo iſt es durch ihre Kürze und die hieraus entſpringenden geringen Koſten dieſer Inſtitute bei einem ſo ausgedehnten Gebiete und einem ſo ausgebreiteten Handel!

*) Der Indianerkrieg nöthigte den Präſidenten eine bedeutende Anzahl Freiwilliger in den Dienſt der Staaten aufzunehmen, und die Cavallerie zu vermehren.

## Armee-Liste der Vereinigten Staaten März 1835.

Das Hauptquartier des Generals en chef ist im District von Columbien. Das Hauptquartier der westlichen Staaten zu Memphis im Staate Tennessee, und das des östlichen Departements in der Stadt New-York.

Das westliche Departement begreift das ganze Gebiet auf der Westseite einer von der Südspitze von Ostflorida nach dem nordwestlichen Ende von Lake Superior gezogenen und die Staaten Tennessee und Kentucky einschließenden Linie; das östliche Departement alles Land im Osten dieser Linie mit Einschluß des Forts Winnebago.

Die Officiere der Armee bestehen aus 1 Generalmajor, Commandant der Armee, 1 Brigadegeneral, Commandant des östlichen Departements, 1 Brigadegeneral, Commandant des westlichen Gebietes, 1 Generaladjutanten, 2 Generalinspectoren, 1 Generalquartiermeister, 4 Quartiermeistern, 1 Proviantcommissär, 2 Commissarien, 1 Stabsarzt, 12 Aerzten, 55 Unterärzten, 1 Generalzahlmeister, 14 Zahlmeistern, 1 Generaleinkaufscommissär, 2 Munitionsverwaltern, 18 Obristen, 13 Obristlieutenants, 27 Majors, 134 Hauptleuten, 159 ersten, 218 zweiten und 5 dritten Lieutenants, 11 Sergentmajors, 11 Quartiersergenten, 428 Sergenten, 458 Corporalen, 14 Obermusikanten, 212 Musikanten, 108 Zimmerleuten, 250 Artilleristen, 6059 gemeinen Soldaten. Totalsumme 674 Officiere und 7547 Unterofficiere und Gemeine; Haupt-Totalsumme 8221.

Man wird hier die ungewöhnlich große Menge Officiere, im Verhältniß zu der geringen Anzahl Gemeinen bemerken; aber letztere sind zu jeder Zeit zu erhalten, während die Officiere höherer Kenntnisse und der Erfahrung bedürfen. Es ist daher ein Princip der Regierung nie mehr als die Cadres der verschiedenen Regimenter zu bewahren, welche im Fall eines Krieges nach Belieben vollzählig gemacht werden können.

Zur Erziehung der Officiere dient die National-Militär-Akademie von West-Point im Staate New-York, welche ganz nach dem Muster ähnlicher europäischer Institute eingerichtet ist, und in welcher genau dieselben Gegenstände gelehrt werden, als in den Militärschulen von Frankreich. — Mathematik und neuere Sprachen bilden die Hauptzweige des Unterrichts; zum Behufe der ersteren,

dienen die Ueberſetzungen der Lehrbücher von Lacroix und Legendre. Das größere Werk des erſteren über den Differential-Calcul, und die Elemente der deſcriptiven Geometrie von Monge (in neuerer Zeit wurde ſtatt dieſer die von Profeſſor Davies geſchriebene Abhandlung ſubſtituirt) werden in franzöſiſcher Sprache vorgetragen. — Die Zöglinge müſſen vor ihrer Aufnahme ſich einer ſtrengen Prüfung unterwerfen, und ihre Fortſchritte werden überdieß jährlich durch einen von dem Präſidenten und Senat erwählten Ausſchuß geprüft. — Die Zöglinge ſind in den Dienſt der Vereinigten Staaten als Cadetten aufgenommen, allen Regeln und Pflichten regulärer Soldaten unterworfen, und erhalten 45 Dollars oder ungefähr 112 Gulden monatliche Löhnung.

Da die Scheidungslinie zwiſchen Soldaten und Bürgern in America weniger ſtreng gezogen iſt als in Europa, ſo ſind die Officiere des Genie-Corps unter den eifrigſten Beförderern der inneren Verbeſſerungen der Staaten. Sie entwerfen und conſtruiren die vorzüglichſten Eiſenbahnen und Canäle, und werden von den Bürgern überall verwendet, wo mathematiſche Kenntniſſe zur Ausführung öffentlicher Werke erfordert werden.*)

Sie machen ſich auf dieſe Art dem Volke nützlich, welches mit den Koſten ihrer Erziehung und ihres Unterhalts beſteuert iſt, und werden wie alle anderen öffentlichen Beamten Diener des Staates und ſeiner Bürger.

Das Kriegsdepartement der Vereinigten Staaten beſteht aus 12 Branchen: dem Bureau des Secretärs, dem Bureau der Penſionsländereien und der Indianerangelegenheiten, dem Penſionsbüreau, dem Bureau des Generaladjutanten und Generalzahl-

*) Major Mc. Neill entwarf die Boſton- und Lowell-, Boſton- und Providence- und Boſton- und Worceſter-Eiſenbahnen, und iſt gegenwärtig mit der Stonington-Eiſenbahn und einer Menge anderer öffentlicher Werke beſchäftigt. Die Bahn zwiſchen Lowell und Boſton iſt die beſte und dauerhafteſte in den Vereinigten Staaten, und vielleicht in der ganzen Welt. Sie beſteht aus ſcharfen eiſenkantigen Wagenleitern, welche mittelſt Ketten aus gegoſſenem Eiſen auf Steinblöcken mit eiſernen Ruheplätzen befeſtigt ſind, die wieder auf einer ſteinernen Grundlage ruhen. Die Koſten dieſer Bahn betrugen 1,200,000 Dollars, oder 3 Millionen deutſche Gulden, für eine Länge von nicht mehr als 25 engliſchen oder ungefähr 5 deutſchen Meilen. (Vergleiche zehntes Capitel über innere Verbeſſerungen.)

meisters, dem Departement der Artillerie, dem topographischen Bureau, dem Proviantdepartement, dem Bureau des Stabsarztes, dem Bureau des Generalquartiermeisters und dem Ingenieur-Departement.

Das Bureau des Secretärs besteht aus dem Secretär, einem Oberschreiber, 5 Schreibern, einem Boten und einem Gehülfen; das Pensionsamt aus einem Chef und einem Schreiber; das Bureau der Indianerangelegenheiten aus einem Commissär, einem Oberschreiber und 19 Schreibern; das Bureau des Generaladjutanten aus dem Generaladjutanten, zwei Officieren und drei Schreibern; das Bureau des Generalzahlmeisters aus dem Generalzahlmeister, einem Zahlmeister, einem Oberschreiber, zwei Schreibern und einem Boten; das Artilleriedepartement aus einem Obristen, einem Hauptmann und drei Schreibern; das topographische Bureau aus einem Obristlieutenant (dem topographischen Ingenieur), einem ersten Lieutenant (dem Assistenten des topographischen Ingenieurs) und einem Schreiber; das Departement der Lebensmittel aus einem Brigadegeneral, einem Major (dem Proviantcommissär) und drei Schreibern; das Bureau des Stabsarztes aus dem Stabsarzt und Schreiber; das Bureau des Generalquartiermeisters aus dem Generalquartiermeister, einem Major (dem Quartiermeister), einem Capitän, 2 Schreibern und einem Assistenten; und das Ingenieurdepartement aus dem ersten Ingenieur, einem Assistenten und drei Schreibern. — Die ganzen Kosten des Militärdienstes, der Fortificationen, der Artillerie, Indianerangelegenheiten — Pensionen und Bewaffnung der Milizen mit eingeschlossen — belaufen sich auf ungefähr 13 Millionen Dollars oder 32½ Millionen Gulden (Vergleiche Note zu Seite 323 im zehnten Capitel).

Der Militärdienst der Vereinigten Staaten ist äußerst beschwerlich, obgleich die Truppen besser bezahlt und verköstigt werden, als jedes andere Heer. Sie werden gewöhnlich zu Garnisonen der in den südlichen und westlichen Staaten zerstreut liegenden Forts verwendet, nie aber in Dörfern oder Städten einquartiert, wo auch keine Casernen und Militärhospitäler angelegt werden dürfen. Dieser Umstand und die besondere Beschaffenheit der Gränzposten verursachen in Friedenszeiten häufige Desertionen, aber im Activdienst können sich die Truppen der Vereinigten Staaten mit den besten europäischen Soldaten messen und ihre Officiere

und Generale haben bis jetzt hinlängliche Proben ihres Muthes und ihrer Tapferkeit abgelegt. Die Tapferkeit der americaniſchen Truppen wird am beſten mit der der engliſchen verglichen; ſie erprobt ſich in hartnäckigen Gefechten, und in der Leichtigkeit und Kaltblütigkeit, womit ſie ihre Reihen wieder herſtellen, wenn dieſe durch irgend einen Zufall durchbrochen worden ſind. Ihr Ausſehen iſt vielleicht weniger geſchmackvoll als das der europäiſchen Soldaten, denn ſie haben nie einen eigentlichen Paradedienſt zu verrichten; aber dieſer Umſtand vermindert weder ihre Brauchbarkeit im Felde noch ihren kriegeriſchen Muth. Die Vereinigten Staaten unterhalten nicht mehr Truppen als zur Vertheidigung der Forts und der weſtlichen Gränzen der Union nöthig ſind; ihre Soldaten ſind daher beſtändig beſchäftigt und haben weder die Zeit noch den Wunſch, ihre körperlichen Vorzüge zur Schau zu tragen.

Die Marineliſte vom Monat Februar des Jahres 1835 enthielt 37 Schiffscapitäne, 40 commandirende Schiffsmeiſter, 357 Lieutenants, 44 Oberchirurgen, 15 Chirurgen, 41 Aſſiſtenten, 43 Zahlmeiſter, 9 Schiffscapläne, 178 wirkliche Schiffscadetten, 274 Cadetten, 27 Segelmeiſter, 4 Lehrer der Marinewiſſenſchaften, 20 Hochbootsmänner, 22 Oberkanoniere, 21 Schiffszimmerleute und 19 Segelmacher. Die Koſten der Marine beliefen ſich jährlich auf 3 Millionen Dollars oder 7¼ Millionen Gulden mit Einſchluß des Schiffsbaus.

Das Marineminiſterium beſteht aus einem Secretär, einem Oberſchreiber, 7 Schreibern, einem dem Marinepenſion und Hoſpitalfond zugetheilten Schreiber und einem Boten. Das Marinecommiſſariat aus 3 Commiſſarien mit einem Secretär, einem Oberſchreiber, 5 Schreibern, einem Zeichenmeiſter und einem Boten. Zum Marinedepartement gehört auch noch ein Schiffsbaumeiſter und ein Proviantcommiſſär.

Folgende Liste vom Monat Februar 1835 enthält die Zahl der Kriegsschiffe, ihre Namen, ihr Caliber und die vorzüglichsten Seestationen der Vereinigten Staaten.

### Linienschiffe.

| Name des Schiffs. | Zahl der Kanonen. | Wo gebaut. | Wann. | Wo im Dienst. |
|---|---|---|---|---|
| Independence | 74 | Boston | 1814 | in Boston |
| Franklin | 74 | Philadelphia | 1815 | „ New-York |
| Washington | 74 | Portsmouth (New-Hampshire) | 1816 | „ deßgl. |
| Columbus | 74 | Washington | 1819 | „ Boston |
| Ohio | 74 | New-York | 1820 | „ New-York |
| North Carolina | 74 | Philadelphia | 1820 | „ Gosport |
| Delaware | 74 | Gosport (Virginia) | 1820 | im mittelländ. Meer |
| Alabama | 74 | — — | — | Auf den Schiffswerften in Portsmouth |
| Virginia | 74 | — — | — | deßgl. in Boston |
| Pennsylvania | 74 | — — | — | deßgl. in Philadelphia |
| New-York | 74 | — — | — | deßgl. in Norfolk |
| Vermont | 74 | — — | — | deßgl. in Boston |

NB. Alle diese Linienschiffe tragen zwischen 80 und 100 Kanonen, und das Linienschiff Pennsylvania, das größte in der Welt, wird, wenn es vollständig seyn wird, 156 Kanonen tragen, obwohl sie nur mit 74 Kanonen registrirt sind.

### Fregatten der ersten Classen.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Vereinigte Staaten | 44 | Philadelphia | 1797 | wird eben ausgebessert |
| Constitution | 44 | Boston | 1797 | in Boston |
| Guerriere | 44 | Philadelphia | 1814 | „ New-York |
| Java | 44 | Baltimore | 1814 | „ Norfolk |
| Potomac | 44 | Washington | 1821 | im mittelländ. Meer |
| Brandiwine | 44 | Washington | 1825 | im stillen Ocean |
| Hudson | 44 | angekauft | 1826 | in New-York |
| Santee | 44 | — — | — | auf den Schiffswerften in Portsmouth |
| Cumberland | 44 | — — | — | deßgl. in Boston |
| Sabine | 44 | — — | — | deßgl. in New-York |
| Savannah | 44 | — — | — | deßgl. in New-York |
| Raritan | 44 | — — | — | deßgl. in Philadelphia |
| Columbia | 44 | — — | — | deßgl. in Washington |
| St. Lawrence | 44 | — — | — | deßgl. in Norfolk |

NB. Alle diese Fregatten tragen von 56 bis 60 Kanonen.

## Fregatten des zweiten Ranges.

| Name des Schiffs. | Zahl der Kanonen. | Wo gebaut. | Wann. | Wo im Dienst. |
|---|---|---|---|---|
| Constellation | 36 | Baltimore | 1797 | in Norfolk |
| Congreß | 36 | Portsmouth | 1799 | „ Norfolk |
| Macedonian | 36 | von den Engländern erobert *) | 1812 | auf den Schiffswerften, um ausgebessert zu werden. |
| **Kriegsschaluppen.** | | | | |
| John Adams | 21 | Charleston | 1799 | im mittelländ. Meer |
| Cyanne | 24 | von den Engländern erobert | 1815 | in Philadelphia |
| Erie | 18 | Baltimore | 1813 | an der Küste von Brasilien |
| Ontario | 18 | Baltimore | 1813 | an der Küste von Brasilien |
| Peacock | 18 | New-York | 1813 | in New-York |
| Boston | 18 | Boston | 1825 | in Boston |
| Lexington | 18 | New-York | 1825 | in Portsmouth |
| Vincennes | 18 | New-York | 1826 | im stillen Ocean |
| Warren | 18 | Boston | 1826 | in Philadelphia |
| Natchez | 18 | Norfolk | 1827 | an der Küste von Brasilien |
| Falmouth | 18 | Boston | 1827 | in Westindien |
| Fairfield | 18 | New-York | 1828 | im stillen Ocean |
| Vandalia | 18 | Philadelphia | 1828 | in Westindien |
| St. Louis | 18 | Washington | 1828 | in Westindien |
| Concord | 18 | Portsmouth | 1828 | in Portsmouth |
| **Schooners.** | | | | |
| Delphin | 12 | Philadelphia | 1821 | im stillen Ocean |
| Grampus | 12 | Washington | 1821 | in Westindien |
| Shark | 12 | Washington | 1821 | im mittelländ. Meer |
| Enterprice | 12 | New-York | 1831 | Küste von Brasilien |
| Borer | 12 | Boston | 1831 | im stillen Ocean |
| Experiment | 12 | Washington | 1831 | Westindien |
| Fox | 5 | gekauft | 1825 | Baltimore |
| Sea-Gull (Galliot) | 3 | gekauft | 1823 | Philadelphia |

Total-Summe: 12 Linienschiffe, 11 große Fregatten der ersten Classe, 3 Fregatten der zweiten Classe, 15 Kriegsschaluppen, 8 Schooners und kleinere Fahrzeuge; von welcher Zahl 5 Linienschiffe und 7 große Fregatten noch auf den Schiffswerften liegen, aber binnen 3 Monaten segelfertig gemacht werden können.

*) War ursprünglich ein französisches Kriegsschiff; wurde im Kriege gegen Frankreich von den Engländern und im Kriege der letzteren mit America von den Americanern weggenommen.

Unter allen Inſtitutionen der Vereinigten Staaten iſt die Marine die nationalſte und genießt die größte Popularität. Sie kann ihrer Natur nach nie den Fortſchritten des Landes entgegenſtehen, wohl aber die Induſtrie und den Handel desſelben beſchützen, und ſie hat mehr als jede andere den Nationalruhm der Americaner begründen helfen. Mit verſtändiger Beſcheidenheit haben ihre Officiere ſich alles Antheils an politiſchen Streitigkeiten enthalten und den Parteigeiſt aus ihren Reihen verbannt. Sie kannten ſtets nur ihre Pflicht gegen die Nation und erfüllten dieſe mit Ruhm für ſich ſelbſt und ihr Vaterland. Von der erſten Periode des Revolutionskrieges bis auf den gegenwärtigen Augenblick hat die americaniſche Marine mit gleichem Erfolg gegen die größten Schwierigkeiten und Gefahren gekämpft, welche je eine ſo junge Macht bedrohten. Sie umfaßte den Unternehmungsgeiſt und Muth eines neugebornen Volkes und kämpfte mit der Kraft der Jugend den ungleichen Kampf gegen das rieſige Mutterland. Welchen Urſachen auch die Engländer die vielen Siege der Americaner im letzten Seekriege mit Großbritannien zuſchreiben mögen *), Eine Wahrheit muß ſich ihnen unwiderſtehlich aufdringen — daß die Americaner eben ſo geſchickte Matroſen ſind und bei allen Gelegenheiten eine Vertrautheit mit dem Ocean und eine Verachtung ſeiner Gefahren beweiſen, welche ihrer Abſtammung von der größten europäiſchen Seemacht würdig ſind. — Die Marine der Vereinigten Staaten iſt noch jung und verhältnißmäßig klein, aber ſie beſitzt alles, was ſie zuletzt groß und ſelbſt mit der engliſchen wetteifern machen muß — einen freien uneingeſchränkten Handel und die beſte Lage für eine Seemacht auf der ganzen Erde.

---

*) Man behauptet, daß die americaniſchen Fregatten im letzten Kriege mit England mehr Kanonen führten, und daß dieſe von ſchwererem Kaliber und größerer Schußweite waren als die engliſchen. Dieß iſt allerdings wahr, beſonders in Bezug auf die großen, 50 bis 60 Kanonen tragenden, aber nur mit 44 Kanonen einregiſtrirten Fregatten; allein auf den großen Binnenſeen war der Vortheil auf Seite der Engländer, und ſie hatten überdieß noch eine beſſere Stellung — und doch wurden zwei ganze engliſche Flotillen von den Americanern weggenommen. Auch die Art und Weiſe, auf welche einzelne americaniſche Schiffe ganzen brittiſchen Flotten entrannen (wie z. B. die Fregatte Conſtitution einem Linienſchiff 2 Fregatten und mehreren kleinen Fahrzeugen), beweiſ't die Geſchicklichkeit und Klugheit ihrer Officiere.

Aber im ſchlimmſten Falle für die Engländer wird der Ruhm der Mutter auf die Tochter übergehen, und der Sturm engliſch angeſprochen werden wie in den Tagen von Blake und Nelſon.

Die Americaner kennen ihre Verpflichtungen gegen die Marine und den Einfluß des Geiſtes der letzteren auf die Officiere und Matroſen ihrer Handelsflotten. Obgleich wachſam und beſorgt für jede Staatsausgabe, erhöhten ſie doch den Sold ihrer Seemacht und bewieſen ihre Dankbarkeit gegen die Marine durch den Eifer, mit welchem der Senat und die Repräſentanten dieſe Maßregel unterſtützten. Bei der großen Anzahl öffentlicher Gaſtmähler, welche jährlich in den Vereinigten Staaten gegeben werden, erinnere ich mich nur zweier Toaſte, welche von allen Parteien, einer mit würdigem Schweigen, der andere mit donnerndem Beifall getrunken werden: — Das Andenken Waſhington's und die americaniſche Marine.

Das americaniſche Milizſyſtem wurde ſchon zur Zeit der erſten Colonien eingeführt, um die jungen Niederlaſſungen gegen die barbariſchen Incurſionen der Indianerſtämme zu vertheidigen. Es war gleich in ſeinem Entſtehen den Geſinnungen und Grundſätzen der Americaner angemeſſen, die ſchon damals die Anweſenheit brittiſcher Truppen ungern ſahen, und lieber ſelbſt die Beſchwerlichkeiten des Militärdienſtes theilen, als Soldaten in ihre Dörfer und Städte aufnehmen wollten. Sie fürchteten die Möglichkeit einer unumſchränkten Herrſchaft der königlichen Gouverneure durch Hülfe des ſtehenden Heeres, und bewaffneten daher die Bürger auf den Fall einer bevorſtehenden Uſurpation. Zu Anfang des Unabhängigkeitskrieges ſtanden nur die Milizen, und beſonders die von Neu-England (Maſſachuſetts und Connecticut) den brittiſchen Truppen gegenüber. Ohne ihre Gegenwart und die vielen Opfer, welche ſie bereit waren ihrem Vaterlande zu bringen, hätten die Americaner an gar keinen bewaffneten Widerſtand denken können, und ſeine Folgen wären unvermeidlich tragiſch geweſen. Seit dem letzten Kriege mit England iſt das Milizſyſtem in allen Staaten verbeſſert und während der Verwaltung des Generals Jackſon ein allgemeines Syſtem der Taktik in der ganzen Union eingeführt worden.

Die Milizen jedes Staates werden jährlich einmal von ihren Officieren inſpicirt, bei welcher Gelegenheit alle Abweſenden, ſo wie

diejenigen, deren Waffen nicht den vorgeſchriebenen Geſetzen entſprechen, zu mehr oder weniger harten Geldbußen oder Arreſt verurtheilt werden. Dieſe Maßregel vermehrt keineswegs die Popularität des Milizſyſtems unter den reicheren Claſſen, welche bei allen ſolchen Gelegenheiten für ihr Zuhauſebleiben zahlen müſſen, während die ärmeren Bürger, beſonders aber Geſellen und Arbeitsleute, immer bereit ſind, ihre Waffen zu tragen und den vorgeſchriebenen Manövers beizuwohnen. Da die Officiere von den Milizen (dem Volke) ſelbſt ernannt werden, ſo fällt die Wahl natürlich meiſtens auf jene, mit welchen das Volk in unmittelbarem Verkehr ſteht; und ſo trifft es ſich nicht ſelten, daß die reichſten Kaufleute und Advocaten als Gemeine eingeſchrieben ſind, während ein armer Schreiner oder Schloſſer ihnen befiehlt, „an dieſem oder jenem Tage vorſchriftmäßig equipirt und bewaffnet an einem beſtimmten Platze ſich bereit zu halten und ihrer weiteren Befehle zu harren“ („there to await further orders“).

Das Milizſyſtem iſt in den meiſten Staaten eine Beſteuerung der reichen Claſſen, während es dem Volke als Mittel dient, ſeine unumſchränkte Souverainetät zu behaupten. Zur Zeit des Friedens, wo die Vorkehrungen gegen den Krieg nie gehörig gewürdigt werden, erſcheinen die jährlichen Zuſammenberufungen und Manöuvers der Milizen als unnöthige Störungen der Bequemlichkeit der reicheren Claſſen, aber da die Maßregel eine volksthümliche iſt, ſo müſſen ſie ſich geduldig darein ergeben, und durch die Bezahlung ihrer Geldbußen die Zeche derjenigen bezahlen, welche ſich für den Waffendienſt bereit halten.

Die jungen Leute in den atlantiſchen Städten, welche ſich immer mehr oder weniger von einem martialen Geiſte beſeelt fühlen, entziehen ſich durch Bildung eigener uniformirter Compagnien der Schmach, ihren Schuſtern und Schneidern gehorchen zu müſſen. Dieſe Compagnien, welche den Namen „unabhängiger Soldaten“ erhalten, erwählen dann ihre Officiere mit Rückſicht auf Rang und Vermögen, und es ſind hauptſächlich dieſe unabhängigen Truppen, über welche ſich die Engländer luſtig machen, wenn ſie von den amerikaniſchen Milizen ſprechen. In der That ſehen ſie oft bunt genug aus, obgleich ſie in Bezug auf Geſchmack und Eleganz ihrer Ausſtaffirung es manchem europäiſchen Garde-Lieutenant zuvorthun. Ihr Reichthum läßt ſie die ungariſchen Huſaren-Uniformen oder

das Coſtume der polniſchen Lanciers allen übrigen vorziehen, ſo daß ſie von einem Europäer, der ſie marſchiren ſieht, leicht mit einer demontirten Escadron Cavallerie verwechſelt werden könnten. Aber es gibt auch unabhängige Compagnien unter den Handwerkern und andern arbeitenden Claſſen, welche aus Mangel an Vermögen gezwungen ſind, die einfache Kleidung und die prunkloſen Gebräuche der Linientruppen nachzuahmen, und daher ein beſſeres militäriſches Ausſehen haben, als die zierlichen Puppen-Soldaten der ariſtokratiſchen Städte.

Obgleich die Mannszucht der americaniſchen Milizen weniger ſtreng iſt als die des ſtehenden Heeres, und obgleich ſich erſtere durch einen beſondern Unabhängigkeitsgeiſt auszeichnen, welcher mit der Uniform von Soldaten ſonderbar contraſtirt, ſo beſitzen ſie doch drei ausgezeichnete Vorzüge vor jedem europäiſchen Heere, welches gegen ſie entſendet werden könnte. Der erſte hievon beſteht in ihrer Zahl, welche die ganze männliche waffenfähige Bevölkerung in ſich faßt; der zweite in der Leichtigkeit, womit ſie ihre Bedürfniſſe befriedigen, und der dritte in der Univerſalität ihres Genie's.

Die Bemerkung iſt ſchon oft gemacht worden, daß ſich die Americaner ſelten auf die Ausübung eines einzelnen Gewerbes beſchränken, und daher nur in wenigen Zweigen eben ſo gut arbeiten als die Europäer. Ich habe auf dieſen Vorwurf ſchon im neunten Capitel geantwortet; hier will ich nur noch von den Vorzügen dieſes Syſtems ſprechen. Es nöthigt ſie, mehr zu denken, und den Mangel an mechaniſcher Fertigkeit durch ein beſſeres Urtheil zu erſetzen. Sie ſind genöthigt, ſich mit einer Menge von Operationen und den Principien, auf welchen ſie beruhen, vertraut zu machen, und werden auf dieſe Weiſe zu den verſchiedenſten Dingen brauchbar. Dieſe univerſale Verwendbarkeit der Americaner kömmt ihrem Syſtem der Nationalvertheidigung ſehr wohl zu Statten. — Eine americaniſche Bürger-Compagnie beſitzt freilich nicht die militäriſche Haltung und Präciſion europäiſcher Soldaten, aber im Fall der Noth kann ſie ihre eigenen Kleider verfertigen, ihre Schuhe und Stiefel ausbeſſern, ihre Pferde beſchlagen, und ihre eigenen Waffen ſchmieden; ſie verſteht Brücken und Boote zu bauen, und iſt geſchickt im Dienſte der Matroſen; ſie weiß Bäume zu fällen und ſich mit Pfählen und Barricaden zu verſchanzen, und an Thätigkeit und ununterbrochene Arbeit gewöhnt, wird ſie nicht leicht müde in den ſchwerſten und

anhaltendſten Anſtrengungen. Ihre Officiere bedürfen keiner Bedienung, ſie ſind gewöhnt, ſelbſt ihre Pferde zu ſäubern, mit eigener Hand ihre Zelte aufzuſchlagen und bei der Errichtung von Fortificationen und Straßen ſelbſt mit Hand ans Werk zu legen.

Es war hauptſächlich durch die unermüdlichen Anſtrengungen der americaniſchen Milizen, daß die brittiſchen Truppen während des Unabhängigkeitskrieges in allen Richtungen hin beunruhigt und oft in der ſchlechteſten Jahreszeit auf ungebahnten Wegen und Straßen überraſcht und umgangen wurden. Die Fortificationen von Bunker's Hill (Breed's Hill) wurden in einer einzigen Nacht aufgeworfen, die der Dorcheſter Höhen, welche die Stadt Boſton beherrſchten und die Evacuation der brittiſchen Truppen herbeiführten, von Sonnenuntergang bis zehn Uhr Morgens *), und mit derſelben Schnelligkeit wurde die Stadt Neu-Orleans befeſtigt. Hinter Fortificationen oder in einem terrain coupé ſind die americaniſchen Milizen wirklich furchtbar, denn ſie ſind vortreffliche Schützen und beſitzen die Gewandtheit der geübteſten Jäger. Sie bilden eine Macht, welche, hundertmal geſchlagen, ſich hundertmal wieder vereinigen könnte, denn ſie ſind von demſelben Geiſte beſeelt, welcher ihr Vaterland ins Leben rief, und ſind ſelbſt die Bürger dieſes Landes. Die geographiſche Lage der Vereinigten Staaten erlaubt ihnen, die Defenſive zu ergreifen, während ihre Feinde durch ein Terrain marſchiren müßten, in welchem ihre beſſere Disciplin ihnen wenig fruchten könnte, und in welchem ſie das Ziel der weſtlichen Schützen ſeyn würden.

Im Ganzen ſind die Americaner ſehr auf militäriſche Pracht und Auszeichnung erpicht. Die Titel „Capitain," „Major," Obriſt" und ſelbſt „General" werden nach allen Seiten herumgeworfen; aber da ſie ohne Unterſchied dem einen wie dem andern beigelegt werden, ſo liegt darin keine beſondere Auszeichnung. — Das Milizſyſtem der Americaner ſchmeichelt ihrer militäriſchen Neigung, ohne ſie den Koſten und den Gefahren eines ſtehenden Heeres auszuſetzen, und öffnet dem Ehrgeiz der Einzelnen eine hinlängliche und unſchädliche Nahrung. Was aber ihre beſondere Fähigkeit zum Soldatendienſt betrifft, ſo glaube ich, daß im

*) Botta Storia della guerra dell' independenza degli State uniti. Libro sesto.

Fall eines Krieges die nördlichen und östlichen Staaten die beſten Truppen liefern würden, die ſüdlichen Staaten die ritterlich tapferſten, und der Weſten eine eigene Art rieſenhafter Krieger mit dem Muthe und der Ausdauer der Indianer.

---

## Dreizehntes Capitel.

Politiſche Ausſichten von America. — Allgemeine Wahlfreiheit. — Zuſtand der Parteien. — Relative Lage von Nord- und Südamerica. — Lage der Vereinigten Staaten in Bezug auf England und die übrigen Länder. — Schluß.

Wie der Urſprung und die Fortſchritte der Vereinigten Staaten ohne Parallele in der Geſchichte ſind, ſo laſſen ſich ihre politiſche Laufbahn und ihre Ausſichten auch nicht mit dem Schickſale der alten Republiken vergleichen, welche weder ihrer Natur noch Form nach Etwas mit der americaniſchen gemein hatten. Seit jener Zeit hat die Lage des ganzen Menſchengeſchlechtes eine wichtige Veränderung erlitten, nicht nur in Bezug auf die Verhältniſſe der Regierten zu den Regenten, ſondern auch hinſichtlich der Stellung, welche die verſchiedenen Staaten unter ſich eingenommen haben. Der Geiſt des Chriſtenthums, welcher nach einer Pauſe von achtzehn Jahrhunderten erſt jetzt ſich zu entfalten beginnt, die Buchdruckerkunſt, die Errichtung der Poſten und in neueſter Zeit die durch Dampf geſchaffenen Verbindungslinien, haben den ſittlichen Zuſtand der Welt verändert und wirken jetzt noch als Reformer auf das ganze Menſchengeſchlecht. Die Erfindung des Schießpulvers hat die phyſiſchen Kräfte der Menſchen ausgeglichen, während die periodiſche Preſſe die Macht der Zahlen gegen die Herrſchaft der Einzelnen zu erheben ſucht.

Die Geſchichte der früheren Zeiten enthält nicht viel mehr als die ſyſtematiſche Beſchreibung der Räubereien und Grauſamkeiten, deren ſich die Völker wechſelſeitig ſchuldig machten, und in welchen die Maſſen bloß als ſtumme Werkzeuge ihrer Regenten auf- und untertauchen. Die Weltgeſchichte war die Geſchichte einiger wenigen Individuen, welche ganze Nationen durch ihren Glanz emporhoben oder durch ihren Fall in den Abgrund ſtürzten. In dieſem Sinne waren die Könige der Erde wirklich die Stellvertreter der ewigen Ge-

rechtigkeit, und die Völker mußten sie als unmittelbare Emanationen der Gottheit verehren.

Selbst die Geschichte Griechenlands und Roms machten von dieser Regel keine Ausnahme, denn obschon die Helden des Alterthums von einem Geiste beseelt waren, welcher fähig war, die Welt zu umfassen, so waren doch die Massen, welche die natürlichen Interessen der Menschheit vorstellen, im Zustande der Kindheit — die lebenslosen Satelliten einiger glänzenden Sterne. Das Schicksal der Heroen der alten Welt erregt selbst noch jetzt größere Theilnahme als das unserer Mitlebenden, denn sie fühlten und handelten als die Stellvertreter ihrer Nationen, und ihr Sieg oder Untergang war die Geburt oder der Leichenzug eines ganzen Volkes.

Mit der Entdeckung von America beginnt ein neues Zeitalter der Geschichte. Schon hatten sich die Ideen vervielfältigt, die Erfindung der Buchdruckerkunst lieferte das Mittel, sie unter den Massen zu verewigen, und die letzteren hatten angefangen, ihrem Kindesalter zu entwachsen. Der Geist hatte endlich seine Regierung begonnen, der trägen materiellen Gewalt war die bewegende Kraft der Intelligenz entgegengetreten, und das Volk selbst hatte angefangen, eine Rolle im historischen Drama zu spielen.

Umsonst wurden Waffen geschmiedet, um die Gewissensfreiheit zu bekämpfen, umsonst vereinigten sich kirchliche und weltliche Mächte, den Fortschritten der Philosophie Einhalt zu thun. Die Macht der Ideen läßt sich nicht durch physische Hindernisse beschränken, denn sie sind ewig und unvergänglich, und das Licht, welches einmal in die Welt gedrungen, konnte nicht wieder in Finsterniß verwandelt werden. Das einmal aufgegangene Taggestirn muß seinen Lauf vollenden, ehe es unter dem Horizont hinabsinken und die Nacht ihr Reich beginnen kann. Die Interessen der Wahrheit und Menschlichkeit waren an die Stelle der Nationalunterschiede getreten, und statt fruchtlose Eroberungskriege zu führen, hatten die Völker begonnen, auf ihre eigne Sicherheit bedacht zu seyn. Künste und Wissenschaften waren Gemeingut der Völker geworden, und die Fortschritte der Civilisation hatten diese als Glieder ein und derselben Familie vereinigt.

Aber das neue Gebiet des Geistes existirte bloß in den Ideen der Menschen, es besaß keine physische Gewalt — kein Leben in der Zeit und im Raume. Die unveräußerlichen Rechte der Menschheit

ſtanden den hiſtoriſchen Rechten der Einzelnen entgegen, und der emporkeimende Geiſt der Freiheit mit dem Geburtsrechte der Fürſten. Umſonſt hatten die Völker ſich bemüht, ihr ein begränztes Reich zu erwerben, als ein friedliches Mittel ſich darbot — die Anſiedlung eines neuen Welttheils. Beide Theile waren bei der Ausführung dieſes Planes thätig: eine in der Hoffnung, die praktiſche Anwendung ihrer Principien zu realiſiren, die andere, um ſich eines mächtig werdenden Feindes zu entledigen, deſſen Daſeyn ihm ſelbſt gefährlich werden konnte. Daß America nicht früher entdeckt und angeſiedelt, daß die fruchtbarſte Provinz des neuen Welttheils von Engländern angebaut wurde, — der Nation, welche in den politiſchen Wiſſenſchaften die größten Fortſchritte gemacht hatte — das müſſen wir jener Macht zuſchreiben, welche über das Schickſal einzelner Menſchen wie ganzer Nationen wacht. Wäre der neue Continent um ein Jahrhundert früher entdeckt worden, ſo wäre jetzt das ganze europäiſche Feudalſyſtem dahin verpflanzt, und ſtatt der europäiſchen Aufklärung würde America nur das Bild leidender Millionen zurückwerfen.

Die Anſiedlung der Vereinigten Staaten fiel unter günſtigeren Umſtänden vor, als je die Geburt eines neuen Volkes begleiteten. Sie ſtützte ſich gleich im Anfange auf die reinſten und gerechteſten Grundſätze, welche in ihrer Anwendung nur auf geringe moraliſche Hinderniſſe ſtießen. Die Verfaſſung von America war kein Problem, ſondern ein erwieſener Lehrſatz, zu welchem die Unabhängigkeitserklärung nur eine nothwendige Folge war.

Der Same der Freiheit fand in Europa keinen Boden zur Zeitigung; aber er wucherte üppig in America, und hat ſich ſeither ſo ſehr vermehrt, daß er nicht leicht wieder vertilgt werden kann. Die Vereinigten Staaten haben einen Rang unter den mächtigſten Staaten der Erde eingenommen; aber ihre Stärke liegt in der moraliſchen Gerechtigkeit ihrer Regierung. America beſitzt nicht nur alle Elemente der Nationalgröße, ſondern auch die Sympathie aller civiliſirten Völker. Es iſt der Repräſentant der Civiliſation und des neuen Staatslebens, und als ſolcher das belebende Princip der neueren Geſchichte.

Drei mächtige Feinde ſcheinen den jungen Staat und die Union zu bedrohen: — die Sklaverei, die geographiſchen Unterſchiede des Nordens, Südens und Weſtens; und zuletzt die Zügelloſigkeit der nie-

deren Classen, welche nach der Meinung vieler Politiker durch die in America eingeführte unbeschränkte Wahlfreiheit herbeigeführt werden muß. — Ueber die Sklaverei habe ich schon im zwölften Capitel meine Meinung ausgesprochen, und ich brauche daher nur noch ihres Einflusses auf die Union zu erwähnen, in so fern sie nämlich die Zwietracht zwischen den nördlichen und südlichen Staaten anfacht, oder durch die Vereinigung ihrer gegenseitigen Interessen eine neue Bürgschaft für den Fortbestand der Union gewährt. Ich glaube das Letztere, obgleich ich gerne zugestehe, daß der Norden unabhängiger vom Süden ist, als der Süden vom Norden, und daß daher die Sklavenstaaten auf die Macht des Nordens stets eifersüchtig seyn werden. Die Fortdauer der Sklaverei in den südlichen Staaten ist vielleicht eben so zu fürchten, als die nothwendigen Folgen ihrer plötzlichen Aufhebung; aber so lang die Union besteht, braucht die Anwesenheit der Neger keine Furcht einzuflößen, denn jeder Aufstand derselben würde augenblicklich durch die Macht des Nordens gedämpft werden. Der Süden muß daher die Freundschaft der nördlichen und westlichen Staaten zu erhalten suchen, vertauscht dafür aber mit ihnen seine Reichthümer. Die südlichen Staaten sind die größten Consumenten der nördlichen Producte und Manufacturen und vermehren dadurch den Wohlstand und die Thätigkeit des Nordens.

Die Ausfuhr der Vereinigten Staaten besteht hauptsächlich aus südlichen Producten, worunter die Baumwolle die Summe aller übrigen übersteigt. Während des letzten Zolltarifs trugen die südlichen Staaten im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung den bei weitem größten Theil der Staatslasten; und doch war die Maßregel selbst von den Staatsmännern des Südens ausgegangen. Da die Rückfracht für diese Producte gewöhnlich nach den nördlichen Häfen gebracht wird, so ist es eigentlich der Norden, welcher aus den südlichen Staaten die größten Vortheile zieht, während die Bewohner der letzteren bloß die Aufbewahrer ihrer Reichthümer sind. Die Negersklaven von America arbeiten eben so sehr für den Wohlstand der nördlichen Staaten als für den ihrer eigenen Gebieter: sie schaffen das Capital mit welchem der Norden Handel und Manufacturen gründet.

Im Fall einer Trennung der Staaten würden diese Quelle des Nationalreichthums für den Norden versiegen; denn der Süden

würde gezwungen seyn, selbst Manufacturen anzulegen und einen andern Weg für seine Ausfuhr zu suchen; der Norden würde höchstens ein Mitbewerber um den südlichen Handel seyn, während er ihn jetzt als ein ausschließendes Monopol besitzt.

Aber der Süden ist mit dem Norden noch durch andere Bande verknüpft. Beinahe alle Kauf- und Gewerbsleute in den südlichen Staaten sind Emigranten aus dem Norden der Union, und durch ihre Hände oder durch die ihrer Correspondenten geht der ganze Reichthum der südlichen Pflanzer. Dieser Theil der südlichen Bevölkerung würde im Fall einer Trennung entweder ausgestoßen oder gezwungen werden, sich an die Pflanzer anzuschließen. Im ersten Fall würden sie um ihr Vermögen kommen, im zweiten ihren eigenen Brüdern als Feinde gegenüber stehen. Wir könnten jetzt noch den Fall annehmen, daß der Norden fähig wäre den Süden zu unterjochen, wenn nämlich das Klima jener Staaten den Weißen zuträglich wäre. Aber selbst die Eroberung des Südens würde nicht den Reichthum des Nordens vermehren. Die Bewohner der nördlichen Staaten ziehen jetzt größere Vortheile aus dem Süden, als sie aus der wirklichen Besitznahme des Bodens erwarten könnten. Jetzt liefert der Süden dem Norden die Materialien seiner Industrie; als Pflanzer würden sie sie selbst schaffen müssen und die Kosten ihrer Erzeugung zu tragen haben. Statt vorwärts zu kommen, würden sie einen Schritt zurück machen, und sich von neuem mit jenen Uebeln umgeben, denen sie so glücklich entronnen sind. Aber der Süden und Norden sind allzu gleich gegen einander abgewogen, eine solche Eroberung möglich zu machen, und es existirt überdieß noch eine *westliche* Macht, deren Interesse, an beider Wohlfahrt geknüpft, nie einen solchen Krieg zugeben würde.

Ich betrachte die schnellen Fortschritte des Westens, wie ich schon einmal zu bemerken Gelegenheit hatte, als den größten Schutz der Union und der Freiheit von America. Er enthält die unternehmendste Bevölkerung der Vereinigten Staaten, und den tüchtigsten Sinn für Freiheit und Gerechtigkeit. Im Fall eines Streites zwischen dem Norden und Süden würden beide Theile an die Interessen des Westens appelliren, und zu wessen Gunsten sich dieser erklären würde, auf dessen Seite würde der Sieg sich neigen. Aber selbst in diesem Falle würde die Vereinigung des Westens mit einer der Parteien die andere zwingen nachzugeben, oder ihre eigene Unab-

abhängigkeit aufs Spiel zu setzen. Auch ist der Westen nicht weniger vom Norden und Süden abhängig als diese von einander. Ein Theil seiner Producte wird nach Norden verführt und dort consumirt, der andere folgt dem Laufe des Missisippistroms und geht nach den südlichen Staaten. Man brauchte nur die Mündung des Missisippi, und die Canäle und Eisenbahnen der Staaten von New-York und Pennsylvanien zu sperren, um den Westen eben so zu blockiren als ob ein Cordon an seiner Gränze gezogen wäre.

Es gibt überdieß noch eine vierte Partei in den Vereinigten Staaten, aus Elementen bestehend, welche, obgleich weniger durch physische und geographische Unterschiede vor den andern ausgezeichnet, dennoch durch ihre gemeinschaftliche Abstammung innig mit einander verbunden, und durch gewisse moralische Kennzeichen zu einem besondern Volke gestempelt sind. Dieß sind die Neu-Engländer. Die östlichen Staaten (so heißen ihre Wohnsitze) müssen die Manufacturdistricte von America werden, und als solche mit den südlichen Staaten, welche mit ihnen nie rivalisiren, wohl aber die besten Consumenten ihrer Fabricate werden können, im guten Einverständnisse zu leben suchen.

Das Daseyn so vieler verschiedener Parteien dient dazu, ihre gegenseitige Wirkung auf einander zu neutralisiren, und die Herrschaft der einen über die andere zu verhindern. Jeder dießfällige Versuch würde von der öffentlichen Meinung geächtet werden — der einzigen wirklichen Macht in den Vereinigten Staaten. Der Wohlstand aller Parteien ist der Dauer des Friedens verpfändet. Die Capitalien des Nordens circuliren jetzt in der ganzen Union, und bereichern eben so sehr den Westen und Süden als die östlichen Fabricanten. Die Industrie und der Handel werden nicht von einzelnen Provinzen genährt, sondern durch das Zusammenwirken aller Staaten. Der Unternehmungsgeist von Neu-England würde bald absterben, wenn ihm nicht der Süden stets neue Nahrung verschaffte; der Westen würde seine Producte nicht verwerthen können, wenn der Süden und Norden nicht seine Consumenten wären, und der Süden würde nicht im Besitz seiner Sklaven gesichert seyn, wenn er nicht auf den Schutz des Nordens und Westens rechnen könnte.

Von der ersten Stunde ihrer Existenz bis auf den gegenwärtigen Augenblick hing das Schicksal der americanischen Colonien von ihrem wechselseitigen guten Einverständnisse ab; von dem ersten Augenblick

ihrer nationalen Existenz waren ihre Interessen so innig mit einander verwebt, daß sie sich freiwillig zu jener Union verbanden, welche jetzt das Hauptwerkzeug ihrer Größe geworden ist. Dieselben Ursachen, welche sie damals zu einem Staate verbanden, wirken jetzt noch stärker als zur Zeit des Revolutionskrieges. Ihre gegenseitigen Interessen in dem Fortbestand der Union haben sich mit jedem Jahre vermehrt. Schon der pecuniäre Verlust, welcher für alle Theile aus einer möglichen Trennung entstehen müßte, ist unberechenbar. Industrie, Handel und Ackerbau würden in allen Theilen des Landes gehemmt, und der Unternehmungsgeist der Bürger auf die engen Gränzen einzelner Staaten angewiesen seyn. Kein Vortheil, welchen die eine oder die andere Partei aus einer solchen Trennung zu ziehen hoffen könnte, wäre im Stande den Verlust zu decken, welcher hiedurch nothwendigerweise für sie entstehen müßte, und es ist daher unglaublich, daß die Vereinigten Staaten, selbst mit den schmutzigsten Rücksichten auf ihre Geldinteressen, sich nur dem Gedanken an eine Trennung hingeben könnten. Aber so lange die Nation mit dieser Pest verschont bleibt, muß der Ehrgeiz der Einzelnen an der Beharrlichkeit des Volkes scheitern. Streit und Krieg beförderten von jeher nur die Interessen einzelner Personen; die Massen hatten nie etwas dabei zu gewinnen. Im Verhältniß als daher die letzteren fähig werden, ihre eigenen Interessen zu beurtheilen, muß die bewaffnete Opposition ihre Macht verlieren, nicht bloß in America, sondern in allen Theilen der Welt. Das unglückliche Princip, daß der Ruin eines Volkes die Größe eines andern begründe, läßt sich kaum auf Nachbarländer anwenden, vielweniger auf die Republiken von America, vereint durch dieselben Interessen und unter einer und derselben Central-Regierung.

Bis jetzt hat die americanische Gesetzgebung nicht die geringsten Symptome einer Feindschaft unter den verschiedenen Staaten nachgewiesen. Süd-Carolina hat sich zwar gegen den Zolltarif erklärt, aber die übrigen Staaten zeigten sich nicht nur willig das ungerechte Gesetz zu widerrufen, sondern bestanden auch auf dessen Vollziehung bis es zurückgenommen werden würde. Die südlichen Staaten klagten über die ungerechte Einmischung des Nordens in ihre Sklavenangelegenheiten, und sogleich beschließen die nördlichen Staaten sich jeder weitern Einmischung zu enthalten, und den Absichten der Abolitionisten auf jede ge-

ſetzliche Weiſe zu begegnen. Der Süden beſtand auf dem ausſchließlichen Recht, über ſeine Sklaven Geſetze zu erlaſſen, ein Recht, welches ihm zwar ausdrücklich durch die Conſtitution geſichert iſt, das aber noch vor kurzem von vielen Parteien in Zweifel gezogen wurde, und ſogleich erklärte der Congreß, daß er nicht das Recht habe, ſich in die inneren Angelegenheiten des Südens zu miſchen. Aufrühriſche Schriften werden nach den ſüdlichen Staaten geſandt, aber die Central-Regierung verbietet den Poſtämtern ſie zu verbreiten. — Sind dieß die Zeichen der Unterdrückung, mit welcher die Majorität die Union regiert? Kann der Süden unter dieſen Umſtänden über die ungerechten Anmaßungen des Nordens Klage führen? Und iſt es nicht wahrſcheinlich, daß im Fall einer gewaltſamen Intervention des einen oder des anderen Staates die Union die Macht beſitzen würde ſie zu beſchützen?

Edmund Burke, in ſeinem Aufruf an die Americaner im Namen der Minorität des Parlaments, ſah voraus, daß einzelne Staaten der Union bald die Freiheit der andern bedrohen würden, und rieth ihnen daher mit ſtaatswiſſenſchaftlicher Weisheit unter einer Regierung zu verbleiben, welche die Macht hätte, ſie gegen ihre wechſelſeitigen Uſurpationen zu beſchützen. Dieſe Macht, welche Burke nur dem König und dem Parlament von England zuſchrieb, beſitzt jetzt der Congreß der Vereinigten Staaten. So lange die Union währt, werden die kleineren Staaten gegen die Anmaßungen der größeren geſchützt ſeyn; einmal von dem Körper der Republik abgeſchnitten, würden ſie bald die Beute ihrer mächtigen Nachbarn werden.

Ich glaube nicht, daß ſich jetzt ein Candidat für irgend ein Amt in den nördlichen Staaten vorfindet, welcher ein Abolitioniſt wäre; denn die öffentliche Meinung hat ſich ſeit einem Jahre ſo zu Gunſten der ſüdlichen Staaten geändert, daß kein ſolcher auf Erfolg rechnen könnte. Der Fanatismus einiger Zeitungsſchreiber und Drucker iſt der ganze Ueberreſt der Verſchwörung der Abolitioniſten, und ſelbſt dieſe finden in New-York und Philadelphia keine Feuerverſicherungsanſtalt, welche willig wäre ihre Häuſer oder ihre Geräthſchaften gegen die Wuth des Pöbels zu verſichern. Die Abolitioniſten waren nie regelmäßig organiſirt, und wären nie im Stande geweſen, den Pflanzern der ſüdlichen Staaten den

geringsten Schaden zuzufügen, wenn sie nicht im Anfange zu unbedeutend gewesen wären, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Alles dieß beweis't die Bereitwilligkeit der verschiedenen Parteien durch jede Concession einander zu versöhnen, welche mit ihrer eigenen Unabhängigkeit und den Grundsätzen der Gerechtigkeit vereinbarlich ist.

Daß die moralischen Gründe für den Fortbestand der Union, welche ich im eilften Capitel angeführt habe, und die Furcht vor den Uebeln, welche einer Trennung nothwendig folgen müßten, mit jedem Tage mehr die Aufmerksamkeit aller Parteien auf sich ziehen, ist eine unwiderlegbare durch tausendfältige Reden und Schriften bewiesene Thatsache; die Americaner sprechen von der Möglichkeit einer Trennung, lassen aber kein Mittel unversucht diese zu verhindern. Sie kennen die Gefahr und denken daher zeitig auf die Mittel ihr zu begegnen. Die Südländer sprechen nur selten über diesen Gegenstand, aber im Norden ist er zum Tagsgespräch, selbst mit Fremden geworden. Es gibt Menschen, welche durch die Nähe einer drohenden Gefahr in ihren Entschlüssen so gelähmt werden, daß gerade ihre Furcht jene Begebenheiten beschleunigt, denen sie am meisten zu entrinnen wünschen. Aber die Union der Vereinigten Staaten ruht auf einer breiteren Grundlage als der bloßen Speculation einzelner Personen; sie ist auf die moralischen, politischen und materiellen Interessen des Volkes gegründet, das Volk kennt diese Interessen, und ist frei seinem eigenen Urtheile zu folgen.

Es gibt noch einen andern Zug des americanischen National-Charakters, welcher den Fortbestand der Union zu verbürgen scheint; kein Volk der Erde liebt so sehr die Größe und Ausdehnung im Raume. Ein Americaner würde sich nach seiner eigenen Art sich auszudrücken „verkleinert" („belittled") glauben, wenn er bloß Bürger von New-York oder Pennsylvanien geheißen würde. Er bedarf des Raumes, um sich auszubreiten, denn im Geiste besitzt er schon jetzt das ganze americanische Festland.

Das größte Vergnügen eines Americaners besteht in seinem ungehinderten Auf- und Abfahren auf den großen Binnengewässern und den westlichen Flüssen. Wie zerstörend für seine Träume von Nationalgröße würde nicht der Gedanke seyn, auf seiner Reise nach New-Orleans, so oft er durch einen neuen Staat kömmt, angehalten

und in einer Provinz als Fremder behandelt zu werden, die er jetzt zu ſeinem Vaterlande zählt. Der Nordländer würde ſeine Locomotive auf ſeinem Weg zu Geſchäften oder zur Unterhaltung ein Dutzendmal anzuhalten haben; er würde kaum eine Einladung zum Mittageſſen oder zur Geſellſchaft annehmen dürfen, ohne einen Paß mit ſich zu führen, oder die Erlaubniß der Gouverneure der verſchiedenen Staaten nachzuſuchen, durch die er hindurch müßte, um ſich zur beſtimmten Zeit irgendwo einzufinden.

Der Gedanke an eine politiſche Trennung iſt bei den meiſten Americanern nicht nur mit der Idee eines allgemeinen Elends verbunden, ſondern auch mit einer abſoluten und ewigwährenden Entehrung. Sie ſehen ein, daß ſie dadurch die Achtung der Welt verlieren müßten, und daß ein „New-Yorker" oder ein „Neu-Engländer" in Europa weniger gelten würde als ein „Americaner." Sie fühlen, daß ſie die Union der Staaten eben ſo vertheidigen müſſen als ihre eigene Ehre, und erblicken daher in ihrem Fortbeſtand die Dauer ihres eigenen Glückes und ihrer Sicherheit.

Aber außer den moraliſchen und phyſiſchen Urſachen, welche die Union begünſtigen, findet man unter den Americanern trotz alles Scheines vom Gegentheil eine wechſelſeitige Anhänglichkeit, und eine Vaterlandsliebe, welche mit einer Liebe zu den Vereinigten Staaten gleichbedeutend iſt. Dieſe Anhänglichkeit iſt um ſo ſtärker zwiſchen den verſchiedenen Staaten der Union, als ſie ſich ſelbſt auf England erſtreckt. Die Americaner lieben noch immer das Land, welches ſie gebar und ſie in ihrer Kindheit pflegte, und von deſſen Verfaſſung und Geſetzen ſie einen ſo werthvollen Theil beibehalten haben. Was ſie auch zur Zeit des Revolutionskrieges empfunden haben mögen, ſie ſind doch dasſelbe Volk mit den Britten, und müſſen in dieſer Eigenſchaft noch jetzt ihren transatlantiſchen Brüdern zugethan ſeyn. In Neu-England haben vielleicht gewiſſe engherzige Vorurtheile geherrſcht — wenigſtens hat man dieſes ſeinen Bewohnern oft genug vorgeworfen, — aber ſelbſt dieſe weichen mit jedem Jahre dem immer zunehmenden National-Gefühl und einer die ganze Union umfaſſenden Vaterlandsliebe. Im Anfange des Unabhängigkeitskrieges waren die Staaten Maſſachuſetts und Virginien die mächtigſten und gebildetſten Provinzen von America. Durch ihren Rath und durch ihr Beiſpiel wurden die andern Staaten zum Kampf aufgemuntert, und ihr Einfluß lenkte auf lange

Zeit die wichtigsten Angelegenheiten des Congresses. Im Verhältniß als die Bevölkerung des Südens, besonders aber die des Westens zunahm, haben die Macht und der Einfluß Neu-Englands abgenommen; aber seine moralische Kraft blieb dieselbe, und brachte ein eigenes Mißverhältniß zwischen seinen moralischen und physischen Hülfsquellen hervor. — Die neuenglischen Staaten waren daher immer im Rufe der größten americanischen Aristokratie, denn es lag in ihrem Interesse die Macht des Senats zu vermehren, in welchem sie durch ihre moralischen Vorzüge glänzen konnten, und die allgemeine Wahlfreiheit und die Macht der Repräsentanten wo möglich zu beschränken, weil ihre numerische Stärke im Verhältniß zur schnellen Zunahme der Bevölkerung des Westens mit jedem Jahre sich verringern mußte.

Jeder Staat sendet zwei Senatoren nach Washington, die Zahl der Repräsentanten aber ist im Verhältniß zur Bevölkerung. Die sechs neu-englischen Staaten: Maine, New-Hampshire, Vermont, Massachusetts, Connecticut und Rhode-Island, senden zusammen 38 Repräsentanten, wovon 8 auf Maine, 5 auf New-Hampshire, 2 auf Rhode-Island, 7 auf Connecticut und 12 auf Massachusetts zu stehen kommen. Die Zahl der Repräsentanten des Staates New-York beträgt aber allein 30, die von Pennsylvanien 28, und die von Ohio 19. — Ohio war im Jahre 1800 noch gar kein Staat, besitzt aber jetzt schon 50 Procent mehr Einfluß auf die Berathschlagungen des Congresses als die alte Colonie von Massachusetts! Der Staat von New-York, welcher während des Revolutionskrieges und gleich nach Beendigung desselben dem Staate Massachusetts*) in jeder Beziehung nachstand, hat jetzt gerade so viel Einfluß auf das Haus der Repräsentanten, als 5 neu-englische Staaten zusammengenommen, und Pennsylvanien ist beinahe eben so mächtig geworden. Die Staaten von Neu-England erwählen aber 12 Senatoren, während New-York nur zwei hat; wären daher die ersteren unter sich einig, so würden sie zehnmal so viel Macht im Senat besitzen als der Staat New-York allein. Dieß allein wäre hinreichend, eine

*) Die Bevölkerung von Massachusetts belief sich im Jahre 1770 auf 340,000 und die des Staates New-York auf 163,000. Im Jahre 1850 war aber die Bevölkerung von Massachusetts nur 610,000, während die von New-York auf 1,918,000 angewachsen war.

ſogenannte Staaten-Ariſtokratie zu gründen, welche auch in der That im Senat auf lange Zeit ihr Unweſen trieb. Ein kleiner Theil der ganzen Bevölkerung der Vereinigten Staaten oder zum wenigſten eine *Minorität* könnte im Senat den Wünſchen des Volkes widerſtehen, während im Hauſe der Repräſentanten die Maſſen als Nation auftreten und auf volksthümliche Art entſcheiden. Im Hauſe der Repräſentanten müſſen die neu-engliſchen Staaten mit jedem Jahr an Einfluß verlieren, aber im Senate werden ihre Intereſſen noch auf lange Zeit kräftig vertreten werden. Mehrere engliſche Schriftſteller haben dieſe Staaten-Ariſtokratie durch die höhere Bildung der Neu-Engländer zu erklären geſucht, welche ſie natürlich zu Tories machen; ich habe aber in den ariſtokratiſchen Geſinnungen der Neu-Engländer nie etwas Anderes erblicken können, als eine ſchlaue Berechnung ihrer politiſchen, commerciellen und materiellen Intereſſen.

Aber dieſe Engherzigkeit der Einwohner der öſtlichen Staaten, welche ſich zum Theil in ihren politiſchen Verhandlungen kund thut, ſtört keineswegs ihre freundſchaftlichen Verhältniſſe zum Süden und Weſten. Die weſtlichen Staaten ſind hauptſächlich mit Emigranten aus Neu-England angeſiedelt, welche nie aufhören werden für das Land der „Pilgerväter" zu fühlen, obgleich ihre politiſchen Geſinnungen durch ihre veränderte Stellung manchen Wechſel erlitten haben dürften.

Nichts iſt in der That gewöhnlicher in den Vereinigten Staaten, als die Nordländer über die Südländer losziehen zu hören; ſobald ſich aber ein Fremder in den Streit miſcht, wird er vermieden, und die Beleidigung als national angeſehen. Auf dieſelbe Art ſprechen die Südländer oft bitter gegen den Norden, aber ein Fremder, welcher dieſem Beiſpiele folgen wollte, würde bald von aller Geſellſchaft ausgeſchloſſen ſeyn, und ſeine Unvorſichtigkeit zu ſpät bereuen. Die Americaner ſind nicht ſelten mit einander im Streite; aber ſobald ein Fremder ſie angreift, vereinigen ſie ſich gegen ihn als Bürger ein und desſelben Vaterlandes.

Dasſelbe gilt von den verſchiedenen politiſchen Parteien. Die Engländer wundern ſich oft über die ultratoriſtiſchen Reden americaniſcher Parteigänger und über ihre große Verehrung vor Fürſten und Königen, aber ſie irren ſich wenn ſie ſie in dieſer Beziehung für aufrichtig halten. Die Americaner geben oft ihre

Verachtung gegen Demokratie, Pöbelherrſchaft u. dgl. laut genug zu erkennen; aber ſo wie man die Verfaſſung der Vereinigten Staaten, die Weisheit ihrer Staatsmänner und Geſetzgeber, oder den glücklichen Einfluß republicaniſcher Inſtitutionen auf die allgemeine Bildung und den Wohlſtand des Volkes angreift, ſo vertheidigen ſie ſich mit einer Heftigkeit und einem Enthuſiasmus, welcher an Leidenſchaft gränzt, und entwickeln in ihren Beweiſen dieſelben Radicalgrundſätze, die ſie in Andern zu verachten das Anſehen haben wollen.

Ihre Verachtung der Demokratie iſt rein perſönlich: ſie verachten die Männer, aber ſie lieben die Grundſätze einer demokratiſchen Verfaſſung, und ihre angebliche Verehrung perſönlicher Vorzüge und Auszeichnungen gründet ſich auf das beſcheidene Bewußtſeyn ihrer eigenen guten Eigenſchaften.

Daſſelbe habe ich bei den Demokraten bemerkt. Sie thun Alles was in ihrer Macht ſteht, um das politiſche Anſehen und den Einfluß ihrer Gegner zu bekämpfen, und ſind, wie dieſe, nicht immer gewiſſenhaft, in der Wahl ihrer Waffen; aber ſo wie ein Fremder ihnen beiſtimmt, vertheidigen ſie die Weisheit, Tugend und ſelbſt den Patriotismus ihrer Feinde. Ich erinnere mich bei einer Gelegenheit meine Meinung in Bezug auf die Eigenſchaften eines gewiſſen Staatsmannes ausgeſprochen zu haben, welche ganz mit derjenigen übereinſtimmte, die der von mir angeredete Parteigänger ſchon ſeit Jahren ausſprach und drucken ließ. Ich that dieß hauptſächlich, um ſeine wahren Geſinnungen kennen zu lernen, und war daher nicht wenig erſtaunt, als ich ihn dieſelben ganz zu Gunſten ſeines Gegners auslegen und erläutern hörte. „Sie haben ganz Recht," erwiederte er, „in Bezug auf den Grundſatz, aber ſie verwechſeln ſeine Anwendung. Sie kennen nicht die Eigenheiten unſerer Geſellſchaft; — Sie ſind ein Europäer!"

Es iſt äußerſt unvorſichtig für Fremde, welche ſich längere Zeit in den Vereinigten Staaten aufzuhalten gedenken, die Inſtitution derſelben oder ihre Staatsmänner ſelbſt in Gegenwart derjenigen anzugreifen, welche beſtändig gegen ſie zu Felde ziehen. Die Americaner ſind äußerſt empfindlich in Bezug auf Alles was ihnen als Nation angehört, und wer einmal aus einer Geſellſchaft ausgeſchloſſen iſt, erhält nicht ſo leicht zu einer andern Zutritt. Was in den Americanern am meiſten auffällt, iſt ihre merkwürdige Einigkeit

in Bezug auf alle wichtigen Staatsfragen, und die auffallende Uebereinſtimmung der Geſinnungen und Meinungen in einem Lande, ſo verſchieden in Boden und Klima.

Als eine der Urſachen, welche endlich die Verfaſſung der Vereinigten Staaten untergraben, und die Union ſelbſt in Gefahr bringen müſſen, werden von einigen Schriftſtellern der wachſende Geiſt der Demokratie und die allgemeine Wahlfreiheit angeführt. Ich geſtehe aufrichtig, ich betrachte das demokratiſche Princip, wie es in den Vereinigten Staaten vorherrſcht, als ein Mittel den Frieden und die Union aufrecht zu erhalten, und würde die Sicherheit des Staates lieber der Majorität des americaniſchen Volkes anvertrauen als einer Faction, wäre ſie auch noch ſo unterrichtet und geſchickt in der Kunſt der Regierung. Der Urſprung, die Sitten und die Gewohnheiten der Americaner ſind demokratiſch, und nichts Anderes als eine reine Demokratie hätte ihnen je genügen können. Unter jeder anderen Regierungsform müßten ſie nothwendigerweiſe einer Revolution entgegengehen, aber auf eine Demokratie reducirt, iſt die Gewalt an ihrer Quelle und es kann kein Zweifel über ihren Urſprung oder ihre Anwendung obwalten. So lange das Volk, für welches die Regierung eingeſetzt iſt, regiert, wird es keiner Faction gelingen, ſich über daſſelbe zu erheben; wenn das Volk aufhören wird ſouverain zu ſeyn, dann werden die Factionen zu regieren anfangen, nicht früher.

Jetzt regiert die Majorität mit einer Allherrſchaft und einer Unterwerfung der Minorität, welche allgemeines Vertrauen auf die Regierung einflößen, und dieſe nicht nur innerlich erſtarken laſſen, ſondern ſie auch in den Stand ſetzen, ſich gegen ihre äußeren Feinde zu vertheidigen. Die Anarchie iſt der Popanz, mit welchem die aufgeklärte Oppoſition die Vorkämpfer der Demokratie zu ſchrecken ſucht; aber die vermehrte Leichtigkeit des Credits, die vielen Bankoperationen und der vermehrte Ankauf von weſtlichen Ländereien liefern den augenſcheinlichſten Beweis von dem allgemeinen Vertrauen in die Macht der Regierung, Leben, Freiheit und Eigenthum zu beſchützen. Auch die Tories in England legen ihre Capitalien willig in americaniſchen Staatspapieren an, ungeachtet ihres Abſcheus vor den demokratiſchen Doctrinen des Präſidenten Jackſon und ſeiner Partei. Kaufleute nehmen gewöhnlich die Börſe für den Barometer des öffentlichen Vertrauens in den Fortbeſtand einer Regierung. Wenn

wir dieſes Princip auf America anwenden, ſo werden wir nirgends Vorboten eines herannahenden Sturmes erblicken, wohl aber eine ununterbrochene Ausſicht auf einen gewitterloſen Horizont. Die Regierung der Vereinigten Staaten ruhte ſchon in ihrem Entſtehen auf der breiteſten Grundlage der Freiheit. Die Demokratie in ihrem weiteſten Umfange war ſchon in der Conſtitution und der Unabhängigkeitserklärung enthalten; aber es war kein Pöbel, welcher zur Regierung gelangte — dieſen gab es überhaupt nicht in America — ſondern das Volk, welches ſich ſelbſt befreit hatte.

Als die Hülfsquellen der Staaten ſich zu entwickeln begannen, bildete ſich eine Claſſe von reichen Bürgern, welche die Folgen der Demokratie — oder beſſer Anarchie — wie ſie damals in Frankreich exiſtirte, befürchtend, die Regierung an ſich reißen, die Maſſen aber als ſouveraine Macht davon entfernen wollte. Ich will hier gar nicht ſagen, daß ihre Beweggründe ſchlecht geweſen ſeyen; — ſie mögen aus reiner Vaterlandsliebe gehandelt und den Wunſch gehabt haben, das Beſte ihres Vaterlandes zu befördern; aber deſſen ungeachtet iſt es wahrſcheinlich, daß der Grad von Selbſtliebe, welcher mehr oder weniger allen Menſchen eigen, ſie ſelbſt als diejenigen bezeichnete, welche des öffentlichen Vertrauens würdig ſeyen, ohne jene gewiſſenhafte Rückſicht auf die Verdienſte Anderer, welche ſtrenge Gerechtigkeit und eine uneigennützige Vaterlandsliebe von ihnen gefordert hätten.

Sie fingen zuerſt mit dem Senat an, welcher die Staaten und nicht das Volk repräſentirt. Sie bemühten ſich beſtändig die Macht der Senatoren zu vermehren, die der Volksvertreter aber herabzuſetzen. Ich habe früher bemerkt, daß die Staaten von Neu-England am meiſten von einer ſolchen Maßregel zu gewinnen hatten, während auf der andern Seite die zunehmende Macht des Volkes ihnen gerechte Beſorgniſſe einflößen mußte. Aber der demokratiſche Geiſt des Volkes zerbrach bald alle die ſchönen Theorien einer ſtarken, **concentrirten**, aufgeklärten Regierung, welche die Gewalt beſitzen ſollte das Volk zu lenken, und, im Fall eines Widerſtandes, es zu ſeinem eigenen Intereſſe, von welchem das Volk nie einen richtigen Begriff hätte, zwingen könnte.

Die unglücklichen Ereigniſſe der franzöſiſchen Revolution ſchienen den ariſtokratiſchen Parteigängern hinlänglichen Vorwand für den politiſchen Eifer zu geben, mit welchem ſie gleich im Anfange der

Republik demokratiſche Meinungen und Grundſätze zu bekämpfen ſuchten. Aber die Verhältniſſe von Frankreich und America waren ganz die entgegengeſetzten. Die Americaner, indem ſie eine demokratiſche Regierung einführten, vermieden eine Revolution, die Franzoſen hatten eine hervorzurufen, wenigſtens eine moraliſche; denn die Gemüther waren nicht darauf vorbereitet. Die Americaner hatten ihren Zweck erreicht, und wollten bloß für ſich den fortwährenden Beſitz ihrer Rechte geſichert wiſſen; die Franzoſen kämpften für dieſelben mit inneren und äußeren Feinden. Die Americaner waren immer frei geweſen, von der erſten engliſchen Niederlaſſung angefangen bis auf den Unabhängigkeitskrieg. — Die Franzoſen waren Sklaven bis zum Jahre 1789. In America hatten die Bürger durch Verhinderung der Einführung ariſtokratiſcher Inſtitutionen ihre Gleichheit zu behaupten; in Frankreich ſollten die Männer, welche Macht und Anſehen beſaßen, den niederen Claſſen gleich gemacht werden.

Die americaniſche Demokratie beruht auf Gerechtigkeit. Es war der demokratiſche Geiſt, welcher die Einführung adeliger Diſtinctionen in den Colonien verhinderte,*) es war der demokratiſche Geiſt des Landes, welcher ſich gegen die ungerechten Anſprüche des brittiſchen Parlamentes empörte, und es war der Geiſt der Demokratie, welcher ſich endlich von England losſagte. Die americaniſchen Demokraten haben ſeit der Revolution keine Partei ihres Vermögens oder ihrer geſetzlichen Macht beraubt, ja ſie verſuchten nicht einmal einen Wechſel in der Regierungsform hervorzubringen; aber ſie waren entſchloſſen, ihre öffentlichen Beamten nicht länger in ihrem Dienſte zu behalten, als es ihre eigene Sicherheit erforderte, und erwählten an ihrer Stelle Männer, welche fähig waren die öffentliche Meinung zu vertreten. Sie wußten, daß eine langjährige Ausübung der Gewalt dieſe mit dem Machthaber identificire, und erinnerten daher ihre Geſetzgeber ſo oft als möglich an das Factum, daß alle Macht vom Volk ausgehe, und daß keine andere Partei im Staate ſouveraine Gewalt

*) In keinem der Staaten, mit Ausnahme von Süd-Carolina, war je ein erblicher Adel eingeführt worden. Die Abkömmlinge engliſcher Adeligen vermieden ſorgfältig jede ſolche Auszeichnung; — denn ſie hatten Alle um ihren Unterhalt zu arbeiten, oder theilten ſich gemeinſchaftlich in den Lohn ihrer Anſtrengungen.

besitze. Sie fühlten gleichsam instinctmäßig die von Livius ausgesprochene Wahrheit. „Libertatis magna custodia est, si magna imperia esse non sinas et temporis modus imponatur,“ und es war daher ihr Grundsatz; daß der öftere Wechsel der Staatsdiener zur Aufrechthaltung republicanischer Institutionen nöthig sey.

Alles dieß war schon in der americanischen Verfassung enthalten, und die Gegner der Demokratie in den Vereinigten Staaten, wenn sie sich consequent bleiben wollen, müssen zurückgehen und die ersten Schritte der Provinzialversammlungen verdammen, welche den Befehlen der königlichen Gouverneure widersprachen. Ja sogar dieses würde nicht hinreichen, — sie müßten auf die Geschichte von Großbritannien zurückkommen, und die ersten Schritte ihrer Väter mißbilligen, welche die Küsten Neu-Englands mit denen von England vertauschten.

Die gegenwärtige Staatsverwaltung hat mehr als jede frühere die Grundsätze einer reinen Demokratie entwickelt. Die föderalistische (Staaten) Partei war ihrem gänzlichen Absterben nahe, als sich durch die Organisation einer neuen Partei, die der National-republicaner, ein Mittel vorfand, ihre alten Grundsätze zu erneuern. Da aber auch diese von dem unversöhnlichen Geiste der Demokratie über den Haufen geworfen wurde, erfanden ihre Anhänger einen neuen Namen, um ihre zerstreuten Trümmer zu vereinigen: sie nannten sich Whigs und brandmarkten die Demokraten als Tories — eine Benennung, welche americanischen Ohren nie besonders wohlgefällig klang.

Die verschiedenen Principien und Handlungen beider Parteien zu beschreiben, hieße Dinge wiederholen, mit welchen die meisten meiner Leser schon durch die öffentlichen Blätter vertraut seyn müssen. Die der demokratischen Partei haben sich nie geändert von Anfange der Revolution bis auf den gegenwärtigen Augenblick, und bestanden immer in dem Bestreben, jede Gewalt des Staates vom Volk ausgehen zu machen; die der föderalistischen National-Republicaner und neueren Whigs erlitten von Zeit zu Zeit eine *scheinbare* Veränderung. Die Partei wollte einer allgemeinen Opposition vorbeugen, und gab daher einige ihrer verrufensten Grundsätze auf — wenigstens auf eine Zeit, bis sie wieder zu Macht und Ansehen gelangen würde — und kämpfte, wenn es

die Klugheit erforderte, unter fremden Fahnen. Aber mit allen Inclinationen und Variationen ihres politiſchen Compaſſes hatte ſie doch ſtets nur einen Zielpunkt ihres Strebens — die Staatsgewalt nur einigen Wenigen anzuvertrauen, und den Maſſen die allgemeine Wahlfreiheit zu entziehen. Ihr Grundſatz war immer, daß das Volk nie regieren könne, weil das Volk zu dieſem Zwecke nicht genug gebildet ſey; und doch erwarten ſie, daß das Volk, welches jetzt dieſe Macht beſitzt, genug Verſtand haben werde, ihnen dieſelbe freiwillig abzutreten, und ſie zu Verwaltern des Staatsvermögens und des öffentlichen Beſten zu machen.

Die Föderativ-Partei läugnet, daß alle Menſchen frei und gleich ſeyen, obgleich dieſe Worte in der americaniſchen Unabhängigkeitserklärung ausgeſprochen ſind; und doch beruft ſie ſich auf das Beiſpiel Roms, Griechenlands, Englands und Frankreichs, und behauptet, daß eine Nation wie die andere ſey, weil die menſchliche Natur überall dieſelbe ſey. Ihre Anhänger geben daher zu, daß ihre eigene von der ihrer Mitbürger nicht verſchieden ſey, und daß ſie nur durch Umſtände über ihre Mitmenſchen erhaben ſeyen. Sie ſind in der That zum Regieren geſchickt, und darum verlangen ſie auch zu regieren, und verſpotten die, welche aus lauter Einfalt fortfahren ſich ſelbſt und ihre Gegner zu regieren, wenn ſie dieſes traurige Geſchäft den Gebildeten und Gelehrten überlaſſen könnten. Die föderaliſtiſche Partei hat die Regierungskunſt ſtudirt, und ſie zu einer Wiſſenſchaft erhoben. Sie beweiſ't „durch a + b dividirt durch c, daß der Hammel roth ſeyn und an den Blattern ſterben müſſe," wenn ihre unwiſſenden Gegner weiter nichts wüßten, als daß es ein Hammel ſey.

Ihr Argument iſt ungefähr dieß. Das Volk muß geführt werden, wenn es nicht auf Abwege gerathen, oder zu weit zurückbleiben ſoll. Um es zu führen iſt es nöthig, daß einige Bürger (immer die wiſſenſchaftlich gebildeten und Gelehrten) an die Spitze geſtellt, die Anderen aber zur Folge gezwungen würden. Alles dieß geſchieht zum Beſten des Volkes, welches das Volk nie einſieht. Aber die Americaner wollen unglücklicherweiſe immer für ſich ſelbſt urtheilen und wählen, und den Kopf nicht zu weit vom Körper entfernt wiſſen. Hierin beſteht der ganze Unterſchied der Meinungen zwiſchen den Parteien in den Vereinigten Staaten,

obgleich Hamilton und Basil Hall sich viele Mühe gaben, das politische Schisma wissenschaftlich zu erklären.

Wer die Americaner aufmerksam beobachtet hat, wird zur Ueberzeugung gelangt seyn, daß keine Regierungsform außer einer reinen Demokratie je ihrer Freiheitsliebe genügt hätte, und daß jeder Versuch, aristokratische Institutionen in ihrem Lande einzuführen, die Opposition und den gerechten Unwillen des Volkes hervorrufen müsse. De Tocqueville behauptet, die Franzosen hätten jetzt nur die Wahl zwischen einer Demokratie oder einem absoluten Despotismus; aber er hätte denselben Grundsatz a fortiori auf die Americaner anwenden können. Ohne mit de Tocqueville zu glauben, daß die Gesetze der americanischen Demokratie nothwendigerweise unvollkommen seyen, sondern vielmehr überzeugt, daß sie der Majorität nützlich, oder bald abgeändert werden müssen, kann man doch nicht ohne Belehrung seine Bemerkungen über den Einfluß des Familiengeistes lesen. *) Er

*) „Mais de nos jours où toutes les classes achèvent de se confondre, où l'individu disparaît de plus en plus dans la foule, et se perd aisément au milieu de l'obscurité commune; aujourd'hui que l'honneur monarchique ayant presque perdu son empire sans être remplacé par la vertu, rien ne soutient plus l'homme au-dessus de lui-même, qui peut dire où s'arrêteraient les exigences du pouvoir et les complaisances de la faiblesse?"

„Tant qu'a duré l'esprit de famille, l'homme qui luttait contre la tyrannie, n'était jamais seul; il trouvait autour de lui des cliens, des amis héréditaires, des proches. Et cet appui lui eût-il manqué, il se sentait encore soutenu par ses aïeux et animé par ses descendans. Mais quand le patrimoine se divise et quand en peu d'années les races se confondent, où placer l'esprit de famille?"

* * *

„Ceci ne mérite-il pas qu'on y songe? Si les hommes devaient arriver en effet à ce point, qu'il fallût les rendre tous libres ou tous esclaves, tous égaux en droits ou tous privés de droits? Si ceux qui gouvernent les sociétés, en étaient reduits à cette alternative d'élever graduellement la foule jusqu'à eux, ou de laisser tomber tous les citoyens au-dessous du niveau de l'humanité, n'en serait-ce pas assez pour vaincre bien des doutes, rassurer bien des consciences, et préparer chacun à faire aisément de grands sacrifices?"

* * *

„Les volontés de la démocratie sont changeantes, ses agens grossiers, ses lois imparfaites. Je l'accorde. Mais, s'il était vrai

wendet zwar dieſen Theil ſeines Arguments bloß auf Frankreich an, aber um wie viel mehr muß er nicht für die Vereinigten Staaten gelten? Wenn in Frankreich gewiſſermaßen alle erblichen Unterſchiede verſchwunden ſind, ſo haben ſie in America gar nie exiſtirt, denn das Primogeniturgeſetz war ſchon zur Zeit der Colonien dem Volke verhaßt. Die reichſten Familien in den Vereinigten Staaten ſinken in Bezug auf Vermögen in weniger als drei Generationen zur Gleichheit mit den arbeitenden Claſſen herab, und im gewöhnlichen Laufe der Natur iſt das Genie nie erblich geweſen. Die Americaner ſind daher wenig geneigt, ſich an gewiſſe Familien anzuſchließen, welche weder die Macht noch das Vermögen beſitzen, ihre Treue zu belohnen; und da der Weg zu Reichthümern und Würden Allen offen ſteht, ſo erweckt jeder Verſuch, ſich durch Familienmacht zu heben, ihre Eiferſucht und Mißbilligung. Die Ariſtokratie muß in America erſt geboren werden, ehe ſie einen Einfluß auf die Geſetzgebung ausüben kann; aber alle Inſtitutionen des Landes ſind ihrem Entſtehen entgegen.

Freilich hört man die Americaner oft ſelbſt eingeſtehen, daß es in ihrem Lande „ein ſchönes Stück Ariſtokratie" gäbe, welches ganz und gar der Aufmerkſamkeit der Europäer entginge. Deſſen ungeachtet gelang es mir während meines fünfzehnjährigen Aufenthalts in den Vereinigten Staaten dennoch nicht, weder dieſe Ariſtokratie ſelbſt, noch ihre Pracht, ihre Macht, ihren Einfluß, noch ihre Verehrer zu entdecken. Ich habe allerdings in America faſhionable Coterien kennen gelernt, welche aus ſehr achtbaren Kaufleuten, Gelehrten, Advocaten, Politikern u. dgl. beſtanden, und die ſich allem Anſehen nach für den Adel des Landes hielten, aber ſie beſaßen nie den Muth, ihren Patricierſtolz öffentlich zur Schau zu tragen, und wurden in letzterer Zeit eben ſo ſehr von der Regierung des Landes ausgeſchloſſen, als ſie ſich in Acht nahmen, nicht mit ihren Mitbürgern verwechſelt zu werden. Auf der andern Seite habe ich oft Gelegenheit gehabt, eine Geſellſchaft kennen zu lernen, welche wiederum

---

que bientôt il ne dût exister aucun intermédiaire entre l'empire de la démocratie et le joug d'un seul, ne devrions-nous pas plustôt tendre vers l'un, que nous soumettre volontairement à l'autre? Et s'il fallait enfin arriver à une complète égalité ne vaudrait-il pas mieux se laisser niveller par la liberté que par un déspot?"

Tocqueville de la démocratie en Amérique.

aus sehr achtbaren Kaufleuten, Gelehrten, Advocaten, Politikern u. dgl. bestand, welche nie die geringsten Spuren einer eingebildeten Superiorität von sich gaben, sondern sich immer „Diener des Volkes" nannten, und dennoch mehr Gewalt und Einfluß besaßen, als ihre aristokratischen, in sich abgeschlossenen Nachbarn. Eine Partei träumte von Macht und Auszeichnung, die andere besaß sie; dieß ist der ganze Unterschied zwischen der Aristokratie und Demokratie in America.

Allgemeine Wahlfreiheit, hieß es, würde zur Anarchie und von ihr zum Despotismus führen. General Jackson wurde schon als der künftige Dictator der Republik geschildert. Wie sind diese Prophezeyungen wahr geworden? — Die demokratische Partei hat mehr als jede andere Einigkeit und Stärke entwickelt. Sie hat den Süden mit dem Norden versöhnt und die Integrität der Union bewahrt; sie hat das Gesetz überall aufrecht erhalten, und Individuen wie ganze Staaten der Autorität des Congresses unterworfen. Sie hat zu gleicher Zeit sich jeder ungerechten Einmischung in die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten enthalten und den beleidigten und verunglimpften Gerechtigkeit verschafft. Sie hat der americanischen Regierung nach innen und außen Achtung zu verschaffen gesucht, und selbst die mächtigsten Nationen gezwungen, ihre gegen die Vereinigten Staaten eingegangenen Verpflichtungen zu erfüllen; kurz, sie hat ihre Gegner in America wie in Europa besiegt, und den Americanern wie den Europäern das größte Vertrauen in die Sicherheit und den Fortbestand ihrer Institutionen eingeflößt.

Und was ist aus dem Dictator geworden? Er ist in der That noch immer der Liebling des Volkes, dessen Bestes er durch jede Handlung seines militärischen und bürgerlichen Lebens zu befördern strebte, aber er ist wie alle seine Vorgänger in den Privatstand zurückgetreten, mit keinem andern Lohn seiner vielfältigen der Republik geleisteten Dienste, als die Liebe der Americaner und die Bewunderung der Europäer. Er hinterläßt seinem Nachfolger das Beispiel seiner Tugend, und eine Regierung, gestützt auf Freiheit und Gerechtigkeit.

Demokratische Institutionen, wie sie in America vorherrschen, sind ohne Parallelle in der Geschichte. Griechen und Römer träumten sich nie eine Regierung wie die der Vereinigten Staaten, und es wäre diese schon durch die Unwissenheit der Massen und die Abwesenheit einer periodischen Presse unmöglich gewesen. Noch nie hatte

das Volk selbst die Regierung eines Staates übernommen, oder die höchste Staatsgewalt unter sich getheilt. Alle Argumente für oder gegen die demokratische Regierungsform müssen daher hypothetisch bleiben, bis die Zeit und die Geschichte das Räthsel gelöst haben wird. Die Frage in America ist nicht: ob eine Demokratie geschaffen, sondern ob sie verändert oder umgestoßen werden soll? Sie ist da, und kann nur durch eine gefährliche Revolution wieder verdrängt werden. Die Tories sind die Revolutionärs in America, die Demokraten sind die Conservativen und vertheidigen die Regierung. Die Frage ist: ob die letzteren eine Regierungsform aufgeben sollen, unter welcher sie bis jetzt solche unermeßliche Fortschritte gemacht haben, bloß weil es zweifelhaft ist, ob sie selbe ewig beibehalten können? — ob sie sich einer Macht entäußern sollen, die, einmal von ihnen gewichen, ohne Blutvergießen nicht wieder zu ihrem Ursprung zurückkehren würde.

Die Demokratie in America ist eine legitime und historische Regierungsform, welche weder den Sitten und Gebräuchen, noch den Gesinnungen der Bürger entgegensteht. Der vollkommenste Despotismus, der von China, hat Jahrtausende gewährt, warum sollte die Freiheit allein auf ewig von der Erde verbannt seyn. Wenn die Tyrannei eine solche Basis finden konnte, warum sollte die Freiheit nur ein schöner Traum seyn? Ich will eher glauben, daß die Freiheit der Griechen und Römer nicht auf einer Basis ruhte, welche breit genug war, dem Andrang der Factionen zu widerstehen, und daß der Sturz jener Republiken von der geringen Macht herrühre, welche die Majorität des Volkes unter sich theilte. Eine ganze Nation täuscht sich selten über ihre wahren Interessen und kann nicht durch eine Partei bestochen werden. Das Volk kann tausend Fehler begehen, aber es besitzt die Macht, sie wieder gut zu machen, und ist, wo es selbst Antheil an der Regierung hat, mit ihrer Kraft und Dauer identificirt. Wenn „die Weltgeschichte wirklich das Weltgericht ist," so müssen wir den Fall der Republiken des Alterthums als die Strafe ihrer politischen Verbrechen ansehen, und dürfen für die Freiheit America's hoffen, so lange die Americaner ihrer würdig seyn werden.

Von der größten Wichtigkeit für den Fortbestand der Vereinigten Staaten ist der gegenwärtige Kampf der Texaner mit der Republik Mexico. Die Americaner waren nicht verpflichtet, ihre Brüder,

welche nach Texas gezogen waren, zu unterſtützen, deſſen ungeachtet zeugen die ungeheuren Summen und die große Zahl Freiwilliger, welche ſeit dem Ausbruch der Feindſeligkeiten jenen kühnen Abenteurern zu Hülfe geſandt wurden, von dem politiſchen Intereſſe der Americaner in dieſem Kampfe. Daß die Republik Mexico ihre verlorne Provinz nie wieder erobern wird, darüber ſind wohl jetzt alle Parteien einig; aber ich theile keineswegs die Meinung jener Politiker, welche in der Aufnahme von Texas in die Union der Vereinigten Staaten nur einen neuen Gegenſtand künftiger Streitigkeiten ſehen wollen. Ich halte eher dafür, daß ſie die Union feſter ſchließen als ſie erſchüttern wird. Neu-England und die nördlichen Staaten werden zuerſt einen Theil ihres politiſchen Einfluſſes verlieren, aber ſie werden ihn ſpäter wieder gewinnen, und dem Süden in der Zwiſchenzeit Gelegenheit geben, ſeinen alten Rang in der Union wieder einzunehmen. Das Gebiet von Texas kann leicht in drei oder vier unabhängige Staaten getheilt werden, wodurch den ſüdlichen Staaten, wenigſtens auf eine Zeit, die Majorität im Senat und im Hauſe der Repräſentanten geſichert iſt. Deſſen ungeachtet kann die vermehrte Macht des Südens nicht die Sicherheit der nördlichen Staaten bedrohen. Jetzt fürchtet der erſtere die mögliche Einmiſchung des Nordens in ſeine Sklavenhändel; er iſt krankhaft empfindlich in Bezug auf die geringſte zweideutige Aeußerung des Nordens, denn er fühlt, daß der Norden ſtärker iſt, und daß ſeine Sicherheit gewiſſermaßen von ihm abhängt. Durch die Erwerbung von Texas werden die ſüdlichen Staaten ſtark genug werden, ſich ſelbſt zu vertheidigen und ein Syſtem der Reciprocität einzuführen, welches die Freundſchaft und Uebereinſtimmung des Südens und Nordens auf ſeine urſprüngliche Grundlage zurückführen wird.

Keine Leidenſchaft iſt unſrer Zuneigung zu Andern mehr entgegen als die Furcht. Nichts iſt ſo unvereinbar mit einer dauerhaften Freundſchaft als ein Gemüth voll von Argwohn und Mißtrauen. Dieſe Hinderniſſe eines gegenſeitigen guten Einverſtändniſſes laſſen ſich nur durch eine größere Gleichheit beider Parteien beſeitigen, welche es ihnen unmöglich macht, ſich wechſelſeitig zu unterdrücken oder einander zu beinträchtigen. Unter ſolchen Umſtänden werden hundert Conceſſionen gemacht, welche der ſchwächere Theil dem ſtärkeren aus Eiferſucht verweigert haben würde, oder welche ſonſt den Anſchein von Unterwürfigkeit an ſich getragen hätten. — Die ſüd-

lichen Staaten werden vielleicht ſelbſt die Sklaverei aufheben, aber ſo lange ihnen dieſe Maßregel aufgedrungen zu ſeyn ſcheint, werden ſie ſich gewiß dagegen empören. Je mächtiger die Staaten ſind, welche auf dieſe Art durch dieſelben Intereſſen vereint werden, deſto weniger werden ſie ihre Sklaven und die nördlichen Abolitioniſten zu fürchten brauchen, deſto beſſer werden ſie daher die Neger behandeln, und um ſo eher der Stimme der Menſchlichkeit Gehör geben.

Die Aufnahme von Texas in die Union wird keine beſonderen, dem Norden und Weſten entgegengeſetzten Intereſſen hervorbringen. Der Norden und ein Theil des Weſtens (derjenige, deſſen Bevölkerung am ſchnellſten zunimmt) haben von der Fortdauer der Sklaverei in den ſüdlichen Staaten nichts zu befürchten, und die Frage über die Einverleibung von Texas kann daher nur ihre politiſchen Intereſſen in Anſpruch nehmen. Aber die höchſte Macht, welche der Süden durch die Erwerbung von Texas erreichen kann, muß endlich doch wieder durch den ſchnellen Wachsthum der weißen Bevölkerung in den nördlichen Staaten übertroffen werden, und kann daher nur dazu dienen, auf eine beſtimmte Zeit den Einfluß herzuſtellen, welchen die ſüdlichen Staaten gleich nach dem Friedensſchluß mit England auf alle Angelegenheiten des Congreſſes übten. Statt die Sklavenfrage, welche mit der der Union gleichbedeutend iſt, neuerdings emporzubringen, werden die Gemüther wechſelſeitig ſich beruhigen. Jede Partei wird ſich auf ihre eigene Stärke verlaſſen, bis im natürlichen Laufe der Dinge die Macht des Nordens neuerdings die des Südens überſteigen und ſeine Abſichten und Plane zum Gegenſtand der Beſorgniß und des Mißtrauens machen wird. Die Aufnahme von Texas, ſtatt der Union entgegenzuwirken, wird die Uebereinſtimmung der verſchiedenen Staaten vermehren und jene Zweifel an der Aufrichtigkeit des Nordens beſchwichtigen, welche der ſchlechtberathene Eifer einzelner Perſonen unter den Südländern hervorgerufen hat.

Auch können die finanziellen Operationen der ſüdlichen und nördlichen Staaten durch die Aufnahme von Texas nur gewinnen. Der Boden von Texas eignet ſich vorzüglich für den Baumwollenbau, wie denn überhaupt Klima und Lage ganz mit denen der ſüdlichen Staaten übereinſtimmen. Texas wird daher nur mit dem Süden wetteifern, und vielleicht den Preis der Baumwolle herabdrücken, aber dem Norden wird es einen neuen Markt für ſeine Manufacturen öffnen und ein neues Mittel, ſeinen Handel und ſeine Schifffahrt zu ver-

mehren. Selbst der Westen muß davon Vortheil ziehen. Die Einwohner von Texas müssen Consumenten der westlichen Producte werden, ohne mit diesen auf irgend einen Markt der Welt in Concurrenz treten zu können; und der Westen, durch diese neuen Hülfsquellen bereichert, wird der Industrie und dem Unternehmungsgeist des Nordens neue Nahrung verschaffen. In jeder Beziehung muß der allgemeine Wohlstand des Landes dadurch gewinnen, und das Interesse aller in dem Fortbestand der Union sich vermehren. Die südlichen Staaten werden zwar einzeln wenig gewinnen; aber ihre Rechte und Privilegien als ein Ganzes werden dadurch eine neue Stütze erhalten. Den nördlichen Staaten, im Gegentheil, wird kein solcher Zuwachs an politischer Macht zu Theil werden; aber sie bedürfen seiner nicht, und sind durch die Förderungen ihrer pecuniären Interessen für den momentanen Verlust eines Theiles ihres politischen Einflusses hinlänglich entschädigt.

Auch wird Texas nicht allein mit Südländern bevölkert werden. Tausende von Neu-Engländern und anderen Bewohnern des Nordens werden dort ihre Wohnsitze aufschlagen; — Texas wird nicht die Vorurtheile einzelner Staaten, sondern die Intelligenz, die Industrie und den Unternehmungsgeist der ganzen Union repräsentiren. In weniger als zehn Jahren wird die neue Provinz mit allen großen Städten der Union durch Communicationslinien und Eisenbahnen verbunden, und eine Reise von New-York nach Texas weniger beschwerlich seyn, als noch vor zwanzig Jahren eine Fahrt von Washington nach Boston. Jeder Staat wird einen Theil seines Capitals in Texas angelegt haben, und durch die Bande der Freundschaft und des Blutes mit ihm verknüpft seyn. Die Lage der Texaner wird in nichts von der der übrigen Americaner verschieden seyn; aber ihre Stellung zu Mexico kann nicht anders als feindlich bleiben. — Es ist schwer vorauszusehen, wohin die Verachtung der Americaner gegen die Spanier, und der schnelle Wachsthum ihrer Kraft sie zuletzt führen werden; aber in einem weiteren Kriege mit Mexico kann der Sieg nicht zweifelhaft bleiben. Die Mexicaner verhalten sich zu den Americanern wie die Indianer; — sie sind kaum besser geordnet und disciplinirt als diese, und besitzen ungleich weniger Energie und Tapferkeit.

Die Mexicaner werden wahrscheinlich für ihre Trägheit büßen, und ihren unternehmenden und thätigen Nachbarn Tribut zahlen

müſſen. Die ganze Zahl der in Mexico lebenden aus reinem europäiſchen Blut abſtammenden Spanier beträgt kaum eine Million, und vermindert ſich von Jahr zu Jahr, ſo daß ſie in kurzer Zeit kaum dem Andrang der weſtlichen Anſiedler allein zu widerſtehen im Stande ſeyn wird. Den Vereinigten Staaten gegenüber iſt Mexico kaum eine Macht des zweiten oder dritten Ranges, unfähig die Vortheile ſeiner Lage zu benützen, und zu ſehr in ſich ſelbſt zerfallen, einem äußeren Feinde kräftig entgegen treten zu können. Die unberechenbaren Hülfsquellen des mexicaniſchen Bodens, das ſchöne Klima, die unerſchöpflichen Silberminen, die Vorzüge ſeiner geographiſchen Lage mit den beſten Häfen am ſtillen Ocean, und im mexicaniſchen Meerbuſen ſind zu anlockend für die Americaner, als daß ſie nicht neue Niederlaſſungen auf ſeinem Gebiet unternehmen ſollten, welche zu neuen Streitigkeiten und Kriegen führen müſſen, bis die Vereinigten Staaten endlich von dem Fluſſe St. Lawrence bis zur Landenge von Panama, und vom atlantiſchen bis zum ſtillen Ocean reichen werden.

Aber ſelbſt hier werden die Americaner nicht ſtille ſtehen. Wenn die Union fortwährt und die Republiken von Südamerica nicht an innerer Kraft und Stärke zunehmen, ſondern durch inneren Zwieſpalt und die zunehmende Macht der Indianer ſtets mehr und mehr geſchwächt werden, ſo müſſen ſie zuletzt mittelbar oder unmittelbar die Herrſchaft der erſteren anerkennen. Schon iſt der americaniſche Einfluß den unmächtigen Patrioten jener Länder verhaßt, aber nach dem Fall von Mexico wäre die Eroberung der ſüd-americaniſchen Staaten und die Beſitznahme des ganzen Welttheils durch die anglo-americaniſche Race nur ein leichtes Spiel.

Die Niederlaſſungen der Portugieſen in Braſilien, und die der Spanier in Buenos-Ayres erſtreckten ſich nie auf das Innere dieſer Länder, mit deren Reichthum, Hülfsquellen und Schifffahrt ihre Einwohner weniger vertraut ſind als die Nord-Americaner. Ihre ganze Macht beſchränkt ſich auf die Seeküſte, vertheidigt durch einige Fregatten und kleinere Fahrzeuge, welche in der engliſchen oder americaniſchen Marine kaum als für die See tauglich erklärt würden, und ſind von Officieren befehligt, welche meiſtens dem Zuſtande dieſer Schiffe entſprechen. Die ganze weiße Bevölkerung von Braſilien beläuft ſich kaum auf 600,000 Seelen; die übrigen ſind Gefärbte oder Europäer. Dieſe könnten ſich jetzt ſchon nicht mehr

gegen die ehrgeizigen Absichten der Vereinigten Staaten vertheidigen, wenn die letzteren nicht durch die bevorstehende Einmischung einer europäischen Macht im Zaum gehalten würden. Das Schicksal dieser Staaten hängt von dem Beistande Englands ab, ohne welchen sie zu jeder Zeit von den Americanern erobert und zu Colonien der Vereinigten Staaten gemacht werden könnten. Auch scheinen die süd-americanischen Republiken keine Aussicht auf dauernden Frieden und Wohlstand zu haben als durch ihre Vereinigung mit der Union der nördlichen Staaten. Florida und Louisiana sind auf diese Weise reich und mächtig geworden, Texas wird ihrem Beispiele folgen, Mexico selbst wird seinem Schicksal nicht entgehen können, und wir sollten für die Unabhängigkeit der kleineren Staaten hoffen können? —

Einen Schritt zur Unterjochung des ganzen americanischen Festlandes haben die Spanier selbst gethan, als sie die Verfassung der Vereinigten Staaten annahmen, eine Verfassung, für welche sie gar nicht geeignet, und die sie so lange nicht ausüben können, bis sie mit den Nord-Americanern vermischt, die Sitten und Gebräuche der letzteren angenommen haben werden. Auf diese Weise ist Louisiana reformirt und zu einem americanischen Staate gemacht worden. Es wird vielleicht die Zeit kommen, wo die süd-americanischen Staaten selbst den Schutz der Union anflehen werden, — wo nur ihr Anschluß an ein freies und mächtiges Volk sie gegen die zunehmende Macht der Indianer, und die Raubsucht ihrer eigenen militärischen Parteiführer zu beschützen im Stande seyn wird. Die verschiedenen Mächte Europa's haben sich von jeher um den Besitz von Süd-America gestritten. Brasilien mit seinen Diamantenminen war der Hauptgegenstand ihrer Eifersucht; warum sollten nicht die Nachkömmlinge jener Nationen den Streit dadurch beendigen, daß sie sich zu einem und demselben Staat vereinigten? Wenn America zu jener Macht gelangt seyn wird, wo es ihm frei steht, Krieg zu erklären oder Frieden zu schließen, werden vielleicht die verschiedenen Völker Europa's selbst gegen einander zu Felde ziehen und gezwungen seyn, dieser unvorhergesehenen Vergrößerung der Vereinigten Staaten geduldig zuzusehen.

Die Stellung der Vereinigten Staaten in Bezug auf America gleicht der Lage Englands dem europäischen Festlande gegenüber. Sie sind die erste und einzige Seemacht der neuen Welt, vereinigen

aber mit dieſem Vorzug noch den einer rieſenhaften Landmacht, welche ſich beinahe über den dritten Theil des größten Welttheils erſtreckt. Sie ſind daher in Bezug auf die kleineren americaniſchen Staaten, was England und Frankreich vereint gegen das übrige Europa ſeyn würden; nur daß ihre Gegner weniger zahlreich, weniger gebildet, und weniger tapfer ſind als die Bewohner des nördlichen Europa's. Die einzige Communicationslinie zwiſchen den wenigen Städten von Braſilien iſt zur See, ohne welche das ganze Reich keinen einzigen Stützpunkt hätte. Die Marine der Vereinigten Staaten iſt allein zahlreicher als die ganze Seemacht aller ſüdamericaniſchen Länder und Mexico zuſammengenommen, und die americaniſchen Bürger, beſonders die weſtlichen Jäger, beſſere Soldaten als die beſten braſilianiſchen Linienregimenter. Der ganze übrige Welttheil beſitzt keine ſolche vortheilhafte Lage für die Marine wie die der nördlichen Union; drei Viertheile der ganzen ſüd americaniſchen Schifffahrt ſind jetzt ſchon in den Händen der Nord-Americaner, und unter dieſen Umſtänden kann ſich keiner jener Staaten zu einer Seemacht emporheben. Ihr zukünftiges Schickſal hängt daher ganz von dem Willen der Americaner ab, inſofern ſie nämlich kein eigenes politiſches Leben aus ſich ſelbſt zu entwickeln vermögen, welches ihre nationale Exiſtenz ſichern könnte.

Und liegt es nicht im Intereſſe der Menſchheit, daß jene ſchönen Länder von anderen Völkern bewohnt und bebaut werden möchten, als von jenen, welche jetzt in ihnen vegetiren, ohne das geringſte Zeichen eines höheren geiſtigen Lebens von ſich zu geben? Iſt es nicht zu wünſchen, daß das Innere von Süd-America angebaut und ſein Reichthum auf die Verbeſſerung des Zuſtandes der ganzen gebildeten Menſchheit verwendet werden möge? Sollen die üppigen Provinzen von Braſilien und das La Plata-Thal nie ihre Producte civiliſirten Nationen in den Schoß ſtreuen, und Induſtrie und Handel auf ewig von einer Hälfte der neuen Welt ausgeſchloſſen bleiben? Die Nationen, welche jetzt jene Länder bewohnen, können kaum das kleine Gebiet gegen die Indianer behaupten, welches ihre europäiſchen Ahnen für ſie eroberten, und ſinken jedes Jahr tiefer in moraliſche und politiſche Verderbtheit. Ihre Regierungen vermögen nicht mehr Leben und Eigenthum der Bürger zu beſchützen; ihre Finanzen ſind zerrüttet, und ihr Staatscredit gänzlich vernichtet; ihre Bevölkerung vermehrt ſich nur kümmerlich, und ihre thätigſten Bürger

ſind Indianer und Mulatten. Ich will hier die Farben zu meinem Bilde nicht ſtärker auftragen; — die, welche den Zuſtand von Süd-America kennen, werden mir gern beipflichten, wozu ich nur noch bemerken will, daß die ſpaniſchen und portugieſiſchen Niederlaſſungen in America nicht beſſer bezeichnet werden können, als wenn man ſie genau das Gegentheil der brittiſchen heißt. Mexico war der einzige Staat, welcher den Fortſchritten der Vereinigten Staaten ernſtliche Hinderniſſe in den Weg legen konnte; nach ſeiner Zerſtückelung wird es nur von den Americanern abhängen, ſich zu Herren des ganzen Welttheils zu machen. Sie können jetzt das ganze Feſtland wie einſt England gegen Frankreich das ganze Europa blokiren, und da die Niederlaſſungen an den Küſten ſich befinden, dieſe mit leichter Mühe in ihre Gewalt bekommen.

Wenn Europa je auf die zunehmende Macht der Vereinigten Staaten eiferſüchtig werden ſollte, ſo wird dieſe Eiferſucht nicht durch ihre phyſiſche und geographiſche Ausbreitung, ſondern durch die moraliſche Kraft hervorgerufen ſeyn, welche ihre Bürger überall entwickeln, wo ſie neue Niederlaſſungen und Staaten gründen. Nicht der Beſitz von Mexico, ſondern was der Unternehmungsgeiſt der Americaner in fünfzig Jahren daraus ſchaffen würde, iſt es, was den Europäern Beſorgniſſe einflößen müßte. Wenn America einſt feſt zwiſchen zwei Weltmeeren daſtehen und den ſtillen Ocean und den mexicaniſchen Meerbuſen beherrſchen wird, dann wird es den Mittelpunkt der Welt einnehmen, gegen welchen Europa nur wie aus einem Winkel wirken könnte. Der hiſtoriſche Schauplatz wird verändert und der Stützpunkt der Civiliſation nach dem Miſſiſſippithale vorgerückt ſeyn.

Der Weſten von America gebiert ein neues kräftiges Menſchengeſchlecht, tüchtiger und athletiſcher als die Einwohner der atlantiſchen Staaten, und kühner und vertrauter mit Gefahren, als vielleicht jedes andere Volk. Liebe zur Freiheit und zu Abenteuern ſind ſeine mächtigſten Leidenſchaften, und es beſitzt die Intelligenz der Europäer mit den phyſiſchen Vorzügen wilder Barbaren. Endlich muß es bis an die Ufer des ſtillen Oceans vordringen, wo ein neues politiſches Leben verſchieden von dem, welches der Wiederſchein europäiſcher Civiliſation an den Küſten des atlantiſchen Meeres hervorgerufen hat, und noch übereinſtimmender mit den ausgedehnteſten Begriffen von Freiheit und Unabhängigkeit. Die Ufer des ſtillen Oceans genießen ein beſſeres

und geſünderes Klima als die öſtlichen Staaten und ſind vielleicht eben ſo fruchtbar. Tauſend neue Quellen des Wohlſtandes und Reichthums werden ſich jenen Anſiedlern eröffnen, und ihre Liebe zu Abenteuern wird bald den Ocean zum Schauplatz ihrer Thätigkeit machen.

Von der weſtlichen Küſte aus können die Americaner in den ganzen indiſchen Archipelagus und in Aſien ſelbſt einfallen. Sollten ſie je auf Eroberungen ausgehen, ſo würde der Reichthum Indiens ſie mehr anlocken als Europa, und er würde ihnen eben ſo nahe liegen. Wer weiß ob nicht dieſe kräftige kühne Race von „halb Roß und halb Alligatormännern" nicht den Feldzug der Argonauten wiederholen, den Schauplatz aber von Colchis nach Japan und China verlegen wird? Wir haben eine Handvoll Normänner ganz Italien und einen Theil von Frankreich erobern ſehen, warum ſollte nicht ein Volk wie die Americaner, ausgezeichnet geſchickt und kühn zur See, und von der phyſiſchen und moraliſchen Kraft jener weſtlichen Anſiedler, fähig ſeyn, jene civiliſirten Barbaren zu unterjochen, welche ſeit Jahrtauſenden die fruchtbarſten Provinzen von Aſien beherrſchen? Jetzt iſt dieſer Gedanke noch zu fern, um die geringſten Beſorgniſſe zu erregen, und erſcheint vielleicht als ein leerer Traum; aber noch beſaß kein Volk einen ſolchen Auswanderungs- und Ausbreitungsinſtinct als die Americaner, und es iſt nicht leicht einzuſehen, wie die See ihren Fortſchritten ein Ziel ſetzen ſollte. Wie jede andere handeltreibende Nation werden die Vereinigten Staaten mächtige Colonien beſitzen und die Geſchichte Englands in der neuen Welt wiederholen. Wenn das Feſtland angeſiedelt ſeyn wird, werden ſie ſich auf die nächſten Inſeln wagen, wohin ſie ihr Genie für das Seeweſen führen wird, und einmal im Beſitz der Inſeln, können ſie leicht auf das Feſtland ſelbſt überſetzen.

So weit unſere Kenntniß der Geſchichte reicht, zogen die Bewohner unſeres Erdballs mit wenigen Ausnahmen immer nach Weſten. Es iſt ſogar möglich, und wird von vielen neueren Schriftſtellern behauptet, daß Aſien ſeine erſte Bevölkerung von den weſtlichen Küſten America's erhielt. Warum ſollte das unternehmendſte Volk der Erde, die Anglo-Americaner, dieſen allgemeinen Zug des Menſchengeſchlechtes hemmen und ſich auf ſeine Küſten beſchränken? — und dieß in einem Zeitalter, wo die

Erfindung der Dampfmaſchinen alle Entfernungen verkürzt, und die Schrecken des Meeres durch die Geſchicklichkeit des Seefahrers entwaffnet werden? Das Weſen der neueren europäiſchen und americaniſchen Civiliſation beſteht in Bewegung — dem Reſultate des den Maſſen eingehauchten Lebens —; die der Orientalen in einer ruhigen Beſchauung der Vergangenheit und in einer ſtillen Ergebung in die Zukunft. Die Civiliſation und Macht der Americaner, wenn ſie bis an die Küſte des ſtillen Oceans vorgedrungen ſeyn werden, wird ein furchtbares Momentum erreicht haben, welchem die Völker des Oſtens nur todte Maſſen entgegenſetzen können.

Europa hat von den Americanern nichts zu befürchten; denn die letzteren werden auf ihrer Ausbreitung eher mit China in Berührung kommen, als in einer entgegengeſetzten Richtung mit dem Lande ihrer eigenen Väter. In Bezug auf die Mächte Europa's werden die Vereinigten Staaten noch lange auf der Defenſive verharren müſſen, aber gegen Weſten hin werden ſie als Dictatoren auftreten. Der Reichthum Europa's wird die Americaner wenig anlocken, denn ihr eigenes Land iſt reicher und fruchtbarer und ihre Handelsintereſſen ſind einem Seekrieg entgegen. Aber der Oſten lockt ſie mit ſeinem Reichthum und der größeren Wahrſcheinlichkeit der Eroberung und des Sieges. Die Americaner können bis an die Küſten von China vordringen, und überall bloß durch ihre größere Intelligenz ſiegen. Eine kleine Seemacht wäre hinlänglich die Inſeln zu unterjochen und die Bevölkerung von dieſen würde die Krieger für das Feſtland liefern.

So lange die Americaner ihrer Lieblingsneigung folgen und nach Weſten ziehen, ſo lange ihr Land der Induſtrie und dem Unternehmungsgeiſt hinlängliche Nahrung bietet, ſo lange es ihnen möglich wird neue Quellen des Erwerbs und des Nationalreichthums in oder außer ihrem Vaterlande zu entdecken, werden ſie die Union aufrecht erhalten, welche nicht nur ihre Intereſſen beſchützt, ſondern das einzige Mittel iſt, durch welches ſie groß und mächtig werden können. Die Vereinigten Staaten ſind noch in ihrer Kindheit, und es wäre eine Anomalie in der Geſchichte, ein ſo junges und blühendes Volk untergehen zu ſehen, ehe es den Culminationspunkt ſeiner Größe erreicht hat.

England muß der natürliche Alliirte America's bleiben. Beide

Nationen ſind desſelben Urſprungs und die Inſtitutionen und das Genie der einen ſind die Elemente der Größe der andern. Die Vorurtheile, welche jetzt noch zwiſchen ihnen herrſchen, müſſen endlich dem verſöhnenden Einfluſſe der Zeit weichen. Die Beleidigungen werden vergeſſen, die bleibenden Wohlthaten friſch in der Erinnerung leben, und das Volk beider Länder, welches ſich nie gegenſeitig anfeindete, wird ſich zu ein und derſelben Familie bekennen. Wie ſollte dieß anders ſeyn können? Warum ſollten politiſche und geographiſche Gränzen zwei Nationen von einander ſcheiden, welche durch Blutsverwandtſchaft, Sprache, Sitten, Gebräuche und Geſetze ſo innig mit einander verbunden ſind? Iſt nicht jede neue americaniſche Niederlaſſung ein Werk des brittiſchen Genius? Und theilen ſich die Britten nicht in ihre Vortheile? Sind die Britten von America ausgeſchloſſen? Finden brittiſche Capitalien nicht den Weg nach dem fernen Weſten? Und ſind die Bewohner der americaniſchen Wildniß nicht Conſumenten brittiſcher Manufacturen? Und wirkt die Größe Americas nicht vortheilhaft auf England zurück?

Ein Engländer kann ganz Europa und Aſien durchreiſen, und doch überall ein Fremder ſeyn; aber ſeinen Weg nach Weſten nehmend, wird er eine Welt als ſeine Heimath begrüßen. In den Häuſern findet er den heimathlichen Herd ſeiner Väter; in den Straßen iſt das Thun und Treiben engliſch; in den Gerichtshöfen hört er die Richter nach den Geſetzen ſeines Vaterlandes Recht ſprechen; in den Schauſpielhäuſern ſpielen engliſche Schauſpieler engliſche Schauſpiele, und am Tage des Herrn iſt die heilige Stille wieder ein Bild ſeines Englands. — Was iſt America anders als das von einem ſphäriſchen Spiegel, in rieſenhaften Dimenſionen zurückgeworfene England? Was iſt England als der americaniſche Genius in einen Brennpunkt zuſammengedrängt und verdichtet?

Die Engländer müſſen ſich in America verewigt ſehen, während America in ſeinem Mutterland einen weiſen Lehrer findet, deſſen politiſche und legislative Erfahrung noch immer alle ſeine Schritte leitet. Das einzige natürliche Gefühl zwiſchen England und America iſt das der Freundſchaft; jedes andere iſt barbariſch, niedrig, der Größe beider Nationen unwürdig und zerſtörend für ihre gegenſeitigen Intereſſen. Feindſchaft zwiſchen England und

America kann keiner dieſer Nationen etwas fruchten. England, obwohl es America nicht mehr beherrſcht, iſt noch immer ſein Lehrer und Führer, und der Geſchichtſchreiber, welcher die Geſchichte von America ſchreibt, wird ſeine Data in England finden.

Die Fortſchritte America's werfen nur den Ruhm Englands zurück, alle Macht, die es erreicht, vermehrt den moraliſchen Einfluß Englands; jedes Blatt der americaniſchen Geſchichte iſt ein werthvoller Anhang zur Geſchichte Englands. Es iſt die Pflicht der Patrioten beider Länder ſich einander wechſelſeitig zu unterſtützen und emporzuheben, und es iſt ein erniedrigendes Geſchäft ſowohl für einzelne Bürger als öffentliche Staatsbeamten, die Schwachheiten und Fehler der einen zum Gegenſtande des Spottes in der andern zu machen.

Die Freiheit Englands und America's ruht auf derſelben Grundlage. Vereint ſind beide Nationen im Stande der Welt Trotz zu bieten, warum ſollten ſie auf ihre wechſelſeitige Größe eiferſüchtig ſeyn? — Zwiſchen England und America kann es keinen weiteren Krieg geben, denn er würde der Freiheit und den Fortſchritten beider Nationen entgegen ſeyn. Die fürchterlichſte Macht America's braucht den Engländern keine Beſorgniſſe einzuflößen, denn ſie zieht nach Weſten, nicht nach Oſten, und kann noch Jahrhunderte hindurch weiter ſchreiten, ohne mit den äußerſten Gränzen des brittiſchen Reiches in Berührung zu kommen. Auf dieſelbe Weiſe kann die Macht Englands ſich vermehren, ohne den Argwohn der Americaner zu erwecken; wohl aber kann der politiſche und moraliſche Einfluß Großbritanniens der americaniſchen Verfaſſung als Schirm und Schutzwehr dienen.

Es iſt ein glücklicher Umſtand, daß der König von Großbritannien erſt kürzlich zwiſchen Frankreich und den Vereinigten Staaten den Vermittler gemacht hat. Es iſt dieß die erſte königliche Gunſt welche den Americanern ſeit vielen Jahren widerfuhr, und wird ſie überzeugen von der uneigennützigen Theilnahme Englands an dem Wohlſtand und der Proſperität ſeiner Tochter. Es wird den gerechten Unwillen beſänftigen, welchen brittiſche Schriftſteller und brittiſche Staatsmänner oft muthwilligerweiſe in ihren transatlantiſchen Brüdern rege gemacht haben, und als der Vorbote des Friedens und der Freundſchaft zwiſchen den zwei größten Nationen der Erde begrüßt werden.

Möge dieſe Freundſchaft nie unterbrochen werden, und mögen die Americaner und Engländer ſtatt unwürdiger Vortheile jene aufrichtige Liebe für einander hegen, zu welcher ſie durch die Bande des Blutes und die Rückſicht auf ihre gegenſeitigen Vollkommenheiten angefeuert werden.

# Reisen

und

# Länderbeschreibungen

der

## älteren und neueſten Zeit,

## eine Sammlung

der

intereſſanteſten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statiſtik.

---

Herausgegeben

von

Dr. Eduard Widenmann,

Redacteur des Auslandes,

und

Dr. Hermann Hauff,

Redacteur des Morgenblattes.

---

Vierzehnte Lieferung.

Stuttgart und Tübingen,

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1838.

# Aſtoria

oder

## Geſchichte einer Handelsexpedition

jenſeits

## der Rocky Mountains.

---

Aus dem Engliſchen

des

**Waſhington Irving.**

**Stuttgart** und **Tübingen,**

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

1838.

# Vorrede.

Auf einigen Reiſen, die ich vor mehreren Jahren nach Canada machte, wurde ich mit vielen der Haupttheilhaber der großen Nordweſtcompagnie für den Pelzhandel bekannt, die damals zu Montreal herrlich und in Freuden lebten, und deren Häuſer dem Fremden ſtets offen ſtanden. An ihren gaſtfreundlichen Tafeln traf ich zuweilen mit Theilhabern, Commis und Pelzhändlern von den Poſten im Innern des Landes zuſammen, die Jahre lang unter wilden Indianerſtämmen, fern von der Civiliſation gelebt hatten, und Wunderdinge erzählten von ihren Pilgerfahrten in der Wildniß, ihren Jagdzügen und den gefährlichen Abenteuern, die ſie beſtanden. Ich war damals in einem Alter, wo die Phantaſie Alles mit ihrem roſigen Schimmer beleuchtet, und die Erzählungen dieſer Sindbads der Wildniß ließen mir das Leben eines Jägers und Pelzhändlers als höchſt romantiſch erſcheinen. Ich dachte ſogar ſchon daran, der Einladung eines der Theilhaber zu folgen und einen der entlegenen Poſten der Compagnie in den Booten zu beſuchen, welche jedes Jahr die Seen und Flüſſe hinauffahren, und habe es ſeitdem ſtets bedauert, daß ich durch Umſtände verhindert wurde meine Abſicht auszuführen. Durch dieſe früh empfangenen Ein-

drücke waren die Unternehmungen der großen Pelzhandelcompagnien und das gefährliche unstäte Leben ihrer Theilhaber stets ein Gegenstand hohen Interesses für mich, und ich fühlte ein dringendes Verlangen, etwas Näheres über ihre abenteuerlichen Expeditionen unter den wilden Stämmen zu erfahren, welche die Tiefen der Wildniß bevölkern.

Vor ungefähr zwei Jahren, nicht lange nach meiner Rückkehr von einer Reise auf den Prairien des fernen Westen, hatte ich mit meinem Freund Johann Jacob Astor eine Unterredung über diesen Theil unsers Landes und über die abenteuerlichen Handelsleute in Santa Fe und am Columbia. Dieß führte ihn auf ein großes Unternehmen, in das er sich vor ungefähr 20 bis 30 Jahren in der Absicht eingelassen, den Pelzhandel über die Rocky Mountains bis an das Gestade des stillen Meeres zu führen.

Da er sah, welches Interesse ich an dem Gegenstand nahm, so sprach er sein Bedauern aus, daß man die wahre Natur seines Unternehmens eben so wenig verstanden habe, als seinen nationalen Charakter und seine Wichtigkeit, und sprach den Wunsch aus, daß ich es unternehmen möge, dem Publicum einen Bericht darüber vorzulegen. Diese Forderung berührte eine Saite, die schon lange in meinem Innern tönte. Es fiel mir alsbald ein, daß ein solches Werk eine Menge jener für mich so interessanten Nachrichten über den Pelzhandel, seine abenteuerlichen Unternehmungen in ferne Länder und über die verschiedenen Völkerstämme, und die wilden und civilisirten Charaktere enthalten müsse, mit denen er bei seinen Operationen in Berührung kömmt. Ferner bedachte ich, daß die Tagebücher und Briefe der von Astor zu Land und zur See ausgesandten Abenteurer Licht auf manchen ganz außerhalb des gewöhnlichen Reisezugs

gelegenen und bis jetzt noch wenig bekannten Landstrich werfen müßten, und war deßhalb gern bereit die Arbeit zu unternehmen, wenn mir die erforderlichen Materialien dazu geliefert werden würden. Alle auf das Unternehmen bezüglichen Papiere wurden mir demnach zur Einsicht zugestellt. Unter diesen befanden sich Tagebücher und Briefe, welche von Reisen zu Lande und zur See und von Expeditionen über die Rocky Mountains hin und zurück, auf zuvor noch nie betretenen Wegen berichteten, nebst Documenten, welche Aufschluß über das Leben der Wilden und Colonisten an der Küste des stillen Meeres gaben. Mit diesen Materialien in der Hand, unternahm ich das Werk. Der Mühe, unter diesen Geschäftspapieren aufzuräumen, das Interessante herauszusuchen und zusammenzustellen, wurde ich durch meinen Neffen Peter M. Irving enthoben, dem ich für diese Ebenung meines rauhen Pfades und die Erleichterung der Arbeit sehr verbunden bin.

Da die Tagebücher, an die ich mich halten mußte, von Geschäftsleuten geführt wurden, die zunächst ihre Zwecke im Auge hatten, so fiel die Ausbeute aus ihnen oft sehr mager aus, und sie forderten durch ihre Andeutungen oft mehr zu weiterer Forschung auf, als daß sie derselben genügt hätten. Ich habe daher gelegentlich das benutzt, was andere Reisende, wie z. B. die HH. Lewis, Bradbury, Breckenridge, Long, Franchere und Roß Cox, welche jene Gegenden ebenfalls besucht haben, dem Publicum darüber mittheilten. Das Werk, das ich demselben hiemit vorlege, ist, da es verschiedene Expeditionen und Abenteuer zu Land und zur See umfaßt, natürlich etwas abspringend und unzusammenhängend, doch wird man finden, daß die einzelnen Umstände durch Einen großen Plan, ersonnen und geleitet von einem ausgezeichneten

Kopf, unter ſich verbunden ſind. Zugleich tritt Eine Reihe von Charakteren auf, die, obſchon oft auf längere Zeit verſchwindend, doch gelegentlich immer wieder erſcheinen, und das ganze Unternehmen ſchließt ſich mit einer regelmäßigen Kataſtrophe ab, ſo daß das Werk auch ohne den mühſamen Verſuch, eine künſtliche Verbindung herzuſtellen, in der That viel von jener Einheit beſitzt, die man in erdichteten Werken ſo ſehr ſucht und für das Intereſſe jeder Erzählung für ſo wichtig hält.

# Inhalt.


Seite.

Vorrede. . . . . 1

**Erſtes Capitel.**

Einleitung. — Beginn des Pelzhandels. — Urſprung der Nordweſtcompagnie und ihre Einrichtung. . . . . 3

**Zweites Capitel.**

Entſtehen der Mackinowcompagnie. — Johann Jacob Aſtor. — Errichtung der americaniſchen Pelzhandelcompagnie. . . . 12

**Drittes Capitel.**

Pelzhandel auf dem ſtillen Meere. — Ruſſiſche Unternehmungen. — Entdeckung des Columbia. — Carver's Plan zu Gründung einer Niederlaſſung daſelbſt. — Mac Kenzie's Expedition. — Lewis und Clarke's Reiſe über die Rocky Mountains. — Aſtors großer Handelsplan. . . . . 17

**Viertes Capitel.**

Zwei Expeditionen werden ausgerüſtet. — Der Tonquin und Capitän Thorn. — Die canadiſchen „Reiſenden." — Ankunft zu New-York. — Inſtructionen. . . . . 26

**Fünftes Capitel.**

Abfahrt des Tonquin. — Strenges Commando Thorns an Bord und daraus entſpringende Zerwürfniſſe. — Zwiſtigkeiten an Bord. — Die Falklandsinſeln. — Ankunft auf Owyhee. . . . . 32

## Sechstes Capitel.

Seite.

Owyhee. — Die Sandwichsinseln. — Tamaahmaah. — Absichten Astors hinsichtlich der Sandwichsinseln. — Ihre Bewohner. — Die Stelle wo Capitän Cook fiel. — John Young und seine Geschichte. — Besuch des Königs an Bord des Schiffs. . . . . 40

## Siebentes Capitel.

Abfahrt von den Sandwichsinseln. — Mißverständnisse. — Ankunft am Columbia. — Gefahren. — Begräbniß eines Sandwichsinsulaners. 51

## Achtes Capitel.

Die Mündung des Columbia. — Die Eingebornen. — Expedition Mac Dougal's und David Stuarts. — Comcómly, der einäugige Häuptling. . . . . 58

## Neuntes Capitel.

Point George. — Gründung von Astoria. — Indianischer Besuch. Der Capitän verbietet den Eingebornen das Schiff. — Abfahrt des Tonquin. — Bemerkungen über den Capitän Thorn. . . . 65

## Zehntes Capitel.

Beunruhigende Gerüchte aus dem Innern. — Unerwarteter Besuch. — Expedition ins Innere. — Die Ufer des Columbia. — Indianische Begräbnißstätte. — Das Land der Geister. — Vancouvers Point. — Großer Fischmarkt. — Posten am Oakinagan. . . 67

## Eilftes Capitel.

Unruhe in Astoria. — Gerücht von Feindseligkeiten der Indianer. — Rüstungen zur Vertheidigung. — Tragisches Schicksal des Tonquin. . . . . 76

## Zwölftes Capitel.

Trauer zu Astoria. — Eine sinnreiche List. — Der Pockenhäuptling. — Der Schooner läuft vom Stapel. — Ein canadischer und ein irokesischer Jäger. — Neujahrsfest zu Astoria. . . . 81

## Dreizehntes Capitel.

Die Landerpedition. — Hr. Hunt und sein Charakter. — Anwerbung von canadischen „Reisenden." — Schilderung dieser Leute. — Mackinaw. — Hr. Ramsay Crooks. — Abschiedsscenen. . . 90

## Vierzehntes Capitel.

Seite.

St. Louis. — Die Missouri-Compagnie. — Hr. Manuel Lisa. — Die Bootsmänner des Mississippi. — Joseph Miller und sein Charakter. — Fahrt auf dem Missouri. — Ankunft zu Nodowa. — John Day der Kentucky'sche Jäger. — Hr. Hunt kehrt nach St. Louis zurück. . . . . 96

## Fünfzehntes Capitel.

Opposition der Missouri-Compagnie. — Die Schwarzfüße. — Peter Dorion, der Dolmetscher. — Die HH. Bradbury und Nuttall stoßen zur Expedition. — Abreise von St. Louis. — Daniel Boon, der Patriarch von Kentucky. — John Colter und seine Abenteuer unter den Indianern. — Ein indianisches Kriegsfest. — Unfriede in Dorions Familie. . . . . 102

## Sechszehntes Capitel.

Eintritt des Frühlings. — Wiederantritt der Reise. — Nachtlager. — Der Platte-River. — Anzeichen von einem indianischen Kriegerhaufen. — Der Papillion-Kriek. — Desertion zweier Jäger. — Ueberfall im Lager. — Dorf der Omahas. — Anecdoten von diesem Stamm. — Geschichte des „schwarzen Vogels," des berüchtigten Häuptlings der Omahas. . . . . 114

## Siebenzehntes Capitel.

Beunruhigende Gerüchte von den Sioux-Tetons. — Die Piraten des Missouri. — Zusammentreffen Crooks und Mac Lellan's mit ihnen. — Desertionen aus dem Lager. — Abreise aus dem Dorfe der Omahas. — Jones und Carson, zwei Abenteurer. — Abenteuer Hrn. Bradbury's mit einem Ponca-Indianer. — Ein Bote von Hrn. Lisa trifft ein. — Die Expediton eilt vorwärts. . . . . 124

## Achtzehntes Capitel.

Neue beunruhigende Gerüchte. — Deserteure und neue Recruten. — Kentucky-Jäger. — Nachricht von Hrn. Henry. — Gefahr von Seite der Schwarzfüße. — Aenderung des Reiseplans. — Scenerie am Fluß. — Das Land der Sioux. — Zusammentreffen mit den Wilden. — Kriegsrath. — Zurüstungen zur Schlacht. — Die Friedenspfeife. . . . . 131

## Neunzehntes Capitel.

Die große Krümmung des Missouri. — Crooks und Mac Lellan treffen zwei ihrer indianischen Feinde. — Die Grausamkeit der Weißen

Seite.

ist Ursache der Feindschaft der Indianer. — Ein indianischer Kriegerhaufe. — Gefährliche Lage Hrn. Hunts. — Eine freundschaftliche Zusammenkunft. — Manuel Lisa trifft ein. — Heftige Auftritte mit ihm . . . . . 139

## Zwanzigstes Capitel.

Die Wildniß. — Büffel und Antilopen. — John Day, der Jäger. — Zusammenkunft mit drei Aricaras. — Unterhandlungen zwischen den feindlichen Parteien. — Zwei Häuptlinge der Aricaras. — Das Dorf der Aricaras. — Feierliche Landung. — Große Rathsversammlung. — Unterhandlung wegen Pferden. — Lager der handelnden Parteien. . . . . 146

## Einundzwanzigstes Capitel.

Indianischer Pferdemarkt. — Scene aus dem Dorfe der Aricaras. — Sitten und Lebensweise dieser Indianer. — Gerüchte von lauernden Feinden. — Indianische Hunde. — Rückkehr der Pferdediebe. — Neue Unruhe. — Rückkehr und Einzug einer Kriegerhorde. — Festlichkeiten und Klagen. . . . . 151

## Zweiundzwanzigstes Capitel.

Wildniß des fernen Westen. — Die schwarzen Berge. — Die Rocky Mountains. — Wandernde räuberische Horden. — Befürchtete Gefahren. — Ein Desertionscomplott. — Rose, der Dolmetscher. — Abreise aus dem Dorfe der Aricaras. . . . . 162

## Dreiundzwanzigstes Capitel.

Sommerwetter auf den Prairien. — Krankheit im Lager. — Der Big-River. — Lager der Cheyennes. — Pferdehandel. — Charakter der Cheyennes. — Anecdoten von ihnen. . . . . 166

## Vierundzwanzigstes Capitel.

Neue Vertheilung von Pferden. — Verrath im Lager. — Rose's treuloser Charakter. — Anecdoten von den Krähenindianern. — Einige Nachricht über Rose. . . . . 170

## Fünfundzwanzigstes Capitel.

Brennstoff in der Wüste. — Fossile Bäume. — Drei Jäger werden vermißt. — Signalfeuer. — Neuer Vertrag mit Rose. — Rückkehr der Vermißten. . . . . 175

## Sechsundzwanzigstes Capitel.

Seite.

Die schwarzen Berge. — Schlupfwinkel der räuberischen Indianer. — Aberglauben unter ihnen. — Seltsames Geräusch in den Gebirgen. — Wilde Thiere. — Die Gipfel der Rocky Mountains in der Ferne. — Der graue Bär. — Abenteuer William Cannon's und John Day's mit diesem Raubthier. . . . . 177

## Siebenundzwanzigstes Capitel.

Spuren von Indianern. — Rauhe Gebirge. — Leiden durch Hunger und Durst. — Der Powder-River. — Das Paradies der Jäger. — Die Rocky Mountains. — Die große americanische Wüste. — Indianischer Aberglaube. — Das Land der Seelen. — Städte der freien und edeln Geister. — Glückliche Jagdreviere. . . . . 183

## Achtundzwanzigstes Capitel.

Wohnsitz der Krähenindianer. — Spione. — Besuch von Wilden. — Ein indianisches Lager. — Handel mit den Krähenindianern. — Trennung von denselben. — Verlegenheit in den Bergen. — Rose als Wegweiser. — Reise in Gesellschaft der Wilden. . . . 187

## Neunundzwanzigstes Capitel.

Eine wandernde Indianerhorde. — Die Shoshonies und die Flachköpfe. — Wurzelgräber. — Ihre einsamen Wohnungen. — Der Windfluß. — Mangel an Lebensmitteln. — Aenderung des Wegs. — Die Pilot-Knobs. — Arm des Colorado. — Jägerlager. . . . 192

## Dreißigstes Capitel.

Reichliche Jagd. — Shoshonie-Jäger. — Hoback's-River. — Mad-River. — Lager in der Nähe der Pilot-Knobs. — Zurüstungen zu einer gefährlichen Reise. . . . . 198

## Einunddreißigstes Capitel.

Berathung ob die Reise zu Land oder zu Wasser fortzusetzen sey. — Der Bau eines Bootes wird vorbereitet. — Zwei Schlangenindianer finden sich ein. — Ihr Bericht über den Fluß, der durch die ausgesandte Mannschaft bestätigt wird. — Ankunft in Henry's Fort. — Drei Jäger trennen sich von der Expedition, um in der Wildniß Biber zu fangen. — Hr. Miller entschließt sich, sie zu begleiten. . 201

## Zweiunddreißigstes Capitel.

Dürftige Jagdbeute. — Der arme Wurzelgräber. — Einschiffung auf dem Henryfluß. — Ankunft am Schlangenfluß. — Das Unglück

Seite.

beginnt. — Lager der Schlangenindianer. — Unterredung mit einem Wilden. — Ein neuer Unglücksfall. — Verlust eines Schiffsmanns. — Der Caldron-Linn. . . . . 206

**Dreiunddreißigstes Capitel.**

Mannschaft wird ausgesendet um zu recognosciren. — Niederschlagende Berichte. — Traurige Lage der Reisenden. — Neue Abtheilungen werden ausgeschickt. — Bereitung von Caches. — Rückkehr der einen ausgesandten Abtheilung. — Devil's Scuttle Hole. . 212

**Vierunddreißigstes Capitel.**

Entschluß zu Fuße weiter zu gehen. — Traurige Wüste zwischen dem Schlangenfluß und dem Columbia. — Vertheilung des Gepäcks. — Theilung der Expedition. — Zusammentreffen mit Schlangenindianern. — Pferdehandel. — Ein Pferd wird reclamirt. — Mangel an Nahrung. — Nachrichten von Hrn. Crooks. — Mühsame Reise zwischen den Bergen. — Bivouac während einer Winternacht. — Rückkehr zum Flußufer. . . . . 217

**Fünfunddreißigstes Capitel.**

Unerwartetes Zusammentreffen. — Fahrt in einem Canot von Fellen. — Leiden Hrn. Crooks und seiner Gefährten — Nachrichten von Hrn. Mac Lellan. — Ein Floß von Weiden. — Uebermenschliches Leiden einzelner Mitglieder der Expedition. — Krankheit Hrn. Crooks. — Nothwendigkeit die Ermatteten zurückzulassen. . . 226

**Sechsunddreißigstes Capitel.**

Hr. Hunt holt die Vorausgegangenen ein. — Peter Dorion und seine Mähre. — Ein Lager der Shoshonies. — Ein verzeihlicher Raub. — Hr. Crooks trifft im Lager ein. — Ueberfahrt, um seine Leute abzuholen. — Wahnsinn Prevost's. — Schwäche John Day's. — Hr. Crooks bleibt nochmals zurück. — Zusammentreffen mit Shoshonies. — Ein Führer über die Berge wird gewonnen. — Vereinigung mit Crooks' Leuten. — Endliche Entfernung vom Fluß. . . 231

**Siebenunddreißigstes Capitel.**

Abschied vom Schlangenfluß. — Beschwerlicher Weg. — Vermehrung der Dorion'schen Familie. — Ein Lager der Shoshonies. — Neujahrsfeuer unter den Schlangenindianern. — Milderes Klima. — Ein Lager der Sciatogas. — Große Gefahren. — Sitten der Sciatogas. — Schicksal Carrieres. — Der Umatalla. — Ankunft an den Ufern des Columbia. — Nachrichten von Astoria. — Ankunft bei den Fällen . . . . . 236

## Achtunddreißigstes Capitel.

Seite.

Das Dorf Wish-ram. — Die Wohnungen der Eingebornen. — Nachrichten von Astoria und dem Schicksal des Tonquin. — Diebe umschwärmen das Lager. — Eine Bande Großsprecher. — Einschiffung. — Ankunft in Astoria. — Freudiger Empfang. — Abenteuer Reed's, Mac Lellans und Mac Kenzie's. — Festlichkeiten in Astoria. . . . . 245

## Neununddreißigstes Capitel.

Kärglicher Unterhalt während des Winters. — Wiederkehr der Fischzeit. — Die verschiedenen Arten von Fischen an der Mündung des Columbia. — Beschaffenheit des Landes an der Küste. — Die vierfüßigen Thiere, Vögel und Reptilien an der Küste. — Klima und Boden an der Küste und im Innern. . . . . 251

## Vierzigstes Capitel.

Die Eingebornen in der Nähe von Astoria. — Ihre Sitten und Gebräuche. — Ihre religiosen Begriffe. — Ihre Beschwörer. — Die rivalisirenden Götzenbilder. — Sie zeigen sich als vorsichtige Handelsleute. — Ihr Abscheu vor der Trunkenheit. . . . . 256

## Einundvierzigstes Capitel.

Frühlingseinrichtungen in Astoria. — Mehrere Expeditionen brechen auf. — Die räuberischen Bewohner von Wish-ram. — Angriff von ihrer Seite und Vertheidigung der Expedition. — Unterhandlungen. — Die Expedition kehrt zurück. — Crooks und John Day finden sich wieder ein. — Bericht ihrer Leiden. — Ankunft in Astoria. 262

## Zweiundvierzigstes Capitel.

Kurze Uebersicht der Vorgänge in New-York. — Versorgung der russischen Pelzhandelcolonie. — Der Biber wird ausgerüstet. — Instructionen für dessen Capitän. — Die Sandwichsinseln. — Ankunft des Bibers an der Mündung des Columbia. . . . 271

## Dreiundvierzigstes Capitel.

Thätigkeit in Astoria. — Mehrere Expeditionen werden ausgerüstet. — Robert Stuart bricht nach New-York auf. — Mißgeschick John Day's. — Gefährliche Landfahrt. — Klapperschlangen. — Ankunft bei den Wallah-Wallahs. — Die verschiedenen Expeditionen trennen sich. . . . . 274

## Vierundvierzigstes Capitel.

Seite.

Weg des Hrn. Stuart. — Traurige Wüste. — Die blauen Berge. — Eine fruchtbare Ebene in der Wildniß. — Eine Schwefelquelle. — Weg am Schlangenfluß. — Gerüchte von weißen Männern. — Der Schlangenindianer und sein Pferd. — Der verschmitzte Dieb. — Unerwartetes Zusammentreffen mit alten Cameraden. — Die Salmenfälle. — Der Salmenfang. — Ankunft am Caldron Linn. — Die Caches sind geplündert. — Unerwarteter Entschluß der drei Kentuckier. . . . . 281

## Fünfundvierzigstes Capitel.

Die Wüsten am Schlangenfluß. — Räuberische Indianer. — Der riesige Krähenhäuptling. — Der zurechtgewiesene Poltron. — Indianische Signale. — Der tolle Fluß. — Die Reisenden kommen um ihre Pferde. — Indianischer Scherz. — Der gekränkte Scharfschütze. . . . . 291

## Sechsundvierzigstes Capitel.

Zurüstungen zur Fußreise. — Lauernde Spione. — Die raubsüchtigen Wilden werden in ihren Hoffnungen getäuscht. — Fahrt auf dem Wasser. — Spuren von Wilden. — Hartnäckigkeit Mac Lellan's. — Aussicht vom Gebirg herab. — Ferne Vulcane. — Krankheit Hrn. Crooks. . . . . 299

## Siebenundvierzigstes Capitel.

Ben Jones und ein grauer Bär. — Spuren von Mac Lellan. — Besonderer Töpferthon. — Erdfarben. — Traurige Lage Mac Lellans. — Hungersnoth. — Gräßlicher Vorschlag. — Hülfe in der Noth. — Ein indianisches Grab. — Gastfreundliche Schlangenindianer. — Ein Bündniß zu Schutz und Trutz. . . . 304

## Achtundvierzigstes Capitel.

Der spanische Fluß und seine Scenerie. — Spur von Krähenindianern. — Nachtlager unter Schneegestöber. — Die Salzebene. — Vulcanische Reste. — Lager auf der Prairie. — Glückliche Jagd. — Romantische Gegend. — Die Fiery Narrows. . . . . 312

## Neunundvierzigstes Capitel.

Winterstürme. — Winterquartier. — Schöner Jagdgrund. — Hr. Crooks und der graue Bär. — Der Wigwam. — Ueberfluß an Lebensmitteln. — Süße Träume. — Unwillkommene Gäste. — Die hungrigen Wilden. — Abschied von dem Winterquartier. . 317

## Fünfzigstes Capitel.

Seite.

Beschwerliche Winterreise. — Eine weite öde Ebene. — Zweites Winterquartier. — Neujahrsfest. — Rückkehr des Frühlings. — Canots werden gebaut. — Schlechte Fahrt. — Neue Wanderung zu Fuß. — Ein einsames Lager. — Weiber der Pawnees. — Ein Otto-Indianer. — Kriegsnachrichten. — Der Missouri. — Fort Osage. — Ankunft in St. Louis. . . . . 325

## Einundfünfzigstes Capitel.

Uebereinkunft zwischen Astor und der russischen Pelzhandelcompagnie. — Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und England. — Instructionen für Capitän Sowle. — Der Lark wird ausgerüstet. — Nachrichten von der Ankunft Hrn. Stuarts. . . . . 329

## Zweiundfünfzigstes Capitel.

Die Ufer des Wallah-Wallah. — Abreise David Stuarts nach dem Oakinagan. — Hrn. Clark's Weg nach dem Lewis-River. — Die Nez Percés. — Ihre Sitten und äußere Erscheinung. — Ein neuer Handelsposten. — Mac Kenzie und seine Expedition. — Reed's Reise zu den Caches. — Abenteuer wandernder Jäger und „canadischer Reisenden." . . . . . 333

## Dreiundfünfzigstes Capitel.

Abreise Hrn. Hunts mit dem Biber. — Vorsichtsmaßregeln in Astoria. — Eine Brigade geht nach dem Wollamut ab. — Befürchtungen. — Ankunft Mac Kenzie's. — Vorfälle am Shahaptan. — Kriegsnachrichten. — Kleinmuth Mac Dougal's. — Astoria soll verlassen werden. — Abreise Mac Kenzie's nach dem Innern. — Abenteuer an den Fällen. — Besuch bei den Räubern von Wishram. — Zusammentreffen mit Mac Tavish. — Ankunft am Shahaptan. — Geplünderte Caches. — Ankunft Clarke's bei den Nez Percés. — Der silberne Becher. — Eine Execution. — Ankunft der Wintertheilhaber in Astoria. . . . . 339

## Vierundfünfzigstes Capitel.

Die Theilhaber sind unzufrieden mit Mac Dougal. — Zweideutiges Benehmen dieses Mannes. — Die Theilhaber willigen ein, Astoria zu verlassen. — Anordnungen für das Jahr. — Manifest der Theilhaber. — Abreise Mac Tavish's ins Innere. . . . 349

## Fünfundfünfzigstes Capitel.

Unruhe Astors. — Memorial der Nordwestcompagnie. — Nachricht von der brittischen See-Expedition gegen Astoria. — Astor sucht

Seite.

bei der Unionsregierung um Unterstützung nach. — Die Fregatte Adams wird ausgerüstet. — Gute Nachrichten von Astoria. — Die Aussichten trüben sich wieder. . . . . 352

**Sechsundfünfzigstes Capitel.**

Staatsangelegenheiten zu Astoria. — Mac Dougal wirbt um die Hand einer indianischen Prinzessin. — Heirathsgebräuche bei den Chinooks. — Der Einzug der Braut. — Ankunft Hrn. Hunts in Astoria. . . . . 354

**Siebenundfünfzigstes Capitel.**

Fahrt des Bibers nach Neu-Archangel. — Ein russischer Gouverneur. — Trinkgelage und Handel. — Reise nach Kamtschatka. — Colonie auf St. Paul für den Seehundsfang. — Seesturm. — Hr. Hunt bleibt auf den Sandwichsinseln zurück. — Geschäfte des Bibers in Canton. — Rückkehr Hrn. Hunts nach Astoria. . . 358

**Achtundfünfzigstes Capitel.**

Uebereinkunft zwischen den Theilhabern. — Hr. Hunt segelt mit dem Albatroß ab. — Ankunft auf den Marquesas. — Nachricht von der Fregatte Phöbus. — Hr. Hunt begibt sich nach den Sandwichsinseln. — Reise des Lark. — Sein Schiffbruch. — Benehmen Tamaahmaah's. . . . . 364

**Neunundfünfzigstes Capitel.**

Ankunft Mac Tavish's in Astoria. — Benehmen seiner Begleiter. — Unterhandlungen zwischen Mac Dougal und Mac Tavish. — Zweifel an der Rechtlichkeit Mac Dougal's. . . . . 369

**Sechszigstes Capitel.**

Ankunft eines fremden Segels. — Bewegung in Astoria. — Kriegerisches Anerbieten Comcomly's. — Astoria wird von den Britten in Besitz genommen. — Unwille Comcomly's über das Benehmen seines Schwiegersohns. . . . . 373

**Einundsechszigstes Capitel.**

Ankunft der Brigg Pedlar zu Astoria. — Die Colonie wird geräumt. — Abreise mehrerer Mitglieder der Compagnie. — Tragische Geschichte, erzählt von dem Weibe Peter Dorion's. — Schicksal Reed's und seiner Gefährten. — Versuche Astor's sein Unternehmen zu erneuen. — Schlußbemerkungen. . . . . 377

**Anhang.**

I. Der gegenwärtige Zustand des Pelzhandels . . . . 386
II. Die Höhe der Rocky Mountains . . . . . 389

# Astoria.

# Erſtes Capitel.

Einleitung. — Beginn des Pelzhandels. — Urſprung der Nordweſt-Compagnie und ihre Einrichtung.

Zwei Hauptgegenſtände des Handels haben, wie die frühere Geſchichte America's berichtet, weit ausſehende kühne Unternehmungen hervorgerufen, und dieſe ſind: die edeln Metalle im Süden und das koſtbare Pelzwerk im Norden. Während der ſtolze, prachtliebende Spanier ſeine Entdeckungen über jene reichen, von einer tropiſchen Sonne verſengten Länder verbreitete, verfolgten der leichte, gewandte Franzoſe und der kalte, berechnende Britte den minder glänzenden, aber um nichts weniger einträglichen Pelzhandel mitten in den hyperboreiſchen Regionen der Canadas, deſſen Betrieb ſie ſogar bis in den nördlichen Polarkreis führte.

Beide Unternehmungen wurden gewiſſermaßen die Vorläufer der Civiliſation. Ohne an den Gränzen zu verweilen, drangen ſie mit Einemmale, allen Hinderniſſen und Gefahren zum Trotz, bis in das Herz der wilden Länder, offenbarten die dicht umſchleierten Geheimniſſe der Wüſte, zeigten den Weg in ferne Länder, deren Schönheit und Fruchtbarkeit außerdem vielleicht noch manches Jahrhundert unbekannt geblieben wären, und brachen dem langſam und zögernden Schrittes folgenden, von der Civiliſation begleiteten Ackerbau Bahn.

Der Pelzhandel war es, der frühzeitig ſchon den großen canadiſchen Provinzen Nahrung und Leben verlieh. Von edeln Metallen entblößt — damals der Hauptzweck americaniſcher Unternehmungen — wurden ſie von dem Mutterlande lange vernachläſſigt. Die franzöſiſchen Abenteurer, die ſich an den Ufern des St. Lorenzo angeſiedelt hatten, fanden bald, daß das reiche Pelzwerk des innern Landes ihnen eine Quelle des Reichthums eröffne, die ſich beinahe mit den Minen von Mexico und Peru meſſen könne. Die Indianer,

bis dahin unbekannt mit dem eingebildeten Werth, den man im civilisirten Leben einigen Arten Pelzwerk beilegt, brachten große Quantitäten der kostbarsten Gattung herbei, und vertauschten sie gegen europäische Spielereien oder sehr wohlfeile Waaren. Auf diese Weise zogen die frühern Händler einen unermeßlichen Gewinn, und nun wurde das Geschäft mit größter Begierde verfolgt.

Als das werthvolle Pelzwerk anfing in der Nähe selten zu werden, forderte man die benachbarten Indianer auf, ihre Jagdzüge in größere Ferne auszudehnen. Sie wurden auf denselben von einigen Pelzhändlern oder deren Leuten begleitet, die alle Mühe und Gefahren der Jagd mit ihnen theilten, dabei aber die besten Jagdgründe und die entferntern Stämme kennen lernten, die sie veranlaßten, ihr Pelzwerk nach den Niederlassungen zu bringen. Auf diese Weise erweiterte sich der Handel immer mehr, und ward aus den entlegensten Gegenden nach Montreal gezogen. Zuweilen kamen sogar große Abtheilungen von Huronen, Ottawas und andern Stämmen, welche in den an die großen Seen gränzenden Ländern jagen, in einem Geschwader leichter Canots, mit Biberfellen und anderer Jagdbeute eines ganzen Jahres den Fluß herab. Die Canots wurden ausgeladen, ans Land gezogen und die Ladung in Ordnung aufgestellt. Ein Lager aus Zelten von Birkenrinde ward außerhalb der Stadt aufgeschlagen, und eine Art Messe mit dem den Indianern so theuern ernsten Ceremoniell eröffnet. Eine Audienz wurde von dem Generalgouverneur begehrt, die dieser, unter dem gebührenden Gepränge in einem Armsessel sitzend, die Indianer schweigend ihre Pfeifen rauchend und im Halbkreis um ihn kauernd, ertheilte. Reden wurden gehalten, Geschenke gegenseitig ausgetauscht, und die Versammlung ging in der besten Laune auseinander.

Jetzt begann ein lebhafter Handel mit den Kaufleuten, und ganz Montreal war von nackten Indianern belebt, die von Laden zu Laden eilten, und um Waffen, Kessel, Messer, Aexte, Decken, buntfarbige Tücher und andere Gegenstände des Bedarfs und des Luxus feilschten, an denen, wie ein alter französischer Schriftsteller sagt, die Kaufleute sicher waren, wenigstens 200 Procent zu gewinnen. Bei diesem Handel bediente man sich keines Geldes, und später wurde auch jede Zahlung in geistigen Getränken verboten, um die furchtbaren Ausschweifungen und die blutigen Zwiste zu vermeiden, die durch diesen Artikel herbeigeführt wurden.

Sobald ihre Bedürfnisse und Launen befriedigt waren, nahmen die Indianer Abschied vom Gouverneur, brachen ihre Zelte ab, machten ihre Canots flott und ruderten den Ottawa hinauf den Seen zu.

Aus diesem Handel ging nach und nach eine anomale Menschenclasse hervor, coureurs des bois, Waldläufer genannt; ursprünglich Männer, welche die Indianer auf ihren Jagdzügen begleitet hatten, dadurch mit fernen Gegenden und Stämmen bekannt, und so gleichsam die Hausirer der Wildniß geworden waren. Diese Leute brachen in wohl mit Waaren, Waffen und Schießbedarf beladenen Canots von Montreal auf, befuhren die labyrinthischen Flüsse, die sich durch Canada's unermeßliche Wälder winden, besuchten die entlegensten Seen und verbreiteten neue Bedürfnisse und Gewohnheiten unter den Eingebornen. Oft verweilten sie Monate unter ihnen, nahmen mit der dem Franzosen eigenen Leichtigkeit ihre Sitten und Gebräuche an, modelten ihre Kleidung einigermaßen nach der der Indianer, und nahmen sogar nicht selten Weiber unter ihnen.

Oft vergingen 12, 15, 18 Monate, ohne daß man die geringste Nachricht von ihnen erhielt, und dann kamen sie ganz unerwartet, unter lautem Jubel den Ottawa herab, ihre Canots mit ganzen Ballen von Biberfellen beladen. Nun begann ein Leben in Saus und Braus. „Ihr würdet staunen," sagt ein alter Schriftsteller, *) wenn ihr sähet, wie liederlich diese Leute sind, wenn sie heimkehren, wie sie schlemmen und spielen, und wie verschwenderisch sie sich und ihre Geliebten herausputzen. Die Verheiratheten unter ihnen sind so klug, sich in ihre Häuser zurückzuziehen; die Junggesellen aber machen es gerade wie die Ostindienfahrer und Piraten: sie verschwenden, essen, trinken, und spielen, so lange sie noch etwas haben, und ist alles dahin, so verkaufen sie sogar ihre Kleider, und sind dann genöthigt eine neue Reise zu unternehmen."

Viele dieser Waldläufer gewöhnten sich so an die indianische Lebensweise und die ungebundene Freiheit der Wildniß, daß sie allen Geschmack an der Civilisation verloren, und sich mit den Indianern, unter denen sie lebten, so ganz identificirten, daß sie höchstens durch ihre größere Zügellosigkeit von diesen unterschieden werden konnten. Ihr Beispiel und Benehmen verdarb die Landeseingebornen nach und

*) *La Hontan*, Band 1. Brief 4.

nach, und vereitelte die Bemühungen der französischen Missionäre, die zu jener Zeit ihre frommen Arbeiten den Wildnissen von Canada zugewendet hatten.

Um diesen Unordnungen Einhalt zu thun, erließ die französische Regierung einen Befehl, durch den es jedermann bei Todesstrafe verboten war, ohne Erlaubniß im Innern des Landes Handel zu treiben. Eine solche Erlaubniß ward vom Generalgouverneur schriftlich ausgestellt, und anfangs nur in Ansehen stehenden Personen: herabgekommenen Edelleuten, alten Officieren der Armee, die für Familien zu sorgen hatten, oder deren Wittwen ertheilt. Jeder Erlaubnißschein berechtigte zur Ausrüstung von zwei Canots für die Seen, und es wurden nicht mehr als 25 solcher Scheine im Jahr ausgegeben. Nach und nach ertheilte man indeß auch Privatlicenzen, deren Zahl schnell zunahm. Jenen, welche nicht Lust hatten selbst eine solche Expedition zu unternehmen, war es gestattet, ihre Scheine an Kaufleute zu verhandeln, die dann ihrerseits einen Vertrag mit den Waldläufern abschlossen, kraft dessen diese die langen Reisen gegen einen Antheil am Gewinn unternahmen, und so lebte das alte System wieder auf und ward mit allen seinen Mißbräuchen fortgeführt.

Folgendes waren die Bedingungen, auf welche hin solche Expeditionen gewöhnlich unternommen wurden. Der Kaufmann, der sich im Besitz des Erlaubnißscheines befand, rüstete zwei Canots mit einer Waarenladung von etwa 1000 Kronen an Werth aus, die dann sechs Waldläufern übergeben wurden, denen man die geladenen Waaren 15 Procent über den Einkaufspreis in der Colonie anrechnete. Die Waldläufer wußten aber den Handel mit den Wilden so vortheilhaft zu betreiben, daß sie gewöhnlich schon zu Ende des Jahres mit vier voll geladenen Canots zurückkehrten, und sich ein reiner Gewinn von 700 Procent herausstellte, indem die 1000 Kronen 8000 einbrachten. Von diesem ungeheuern Nutzen bezogen die Kaufleute den Antheil des Löwen. Zuerst berechneten sie 600 Kronen für den Erlaubnißschein, dann 1000 Kronen für die Waaren. Von den noch übrig bleibenden 6400 Kronen zogen sie 40 Procent für Bodmerei, mithin weitere 2560 Kronen ab, und nur das noch Uebrigbleibende wurde unter die sechs Waldläufer vertheilt, die auf diese Weise wenig mehr als 600 Kronen für alle Mühe und Gefahr erhielten.

Die von der römisch-katholischen Kirche zu Bekehrung der Indianer ausgesandten Missionäre thaten alles, was nur immer in ihrer Macht stand, um der durch diese Leute im Innern der Wildniß verbreiteten Lasterhaftigkeit entgegen zu arbeiten. Häufig sah man die katholische Capelle neben dem Handelshause errichten, und ihr von dem Kreuz überragter Spitzthurm stieg mitten in einem indianischen Dorfe an den Ufern eines Flusses oder Sees empor. Die Missionen übten oft einen heilsamen Einfluß auf die einfachen Söhne des Waldes, hatten aber nur wenig Macht über die Renegaten der Civilisation.

Endlich fand man, zur Beschützung des Handels und um diese Gauner der Wildniß im Zaum zu halten, nöthig, befestigte Posten an dem Zusammenfluß der Ströme und Seen zu errichten. Der bedeutendste unter denselben war der von Michilimackinac, an dem gleichnamigen Canal gelegen, der die Seen Huron und Michigan mit einander verbindet. Er erhob sich zum größten Markt- und Lagerplatz im Innern, und mehrere Kaufleute von Montreal errichteten Comptoirs daselbst. Bald ward er auch zum Sammelplatz sowohl für die Waldläufer als auch für Alle, die mit Waaren von Montreal kamen, oder mit Pelzwerk aus dem Innern zurückkehrten. Hier wurden neue Expeditionen nach dem Michigan-See und Mississippi, dem obern See und nach Nordwesten ausgerüstet, und hier wurde auch das erbeutete Pelzwerk nach Montreal verladen.

Der französische Kaufmann auf diesem Posten war in den frühern Tagen Canada's eine Art Patriarch des Handels. Er hatte seine Schreiber, Canotführer und Leute aller Art um sich, die mit ihm auf einem geselligen vertrauten Fuße lebten, und ihn stets bei seinem Taufnamen nannten; er hatte seinen Harem von indianischen Schönheiten nebst einem Schwarm halbblütiger Kinder, und nie fehlte es an Indianern, die während der Zeit, die sie von ihren Jagdzügen ausruhten, auf seine Kosten aßen und tranken.

Die canadischen Kaufleute fanden gleich anfangs sehr thätige Mitbewerber an den Engländern von New-York, welche die indianischen Jäger und die Waldläufer dadurch zu ihren Posten lockten, daß sie ihnen ihr Pelzwerk zu bessern Preisen abnahmen. Bald aber stellte sich ein noch furchtbarerer Rival als alle bisherigen ein, und dieser war die Hudsonsbai-Compagnie, im Jahr 1670 von Karl II

privilegirt und mit dem ausſchließenden Rechte begabt, Handelsposten an der genannten Bai und den ſich in dieſelbe ergießenden Flüſſen zu errichten — ein Privilegium, das dieſe Geſellſchaft bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Von dieſem Augenblick an gab der Pelzhandel Anlaß zu Gewaltthaten und blutigen Gräueln, die in den Thälern und Wäldern jener hyperboreiſchen Gegenden in Vergeſſenheit modern.

Im Jahr 1762 verloren die Franzoſen Canada, und der Handel fiel hauptſächlich in die Hände brittiſcher Unterthanen, war aber eine Zeit lang auf ſehr enge Gränzen beſchränkt. Die alten Waldläufer zerſtreuten ſich, und die wenigen, welche noch aushielten, gewöhnten ſich nur langſam und mit Mühe an die Sitten und Gebräuche ihrer neuen Dienſtherren. Sie vermißten die Freiheit, Nachſicht und Vertraulichkeit, die ſie bei den franzöſiſchen Handelshäuſern genoſſen hatten, und fanden keinen Geſchmack an der nüchternen Genauigkeit und Zurückhaltung der neuen Ankömmlinge. Ueberdieß kannten auch die brittiſchen Handelsleute das Land nicht und zeigten ſich mißtrauiſch gegen die Eingebornen, wozu ſie nun freilich Urſache genug hatten. Die verrätheriſchen und blutigen Vorfälle von Detroit und Michilimackinac hatten ihnen die lauernde Feindſeligkeit in den Herzen der Wilden gezeigt, die zu lange ſchon von den Franzoſen gelehrt worden waren, jeden Engländer als Feind zu betrachten.

Erſt im Jahr 1766 gewann der Handel ſeine alten Canäle wieder, ward nun aber von einzelnen Kaufleuten mit ſo großer Begierde verfolgt, daß er bald ſeine frühern Gränzen überſchritt. Expeditionen wurden von Verſchiedenen zu Monteral und Michilimackinac ausgerüſtet, und ſo konnte es nicht fehlen, daß die Rivalität ihr Haupt erhob. Der Handel wurde bald durch das Beſtreben ſich gegenſeitig zu überbieten und zu verdrängen verdorben, und die Sittlichkeit durch den unter der franzöſiſchen Regierung verbotenen, nun aber wieder auftauchenden Verkauf von geiſtigen Getränken untergraben. Trunkenheit, Rohheit und Zänkereien in den indianiſchen Dörfern und rings um die Handelshäuſer waren die natürliche Folge, während ſich zwiſchen den rivaliſirenden Handelsparteien, wenn ſie in der geſetzloſen Wildniß von ungefähr ſich begegneten, die blutigſten Kämpfe entſpannen.

Um dieſem Unweſen ein Ende zu machen, traten mehrere der bedeutendſten Kaufleute im Winter des Jahres 1783 zuſammen,

vereinigten sich 1787 mit einer andern rivalisirenden Gesellschaft, und bildeten so die berühmte „Nordwest-Compagnie," die eine Zeit lang eine unumschränkte Herrschaft über die eisbedeckten Seen und die unermeßlichen Wälder Canada's führte. Diese Gesellschaft bestand aus 23 Theilhabern oder Actionnärs, die mehr als 2000 Menschen beschäftigten. Diese Leute waren auf verschiedene, weit von einander entfernte Handelsposten an den Seen und Flüssen im Innern des Landes, mitten in den wildesten Gegenden, und unter den Indianerstämmen vertheilt.

Mehrere der Theilhaber wohnten zu Montreal und Quebec, um die Hauptgeschäfte der Compagnie zu leiten; diese wurden Agenten genannt, und waren sehr wichtige und angesehene Personen. Die übrigen Theilhaber begaben sich nach den verschiedenen Posten im Innern des Landes, wo sie den Winter über blieben, um den Verkehr mit den Indianerstämmen zu beaufsichtigen. Diese letztern wurden zum Unterschied von den eigentlichen Geschäftsführern oder Agenten Wintertheilhaber genannt.

Die für diesen weitläufigen, nomadischen Handel bestimmten Waaren lagerten in den Speichern der Compagnie zu Montreal, und wurden in Barken, Booten oder Canots den Attawa oder Ottawa hinaufgeführt, der unweit Montreal in den St. Lorenzo fällt, dann auf andern Flüssen und Landfahrten auf den See Nipising, den Huronensee, den obern See, und von da auf mehreren Ketten von großen und kleinen Seen nach dem See Winipeg, dem See Athabasca und dem großen Sklavensee gebracht. Dieses wunderbare und herrliche System von Binnenseen, das diese unermeßliche Wildniß der schwachen Barke des Indianers oder Handelsmannes zugänglich macht, war mit Posten der Compagnie besetzt, von denen aus der Handel mit den umwohnenden Stämmen geleitet wurde.

Die Nordwest-Compagnie war, wie wir gesehen haben, anfänglich nur ein freiwillig zusammengetretener Verein von Kaufleuten, einmal aber organisirt, zeigte sie sich bei Aufnahme neuer Mitglieder sehr schwierig. Die Candidaten mußten eine Art Lehrzeit oder Noviciat bestehen, und stiegen nur langsam, durch Verdienst und geleistete Dienste empor. Noch sehr jung verpflichteten sie sich, für eine Summe von 100 Pf., nebst der nöthigen Kleidung und dem erforderlichen Unterhalt, der Compagnie sieben Jahre lang als Commis zu dienen. Diese ganze Probezeit wurde gewöhnlich

auf Posten im Innern, fern von civilisirter Gesellschaft, mitten unter wilden Stämmen, und wie diese allen nur möglichen Entbehrungen, oft lange Zeit ohne Brod und Salz und allen Unbilden des rauhen Klima's ausgesetzt, zugebracht. Nach Verlauf des Noviciats erhielten die Commis, je nach ihren Fähigkeiten, einen fixen Gehalt von 80 bis 160 Pf. St. und zugleich die Befähigung als Theilhaber gewählt werden zu können.

Die meisten dieser Commis waren junge Leute von guter Familie aus den schottischen Hochlanden, denen indeß, obschon in einem Gebirgslande geboren, dennoch das Leben in der Wüste sehr beschwerlich fiel, und von denen mehrere von Zeit zu Zeit Erlaubniß erhielten, nach Montreal zu kommen, um ihre leidende Gesundheit wieder herzustellen.

Die zu Montreal und Quebec wohnenden Haupttheilhaber dagegen lebten wie große Herren, waren sehr gastfrei, und bildeten eine Art Handelsaristokratie. Die früher, als sie selbst noch Commis waren, auf den entfernten Handelsposten in der Wildniß bestandenen Abenteuer und Gefahren hatten ein inniges Freundschaftsband um sie geschlungen, so daß sie nun eine Art unzertrennlicher Brüderschaft bildeten. Viele Reisende, welche Canada vor etwa 30 Jahren zu den Zeiten der M'Tavishes, M'Gillivrays, M'Kenzies, Frobishers und anderer Magnaten des Nordwestens besuchten, als die Compagnie in ihrer reichsten Blüthe stand, gedenken noch mit Vergnügen des fröhlichen Lebens unter diesen hyperboreischen Nabobs. Besonders bei den jährlichen Versammlungen zu Fort William, unweit der großen Landfahrt am obern See, stellte die Nordwest-Compagnie all ihre Pracht und ihren ganzen Luxus zur Schau. Dorthin begaben sich jedes Jahr zwei oder drei der Geschäftsführer aus Montreal, um die von den entfernten Posten eintreffenden Wintertheilhaber zu empfangen, die während des abgelaufenen Jahres gemachten Geschäfte zu untersuchen und Plane zu neuen Jagdzügen zu entwerfen.

Die Wintertheilhaber spielten bei solchen Gelegenheiten die Rollen von Klanhäuptlingen: sie erschienen mit zahlreichem Gefolge im Fort William, wie vormals die Lehenträger der Krone bei einer Parlamentsversammlung, und wurden von ihren Oberherren, die durch ihre Pracht diese Brüder der Wildniß ganz verdunkelten, mit allem Pomp und aller Würde regierender Fürsten empfangen,

Die Geschäftsführer aus Montreal kamen, in reiche Pelze gekleidet, in riesigen Canots, befrachtet mit allem, was der Luxus nur immer bietet, und mit canadischen Voyageurs (Schiffleuten) bemannt, den Fluß herauf. Sie brachten Bäcker und Köche mit; Barken, mit Lebensmitteln und den besten Weinen beladen, folgten ihnen, und nun wurde, so lange die Versammlung dauerte, herrlich geschmaust und getrunken.

Fort William, der Schauplatz dieser wichtigen jährlichen Versammlung, war ein großes Dorf am Ufer des obern See's. Hier befand sich in einem ungeheuern hölzernen Gebäude der mit indianischen Waffen und den Trophäen des Pelzhandels ausgeschmückte Saal, wo Rath gehalten und getafelt wurde. In diesem Hause wimmelte es zu solcher Zeit von Handelsleuten und Reisenden, die sich theils von Montreal nach den Posten im Innern, theils von diesen letztern nach Montreal begaben. Die Berathungen wurden im größten Staate gehalten, denn jedes Mitglied dünkte sich so wichtig, als ob es einen Sitz im Parlamente einnähme, und das Gefolge blickte mit heiliger Scheu zu der Versammlung wie zu dem Hause der Lords empor. Man hörte da die umständlichsten Discussionen und ein derbes schottisches Raisonnement, gelegentlich mit pomphaften Declamationen untermischt.

Diese ernsten und wichtigen Berathungen wechselten mit großen Festen und Gelagen, denen ähnlich, die in den alten Schlössern der schottischen Hochlande gefeiert wurden. Die Tische bogen sich unter der Last von Wildpret aller Art aus den Wäldern, Fischen aus den Seen, und Jagdleckerbissen verschiedener Art, wie z. B. Büffelzungen, Biberschweifen u. s. w. nebst vielen Delicatessen aus Montreal, alles von geschickten Köchen zubereitet. An edeln Weinen ließ sich ebenfalls kein Mangel spüren, denn es war damals noch eine Zeit, wo man aus großen Humpen tüchtig trank, und unter bacchanalischen Gesängen loyale Toaste ausbrachte.

Während die Herren sich so gütlich thaten, und der Saal von schottischen Balladen widerhallte, von Stimmen gesungen, die der Nordwind rauh gemacht hatte, lagerte außerhalb ein großer Troß von canadischen „Reisenden" von gemischtem Blut, indianischen Jägern und umherziehenden Schmarozern, um von den Brosamen zu

tafeln, die von der Herren Tiſche fielen, und, von dem ſchneidenden Geſchrei der Indianer begleitet, alte franzöſiſche Balladen zu ſingen.

So war die Nordweſt-Compagnie zur Zeit ihrer Blüthe, aber ach, wie iſt ſie ſeitdem geſunken. Zu lange vielleicht verweilten wir bei dieſen umſtändlichen Schilderungen, allein es liegt in unſerm Plan, dem Leſer Scenen aus dem rauhen Leben der Wildniß vorzuführen, und wir konnten nicht umhin, dieſe wenigen Züge aus einer dahin geſchwundenen Zeit der Vergeſſenheit zu entreißen, — denn die Herrlichkeit von Fort William iſt zu Ende, öde und verlaſſen der Rathsſaal, die lärmenden Toaſts und alterthümlichen Vaudevilles ſind verſtummt, und die Herren der Seen und Wälder, die gaſtfreien Magnaten von Montreal, zu ihren Vätern verſammelt.

## Zweites Capitel.

Entſtehen der Mackinaw-Compagnie. — Johann Jakob Aſtor. — Errichtung der americaniſchen Pelzhandel-Compagnie.

Der Erfolg, von dem die Unternehmungen der Nordweſt-Compagnie begleitet war, reizte natürlich zu weitern Unternehmungen auf dieſem offenen und dem Anſchein nach unbegränzten Felde des Gewinns. Der Verkehr der Compagnie erſtreckte ſich hauptſächlich über die hohen nördlichen Breiten, während man wußte, daß es in den unermeßlichen bis dahin noch faſt gar nicht durchforſchten Landſtrecken gegen Süden und Weſten Ueberfluß an edelm Pelzwerk gäbe. Eine neue Geſellſchaft von brittiſchen Kaufleuten bildete ſich daher, um den Pelzhandel in dieſer Richtung auszubeuten. Die Hauptfactorei wurde auf dem alten Emporium Michilimackinac errichtet, von dem die Compagnie ihren Namen erhielt, und gewöhnlich die Mackinaw-Compagnie genannt ward.

Während die Nordweſt-Compagnie fortfuhr, ihre Unternehmungen von Fort William aus bis in die hyperboreiſchen Regionen auszudehnen, ſandte die Mackinaw-Compagnie ihre leichten Piroguen und Barken auf der Green-Bai, dem Fuchsfluß und dem Wisconſin nach dem Miſſiſſippi und dieſen Strom abwärts in alle ſeine Beiflüſſe. Auf dieſem Wege hoffte ſie ſich bald das

Monopol des Handels mit allen Stämmen an den südlichen und westlichen Gewässern und in jenen großen Landstrichen des alten Louisiana's zu erwerben.

Die Regierung der Vereinigten Staaten betrachtete jedoch den zunehmenden Einfluß der Handelsverbindungen von Ausländern auf die eingebornen Indianerstämme ihres Gebiets mit Eifersucht, und bemühte sich ihn zu schwächen. Demzufolge schickte sie im Jahre 1796 Agenten ab, um Comptoirs an der Gränze zu errichten, den Indianern die benöthigten Waaren zu liefern und so wo möglich diesen wichtigen Handelszweig in die Hände der Americaner zu spielen.

Diese Versuche blieben indeß fruchtlos, wie es mit Handelsmaßregeln gewöhnlich der Fall zu seyn pflegt, die von Seite einer Regierung darauf berechnet sind, den kühnen Unternehmungsgeist von Privaten zu überflügeln. Was jedoch der Regierung mit allen ihren Agenten nicht gelingen wollte, ward durch die Beharrlichkeit und den Unternehmungsgeist eines einfachen Kaufmanns zu Stande gebracht, eines Mannes, dessen Name und Charakter würdig sind, in die Annalen des Handels aufgenommen zu werden, und dessen Leben und Schicksalen die nachfolgenden Blätter größtentheils gewidmet sind. Einige kurzgefaßte Anekdoten aus seinem frühern Leben, und auf die Umstände bezüglich, die ihn für den Handelszweig bestimmten, von dem hier die Rede ist, können nicht anders als von Interesse seyn.

Johann Jakob Astor wurde in dem Dorfe Waldorf unweit Heidelberg an den Ufern des Rheins geboren. Obschon in der ganzen Einfachheit des Landlebens aufgezogen, hatte er doch von seiner frühesten Jugend an ein Vorgefühl, daß er einst zu großem Reichthum gelangen werde. Kaum den Kinderschuhen entwachsen, verließ er die bescheidene Wohnung seiner Eltern und ging nach London, wo er sich zu Ende der americanischen Revolution noch immer befand. Da jedoch einer seiner älteren Brüder, seit einigen Jahren schon seinen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten gewählt hatte, so beschloß Astor sich zu diesem zu begeben und sein Glück in dem neu erstehenden Lande zu versuchen. Für das wenige aus der Heimath mitgebrachte Geld kaufte er für seinen Zweck passende Waaren ein, bestieg im November 1783 ein nach Baltimore bestimmtes Schiff, und kam im Januar in Hampton Roads an. Der Winter

war außerordentlich ſtreng, und das Schiff wurde nebſt vielen andern durch das Eis beinahe drei Monate lang in der Cheſapeake-Bai aufgehalten.

Während dieſer Zeit pflegten die Reiſenden auf den verſchiedenen Schiffen öfter ans Land zu gehen und ſich in geſelligen Zuſammenkünften die Zeit zu vertreiben. Bei dieſer Gelegenheit wurde Aſtor mit einem Landsmanne, einem Pelzhändler, bekannt. Da er ſchon früher ſich gedacht hatte, daß dieſes Geſchäft ſehr einträglich ſeyn müſſe, ſo zog er bei ſeinem neuen Bekannten mehrere Erkundigungen in jener Hinſicht ein, die dieſer ihm auch, ſo weit ſeine Kenntniß reichte, mit aller Bereitwilligkeit ertheilte. Später gingen beide nach New-York, und hier kaufte Aſtor, auf den Rath ſeines Gefährten, für das aus ſeinen Waaren gelöſ'te Geld Pelzwerk ein, mit dem er ſich im Jahr 1784 nach London einſchiffte, wo er es vortheilhaft abſetzte. Durch dieſen Erfolg ermuthigt, und mit dem Handelszweig ſelbſt vertrauter geworden, kehrte er noch in demſelben Jahre nach New-York zurück, entſchloſſen, ſich in den Vereinigten Staaten niederzulaſſen.

Hier widmete er ſich nun ganz dem Geſchäft, mit dem er ſo zufällig bekannt geworden war. Er begann ſeine Laufbahn natürlich unter ſehr beſchränkten Verhältniſſen, aber mit beharrlicher Betriebſamkeit, ſtrenger Sparſamkeit und unerſchütterlicher Rechtſchaffenheit. Zu dieſen Vorzügen geſellte ſich ein aufſtrebender, ſtets vorwärts blickender, kühner, fruchtbarer und umfaſſender Geiſt, ein durchdringender Verſtand, der jeden Umſtand ſtets vortheilhaft zu benutzen wußte, und ein merkwürdiges, unerſchütterliches Vertrauen auf guten Erfolg. *)

Der Pelzhandel war bis dahin in den Vereinigten Staaten noch nicht organiſirt, und man konnte nicht ſagen, daß er einen eigenen regelmäßigen Geſchäftszweig ausmache. Pelzwerk und Häute wur-

*) Ein Beiſpiel von dieſem belebenden Vertrauen, das ohne Zweifel viel zu dem glücklichen Fortgang ſeiner Unternehmungen beitrug, haben wir aus dem Munde Aſtor's ſelbſt. Als er noch fremd in New-York und in ſehr beſchränkten Umſtänden war, ging er an einer eben erſt errichteten Reihe neuer Häuſer in Broadway vorüber, die wegen ihrer ſchönen Bauart von jedermann gerühmt wurden. „Ich werde eines Tages ein noch größeres Haus als eins von dieſen, und in derſelben Straße bauen," ſagte Aſtor zu ſich ſelbſt, und er hat Wort gehalten.

den von den Handelsleuten des Landes bei ihrem Verkehr mit den Indianern und weißen Jägern nebenbei gesammelt, die Hauptzufuhr aber kam aus Canada. So wie Astor's Geschäftskreis sich erweiterte, reiste er jährlich nach Montreal, wo er von den mit diesem Handel sich beschäftigenden dortigen Häusern Pelzwerk einkaufte und es von Canada aus nach London versandte, da jener Colonie allein mit dem Mutterlande ein directer Handel gestattet war.

Im Jahr 1794 oder 1795 wurden die auf dem Handel mit den Colonien lastenden Beschränkungen durch einen Vertrag mit Großbritannien aufgehoben, und ein directer Verkehr zwischen Canada und den Vereinigten Staaten eröffnet. Astor befand sich gerade zu jener Zeit in London und schloß sogleich mit den Agenten der Nordwest-Compagnie einen Contract, der ihn in den Stand setzte, so viel Pelzwerk von Montreal aus in die Vereinigten Staaten einzuführen, als man für den heimischen Bedarf benöthigte, und das Uebrige nach den verschiedenen europäischen Ländern und nach China zu versenden, das stets der beste Markt für feines und kostbares Pelzwerk war.

Ein Artikel des erwähnten Vertrags enthielt die Bestimmung, daß die von den Britten besetzten Militärposten innerhalb der Gebietsgränzen der Vereinigten Staaten diesen übergeben werden sollten; mithin wurden Oswego, Niagara, Detroit, Michilimackinac und andere Posten auf der americanischen Seite der Seen frei und dem Handelsmann der Union der Verkehr an den Gränzen von Canada und innerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten geöffnet. Nach Verlauf einiger Zeit, ungefähr gegen das Jahr 1807, betrieb Astor den Pelzhandel für eigene Rechnung. Sein Capital und seine Hülfsmittel hatten sich inzwischen bedeutend vermehrt, und er sich aus seiner beschränkten Sphäre in den Kreis der ersten Kaufleute und Capitalisten des Landes emporgeschwungen. Seines Unternehmungsgeistes ungeachtet sah er jedoch bald ein, daß die Mackinaw-Compagnie allen seinen Versuchen, directe Verbindungen mit den Indianern anzuknüpfen, große Hindernisse in den Weg lege. Es mußte also ein Plan ausgedacht werden, um mit jener Gesellschaft in erfolgreiche Mitbewerbung treten zu können.

Von dem Werth unterrichtet, den die Regierung der Vereinigten Staaten darauf legte, den brittischen Gesellschaften mit Erfolg entgegenzuarbeiten, dachte er lange darüber nach, welcher Weg zu

dieſem Ende einzuſchlagen ſey, und kam endlich auf Mittel, deren Erfolg ihm unfehlbar ſchien. Er erbot ſich, den ganzen Pelzhandel in americaniſche Hände zu leiten, wenn die Regierung ihn unterſtütze, und wurde nun von dieſer eingeladen ſeinen Plan vorzulegen. Er ward genehmigt, und im Jahr 1809 erhielt Aſtor von der Legislatur des Staates New-York einen Freibrief zu Bildung einer Geſellſchaft unter dem Namen der „americaniſchen Pelz-Compagnie," mit einem Einlagecapital von einer Million Dollars, und der Befugniß es bis auf zwei Millionen zu vermehren. Er allein bildete zwar die Geſellſchaft und gab das Geld her, glaubte aber, ſeinem Unternehmen größere Feſtigkeit zu verleihen, wenn er ihm den Namen einer Geſellſchaft beilege.

Zwei Jahre ſpäter kaufte er, nachdem er ſich mit einigen Theilhabern der Norweſt-Compagnie und andern Pelzhändlern in Einverſtändniß geſetzt hatte, alle Actien der Mackinaw-Compagnie, verſchmolz dieſes Unternehmen mit dem ſeinigen und gab dem letztern den Namen der Südweſt-Compagnie. Alles dieß geſchah mit Genehmigung der americaniſchen Regierung.

Durch dieſe Uebereinkunft wurde Aſtor Eigenthümer der Hälfte der Beſitzungen der Mackinaw-Compagnie im Lande der Indianer in den Vereinigten Staaten, und man hatte ſich dahin vereinigt, daß das Ganze ihm nach Verlauf von fünf Jahren unter der Bedingung übergeben werden ſolle, daß die americaniſche Compagnie keinen Handel innerhalb des brittiſchen Gebiets treibe.

Unglücklicherweiſe wurde das Unternehmen durch den im Jahr 1812 zwiſchen Großbritannien und den Vereinigten Staaten ausgebrochenen Krieg unterbrochen, und nach geſchloſſenem Frieden gänzlich aufgehoben, weil im Congreß ein Geſetz durchgegangen war, das den brittiſchen Pelzhändlern verbot, ihren Verkehr innerhalb des Gebiets der Vereinigten Staaten zu betreiben.

## Drittes Capitel.

Pelzhandel auf dem ſtillen Meere. — Ruſſiſche Unternehmungen. — Entdeckung des Columbia. — Carver's Plan zu Gründung einer Niederlaſſung daſelbſt. — Mackenzie's Expedition. — Lewis und Clarke's Reiſe über die Rocky-Mountains. — Aſtors großer Handelsplan.

Während die verſchiedenen bereits genannten Compagnien ihre Unternehmungen in den Wildniſſen Canada's und längs der großen weſtlichen Ströme verfolgten, durchſchifften andere Abenteurer zu gleichem Zweck den ſtillen Ocean an der Nordweſtküſte von America. Durch Cooks letzte Reiſe war es bekannt geworden, welch ungeheure Menge von Seeottern dieſe Küſte bewohne, und zu welch hohen Preiſen ihre Felle nach China abgeſetzt würden. Sogleich warf ſich eine Menge von Speculanten auf dieſen Handel, der im Jahr 1792 ſchon 21 Schiffe verſchiedener Nationen, meiſt aber americaniſchen Kaufleuten von Boſton gehörig, beſchäftigte. Dieſe Schiffe blieben gewöhnlich zwei Jahre lang an der Küſte und betrieben ihren Handel von Californien bis zu den hohen nördlichen Breiten. Sie legten ſich nahe ans Ufer und erwarteten die Eingebornen, die ihnen das Pelzwerk in ihren Canots zuführten. Gab es an dem einen Ort nichts mehr zu handeln, ſo fuhr man weiter, bis der Sommer vorüber war, und kam der Herbſt, ſo ſegelte man nach den Sandwichsinſeln, um dort in irgend einem bequemen Hafen zu überwintern. Im nächſten Jahr ward der Sommerhandel wieder aufgenommen, zu Californien begonnen und immer weiter nach Norden fortgeſetzt; und hatte man ſo binnen zwei Jahren eine hinreichende Ladung von Pelzwerk zuſammengebracht, ſo ſteuerte man nach China. Hier ward das Pelzwerk verkauft, Thee, Nanking und andere Waaren eingehandelt und dann nach einer Abweſenheit von drei bis vier Jahren die Heimfahrt nach Boſton angetreten.

Unter allen Nationen waren jedoch die Ruſſen diejenige, welche den Pelzhandel auf dem ſtillen Ocean am thätigſten und umfaſſendſten betrieben. Statt nur gelegentliche Reiſen zu dieſem Zwecke zu machen, errichteten ſie regelmäßige Handelshäuſer unter hohen nördlichen Breiten längs der Nordweſtküſte von America, und auf der aleutiſchen Inſelkette zwiſchen Kamſchatka und dem Vorgebirge von Alaſhka.

Um dieſe Unternehmungen zu befördern und zu beſchützen, ward von der ruſſiſchen Regierung einer Compagnie mit einem Capital von 260,000 Pfd. St. ein ausſchließendes Privilegium verliehen, und zugleich von ihr die Souveränetät über den Theil von America, längs deſſen Küſte die Handelspoſten errichtet worden waren, unter dem Vorwand angeſprochen, daß das Land von ruſſiſchen Unterthanen entdeckt und in Beſitz genommen worden ſey.

Da China der große Markt für das in dieſen Gegenden geſammelte Pelzwerk war, ſo hatten die Ruſſen über ihre Mitbewerber bei dieſem Handel einen Vortheil voraus. Die letztern mußten nämlich ihr Pelzwerk nach Canton bringen, von wo aus es erſt nach dem Innern des Reichs und in die nördlichen Provinzen, die deſſen hauptſächlich bedürfen, verſandt werden mußte. Die Ruſſen brachten dagegen ihre Pelze auf kürzerem Wege gerade nach den nördlichen Theilen von China und waren dadurch in den Stand geſetzt, ſie mit Erſparniß der Koſten für den Landtransport auf den Markt zu bringen.

Wir kommen jetzt zu dem unmittelbaren Operationsfeld der großen Unternehmung, die wir zu ſchildern uns vorgenommen haben. Unter den americaniſchen Schiffen, welche im Jahr 1792 längs der Nordweſtküſte Handel trieben, befand ſich auch die Columbia, Capitän Gray von Boſton. Im Verfolg ſeiner Reiſe entdeckte der Capitän die Mündung eines großen Fluſſes unter 46° 19′ nördlicher Breite. Nachdem er die Einfahrt, der Sandbänke und Klippen wegen, mit einiger Schwierigkeit bewerkſtelligt hatte, ging er in einer geräumigen Bucht vor Anker. Ein bemanntes Boot wurde ausgeſetzt und nach dem an der Bucht gelegenen Dorfe geſchickt; allein alle Einwohner, die kranken und alten ausgenommen, ergriffen die Flucht. Die leutſelige Art, mit der dieſe letzteren behandelt wurden, und die Geſchenke, die man ihnen gab, bewogen indeß die Flüchtigen zurückzukommen und einen freundſchaftlichen Verkehr anzuknüpfen. Dieſe Leute hatten niemals weder Weiße noch ein Schiff geſehen. Als ſie die Columbia erblickten, hielten ſie ſie zuerſt für eine ſchwimmende Inſel und dann für irgend ein Ungeheuer der Tiefe; als ſie aber ein Boot mit Menſchen nach dem Lande rudern ſahen, glaubten ſie, es ſeyen Kannibalen, von dem großen Geiſte geſandt, um das Land zu verheeren und ſeine Bewohner zu verſchlingen. Capitän Gray ging den Fluß nicht weiter hinauf, als bis zu der erwähnten Bai, die noch

jetzt seinen Namen trägt. Nachdem er wieder in See gestochen war, traf er mit dem berühmten Entdeckungsreisenden Vancouver zusammen, den er von dem aufgefundenen Fluß in Kenntniß setzte, und ihm zugleich eine Karte von seiner Entdeckung mittheilte. Vancouver besuchte den Fluß, und sein Lieutenant Broughton befuhr ihn mit Hülfe der von Capitän Gray erhaltenen Karte hundert Meilen weit aufwärts, bis er zu einem Schneegebirg kam, dem er den Namen Mount Hood gab, den es jetzt noch führt.

Das Vorhandenseyn des Flusses war inzwischen lange schon vor Gray und Vancouver bekannt, nur wußte man außer den unbestimmten Berichten der Indianer, die von einem großen Fluß im Westen Namens Oregon sprachen, nichts Näheres. Ein spanisches Schiff soll einst an seiner Mündung gescheitert seyn, und mehrere Matrosen hatten, wie es hieß, eine Zeit lang unter den Eingebornen des Landes gelebt. Die Columbia soll indeß das erste Schiff gewesen seyn, das die regelmäßige Entdeckung machte, und so hat denn der Fluß den Namen des Schiffs erhalten.

Schon im Jahr 1763, bald nachdem die Canadas in Besitz der Engländer gekommen waren, entwarf der Capitän Jonathan Carver, der in der brittischen Provincialarmee gedient hatte, den Plan zu einer Reise durch das Festland zwischen dem 43sten und 46sten Grad nördlicher Breite bis zum stillen Ocean, um die Breite des breitesten Theiles des Landes bis zum Meer genau zu bestimmen und zugleich einen Punkt an der Küste auszuwählen, wo die Regierung zur Beförderung der Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt, oder einer Verbindung zwischen der Hudsonsbai und dem stillen Ocean einen Posten anlegen könnte. Die hiezu geeignetste Stelle wäre, wie er glaubte, in der Nähe der Annianssstraße gewesen, wo sich, wie er vermuthete, der Oregon in das Meer ergießen möchte. Seiner Meinung nach mußte eine solche Niederlassung an der äußersten Spitze America's neue Handelsquellen eröffnen, nützliche Entdeckungen befördern und eine directere Verbindung zwischen China und den englischen Colonien in Ostindien herstellen, als die bisherige um das Vorgebirge der guten Hoffnung oder durch die Magellanische Straße. Die Versuche dieses unternehmenden und kühnen Reisenden wurden zweimal vereitelt. Im Jahr 1774 vereinigte sich Richard Whitworth, ein reicher Mann und Parlamentsglied, mit ihm, und nun sollte das Unternehmen nach großem Maßstab ausgeführt

werden. Die Reiſenden wollten 50 bis 60 Mann, theils Handwerker, theils Matroſen, mit ſich nehmen, einen der Arme des Miſſouri hinauffahren, in den Gebirgen die Quellen des Oregon aufſuchen und dann dieſen Fluß bis zu ſeiner muthmaßlichen Mündung in der Annian-Straße hinabfahren. Hier hatten ſie die Abſicht ein Fort zu errichten, und die zu ihren Entdeckungsreiſen auf dem Meer nöthigen Schiffe zu erbauen. Dieſer Plan erhielt die Genehmigung der brittiſchen Regierung; als aber faſt alle Vorbereitungen getroffen waren, machte der Ausbruch der americaniſchen Revolution die Ausführung des Unternehmens unmöglich.

Sir Alexander Mackenzie, der einige Jahre ſpäter die Beſchreibung einer Landreiſe bis zum ſtillen Ocean herausgab, machte auf die Möglichkeit aufmerkſam, dieſen und den atlantiſchen Ocean durch eine Kette von Handelsniederlaſſungen mit einander in Verbindung zu ſetzen, welche die Nation, die ſich in deren Beſitz befände, zur Herrin des geſammten nordamericaniſchen Pelzhandels vom 48ſten Grad nördlicher Breite an bis zum Pol machen müſſe, den Theil allein ausgenommen, den die Ruſſen beſäßen. Denn, fügte er bei, die americaniſchen Abenteurer, die dieſen Handel längs der Nordweſtküſte bis dahin betrieben hätten, würden durch ein ſo geregeltes Unternehmen bald verdrängt werden.

Ein Plan dieſer Art war jedoch zu umfaſſend und weit ausſehend, als daß ein Privatmann ſich an deſſen Ausführung hätte wagen können; nur ein Verein der durch die Genehmigung und den Schutz der Regierung geſichert war, konnte Hand an ein ſolches Unternehmen legen; und da ſich die Hudſons-Bai- und die Nordweſt-Compagnie, die eine durch ihren Freibrief und die andere durch das Recht des Beſitzes, eine Art Monopol auf den Pelzhandel erworben hatten, ſo würden ſich natürlich große Einſprüche gegen einen neuen Mitbewerber erhoben haben. Mackenzie ſchlug daher vor, daß die beiden genannten Geſellſchaften ihre Kräfte zu dem großen Unternehmen vereinigen ſollten, allein die zwiſchen beiden herrſchende Eiferſucht war zu tief gewurzelt, als daß ſie einem ſo klugen Rath Gehör geſchenkt hätten.

Inzwiſchen hatte ſich der Sache die Aufmerkſamkeit der americaniſchen Regierung zugewendet, die im Jahr 1804 die Herren Lewis und Clarke mit einer Unterſuchung beauftragte. Dieſe Herren fuhren den Miſſouri hinauf, gingen durch die gewaltigen dem wei-

ßen Mann bis dahin noch unbekannten Schluchten der Rocky-Mountains, unterſuchten die obern Theile des Columbia, und fuhren auf dieſem letztern Fluſſe bis zu ſeiner Mündung hinab, bis zu der Stelle, wo ihr Landsmann Gray zwölf Jahre früher vor Anker gelegen. Hier brachten ſie den Winter zu, kehrten im Frühjahr über die Gebirge zurück, und bewieſen die Möglichkeit einer Verbindung beider Meere auf die angegebene Weiſe.

Die Berichte dieſer beiden Reiſenden hatten bei Aſtor Wurzel gefaßt, und er beſchloß, ſie zu ſeinem Vortheil zu benützen. Sein Plan war der Hauptſache nach folgender: er wollte ein Hauptcomptoir an der Mündung des Columbia, eine Linie von Handelspoſten längs dieſes Fluſſes und des Miſſouri, und dann minder bedeutende Stationen im Innern und an allen Beiflüſſen des Columbia errichten; dieſe Poſten ſollten ihre Bedürfniſſe von dem Hauptcomptoir beziehen und dieſem das gewonnene Pelzwerk zuführen. Dann wollte er an der Mündung des Columbia Küſtenfahrzeuge bauen laſſen, die während der günſtigen Jahreszeit den Handel längs der Nordweſtküſte betreiben, und das erhaltene Pelzwerk ebenfalls dem Hauptcomptoir zuführen ſollten. Von New-York aus ſollte jährlich ein großes Schiff, mit den Bedürfniſſen für das Unternehmen beladen, nach der Hauptanſtalt abgehen, hier das während des ganzen Jahrs gewonnene Pelzwerk an Bord nehmen, damit nach China ſegeln und von dort mit chineſiſchen Artikeln beladen nach New-York zurückkehren.

Aſtor verlor den Umſtand nicht aus den Augen, daß die Ausdehnung des americaniſchen Handels längs der Nordweſtküſte eine feindſelige Rivalität bei der ruſſiſchen Pelzhandel-Compagnie hervorrufen müßte; er dachte deßhalb daran ſich der Freundſchaft derſelben zu verſichern. Die ruſſiſche Compagnie war hinſichtlich der Zufuhr von Lebensmitteln größtentheils auf Handelsſchiffe aus den Vereinigten Staaten beſchränkt, die der Anſtalt mehr Schaden als Nutzen brachten, da ſie meiſt Abenteurer oder Reiſenden gehörten, die kein Intereſſe am Gedeihen des Handels nahmen, ſondern nur, ihren augenblicklichen Vortheil im Auge habend, regelloſen Verkehr mit den Eingebornen trieben, und ſelbſt kein Bedenken trugen, ſie mit Feuerwaffen zu verſehen. Auf dieſe Weiſe wurden viele Stämme in der Nachbarſchaft der ruſſiſchen Poſten oder innerhalb der Linie ihres Jagdgebiets in den Beſitz

verderblicher Mittel zu nachdrücklicher Kriegführung gesetzt, und so zu unruhigen und gefährlichen Nachbarn gemacht.

Die russische Regierung hatte sich hierüber schon oft bei den Vereinigten Staaten beschwert und auf ein Verbot dieses Waffenhandels gedrungen; da jedoch durch denselben kein Municipalgesetz übertreten wurde, so konnte die Regierung der Union nicht einschreiten. Rußland war indeß damals fast die einzige freundschaftlich gegen die Vereinigten Staaten gesinnte Macht, und so fürchtete die Regierung der letztern mit Recht das russische Cabinet zu beleidigen, wenn dieser Handel ferner noch fortgesetzt werde. In dieser Verlegenheit wendete sie sich an Astor und forderte ihn als einen in diesem Handel erfahrnen Mann auf, einen Weg zu bezeichnen, auf dem sich das drohende Uebel vermeiden lasse, was diesen auf den Gedanken brachte, die russische Anstalt regelmäßig durch das jährlich bei der Niederlassung an der Mündung des Columbia eintreffende Schiff mit Lebensmitteln versehen zu lassen, wodurch dem den Russen so nachtheiligen Verkehr anderer Schiffe an diesem Theil der Küste gesteuert wurde.

Der damalige Präsident der Vereinigten Staaten, Hr. Jefferson, billigte den Plan im Namen der Regierung vollkommen und versprach dem Unternehmen allen Schutz, der sich mit seiner allgemeinen Politik vertragen würde. Astor schritt nun zu schneller Ausführung seines Vorhabens, wobei er jedoch die Concurrenz eines weitern Rivalen zu fürchten hatte. Die Nordwestcompagnie, zum Theil noch nach den Rathschlägen ihres frühern Agenten, Sir Alexander Mackenzie, handelnd, hatte einen oder zwei Handelsposten jenseits der Rocky Mountains in einem von jenem unternehmenden Reisenden besuchten und seitdem Neu Caledonien genannten Landstrich angelegt. Dieser Landstrich liegt ungefähr 2° nördlich vom Columbia, zwischen dem Gebiet der Vereinigten Staaten und dem Rußlands; seine Länge beträgt gegen 550 Meilen, und die Breite, von den Gebirgen bis zum stillen Ocean, zwischen 300 und 350 geographische Meilen.

Bestand die Nordwestcompagnie darauf, ihren Handel bis dorthin auszudehnen, so mußte eine solche Concurrenz sich höchst nachtheilig für Astors Plane erweisen. Die Nordwestcompagnie stand durch mancherlei Beschränkungen und Hindernisse allerdings im Nachtheil: auf der einen Seite war sie durch die Rivalität

der Hudsonsbai-Compagnie gehemmt, dann hatte sie keine guten Posten am stillen Ocean, durch die sie ihre Bedürfnisse für die Anstalten jenseits der Gebirge zur See hätte beziehen können, und konnte auch, wenn sie deren gehabt hätte, ihr Pelzwerk von da nicht nach China, dem großen Markt für den Pelzhandel, verschiffen, weil der chinesische Handel mit in dem Monopol der ostindischen Compagnie begriffen war. Ihre Posten jenseits der Gebirge mußten mittelst jährlicher Expeditionen, gleich Karawanen, von Montreal aus mit dem Nöthigen versehen und das Pelzwerk auf demselben langen, gefahrvollen und kostspieligen Weg durch den Continent als Rückladung geführt worden, während Astor seine Anstalt an der Mündung des Columbia zur See versehen und die daselbst gesammelten Pelzwaaren direct nach China verschiffen konnte.

Die Concurrenz zweier rivalisirenden Compagnien westlich von der Rocky Mountains konnte indeß für beide nicht anders als schädlich seyn, und mußte, sowohl für den Handel als auch für die Indianer, alle die Nachtheile im Gefolge haben, von denen ähnliche Rivalitäten in den Canadas begleitet waren. Um dem zu begegnen, setzte Astor die Agenten der Nordwestcompagnie von seinem Plane in Kenntniß und machte ihnen den Vorschlag, sie bei dem zu eröffnenden Unternehmen zu einem Drittheil zu interessiren. Die Unterhandlungen begannen; der Compagnie leuchteten die Vortheile, welche mit der Ausführung des Astor'schen Planes verknüpft waren, vollkommen ein, allein sie hatte sich durch ihre in Neu-Caledonien angelegten Posten in Besitz eines Handelsmonopols jenseits der Gebirge gesetzt, das sie mit einem Manne durchaus nicht theilen wollte, der sich bereits im atlantischen Handel als ein so furchtbarer Nebenbuhler erwiesen hatte. Sie hoffte vielmehr durch rasches Zuvorkommen, ehe Astor seine Plane in Ausführung bringen könnte, die Mündung des Columbia für sich zu gewinnen und, hätte sie diesen Schlüssel des Binnenhandels nur erst in ihrer Gewalt, das ganze Land offen vor sich zu haben. Nach längern Unterhandlungen und Verzögerungen lehnte sie endlich den ihr von Astor gemachten Vorschlag ab, schickte aber gleich darauf eine Expedition nach der Mündung des Columbia ab, um einen Posten daselbst zu errichten, noch ehe Astor dorthin gelangen könnte.

Da Astor seine Anerbietungen zurückgewiesen sah, ging er Angesichts der mächtigen Nordwestcompagnie furchtlos an die Aus-

führung seines Unternehmens. War seine Hauptanstalt an der Mündung des Columbia einmal errichtet, so durfte er mit Recht auf weitern Erfolg bauen. In den Stand gesetzt, dieselbe zur See reichlich mit allen Bedürfnissen zu versorgen, konnte er seine übrigen Posten nach jeder beliebigen Richtung hin an den Flüssen aufwärts und längs der Küste errichten, und so, indem er die Eingebornen zu niedrigern Preisen mit den ihnen nöthigen Artikeln versah, die Nordwestcompagnie nöthigen, ihre Mitbewerbung aufzugeben, Neu-Caledonien zu verlassen und sich auf die andere Seite der Gebirge zurückzuziehen. Dann kam er in Besitz nicht nur des Handels am Columbia und seiner Nebenflüsse, sondern auch der weiter nach Norden gelegenen an die russischen Besitzungen gränzenden Gegenden.

Astor gab sich nunmehr alle Mühe, geschickte Agenten und Mitarbeiter für sein Unternehmen zu gewinnen, die nicht nur erfahren im Handel mit den Indianern, sondern auch an das Leben in der Wildniß gewöhnt wären. Unter den Commis der Nordwestcompagnie befanden sich mehrere sehr fähige und erfahrene Männer, die ihre Probezeit bereits ausgedient hatten, aber entweder aus Mangel an Unterstützung, oder weil sich eben keine Stellen erledigt fanden, noch nicht befördert worden waren. Diese mit ihrer Stellung natürlich sehr unzufriedenen Leute warteten nur auf Gelegenheit ihre Talente und Kenntnisse auf eine ihren Interessen besser zusagende Weise verwenden zu können.

Astor machte ihnen seine Anträge, und es gelang ihm drei derselben für sich zu gewinnen. Einer von diesen, Alexander Mac Kay, hatte Sir Alexander Mackenzie auf seinen beiden Expeditionen nach der Nordwestküste von America in den Jahren 1789 und 1793 begleitet. Die beiden andern waren Duncan Mac Dougal und Donald Mac Kenzie. Zu diesen gesellte sich noch Hr. Wilson Price Hunt von New Jersey. Dieser letztere, Bürger der Vereinigten Staaten und ein Mann von hoher Rechtschaffenheit, ward von Astor zum Hauptagenten und Vertreter seiner Person bei dem auszuführenden Unternehmen gewählt.

Am 23 Junius 1810 wurde zwischen Astor und den genannten Herren ein Vertrag unterzeichnet und die Gesellschaft unter der Firma der Pelzhandelcompagnie des stillen Oceans organisirt. Den Artikeln dieses Vertrags zufolge sollte Astor Chef der

Compagnie ſeyn und deren Angelegenheiten zu New-York beſorgen. Er verpflichtete ſich, Waaren zum Tauſchhandel, Lebensmittel, Waffen, Schießbedarf und alles zum Unternehmen Nöthige für den Koſtenpreis und bis zum Betrag von 400,000 Dollars zu liefern. Der Fonds der Compagnie ſollte in hundert gleiche Theile getheilt werden, von denen 50 zur Verfügung Aſtors blieben, die übrigen fünfzig aber den Theilhabern und deren Genoſſen überlaſſen werden ſollten.

Aſtor hatte ferner das Recht, auch noch andere Perſonen in den Verband aufzunehmen, von denen jedoch zwei wenigſtens Kenntniß von dem indianiſchen Handel beſitzen mußten, und von denen keiner auf mehr als drei Antheile Anſpruch haben ſollte.

Jährlich ſollte die Compagnie am Columbia eine Verſammlung halten, um die Geſchäfte zu prüfen und zu ordnen, bei welcher die Abweſenden ſich vertreten laſſen und unter gewiſſen vorgeſchriebenen Bedingungen auch ihre Stimmen übertragen konnten. Die Geſellſchaft ſollte, wenn das Unternehmen Erfolg hätte, zwanzig Jahre beſtehen, doch ſtand es den Theilhabern frei, ſie nach Verlauf der erſten fünf Jahre wieder aufzulöſen, wenn ihnen dieß vortheilhaft erſcheinen würde, und auf dieſen Fall machte Aſtor ſich verbindlich, allen ſich etwa ergebenden Verluſt zu tragen. Nach fünf Jahren mußte dieſer jedoch von den Theilhabern nach Maßgabe ihrer verſchiedenen Antheile übernommen werden.

Die Theilhaber der zweiten 50 Actien waren verpflichtet alle ihnen durch Stimmenmehrheit von der Compagnie an der Nordweſtküſte zugewieſenen Geſchäfte getreulich zu erfüllen und ſich überall hinzubegeben, wohin ſie durch Ausſpruch der Majorität geſchickt werden würden.

Ein auf fünf Jahre ernannter Agent, zu welchem Poſten zuerſt Hr. Hunt gewählt wurde, ſollte ſeinen Wohnſitz in der Hauptanſtalt an der Nordweſtküſte haben, und erheiſchte ein Geſchäft an einem andern Ort ſeine Gegenwart, ſo mußte in allgemeiner Verſammlung ein Stellvertreter ernannt werden.

Dieß waren die Hauptbedingungen des Vertrags; wir kommen nun zu den abenteuerlichen See- und Landerpeditionen, die durch das Unternehmen hervorgerufen wurden.

# Viertes Capitel.

Zwei Expeditionen werden ausgerüſtet. — Der Tonquin und Capitain Thorn. Die canadiſchen „Reiſenden.“ — Ankunft zu New-York. — Inſtructionen.

Zu Ausführung ſeines umfaſſenden Planes organiſirte Aſtor zwei Expeditionen, die eine zur See, die andere zu Lande. Die erſtere ſollte die Commis nebſt ſämmtlichen Vorräthen, den Schießbedarf und die nöthigen Handelsartikel an Bord nehmen und an die Mündung des Columbia bringen, um dort einen befeſtigten Poſten zu errichten. Die zweite, von Herrn Hunt geführt, ſollte den Miſſouri hinaufgehen, die Rocky Mountains überſchreiten, um ſich an denſelben Punkt zu begeben und zugleich die Stellen zu bezeichnen, wo es zweckmäßig ſeyn würde, Handelspoſten anzulegen.

Zur See-Expedition wurde ein ſchönes Schiff, der Tonquin genannt, von 290 Tonnen mit 20 Matroſen und 10 Kanonen angeſchafft, und mit allem zu dem Unternehmen Nöthigen beladen. Außerdem hatte man auch noch das Geripp eines Schooners an Bord, der an Ort und Stelle ausgerüſtet und als Küſtenfahrzeug verwendet werden ſollte. Auch Sämereien zum Anbau des Bodens wurden nicht vergeſſen. Das Commando über dieſes Fahrzeug wurde dem mit unbeſtimmtem Urlaub entlaſſenen Lieutenant in der Marine der Vereinigten Staaten, Jonathan Thorn, übertragen, einem Manne voller Muth und Entſchloſſenheit, der ſich ſchon im Krieg gegen Tripolis ausgezeichnet hatte. Vier von den Theilhabern ſollten ſich auf dem Tonquin einſchiffen, nämlich die Herren Mac Dougal — Vertreter Aſtors in Abweſenheit des die Landerpedition leitenden Herrn Hunt — Mac Kay, David Stuart und deſſen Neffe, Robert Stuart.

Außer dieſen Theilhabern gingen noch 12 Commis mit dem Schiff ab, worunter mehrere geborne Canadier, die Erfahrung im Handel mit den Indianern hatten. Dieſe waren gegen einen jährlichen Gehalt von hundert Dollars, der jedoch erſt nach Verlauf einer fünfjährigen Dienſtzeit bezahlt wurde, und 40 Dollars jährlich für Kleidung, in Dienſt der Compagnie genommen. Im Fall ſchlechter Aufführung konnten ſie, unter Verluſt des bereits verdienten Gehalts, entlaſſen werden; war man jedoch zufrieden mit

ihnen, ſo erblühte ihnen die Ausſicht einſt als Theilhaber aufgenommen zu werden. Ihr Intereſſe war demnach bis zu einem gewiſſen Grad mit dem der Compagnie identificirt.

Auch mehrere für die Colonie nützliche Handwerker ſollten mit eingeſchifft werden, ſo wie auch dreizehn canadiſche „Reiſende", die ſich auf fünf Jahre verpflichtet hatten. Da dieſe Leute in unſerer Erzählung eine bedeutende Rolle ſpielen, ſo dürfte eine kleine Skizze von ihnen hier nicht unwillkommen ſeyn.

Die canadiſchen „Reiſenden" bilden eine Art Brüderſchaft, gleich den Arrieros in Spanien, und werden, wie dieſe, zu langen Binnenreiſen oder Handelsexpeditionen verwendet, jedoch mit dem Unterſchiede, daß die Arrieros zu Lande, die canadiſchen „Reiſenden" aber zu Waſſer gehen — jene mit Pferden und Maulthieren, dieſe mit Barken und Canots. Sie danken ihre Entſtehung dem Pelzhandel, denn die franzöſiſchen Pelzhändler waren die erſten, welche ſie bei ihren abenteuerlichen Expeditionen auf den labyrinthiſchen Seen und Flüſſen des unermeßlichen Binnenlandes verwendeten. Sie entſtanden mit den bereits erwähnten „Waldläufern" zu gleicher Zeit, und pflegten wie dieſe die Zwiſchenzeit von einer ihrer gefährlichen Expeditionen zur andern im Müßiggange und unter rauſchenden Vergnügungen hinzubringen. Binnen kurzem vergeudeten ſie auf ſolche Weiſe die Früchte langer Anſtrengung und thaten es in Sorgloſigkeit und Leichtſinn ihren Nachbarn, den Indianern, gleich.

Als Canada in die Hände der Engländer fiel und die franzöſiſchen Handelshäuſer ſich auflöſten, ging es den Reiſenden und den Waldläufern lange Zeit ſehr ſchlecht. Es koſtete ihnen viele Mühe ſich in den Dienſt der in Sitten, Gebräuchen und Sprache von ihren vormaligen Herren ſo verſchiedenen neuen Ankömmlinge einzugewöhnen. Nach und nach fügten ſie ſich jedoch in die Veränderung und betrachteten endlich die brittiſchen Pelzhändler, un beſonders die Mitglieder der Nordweſtcompagnie, als die legitimen Herren der Schöpfung.

Die Kleidung dieſer canadiſchen „Reiſenden" iſt ein Mittelding zwiſchen der der Indianer und der europäiſchen Coloniſten. Sie tragen eine Art Oberrock aus einer wollenen Decke gemacht, ein Hemd von geſtreiftem Baumwollenzeug, Pantalons von Tuch oder Beinkleider von Leder, Mocaſſinen von Hirſchfellen und einen

Gürtel von buntfarbiger Wolle, an dem das Meſſer, der Tabaksbeutel und anderes Geräthe hängt. Ihre Sprache iſt eben ſo bizarr als ihre Tracht; ſie iſt ein franzöſiſches mit indianiſchen und engliſchen Wörtern und Redensarten ausgeſtattetes Patois.

Das Leben der canadiſchen „Reiſenden" verſtreicht unter mühſeligen und weiten Pilgerfahrten für jeden, der ſie in Sold nehmen will, hauptſächlich aber für die Pelzhändler. Sie ſind meiſt von franzöſiſcher Abkunft, und haben alle die Munterkeit und Sorgloſigkeit geerbt, durch die ihre Vorfahren ſich auszeichneten. Ein unerſchöpflicher Vorrath von Anekdoten und Liedern ſteht ihnen zu Gebote, und ſtets ſind ſie zum Tanz bereit. Statt jener Rohheit und Grobheit, welche Leuten gewöhnlich anzuhängen pflegen, die ſich mit ſchwerer mühſamer Arbeit beſchäftigen, ſind die canadiſchen „Reiſenden" ſtets voller Höflichkeit und Gefälligkeit. Bei jeder Gelegenheit leiſten ſie ſich gegenſeitig kleine Dienſte, tröſten und heitern ſich in ihren Mühſalen auf und nennen ſich, auch wenn kein Verwandtſchaftsband beſteht, untereinander Bruder und Vetter.

Es kann in der ganzen Welt keine ihren Obern ergebenern, mehr zu Ertragung von Beſchwerden fähigen und bei allen Entbehrungen fröhlichern Leute geben, als dieſe canadiſchen „Reiſenden" ſind. Nie fühlen ſie ſich glücklicher, als wenn ſie mit großer Anſtrengung einen Fluß aufwärts oder an den Ufern eines Sees hinſteuern, und dann die Nacht unter freiem Himmel ſchwatzend um ein Feuer gelagert hinbringen. Sie ſind ſehr geſchickte Schiffleute, die das Ruder gut zu führen wiſſen, und im Stande von Morgen bis Abend zu arbeiten, ohne daß ihnen auch nur ein unwilliges Wort entfährt. Während der Fahrt ſingt der, der am Steuer ſteht, irgend ein altes franzöſiſches Vaudeville; die Ruderſchläge der Uebrigen geben den Tact, und der Schlußvers wird im Chor wiederholt. Fühlen ſie ſich zufällig abgeſpannt oder verdrießlich, ſo darf man nur eins ihrer Lieblingslieder anſtimmen, um ſie ſogleich wieder in Gang zu bringen. Wie oft haben die Echos der canadiſchen Flüſſe dieſe alten franzöſiſchen Lieder wiederholt, die ſeit den früheſten Tagen der Colonie vom Vater auf den Sohn übergegangen ſind. Welch' angenehmen Eindruck macht es nicht, wenn man beim Sinken eines ſchönen Sommertags eine Barke die klaren Gewäſſer eines Sees durchſchneiden, und die Ruder nach dem Tact eines jener alten

Geſänge bewegen ſieht, oder wenn unter fröhlichen Melodien, der aufgehenden Sonne entgegengeſungen, ein Chor dieſer Reiſenden von der mächtigen Strömung einen der majeſtätiſchen Flüſſe Canada's hinabgetrieben wird.

Doch ach, wir ſprechen da von Dingen, die raſchen Schrittes ihrem Ende entgegen eilen. Die ſinnreichen Erfindungen der Mechanik verſcheuchen alle Poeſie; die Dampfſchifffahrt entkleidet unſre Flüſſe und Seen alles Wilden und Romantiſchen, und die Steamers haben ſich den canadiſchen „Reiſenden" eben ſo unheilbringend erwieſen als den Schiffleuten des Miſſiſſippi. Der Ruhm der canadiſchen „Reiſenden" iſt verſchollen; ſie ſind nicht mehr die Herren unſrer Binnenſeen und die großen Schiffer der Wildniß. Noch begegnet man wohl hie und da leichten Fahrzeugen, deren Mannſchaft Zelte am Ufer aufſchlägt und Feuer anzündet, allein ſie beſuchen jetzt nur noch die ſeichten Flüſſe, wohin Dampfboote nicht dringen können. Noch einige Jahr, und die canadiſchen „Reiſenden" werden ganz verſchwunden ſeyn; ihre Geſänge ſterben mit den Echos dahin, von denen ſie unlängſt noch wiederholt wurden. Sie werden vergeſſen werden und gleich ihren Gefährten, den Indianern, nur noch in dichteriſchen Träumen von vergangenen Zeiten wieder aufleben.

Einen Beweis von ihrem luſtigen Humor und dem Stolz auf ihr Gewerbe gaben dieſe Leute durch die abenteuerliche Weiſe, in welcher ſie ihren Einzug in New-York hielten, um ſich den Unternehmern der Expedition anzuſchließen. Sie hatten beſchloſſen, dem Volk den Anblick eines canadiſchen Boots mit canadiſchen Schiffleuten vorzuführen. Zu dieſem Ende verfertigten ſie ſich ein großes, aber leichtes Canot aus Rinde, wie man ſie zum Pelzhandel verwendet, führten es auf einem Wagen von den Ufern des Lorenzo bis zum See Champlain, fuhren auf ihrem Canot von dem einen Ende desſelben bis zum andern, luden es dann wieder auf einen Wagen und fuhren es bis nach Lanſingbourgh, wo ſie es auf dem Hudſon wieder ins Waſſer ließen. Dieſen Fluß fuhren ſie an einem ſchönen Sommertage unter fröhlichen Geſängen und ſo gewaltigem Jubel hinab, daß die ehrlichen holländiſchen Anſiedler in den Uferdörfern eine Bande Wilder zu ſehen glaubten. Unter vollem Chorgeſang, von tactmäßigem Ruderſchlag begleitet, fuhren ſie am Abend um New-York herum, zur großen

Verwunderung der Bewohner, die auf ihren Gewässern noch niemals Zeugen einer ähnlichen nautischen Erscheinung gewesen waren.

So bunt zusammengewürfelt waren die Abenteurer, die sich auf dem Tonquin zu einer so gefahrvollen Unternehmung einschiffen sollten. Während sie sich noch im Hafen und auf dem trocknen Lande herumtrieben und mit den Zurüstungen zur Reise beschäftigt waren, stimmte der Reiz der Neuheit alles fröhlich, und manches Luftschloß stieg empor, vom rosigen Schimmer der Phantasie beleuchtet. Die Canadier besonders, die bei ihrer natürlichen Lebhaftigkeit viel Aehnliches mit den Gascognern haben, konnten des Prahlens mit dem, was sie alles auszuführen gedächten, kein Ende finden; während jene, die bereits bei der Nordwest-Compagnie in Dienst gestanden, sich mit ihrer Kühnheit und ihrer Fähigkeit brüsteten, Beschwerden und Entbehrungen zu erdulden. Wenn Astor auf die Gefahren aufmerksam machte, die man zu bestehen haben werde, so nahmen sie solche Bemerkungen mit Verachtung und der Aeußerung auf: sie seyen „Nordwesters," Leute, die an Beschwerden gewöhnt wären und sich weder um Wind noch Wetter kümmern. Sie könnten schlecht leben, auf schlechtem Lager schlafen, Hunde essen — kurz, sie seyen bereit zum Besten des Unternehmens alles zu thun und zu leiden. Trotz aller dieser schönen Versicherungen baute Astor dennoch nicht zu viel auf die Beständigkeit und Ausdauer dieser leichtsinnigen Menschen. Zudem hatte er auch Nachricht erhalten, daß eine Kriegsbrigg von Halifax, wahrscheinlich auf Anstiften der Nordwest-Compagnie, an der Küste auf den Tonquin laure, um die an Bord desselben befindlichen Canadier als brittische Unterthanen anzuhalten und so die Reise zu unterbrechen. Es war damals gerade eine ängstliche Zeit; die Verhältnisse zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien wurden mit jedem Tage bedenklicher und deuteten auf den Krieg, der bald darauf ausbrach. Als Vorsichtsmaßregel verlangte daher Astor von den canadischen „Reisenden," daß sie, da sie im Begriff stünden, in Dienst eines americanischen Vereins zu treten und innerhalb der Gebietsgränzen der Vereinigten Staaten zu leben, den Naturalisationseid als americanische Bürger leisten sollten, wozu alle sich erklärten und ihm bald darauf auch die Versicherung gaben, daß es bereits geschehen sey. Erst nachdem sie bereits abgesegelt waren, kam Astor dahinter, daß sie ihn belogen hatten.

Das Vertrauen Aſtors wurde indeß auch noch von einer andern Seite her mißbraucht. Zwei von den Theilhabern, beide Schotten und vor kurzem noch im Dienſt der Nordweſt-Compagnie, hegten Beſorgniß hinſichtlich eines Unternehmens, das den von der brittiſchen Flagge beſchützten Intereſſen und Anſtalten ähnlicher Art hemmend entgegentreten konnte. Sie machten deßhalb dem damals gerade in New-York anweſenden brittiſchen Geſandten, Hrn. Jackſon, im Geheim die Aufwartung, und ſetzten dieſen von dem ihnen im Vertrauen mitgetheilten Plan, deſſen Erfolg noch dazu hauptſächlich davon abhing, daß er geheim gehalten wurde, in Kenntniß, indem ſie ihn zugleich fragten, ob ſie, als brittiſche Unterthanen, wohl Theil an der Ausführung nehmen könnten, ohne ihre Pflicht zu verletzen. Die Antwort des Geſandten beſchwichtigte ihre Bedenklichkeiten, und Herr Jackſon konnte nicht umhin, einen Mann zu bewundern, der ſo wie Aſtor auf eigne Gefahr und Koſten ein ſo großes Unternehmen wagte.

Den von den eben genannten Herren gethanen Schritt erfuhr Aſtor erſt ſpäter, denn ſonſt würde er wohl das in ſie geſetzte Vertrauen zurückgenommen haben. Um jeder Unterbrechung der Reiſe von Seite der Kriegsbrigg vorzubeugen, wendete ſich Aſtor an den damals in New-York befehligenden Commodore Rodgers, und bat ihn um ſicheres Geleit für die Fahrt des Tonquin an der Küſte. Da der Commodore aus hoher amtlicher Quelle die Verſicherung erhielt, wie hohes Intereſſe die Regierung an der Expedition nehme, ſo ſendete er dem Capitän Hull, der damals mit der Fregatte Conſtitution vor dem Hafen kreuzte, den Befehl, dem Tonquin den nöthigen Schutz zu gewähren.

Am Tag vor der Einſchiffung richtete Aſtor an die vier Theilhaber, die mit dem Tonquin abgehen ſollten, ein Schreiben das ihre Inſtructionen enthielt. Auf das dringendſte ermahnte er ſie, einig unter ſich zu ſeyn, und über jede Meinungsverſchiedenheit, in allem, was auf das Intereſſe des Unternehmens Bezug habe, die Stimmenmehrheit entſcheiden zu laſſen. Eben ſo empfahl er ihnen, ſich bei der Ankunft an dem Ort ihrer Beſtimmung vorſichtig zu benehmen, um bei den Wilden, mit denen ſie zu verkehren haben würden, eines günſtigen Eindrucks gewiß zu ſeyn, „Findet ihr ſie euch geneigt," ſagte er unter Anderm, „ſo zeigt euch eben ſo wohlwollend gegen ſie; iſt dieß aber der Fall nicht, ſo benehmt euch vorſichtig

und gemeſſen und ſucht ſie zu überzeugen, daß ihr als Freunde zu ihnen gekommen ſeyd.“

Aehnliche Inſtructionen erhielt Capitän Thorn, dem Aſtor dringend empfahl, für ſeine und ſeiner Leute Geſundheit Sorge zu tragen und Eintracht und gute Laune an Bord des Schiffs zu erhalten. Zudem warnte er ihn noch, den Freundſchaftsbezeugungen der Indianer nicht zu ſehr zu trauen. „Ich muß Sie,“ ſagte er, „dringend bitten, bei Ihrem Verkehr mit den Küſtenbewohnern beſonders vorſichtig zu ſeyn, denn alle Unfälle, von denen man bis jetzt gehört hat, entſprangen aus dem zu blinden Vertrauen, das man in die Indianer ſetzte.“

Die Folge wird lehren, wie klug dieſe Rathſchläge waren, und wie das Unheil, welches über die Reiſenden hereinbrach, nur eine Folge der Vernachläſſigung derſelben war.

## Fünftes Capitel.

Abfahrt des Tonquin. — Strenges Commando Thorns an Bord, und daraus entſpringende Zerwürfniſſe. — Zwiſtigkeiten an Bord. — Die Falklands-Inſeln. — Ankunft auf Owyhee.

Am 8 September 1810 ſegelte der Tonquin im Geleite der Fregatte Conſtitution ab. Der Wind blies friſch aus Südweſt, und bald verloren die Reiſenden das Land aus dem Geſicht. Der befürchtete Aufenthalt unterblieb, und die Fregatte kehrte daher wieder um, den Tonquin ſeinem Schickſal überlaſſend.

Die von Aſtor ſo dringend empfohlene und in den erſten Augenblicken der Begeiſterung ſo heilig verſprochene Eintracht wurde gleich anfangs durch ernſte Mißverſtändniſſe getrübt. Capitän Thorn war ein ehrlicher, aber unbeugſamer, unter der auf Kriegsſchiffen herrſchenden ſtrengen Disciplin großgezogener Mann, der an Bord ſeines Fahrzeugs unumſchränkter Herr und Gebieter ſeyn wollte. Zudem ſcheint es, daß er keine ſonderlich gute Meinung von den Leuten hatte, die ſeine Reiſegefährten ſeyn ſollten; ihr Prahlen von dem Muth, mit welchem ſie Beſchwerden aller Art zu ertragen im Stande ſeyen, war ihm zuwider, er hielt ſie für Landſtreicher

und war entſchloſſen ſie dem gemäß zu behandeln. In ſeinen Augen war Aſtor, der Vater des Unternehmens, der das Geld hergab und jeden Verluſt trug, ſein eigentlicher Herr, und die Uebrigen betrachtete er nur als Untergebene, als Agenten, die auf Aſtors Koſten lebten. Von dem Zweck und der Natur des Unternehmens ſelbſt hatte er nur einen ſehr beſchränkten Begriff, da er es einzig nach dem bei der Ausführung desſelben ihm angewieſenen Antheil von Wirkſamkeit bemaß, und alles, was ihm bei Ausübung ſeiner nautiſchen Pflichten in die Quere kam, regte ſeine Leidenſchaftlichkeit auf.

Die Theilhaber dagegen, im Dienſt der Nordweſt-Compagnie aufgezogen, hegten eine ſehr hohe Meinung von der Wichtigkeit und Würde ihrer Stellung. Sie betrachteten ſich ſchon als auf gleicher Stufe mit den Magnaten jenes Vereins ſtehend, zu denen ſie in ihren frühern Verhältniſſen als zu den Großen der Erde empor geſehen hatten, und waren ſehr geneigt, die ſo plötzlich erlangte Würde mit Anmaßung zur Schau zu tragen. Zudem waren ſie durch Aſtor ſelbſt vor dem Capitän gewarnt worden, indem er ihnen denſelben als einen Hitzkopf ſchilderte, der aber ſein Schiff trefflich commandiren, und im Fall eines Gefechts ſich als ein in Gefahren erprobter Mann beweiſen würde.

Auf ſolche Weiſe war es natürlich, daß man ſich gegenſeitig nicht mit den günſtigſten Blicken anſah, und man darf ſich nicht wundern, daß die Parteien bald in Zuſammenſtoß geriethen. In der erſten Nacht ſchon begann Thorn ſeine Kriegsſchiffsdisciplin damit, daß er befahl um 8 Uhr alle Lichter in der Cajüte auszulöſchen. Der Stolz der Theilhaber war ſogleich aufgeregt, denn ſie ſahen eine ſolche Verfügung als einen nicht zu duldenden Eingriff in ihre Rechte an, da ſie ſich, ihrer Meinung nach, an Bord ihres eigenen Schiffes befanden, wo ſie nach Gefallen handeln könnten. Hr. Mac Dougal warf ſich zum Sprecher in der Sache auf. Er war ein lebhafter, reizbarer, jähzorniger und ruhmrediger kleiner Mann, der ſich, als Stellvertreter Aſtors, nicht wenig einbildete. Ein heftiger Zank brach los, bei dem Thorn drohte, er werde die Theilhaber in Ketten legen laſſen, wenn ſie ſich widerſpänſtig zeigten, worauf Mac Dougal eine Piſtole ergriff und den Capitän zu erſchießen drohte, wenn er es wagen würde, ſich eine ſo ſchimpfliche Behandlung zu erlauben. Es brauchte ziemlich lange, bis es den gemäßigten Zuſchauern gelang, die erzürnten Parteien zu beſänftigen.

Die Commis ſtanden bei dem Capitän um nichts beſſer in Gnade, und es ſchien faſt, als ob er alle Landratten an Bord des Schiffs für eine Art unnützen Plunders anſehe, der ihm allenthalben im Wege ſtand. Die armen canadiſchen „Reiſenden" reizten ſeinen Unwillen ganz beſonders durch ihre Nachläſſigkeit und Unſauberkeit, die einen Mann, der, ſo wie er, an die auf einem Kriegsſchiff herrſchende Reinlichkeit gewöhnt war, natürlich unerträglich ſeyn mußten. Dieſe armen Süßwaſſerſchiffer, auf dem feſten Lande ſo ruhmredig, verloren auf offner See allen guten Muth. Tage lang duldeten ſie, in ſehr unſauberm Zuſtand auf ihr Lager hingeſtreckt, alle Qualen der Seekrankheit, oder ſchlichen dann und wann in ſchmutzigen Nachtmützen und in Mäntel oder Decken gehüllt mit eingefallenen Geſichtern und trüben Augen gleich Geſpenſtern auf das Verdeck, wo jeden Augenblick ein anderer an die Seiten des Schiffs hinwankte, um zum unendlichen Verdruß des Capitäns ſeinen Tribut windwärts zu entrichten.

Unter ſolchen Umſtänden konnte es natürlich nicht an Mißhelligkeiten zwiſchen dem Capitän und der Mannſchaft fehlen. Der erſtere ging in ſeinem Eifer für die Reinlichkeit und Geſundheit ſeines Schiffs ſo weit, daß er die armen canadiſchen „Reiſenden" ſammt ihren Leidensgefährten, von ihrem Faulbett, wie er ſich ausdrückte, aufjagte, ſie zwang, ihr Gemach zu lüften, ſich und ihre Kleidung und Geräth zu waſchen und ſich tüchtige Bewegung zu machen.

Auch dann, als alle wieder geneſen waren und ſich an die Lebensweiſe auf dem Schiff gewöhnt hatten, hörte der Unwille des Capitäns noch nicht auf ſich Luft zu machen; denn nun gab ſich ein Appetit unter der Mannſchaft kund, der die Mundvorräthe mit Vernichtung bedrohte. Was ihn beſonders aufbrachte, war die Leckerhaftigkeit einiger der Cajütenpaſſagiere, die ſtets Klage über die Schiffsküche führten, obſchon der Tiſch mit friſchem Schweinfleiſch, Schinken, Zungen, geräuchertem Rindfleiſch und Puddings beſetzt war.

Als man im Verfolg der Reiſe unter das angenehme tropiſche Klima kam, wurde der Unmuth des Capitäns wieder auf andere Weiſe rege. Hatte ihm bisher die heftige Gemüthsart des einen der Theilhaber Verdruß gemacht, ſo ärgerte er ſich jetzt über die frohe Laune eines andern, des ältern Stuart nämlich. Dieſer war in Canada und an der Küſte von Labrador geweſen, und hatte ſchon

mehrere Expeditionen mit den canadiſchen „Reiſenden" unternommen. Deßhalb war er auch an die Vertraulichkeit gewöhnt, welche zwiſchen dieſen Leuten und ihren Vorgeſetzten herrſcht, und nie fühlte er ſich glücklicher, als wenn er ſo ganz im Lagerſtyl in Geſellſchaft einer Anzahl jener „Reiſenden" auf dem Verdeck ſitzen, mit ihnen auf indianiſche Weiſe — wobei die Pfeife im Kreis herumgeht — rauchen, alte canadiſche Schifferlieder ſingen und von ſeinen Abenteuern erzählen konnte, wobei er „Sindbad den Weitgereisten," in den Mährchen der Tauſend und einen Nacht, noch überbot. Dieſe ſchwatzende Vertraulichkeit verletzte des Capitäns Begriffe von Rang und Subordination, und nichts war ihm ſo zuwider als dieſe Gemeinſchaft der Pfeife zwiſchen Herr und Diener, und der Chorus dieſer fremdländiſchen Schifferlieder.

Eine weitere Quelle des Verdruſſes für ihn waren einige der jungen Commis, die zum erſten Male eine ſo weite Reiſe machten und ein Tagebuch führten, in welches ſie alles aufzeichneten, was ihnen begegnete. Dieſe literariſche Bemühung war dem Capitän ein Gräuel. „Das Sammeln von Materialien zu langen Reiſebeſchreibungen," ſagte er in einem ſeiner Briefe an Aſtor, „ſcheint ihre ganze Aufmerkſamkeit in Anſpruch zu nehmen." Man kann ſich demnach leicht denken, wie ärgerlich der wackere Seemann geworden ſeyn muß, wenn dieſe jungen Leute ſich beeilten auch den unbedeutendſten Vorfall in ihre Tagebücher einzutragen, oder was für zornige Blicke er rechts und links ſpendete, wenn er aufs Verdeck kam, um ſeine Befehle auszutheilen, und ſich nun von ſingenden, rauchenden, ſchwatzenden und ſchreibenden Gruppen umringt ſah, die, ſeiner Meinung nach, nur die Zeit tödteten, ſtatt den großen Zweck der Reiſe im Auge zu haben.

Es läßt ſich nicht läugnen, daß der Capitän, ſeinen Begriffen nach, nicht ſo ganz Unrecht haben mochte. Obſchon viele von den Paſſagiers durch dieſe Reiſe viel gewinnen konnten, ſo hatte doch keiner einen poſitiven Verluſt zu befürchten. Es waren meiſt junge lebensfrohe Leute, die, da ſie mit günſtigem Wind unter herrlichem Klima, auf ſpiegelglatter See in einem wohl verproviantirten Schiff dahin fuhren, glaubten, die Reiſe gehe in ein gelobtes Land, und ſchon im Geiſt in den Genüſſen ſchwelgten, die ſie dort zu finden hofften. Das jungen Leuten, die ihre erſte Reiſe machen, ſo natürliche dringende Verlangen, fremde Länder zu ſehen und Gegenden zu

beſuchen, die in der Geſchichte oder durch die Sage berühmt geworden ſind, wurde von einigen der Theilhaber und Commis ausgeſprochen, als man an ſolchen in Ruf gekommenen Küſten vorüber fuhr. Dem Capitän aber, der ſolche Punkte nur mit praktiſchem Blick betrachtete und für den ſie nur inſofern Intereſſe hatten, als ſie auf ſeiner Seekarte angegeben waren, erſchien eine ſolche Neugier höchſt überflüſſig und kindiſch. „Während des erſten Theils unſrer Reiſe," ſchrieb er an Aſtor, „ſchienen ſie es darauf angelegt zu haben, ſagen zu können, ſie ſeyen in Afrika geweſen, und beſtanden deßhalb darauf, daß ich am Cap Verd vor Anker gehen ſolle. Dann wollten ſie ſich wieder an der Küſte von Patagonien aufhalten, um die rieſenmäßigen Bewohner derſelben zu beſchauen, und ein andermal ſollte ich durchaus mit ihnen die Inſel beſuchen, wo Robinſon Cruſoe ſo lange gewohnt haben ſoll. Endlich wollten ſie gar noch die ſchönen Bewohner der Oſterinſel kennen lernen."

Allen dieſen Wünſchen begegnete Thorn mit der peremtoriſchen Erklärung, daß ihre Erfüllung „gegen ſeine Inſtruction laufe." Nach allem dieſem konnte es von Seite der Theilhaber nicht an Ausbrüchen des Unwillens fehlen, bei denen ſelbſt Aſtor nicht geſchont wurde, weil er Befehle zu Beaufſichtigung des Schiffs gegeben habe, während ſie ſich an Bord desſelben befänden, ſtatt es ihrem Gutdünken zu überlaſſen zu landen, wo ſie es für gut fänden, und ſich aufzuhalten, ſo lange ſie es für gut finden würden. Der gallſüchtige Mac Dougal, der, wie bereits erwähnt, ſich nicht wenig darauf zu Gute that, Aſtors Stellvertreter zu ſeyn, führte bei dieſen Zwiſtigkeiten das Wort.

Der Capitän wurde durch dieſe Zänkereien nur noch verdrießlicher und rauher gegen ſeine Paſſagiere, wodurch natürlich immer neue und heftige Zwiſtigkeiten entſtanden. Am 4 December bekam man die Falklandsinſeln zu Geſicht, und da es eben an Waſſer fehlte, ſo ward beſchloſſen, zu landen und friſchen Vorrath einzunehmen. Ein Boot wurde in eine kleine Bucht ausgeſandt, um zu ſondiren, und die Herren Dougal und Mac Kay benutzten die Gelegenheit ans Land zu gehen, wobei ihnen der Capitän einſchärfte das Schiff nicht aufzuhalten. Einmal am Land, beeilten ſich jedoch die beiden Herren nicht ſehr, den erhaltenen Befehlen nachzukommen, ſondern gingen umher, um Merkwürdigkeiten aufzuſuchen. Da der Ankerplatz ſich als unſicher erwies und Waſſer nur mit Mühe zu bekommen war,

ſo ſtach der Capitän in See und gab den am Ufer Befindlichen wiederholt Signale an Bord zu kommen, was jedoch erſt um 9 Uhr geſchah.

Da der Wind widrig war, ſo wurde das Boot am folgenden Morgen nochmals ans Land geſchickt, und dieſelben Herren gingen wieder mit, verſprachen aber ſich auf das erſte Signal augenblicklich wieder einzufinden. Sie vergaßen jedoch ihr Verſprechen auf der Jagd, zu der ſich ihnen die lockende Gelegenheit bot. Kurz darauf ſetzte der Wind günſtig um, und ſogleich ließen ſich Signale vom Schiffe hören, aber kein Boot ließ ſich ſehen, der Capitän ſchaute mit ſeinem Fernglas nach dem Ufer, und ſah die Zaudernden zu ſeinem größten Verdruß eifrig mit der Jagd auf wilde Gänſe beſchäftigt. Aufgebracht hierüber, ſetzte er ſeine Fahrt augenblicklich fort. Als die Jäger am Ufer das Schiff mit vollen Segeln dahin gleiten ſahen, ſprangen ſie eilig in das Boot, mußten aber wohl acht Meilen weit rudern, bevor es ihnen gelang an Bord aufgenommen zu werden, wo ſie, ihrer reichen Jagdbeute ungeachtet, ſehr ſtürmiſch empfangen wurden.

Zwei Tage ſpäter, am 7 December, ging man zu Port Egmont an der Inſel gleiches Namens vor Anker, wo man ſich wegen nöthiger Ausbeſſerungen und um Waſſer einzunehmen, vier Tage lang aufhielt. Das war für die „Landratten" eine fröhliche Zeit. Ein Zelt wurde am Ufer aufgeſchlagen, und die Zeit mit Spaziergängen auf der Inſel und Fahrten im Boot an der Küſte hin zugebracht, wobei man Seelöwen, Seehunde, Gänſe, Pinguins, Enten und anderes Wildpret ſchoß.

Der Capitän beſchäftigte ſich während dieſer Zeit ausſchließlich mit ſeinem Schiffe und brummte gewaltig über das nutzloſe Treiben ſeiner Paſſagiere, wobei er nicht unterließ ihnen wiederholt einzuſchärfen, ſich ja nicht zu weit zu entfernen, damit ſie die etwaigen Signale vernehmen könnten. Dieſe Herren verſprachen wie gewöhnlich, auch nicht einen Augenblick auf ſich warten zu laſſen, vergaßen aber ihr Verſprechen eben ſo ſchnell, als ſie es gegeben hatten.

Am Morgen des 11 Decembers waren alle Ausbeſſerungen beendet, die Waſſerfäſſer gefüllt, und nachdem man das Signal zum Einſchiffen gegeben hatte, wurden die Anker gelichtet. Gerade in dieſem Augenblick waren noch mehrere der Paſſagiere auf der Inſel

zerstreut, die sich auf verschiedene Weise unterhielten. Einige der Commis hatten zwei englische Inschriften an einem Platz entdeckt, wo zwei verunglückte Matrosen begraben lagen. Da die Schriftzüge durch die Zeit ziemlich unleserlich geworden waren, so gaben die jungen Leute sich die Mühe sie wieder aufzufrischen. Das Signal vom Schiff störte sie in dieser Beschäftigung; sie liefen nach dem Strande und sahen, daß die Segel bereits losgebunden waren. Die beiden auf der Jagd befindlichen Theilhaber, Mac Dougal und David Stuart, waren, indem sie Pinguins verfolgten, bis in den südlichen Theil der Insel vorgedrungen, und da man nur Ein Boot zur Verfügung hatte, so konnten die jungen Leuten natürlich nicht ohne sie abfahren.

Während dieses Aufenthalts tobte der Capitän gewaltig an Bord des Schiffes. Es war nun schon zum dritten Male, daß man, seine Befehle unbeachtet lassend, das Schiff unnöthig hatte warten lassen, und es sollte, wie er fest beschlossen hatte, zum letzten Male geschehen seyn. Er ließ alle Segel aufziehen, und schwur, die Zauderer ihrem Schicksal zu überlassen. Vergebens stellten die an Bord befindlichen Passagiere dem Capitän die schreckliche Lage der Verlassenen vor, vergebens baten sie um Zurücknahme seines Befehls, der aufgebrachte Seemann blieb unbeweglich.

Die Pinguinjäger waren indeß zu den Grabschrifterneuerern gestoßen, kamen jedoch nicht eher an, als das Schiff bereits in hoher See war. Alle, acht an der Zahl, sprangen eilig ins Boot und ruderten mit Anstrengung aller ihrer Kräfte dem Schiff nach, das seinen Lauf rastlos verfolgte und entschlossen schien, sie im Stich zu lassen.

Der Neffe David Stuarts, ein junger, lebhafter, entschlossener Mann, befand sich am Bord des Schiffs, und da er den Capitän hartnäckig darauf bestehen sah, seinen Oheim nebst den Uebrigen zurückzulassen, so ergriff er in einem Anfall von Zorn eine Pistole, und schwur, dem unerbittlichen Seemann den Schädel zu zerschmettern, wenn er nicht die Segel einziehen lasse. Zum Glück für beide Parteien drehte sich der Wind, so daß das Boot das Schiff erreichen konnte, denn sonst hätte leicht ein Unglück geschehen können. Es läßt sich vermuthen, daß der Capitän nicht die Absicht hatte seine Drohung auszuführen, sondern daß er den Zögernden nur einen Schrecken einjagen wollte; in einem Schreiben an Astor

erklärte er jedoch, daß es sein voller Ernst gewesen sey, und man kann freilich nicht wissen, wie weit ein solcher Eisenkopf seine Begriffe von Autorität auszudehnen im Stande ist. „Hätte sich", schrieb er, „der Wind nicht, bald nachdem wir den Hafen verlassen, gelegt, so würde ich die Zauderer zuverlässig im Stich gelassen haben, und ich kann nicht umhin zu glauben, daß es für Sie nur ein Unglück ist, daß es nicht so geschah; denn der erste Verlust wäre, meiner Meinung nach, bei dieser Gelegenheit der beste gewesen, da diese Herren keinen Begriff von dem Werth des Eigenthums und nicht die geringste Achtung vor Ihrem Interesse zu haben scheinen, obschon dasselbe auf das innigste mit dem ihrigen verknüpft ist."

Auch wegen der Ladung ergaben sich noch mehrere Zwistigkeiten zwischen dem Capitän und den Theilhabern, indem die letztern einige Artikel derselben zur Kleidung für die Mannschaft oder zu andern Zwecken verwenden wollten, die ihnen wesentlich schienen. Thorn hielt aber strenge Aufsicht über die ihm anvertrauten Güter, und schalt und brummte gegen jeden, der es wagte, einen Ballen oder eine Kiste zu berühren. Vergebens schützten die Theilhaber vor, daß ihre Stellung ihnen das Recht einräume, über die Waaren zum Besten der Unternehmung zu verfügen, der Capitän blieb unbeweglich. Sie trösteten sich indeß mit der Erklärung, daß, sobald sie an dem Orte ihrer Bestimmung angelangt seyn würden, niemand sie an Behauptung ihres Rechts, über Schiff und Ladung nach Gefallen zu verfügen, hindern solle.

Außer diesen Mißverhältnissen zwischen dem Capitän und den Theilhabern, entspannen sich auch noch andere zwischen den Theilhabern selbst, die zum Theil durch Rangstreitigkeiten herbeigeführt wurden. Mac Dougal und Mac Kay begannen Plane zur Errichtung des Forts und anderer Gebäude zu entwerfen. Was den Umfang und die äußern Dimensionen derselben betraf, die nach ziemlich großem Maßstab angenommen wurden, so verständigten sie sich hierüber vollkommen gut; als es aber an die innere Einrichtung kam, gerieth man lebhaft an einander und stritt sich Stunden lang über Zahl und Vertheilung der Thüren und Fenster. Einer beschuldigte den andern, er wolle sich eine unumschränkte Gewalt anmaßen, worauf Mac Dougal das Schreiben Astors vorzeigte, das ihn zu dessen Stellvertreter ernannte ein, — Document, gegen das sich freilich nichts einwenden ließ.

„Dieſe Zänkereien waren immer eben ſo heftig als kurz, und nach 15 Minuten ſchon", ſchrieb der Capitän, „liebkoſ'ten ſie ſich meiſt wieder wie die Kinder."

Während dieſe Miniaturanarchie die kleine Welt an Bord des Tonquin in Athem hielt, ſetzte das gute Schiff ſeine Fahrt ungehindert fort, umſegelte am 25 Decbr. das Cap Horn und hatte am 11 Febr. die ſchneebedeckten Gipfel von Owyhee im Geſicht.

## Sechstes Capitel.

Owyhee. — Die Sandwichsinſeln. — Tamaahmaah. — Abſichten Aſtors hinſichtlich der Sandwichsinſeln. — Ihre Bewohner. — Die Stelle, wo Capitän Cook fiel. — John Young und ſeine Geſchichte. — Beſuch des Königs am Bord des Schiffes.

Owyhee, oder Hawaii, wie ſie von den genauern Orthographen geſchrieben wird, iſt die größte von den zehn, eine Gruppe bildenden Sandwichsinſeln. Sie iſt ungefähr 97 Meilen lang und 78 breit, und ſteigt allmählich in drei pyramidenförmige Gipfel oder Kegel empor. Der höchſte von dieſen, Mouna Roa genannt, erhebt ſich 18,000 Fuß über den Meeresſpiegel, ſo daß er den ganzen Archipel beherrſcht und für weit entfernte Schiffe eine Landmarke iſt. Er bleibt ein ewigdauerndes Denkmal für den unternehmenden und unglücklichen Capitän Cook, der von den Bewohnern dieſer Inſel ermordet wurde.

Die Sandwichinſulaner zeichneten ſich, als man ſie zuerſt entdeckte, vortheilhaft vor allen Bewohnern der übrigen Inſeln des ſtillen Meeres aus. Sie waren freimüthig und offen in ihrem Benehmen, ohne Falſch und freigebig im Verkehr, und in allen ihren rohen Erfindungen gab ſich eine eigene ſinnreiche Zweckmäßigkeit kund. Das tragiſche Ende des Entdeckers, das ſie eine Zeit lang in den Verdacht der Wildheit brachte, war in der That nur die Folge einer plötzlichen Aufregung, die durch die Gefangennehmung ihres Häuptlings hervorgerufen wurde.

Zur Zeit des Beſuchs des Tonquin hatten die Inſulaner in vieler Hinſicht durch gelegentlichen Verkehr mit den Weißen gewon-

nen, und zeigten eine raſche Auffaſſungsgabe in Allem, was für ihre Lebensweiſe von Nutzen ſeyn konnte. Urſprünglich hatten ſie keine andern Fahrzeuge zur Beſchiffung des ſie umgebenden Meeres, als leichte Piroguen, die nicht gemacht waren, den Stürmen des Oceans zu trotzen; und da die Inſeln ziemlich entfernt von einander liegen, ſo konnte natürlich nur ein zufälliger Verkehr zwiſchen ihnen ſtattfinden. Der Handel mit den Weißen hatte ſie jedoch in Beſitz größerer Schiffe geſetzt, mit deren Leitung ſie ſich vertraut machten, und ſogar in der Schiffsbaukunſt ſelbſt waren ſie ziemlich vorwärts gekommen.

Alle dieſe Fortſchritte und Verbeſſerungen hatten die Inſulaner größtentheils der Energie und dem Scharfſinn eines einzigen Mannes, des bekannten Tamaahmaah zu danken, der anfänglich nichts als ein kleiner Eri oder Häuptling, aber ein kühner, ehrgeiziger Mann war, der ſich bald emporſchwang und die großen Vortheile, welche ihm die Schifffahrt bot, zu benutzen wußte, um ſich den ganzen Archipel durch Gewalt der Waffen zu unterwerfen. Als der Tonquin vor der Inſel Anker warf, beſaß er bereits gegen 40 Schooner von 20 bis 30 Tonnen, und ein altes americaniſches Schiff. Mit dieſer kleinen Seemacht hielt er ſein Inſelgebiet unter ſeiner Herrſchaft und unterhielt den Verkehr mit den Häuptlingen oder Gouverneurs, die er auf den verſchiedenen Inſeln eingeſetzt hatte.

Die Lage die er Inſelgruppe in dem weiten ſtillen Meer und ihre außerordentliche Fruchtbarkeit erheben ſie zu höchſt wichtigen Landungsplätzen auf der Fahrt nach China oder nach der Nordweſtküſte von America. Hier legten die für den Pelzhandel beſtimmten Schiffe an, um Ausbeſſerungen vorzunehmen und ſich mit Lebensmitteln zu verſorgen, und hier überwinterten ſie auch oft während ihrer langwierigen Küſtenexpeditionen.

Die brittiſchen Seefahrer erkannten gleich anfangs die Wichtigkeit dieſer Inſeln für den Handel, und der berühmte Entdecker Vancouver, wußte den Häuptling Tamaahmaah, bald nachdem er die Herrſchaft über die Inſelgruppe erlangt hatte, zu bereden, daß er für ſich und ſeine Unterthanen dem König von Großbritannien den Eid der Treue leiſtete. Später ſtattete die königliche Familie der Sandwichsinſeln, wie bekannt, dem Hof von St. James einen Beſuch ab, und mancher unſrer Leſer wird ſich wohl noch des ernſtkomiſchen Ceremoniells und des lächerlichen Prunks erinnern, der

bei Gelegenheit dieser seltsamen Travestie im monarchischen Styl zur Schau gestellt wurde.

Es lag mit in dem umfassenden Plane Astors, einen freundschaftlichen Verkehr zwischen diesen Inseln und der von ihm beabsichtigten Colonie herzustellen, um für eine Zeit lang wenigstens seine Lebensmittel von dorther zu beziehen, und er hatte sogar die Absicht, mit der Zeit die eine oder andere der Inseln als Anhaltspunkt für seine Schiffe und als Glied in der Kette seiner Handelsniederlassungen in Besitz zu nehmen.

Am Abend des 12 Februars ging der Tonquin in der Bay von Karakakooa vor der Insel Owyhee vor Anker. Das Gestade ringsum war mit überhängenden und schwarzen vulcanischen Felsen besetzt und bot einen wilden Anblick. Jenseits derselben aber befand sich ein fruchtbares mit Yams, Pisang, süßen Kartoffeln, Zuckerrohr und andern Erzeugnissen eines warmen Klima's bebautes Land, und die zahlreichen Wohnungen der Eingebornen waren hinter Gruppen von Cocospalmen und Brodfruchtbäumen versteckt, die Nahrung und Schatten zugleich boten. Diese Abwechselung von Gärten und Hainen zog sich an den Abhängen des Gebirgs hinan, wo sie sich an dichte Waldungen schloß, die dann wieder kahlen, schroffen Felsen wichen, deren mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel in die Wolken emporragten.

Die königliche Residenz Tamaahmaah's befand sich damals auf einer andern Insel, Woahoo genannt. Die Insel Owyhee stand unter dem Befehl eines seiner Eris oder Häuptlinge, der seinen Wohnsitz in dem Dorfe Tocaigh hatte, das an einer andern Küste als die Bay Karakakooa lag.

Am Morgen nach seiner Ankunft war das Schiff von Canots und Piroguen, mit Eingebornen beiderlei Geschlechts angefüllt, umgeben, die Vegetabilien aller Art brachten. Der Capitän wünschte jedoch eine Anzahl Schweine zu kaufen, die indeß nicht zu haben waren. Den Handel mit Schweinefleisch hatte sich der König als Monopol vorbehalten, und kein Unterthan des großen Tamaahmaah wagte einen Eingriff in dieses Recht. Diejenigen Lebensmittel aber, welche sie liefern durften, wurden im Ueberfluß von ihnen herbeigeschafft, und den ganzen Tag über dauerte der lebhafteste Verkehr fort, an dem die Weiber auf die freundlichste Weise Theil nahmen.

Die Insulaner sind ein schöner kupferfarbiger Menschenschlag; die Männer groß und wohlgebaut, mit Formen, welche auf Stärke und Gewandtheit schließen lassen. Die Weiber haben regelmäßige, oft schöne Gesichtszüge, mit einem ihrem Temperament entsprechenden Ausdruck von Lüsternheit. Ihre Kleidung war fast noch ganz dieselbe wie zu den Zeiten des Capitän Cook. Die Männer trugen den Maro, ein einen Fuß breites und mehrere Fuß langes Band, das um die Lenden gewickelt und aus Tappa — Zeug aus Baumrinde — gemacht wird; dann den Kihei, oder Mantel, ungefähr sechs Fuß ins Gevierte haltend, der, über der Schulter in einen Knoten geknüpft, unter dem entgegengesetzten Arm, den er bloß läßt, durchgezogen wird und vorn und hinten in zierlichen Falten bis zum Knie hinabfällt, so daß er einige Aehnlichkeit mit einer römischen Toga hat.

Die weibliche Kleidung bestand aus dem Pau, und wurde aus einem mehrere Ellen langen und eine breiten Stück Tappa gebildet, das, um die Hüften gewickelt, wie ein Unterrock bis auf die Kniee herabreicht. Darüber wird ein Mantel, größer als der der Männer, bald über beide Schultern, gleich einem Shwal, bald nur über einer getragen. Da sich beide Geschlechter der Mäntel nur selten während der Hitze des Tages bedienen, so hat der Anblick dieser Leute anfangs etwas Anstößiges für ein civilisirtes Auge.

Gegen Abend begaben sich einige der Theilhaber nebst mehreren Commis ans Ufer, wo sie die gastfreundlichste Aufnahme fanden. Um sie zu unterhalten, führten neunzehn junge Weiber nebst einem Manne einen Tanz auf, bei dem alle sangen und sich nach dem Tact höchst anmuthig bewegten.

Alles dieß führte jedoch, nach den Begriffen des Capitäns, zu keinem Zweck; in seiner Hoffnung getäuscht, einen ansehnlichen Vorrath von Schweinefleisch einzuhandeln und gutes Trinkwasser zu finden, wünschte er je eher je lieber wieder abzusegeln, was sich jedoch nicht so leicht thun ließ. Die Passagiere, einmal am Land, waren, wie gewöhnlich, entschlossen, von der Gelegenheit Nutzen zu ziehen. Die Theilhaber hatten Erkundigungen über die Insel einzuziehen, die mit dem Geschäft in Verbindung standen, während die jungen Commis sich an den Reizen und der Anmuth der tanzenden Schönen ergötzten. Zu ihrem größten Vergnügen erbot sich

ein alter Insulaner sie an die Stelle zu führen, wo Capitän Cook ermordet worden war. Der Vorschlag wurde mit Begierde angenommen und die Pilgerfahrt eilends angetreten. Der Alte erfüllte sein Versprechen treulich, und brachte die jungen Leute an die Stelle, wo der unglückliche Seefahrer fiel. Die Felsen und Kokosbäume umher gaben noch Zeugniß von dem Vorfall durch die Narben der Kugeln, die von den Booten aus auf die Wilden abgeschossen worden waren. Die Wanderer umstanden den alten Insulaner, um seinen umständlichen Bericht über das traurige Ereigniß anzuhören, während der wackere Capitän vor Ungeduld an den Nägeln kaute. Um seinen Verdruß noch zu vermehren, wurden auch noch Steine und Rinde von den mit Kugelnarben gezeichneten Felsen und Bäumen abgelöst und als kostbare Reliquien an Bord gebracht.

Herzlich froh war der Capitän, als er endlich alle die Seinigen mit ihren Schätzen an Bord des Schiffes hatte, und nun den für ihn so unergiebigen Platz verlassen konnte, um nach der Bay von Tocaigh zu steuern, wo der Gouverneur der Insel hauste, bei dem er zu finden hoffte, was er brauchte. Als man Anker geworfen hatte, stieg der Capitän, von den HH. Mac Dougal und Mac Kay begleitet, ans Land, um dem Gouverneur einen Besuch abzustatten. Es zeigte sich, daß dieser Großwürdeträger ein alter Matrose Namens John Young war, der, nachdem er wie ein zweiter Sindbad die Meere durchkreuzt hatte, durch eine jener bizarren Launen des Glücks zum Gouverneur einer wilden Insel erhoben worden war. Er nahm die Besuchenden auf das herzlichste auf, gab ihnen jedoch zu verstehen, daß man in Tocaigh keinen Ueberfluß an Lebensmitteln habe, und daß, da es in der ganzen Gegend seit drei Jahren nicht geregnet habe, auch kein gutes Wasser zu finden sey.

Der Capitän wollte nach solchem Bescheid den Besuch sogleich abbrechen und weiter segeln, allein seine Begleiter bezeugten keine Lust den Gouverneur, der sehr mittheilend zu seyn schien, und von dem sie nützliche Erkundigungen einzuziehen hofften, so schnell zu verlassen. Es entspann sich demnach eine lebhafte Unterhaltung, in deren Verlauf man manche Nachricht über die Angelegenheiten der Insel, ihre Erzeugnisse und die Möglichkeit erhielt, auf dem Wege des Handels Vortheil aus derselben zu ziehen. Bei dieser Gelegenheit forschten die Theilhaber auch nach den persönlichen Verhältnissen John Youngs und wie er sich zu dem Posten eines

Gouverneurs emporgeschwungen, worüber der Befragte die bereitwilligste Auskunft gab.

John Young war zu Liverpool in England geboren worden, und hatte als Knabe schon dem Seeleben sich gewidmet. Durch gute Aufführung bis zur Stelle eines Hochbootsmanns auf dem americanischen Schiff Eleonore, von Capitän Metcalf befehligt, befördert, war er mit demselben im Jahr 1789 auf eine Expedition an die Nordwestküste von America in Geschäften des Pelzhandels ausgelaufen. Im Verfolg dieser Reise, ließ der Capitän einen kleinen Schooner mit fünf Mann, welche sein Sohn, ein Jüngling von 18 Jahren befehligte, zu Nootka mit dem Auftrag zurück, der Eleonore zu folgen.

Im Februar 1790 legte Capitän Metcalf an der Insel Mowee — von der Sandwichsgruppe — an. Während er hier vor Anker lag, wurde ein am Hintertheil des Schiffes hängendes Boot gestohlen, und ein in demselben befindlicher Matrose getödtet. Die Eingebornen läugneten die That, und brachten die Trümmer des Boots und die Leiche des Matrosen an Bord. In der Meinung dadurch den Zorn des Capitäns besänftigt zu haben, drängten sie sich wie gewöhnlich in ihren Canots um das Schiff, um Handel zu treiben. Capitän Metcalf hatte indeß beschlossen, blutige Rache zu nehmen. Die Eleonore hatte zehn Kanonen, die er mit Musketenkugeln, Nägeln und Eisenstücken laden und dann nebst einer Salve aus dem kleinen Gewehr auf die Eingebornen abfeuern ließ. Die Wirkung war furchtbar, denn mehr als hundert wurden getödtet.

Nach dieser Rachehandlung verließ Capitän Metcalf die Insel und steuerte nach Owyhee, wo er von Tamaahmaah gut aufgenommen wurde. Der Glückstern dieses kriegerischen Häuptlings war damals im Aufgehen. Die Eleonore blieb einige Tage vor Anker, und ein anscheinend freundschaftlicher Verkehr wurde mit den Eingebornen unterhalten. Am 17 März erhielt John Young Erlaubniß die Nacht am Lande zuzubringen, und am folgenden Morgen rief ihn ein Signalschuß an Bord zurück.

Er begab sich ans Ufer um sich einzuschiffen, fand aber alle Canots an den Strand gezogen; als er selbst eines flott machen wollte, trat Tamaahmaah zu ihm und sagte, wenn er Miene mache sich zu entfernen, so würde er ermordet werden. Young war genöthigt Folge zu leisten, und befand sich wegen dieses geheimnißvollen

Taboo, oder Verbots, den ganzen Tag in großer Angst, weil er irgend eine feindliche Absicht befürchtete. Der Schooner, der von dem Sohn des Capitäns Metcalf befehligt wurde, war südwärts von der Tocaigh-Bay den Eingebornen in die Hände gefallen, und der junge Metcalf nebst vier von seinen Leuten ermordet worden.

Sobald Tamaahmaah von diesem Vorfall Nachricht erhielt, legte er sogleich ein Taboo auf alle Canots, und untersagte jeden Verkehr mit dem Schiff, damit der Capitän das Schicksal des Schooners nicht erfahre und Rache an der Insel nehme. Aus derselben Ursache hielt er auch Young bei sich zurück. Die Eleonare wiederholte ihre Signale zwei Tage lang und segelte dann ab, weil man an Bord glaubte, der Hochbootsmann sey davongelaufen.

John Young war in Verzweiflung, als er das Schiff sich entfernen und sich selbst unter Wilden zurückgelassen sah, deren von Natur blutdürstiger Charakter durch Feindseligkeiten aufgereizt wor. Höchst angenehm wurde er daher durch die freundschaftliche Behandlung Tamaahmaah's und seiner Leute überrascht. Er sah sich zwar, so oft ein Schiff sichtbar wurde, sorgsam bewacht, damit er nicht entweichen und erzählen solle, was vorgegangen war, ward sonst aber mit großer Auszeichnung behandelt. Er wurde zum ersten Günstling, zum Cabinetsrath und Coadjutor Tamaahmaah's erhoben, begleitete ihn auf allen seinen Ausflügen und stand ihm in seinen kriegerischen Unternehmungen bei. Nach und nach erhob ihn sein König zum Häuptling, er verehlichte sich mit einer der Schönheiten des Landes und gewöhnte sich an die neue Lebensweise, indem er sich vielleicht damit tröstete, daß es besser sey unter Wilden zu herrschen, als bei den Weißen zu dienen — besser ein befiederter Häuptling als ein betheerter Bootsmann zu seyn. Er stieg immer mehr in Tamaahmaah's Gunst, und als dieser muthige und gewandte Häuptling sich zum Herrscher über die ganze Inselgruppe emporgeschwungen und seine Residenz nach Woahoo verlegt hatte, machte er seinen treuen Anhänger John Young zum Gouverneur von Owyhee.

Das ist der kurze Umriß der Geschichte des Gouverneurs Young, wie er sie selbst erzählte; wir bedauern nur, daß wir keine nähere Nachricht von dem Prunk seiner Hofhaltung und der Art geben können, wie er seinen hohen Amtspflichten genügte. So viel ist

indeß gewiß, daß er mehr von dem treuherzigen Wesen eines Seemanns, als von der Würde eines Gouverneurs hatte.

Diese langen Conferenzen waren harte Geduldsproben für den Capitän Thorn, der nicht den mindesten Respect, weder vor dem Gouverneur, noch vor seiner Insel hatte, sondern dem alles daran gelegen war, sobald als möglich Lebensmittel und Wasser zu erhalten. So wie es ihm gelungen war, seine forschbegierigen Passagiere an Bord zu bringen, lichtete er die Anker und segelte nach der Insel Woahoo, wo Tamaahmaah residirte.

Woahoo ist die schönste Insel der Sandwichsgruppe; sie hält 46 Meilen in der Länge und 23 in der Breite. Eine Kette vulcanischer Gebirge steigt im Mittelpunkt in hohen Gipfeln empor, ringsum von wellenförmigen Hügeln und fruchtbaren Ebenen umgeben, auf denen die Hütten der Eingebornen zwischen Hainen von Brodfrucht- und Cocosnußbäumen hervorsehen.

Am 21 Februar ging der Tonquin in der schönen Bai vor dem Dorfe Waititi, der Residenz Tamaahmaah's, vor Anker. Dieses Dorf enthielt gegen 200 Wohnungen, aus Pfählen bestehend, die man in den Boden gerammt, ihre Spitzen oben zusammengebunden und dann mit Gras bedeckt hatte, und lag in einem Hain von Cocosbäumen. Der königliche Palast Tamaahmaah's war ein großes Gebäude von zwei Stockwerken, das unten aus Steinen, oben aus Holz bestand. Ringsum hielt seine aus 24 Mann bestehende, in blaue, gelb ausgeschlagene Leibröcke gekleidete und mit Musketen bewaffnete Leibgarde Wache.

Während das Schiff vor Anker lag, fanden mehrere ceremonielle Besuche und lange Conferenzen zwischen dem Beherrscher der Inseln und den Theilhabern der Compagnie statt. Tamahmaah kam mit königlichem Gepränge in seiner doppelten Pirogue an Bord. Er war ein Mann zwischen 50 und 60 Jahren, groß und wohl gebaut, doch etwas corpulent. Seine Kleidung bestand aus einer alten Uniform, in der er sich jedoch etwas beengt zu fühlen schien; an der Seite trug er einen Säbel. Drei seiner Weiber begleiteten ihn, alle eben so groß und corpulent als er selbst, doch nicht im Staate, sondern nur mit dem Pau bekleidet. Mit ihm kam auch sein Günstling und geheimer Rath, Kraimaker, der, weil er so viel als Premierminister war, von den Engländern, welche die Insel besuchten, Billy Pitt genannt wurde.

Der Fürſt wurde mit den gehörigen Förmlichkeiten empfangen. Die americaniſche Flagge ward entfaltet, vier Kanonen wurden abgefeuert, und die Theilhaber erſchienen in ſcharlachnen Röcken, um ihre erlauchten Gäſte in die Cajüte zu führen, wo man ſie mit Wein bewirthete. Bei dieſer Zuſammenkunft ließen ſich die Theilhaber angelegen ſeyn, dem Monarchen einen hohen Begriff von ihrer und der Wichtigkeit der Geſellſchaft zu geben, zu der ſie gehörten. Sie ſagten ihm, daß ſie Eris oder Häuptlinge einer großen Compagnie ſeyen, die ſich an der Nordweſtküſte von America feſtſetzen werde, und machten ihm Hoffnung einen Handel mit ſeinen Inſeln zu eröffnen und Schiffe dahin zu ſenden. Da Tamaahmaah die Vortheile des Handels recht gut einſah, und es ſein Wunſch war mit den Weißen in Verkehr zu kommen, ſo hörte er dieß ſehr gern. Er lud Europäer und Americaner ein, auf ſeiner Inſel ſich niederzulaſſen und ſich da zu verheirathen. Es hatten ſich auch bereits 20 bis 30 Weiße daſelbſt anſäſſig gemacht, von denen jedoch die meiſten Landſtreicher waren, die nur die Hoffnung gelockt hatte, ein müßiges und bequemes Leben führen zu können. Dieſe wurden jedoch von Tamaahmaah mit Verachtung behandelt und nur jene hatten ſich ſeiner Unterſtützung zu erfreuen, welche irgend ein Gewerbe oder Handwerk verſtanden und ein mäßiges und betriebſames Leben führten.

Am Tag nach dem Beſuch Tamaahmaah's gingen die Theilhaber ans Land, um ihre Gegenviſite zu machen. Da ſie wußten, welche Wirkung Prunk in Kleidung auf Wilde macht, und ſie als die Eris der großen americaniſchen Pelzhandelcompagnie einen günſtigen Eindruck zu machen wünſchten, ſo erſchienen einige von ihnen, zu großer Verwunderung der Eingebornen, in hochländiſchen Plaids und Kelts.

Während dieſer diplomatiſchen Conferenzen eröffnete der Capitän eine Unterhandlung, die er nach ſeinem praktiſchen Sinn für weit wichtiger hielt, nämlich den Handel um eine Anzahl Schweine. Bei dieſer Gelegenheit überzeugte er ſich, daß der König auf mehr als Einer Seite von dem Verkehr mit den weißen Männern Nutzen gezogen, und vor allem gelernt hatte, wie man ſich im Handel zu benehmen habe. Er war ein großmüthiger Monarch, aber ein ſchlauer Schweinhändler, und nur erſt nach mehreren Zuſammenkünften und vielem Hin- und Herhandeln gelang es dem

Capitän zu erhalten, was er brauchte. Als der Kauf geſchloſſen war, machte Tamaahmaah zur Bedingung, in ſpaniſchen Thalern bezahlt zu werden, weil er Geld brauche, um von ſeinem Bruder Georg — wie er den König von England nannte — eine Fregatte zu kaufen. *)

Endlich kam der Kauf mit Sr. Majeſtät zu Stande, und unſre Seefahrer ſahen ſich im Beſitz der nöthigen Anzahl Schweine; mehrere Ziegen, zwei Schafe und eine Menge Geflügel und Gemüſe ungerechnet. Die Theilhaber trugen nun auch noch darauf an, ihre Mannſchaft aus den Eingebornen der Inſel zu recrutiren, weil ſie, wie ſie ſagten, ſelbſt unter den canadiſchen „Reiſenden" aus dem Nordweſten keine Schiffer gefunden hätten, die ihnen glichen. In der That zeichnen ſie ſich auch durch die große Geſchicklichkeit aus, mit der ſie ihre leichten Fahrzeuge regieren, und dabei ſchwimmen ſie und tauchen unter wie Waſſerhühner. Die Theilhaber waren daher geneigt, 30 bis 40 von ihnen mit nach dem Columbia zu nehmen, um ſie dort im Dienſt der Compagnie zu verwenden. Der Capitän wendete dagegen ein, daß das Schiff nicht Raum genug habe, um eine ſolche Anzahl aufzunehmen; weßhalb man ſich damit begnügte, 12 für den Dienſt der Compagnie und eben ſo viele für den Schiffsdienſt anzuwerben. Die erſtern wur-

*) Aus den Berichten ſpäterer Reiſenden geht hervor, daß Tamaahmaah nachmals zu dem längſt gewünſchten Beſitz eines großen Schiffs gelangte. In dieſem ſchickte er eine Ladung Sandelholz nach Canton, weil er dahinter gekommen war, daß die mit ihm Handel treibenden fremden Kaufleute an dieſem von den Inſeln auf die chineſiſchen Märkte verſchifften Holze großen Gewinn machten. Das Schiffsvolk beſtand aus Eingebornen, die Officiere aber waren Engländer. Das Schiff legte die Reiſe glücklich zurück und ging mit der ſtolz in der Luft wehenden Flagge von Hawaii vor Anker; der König eilte an Bord, in der Erwartung ſein Sandelholz in chineſiſche Seidenſtoffe verwandelt zu ſehen, fand aber zu ſeinem großen Erſtaunen eine Unkoſtenberechnung von 3000 Thalern vor. Es bedurfte geraumer Zeit, bis man ihm begreiflich machen konnte, was für Lootſengeld, Hafengebühren, Zölle u. ſ. w. in Abrechnung zu bringen ſey; als er aber einmal begriffen hatte, daß Seeſtaaten anderer Länder große Einkünfte auf ſolche Weiſe beziehen, rief er aus: „Nun wohl, ſo will auch ich mir Hafengelder bezahlen laſſen." Dieß geſchah, und ſo erhöhte er auf dieſe Weiſe die Einkünfte ſeines Landes um ein Bedeutendes.

den auf drei Jahre verpflichtet, sollten während dieser Zeit Nahrung, Kleidung und nach Verlauf ihrer Dienstzeit hundert Dollars in Waaren erhalten.

Nachdem endlich alle eingehandelten Lebensmittel an Bord gebracht und die Wasserfässer gefüllt worden waren, rüstete sich der Capitän unter Segel zu gehen. Wie sehr der ehrliche Mann sich heimlich über das Benehmen seiner Passagiere, das ihm als possenhaft und kindisch erschien, geärgert haben muß, zeigt sich aus einem Schreiben, das er von Woahoo aus an Hrn. Astor sandte und das seinen Commentar über die eben geschilderten Vorgänge enthält.

„Es dürfte schwer seyn," schreibt er, „sich einen Begriff von den tollen Possen zu machen, die hier täglich gespielt werden. Bald kleidet man sich in rothe Röcke, oder auf eine andere phantastische Weise, sammelt einen Haufen unwissender Eingebornen um sich, denen man erzählt, die Herren Theilhaber seyen die großen Eris *) von Nordwest, und würden ihnen jährlich drei oder vier Schiffe von der Küste aus zusenden, während die Eingebornen dem Schiff nicht einmal ein Schwein liefern können; bald kleidet man sich in schottische Plaids, trifft ähnliche Anordnungen und schenkt den Insulanern Rum, Wein oder was eben sonst bei der Hand ist. Ein anderesmal setzt man die Commis nebst einer Anzahl Matrosen ans Land, besucht die Stelle, wo Capitän Cook ums Leben kam, und jeder schält ein Stück Rinde von einem Baum oder bricht ein Stück von dem Felsen ab, worauf die Narbe einer Kugel zu sehen ist. Dann setzt man sich hin, läßt sich die Geschichte der Inseln und der Kriege Tamaahmaah's erzählen, um Stoff zu einer Reisebeschreibung zu sammeln; kurz um die tausend Beispiele von Unwissenheit u. s. w. aufzuzählen, oder alle die tollen Possen namhaft zu machen, die hier täglich vorfallen, müßte man ganze Bände füllen."

Vor der Einschiffung nahmen die großen Eris der americanischen Pelzhandelcompagnie in gehöriger Form Abschied von ihrem erlauchten Verbündeten, wobei Versicherungen von dauernder Freundschaft und Versprechungen von künftigem Verkehr gegenseitig ausgetauscht wurden, während der Capitän dem Beherrscher der Inseln im Her-

*) Der ehrliche Capitain schreibt in seinem Aerger statt great Eris, „great Eares" (Langohren).

zen als einen habſüchtigen Wilden verwünſchte, der im Verkehr eben ſo filzig und hinterliſtig ſey als ein weißer Mann. Da eins der Schiffe der Compagnie in der Folge ſich in dem Fall befand, die Gerechtigkeit und Großmuth Tamaahmaah's anzurufen, ſo werden wir ſehen, in wie weit die Anſicht des ehrlichen Capitäns begründet war.

## Siebentes Capitel.

Abfahrt von den Sandwichsinſeln. — Mißverſtändniſſe. — Ankunft am Columbia. — Gefahren. — Begräbniß eines Sandwichsinſulaners.

Am 28 Februar ſegelte der Tonquin von den Sandwichsinſeln ab. Zwei Tage lang war der Wind widrig und das Schiff wurde in ihrer Nähe zurückgehalten; endlich aber ſetzte er um, und nun ſchwanden die üppigen Haine, die grünen Hügel und die ſchneebedeckten Gipfel dieſer glücklichen Inſeln nach einander aus dem Geſicht, oder verſchmolzen mit der blauen Ferne, und der Tonquin ſetzte ſeinen Lauf nach den wildern Regionen des ſtillen Meeres fort.

Die Mißverſtändniſſe zwiſchen dem Capitän und ſeinen Paſſagieren dauerten noch immer fort, oder wurden vielmehr immer ernſter. Bei ſeiner zänkiſchen Laune und ſeinem Eigenſinn enthielt Thorn ſich aller Gemeinſchaft mit den Theilhabern und deren Untergebenen, und ſprach ſogar nicht einmal mehr mit ihnen. Da er auf dieſe Weiſe auch nichts von dem erfuhr, was dieſe vorhatten, ſo konnte er nur rathen, was ſie etwa im Schilde führten, und erſchöpfte ſich auf ſolche Art in Vermuthungen und Argwohn, die für ihn eine Quelle der grillenhafteſten Selbſtquälerei wurden. So benahm er ſich einſt, als Einiges von dem Gepäck geöffnet werden ſollte, um Gegenſtände zur Kleidung für die Mannſchaft, oder zu Geſchenken für die Eingebornen herauszunehmen, ſo unfreundlich und gebieteriſch gegen die Theilhaber, daß dieſe zu verſtehen gaben, ſie ſeyen die Stärkern und könnten ihm leicht das Commando abnehmen. Auf dieſen Wink fuhr dem Capitän der Gedanke durch den Kopf, daß man wirklich damit umgehe, ihn abzuſetzen, ja vielleicht gar zu Owyhee Nachricht von dem Ausbruch eines Kriegs zwiſchen den Vereinigten Staaten und England erhalten habe und

nun vielleicht die Reiseroute zu ändern Willens sey und zu dem Ende des Schiffs und der Ladung sich bemächtigen wolle.

In diesem Verdacht wurde er durch alles, was um ihn vorging, bestärkt. Die Theilhaber hatten Feuergewehre an einige ihrer Leute vertheilen lassen, eine bei den Pelzhändlern gewöhnliche Vorsichtsmaßregel, wenn sie mit Eingebornen in Verkehr kommen, die aber der argwöhnische Capitän als eine Vorbereitung zum Aufstand ansah. Dann sprachen einige der Theilhaber, der Commis und mehrere von der Mannschaft, die als Schotten Gälisch verstanden, in dieser Mundart mit einander, und diese Unterredungen wurden von dem Capitän, der die Sprache nicht verstand, ebenfalls für verrätherisch gehalten, und auf die von ihm geargwohnte Verschwörung bezogen. Er machte auch in einem seiner Briefe an Astor kein Geheimniß aus seinem Verdacht, erklärte aber auch zugleich, daß er gerüstet sey, jeder Verrätherei die Stirne zu bieten und sprach die Hoffnung aus, daß seine kräftigen Vorbereitungen die Verschwörer wohl von Ausführung ihres Unternehmens abschrecken würden.

Wie man später erfahren, erlaubten einige der Theilhaber und Commis, junge, muntere Leute, sich einen unzeitigen Scherz mit dem argwöhnischen, milzsüchtigen Capitän, indem sie alles, was sie thaten, geflissentlich in ein geheimnißvolles Dunkel hüllten.

In so übler Laune setzte der Capitän seine Fahrt fort, indem er ein wachsames Auge auf jede Bewegung hatte und bei jedem Ton in der verhaßten gälischen Sprache, der an sein Ohr schlug, zornig auffuhr. Es fiel indeß nichts vor, was die Ruhe gestört hätte, einen heftigen Sturm ausgenommen, und so langte der Tonquin am 22 März glücklich an der Mündung des Oregon, oder Columbia an.

Der Fluß und die naheliegende Küste boten einen wilden gefahrdrohenden Anblick. Die Mündung des Columbia ist über vier Meilen breit, und hat an der einen Seite eine Halbinsel nebst Vorgebirge und einen langen Streifen Landes an der andern Seite, zwischen denen eine Sandbarre und eine Kette von Klippen die Einfahrt fast ganz versperren. Im Innern des Landes steigen terrassenförmig hohe Gebirgsketten empor, die zur Zeit der Ankunft des Tonquin mit Schnee bedeckt waren.

Ein frischer Nordwestwind trieb die Wogen der Küste zu, die

sich an der Barre in wilder Brandung brachen und fast die ganze Breite der Mündung mit weißem Schaume bedeckten. Unter diesen Umständen hielt der Capitän es nicht für rathsam, der Barre näher zu kommen, bevor man dieselbe sondirt und die Einfahrt ausgemittelt hatte. Der Obersteuermann Fox, ein alter Matrose Namens Martin, der schon früher den Fluß besucht hatte, und drei Canadier erhielten diesen gefährlichen Auftrag. Fox verlangte gediente Matrosen zu seiner Begleitung, die der Capitän jedoch dem Dienst auf dem Schiffe nicht entziehen zu dürfen glaubte, und der Meinung war, daß die Canadier als erfahrne Schiffleute auf Seen und Flüssen dem Unternehmen gewachsen seyen, besonders wenn dieses von Fox und Martin geleitet werde. Fox schien bei dieser Gelegenheit alle Entschlossenheit verloren zu haben; er wendete sich an die Theilhaber, und sagte mit Thränen in den Augen: „Ohne Matrosen zur Bemannung meines Bootes werde ich bei stürmischem Wetter an dem gefährlichsten Punkt der Nordküste auf das Meer hinausgeschickt. Vor einigen Jahren ging mein Oheim an derselben Barre zu Grunde, und nun kommen meine Knochen neben die seinigen zu liegen.“ Die Theilhaber theilten seine Besorgniß und machten dem Capitän Vorstellungen, der jedoch unbeweglich blieb. Er war während der Reise mit Fox unzufrieden gewesen, da er ihn für träg und unthätig hielt, und glaubte nun, daß Mangel an ächtem nautischem Geiste die Ursache seines Widerstrebens sey. Auch war die Einmischung der Theilhaber in Dinge, die den Schiffsdienst betrafen, nicht geeignet einen günstigen Eindruck auf einen Mann zu machen, der so eifersüchtig auf die Behauptung seiner Autorität war, als der Capitän.

Um 1 Uhr Mittags machten sich demnach Fox und seine Gefährten in dem kleinen und gebrechlichen Wallfischboot auf den Weg. Aller Augen waren auf das kleine Fahrzeug gerichtet, wie es dem Ufer zuruderte, mit den gewaltigen Wogen stieg und sank, bis es endlich wie ein Punkt in der schäumenden Brandung verschwand. Der Abend brach herein, die Nacht ging vorüber, der Morgen kehrte wieder, aber das Boot kam nicht zurück.

Als der Wind sich etwas gelegt hatte, befand sich das Schiff in der Nähe des Landes, so daß es die Aussicht auf die Mündung des Flusses hatte. Nichts war zu sehen, als ein wildes Chaos

von rollenden Wogen, die von Ufer zu Ufer eine schäumende Barre bildeten. Gegen Einbruch der Nacht steuerte das Schiff wieder in die See hinaus, und auf allen Gesichtern hatte sich tiefer Kummer verbreitet. Der Capitän selbst theilte die allgemeine Besorgniß, und bereute vermuthlich seine Halsstarrigkeit. Eine andere langweilige, schlaflose Nacht folgte, während welcher der Wind sich legte, und das Wetter heiter wurde.

Am folgenden Tag ging das Schiff, nachdem es dem Lande zugetrieben worden war, in 14 Faden Wasser, nördlich von der langen Halbinsel, oder dem Vorgebirg, das die Nordseite der Einfahrt bildet und Cap Disappointment genannt wird, vor Anker. Die Pinasse wurde bemannt, und zwei von den Theilhabern, die HH. David Stuart und Mac Kay, fuhren in der Hoffnung ab, etwas von dem Schicksal des Bootes zu erfahren. Die Brandung brach sich jedoch so gewaltig am Ufer, daß es unmöglich war zu landen. Eingeborne ließen sich am Gestade sehen, die ihnen durch Zeichen andeuteten, um das Cap herumzufahren, doch hielten die Herren es für besser, nach dem Schiff zurückzukehren.

Da sich der Wind eben erhob, so ging der Tonquin unter Segel, um die Einfahrt zu suchen, ward aber durch den furchtbaren Anblick der Brandung bewogen, sich bis auf eine Seemeile von ihr fern zu halten. Mumford, der zweite Steuermann, wurde von hier aus nebst vier Matrosen in der Pinasse abgeschickt, die Einfahrt zu sondiren bis er vier Faden Wasser finden würde. Die Pinasse wagte sich in die Brandung, wäre aber beinahe verloren gewesen, und fand nur mit Mühe den Weg zum Schiffe zurück. Der Capitän behauptete, Mumford habe sich zu weit gegen Süden gehalten, und wendete sich nun an Herrn Aiken, einen geschickten Seemann, der für das Commando des zur Küstenfahrt bestimmten Schooners ausersehen war, und befahl ihm, mit John Coles, dem Segelmacher, Stephan Weekes, dem Waffenschmied, und zwei Sandwichsinsulanern die Sondirung vorzunehmen, während er selbst mit dem Schiff langsam folgen wolle. Dieß geschah, und als Aiken die Sondirungen genommen hatte, wurde ihm vom Schiff aus ein Signal gegeben, an Bord zurückzukehren. Noch war er auf Pistolenschußweite entfernt, aber die Strömung wurde so heftig und die Brandung tobte so gewaltig, daß das Boot nicht mehr regiert werden konnte, und unter dem Jammergeschrei der darauf befindlichen Mannschaft fort-

gerissen wurde. Nach wenigen Minuten schon war es vom Verdeck aus nicht mehr sichtbar. Einige Passagiere kletterten auf den Besanmast und sahen noch, wie es arbeitete, um das Schiff zu erreichen; bald darauf aber schlugen die Wogen darüber hin, und es schien verloren. Die Aufmerksamkeit der an Bord befindlichen Mannschaft wurde jetzt auf ihre eigene Sicherheit gelenkt; man befand sich in seichtem Wasser, das Schiff stieß wiederholt auf den Grund, die Wogen schlugen darüber weg, und man gerieth in Gefahr zu versinken. Endlich gewann man sieben Faden Wasser, der Wind legte sich, und da die Nacht eben hereinbrach, so wurden die Anker ausgeworfen. Mit der Dunkelheit vermehrte sich auch die Unruhe; der Wind pfiff, die See brüllte, und der weiße Schaum der Brandung leuchtete gespenstisch durch die Finsterniß. Passagiere und Matrosen waren tief bekümmert, und mehreren kam es vor, als ob das Hülfsgeschrei ihrer verlornen Cameraden durch den Aufruhr der Elemente zu ihnen herüberschallte. Eine Zeit lang drohte die raschablaufende Fluth das Schiff von seinem unsichern Ankerplatz mit sich fortzureißen; endlich aber erhob sich der Wind und setzte die Mannschaft in den Stand, die gefährliche Stelle zu verlassen, und in einer kleinen Bucht innerhalb Cap Disappointment Schutz zu suchen, wo man den Rest einer stürmischen Nacht so ruhig zubrachte, als die Umstände es erlaubten, und sich durch einen kurzen Schlaf erquickte.

Mit Tagesanbruch kehrten Unruhe und Sorge zurück. Vom Mastkorb herab übersah man eine wilde Wüste und ein noch wilderes Meer, konnte aber keine Spur von den beiden Booten und ihrer Mannschaft entdecken. Eingeborne kamen mit Pelzwerk an Bord, man hatte aber keine Lust zu handeln. Man forschte durch Zeichen nach den verlorenen Booten, konnte aber keine Auskunft erhalten, weil die Indianer die Frage nicht verstanden.

Mehrere Abtheilungen der Mannschaft gingen ans Land, um in der Nähe herumzustreifen. Eine derselben wurde von dem Capitän geführt. Noch waren sie nicht weit gekommen, als sie in der Ferne einen Mann in europäischer Kleidung sahen, den sie, als er näher kam, als den Waffenschmied Weekes erkannten. Die Freude war allgemein, denn man hoffte auch seine Gefährten gerettet zu sehen; leider aber bot die Erzählung seiner Abenteuer kein so erfreuliches Resultat. Weekes und seine Cameraden hatten sich außer Stand

geſehen das Boot länger zu leiten, und ſich endlich nach langen vergeblichen Anſtrengungen der Willkür der Wogen überlaſſen, von denen ſie ſich oft mit Vernichtung bedroht ſahen, aber immer glücklich wieder entkamen, bis ſie endlich von einer gewaltigen Woge bedeckt und mit dem Boote umgeſchlagen wurden. Weekes tauchte indeß wieder empor und ſah ſich nach ſeinen Gefährten um; Aiken und Coles waren verſchwunden, in ſeiner Nähe aber erblickte er die beiden Sandwichsinſulaner, die ſich ihrer Kleider entledigten, um beſſer ſchwimmen zu können. Er that daſſelbe, und da er eben das Boot vorüber treiben ſah, ſo hielt er es auf. Die beiden Sandwichsinſulaner ſtanden ihm bei, und ihren vereinten Anſtrengungen gelang es, das Boot umzukehren und ſo viel Waſſer auszuſchöpfen, daß ein Mann ſich ohne Gefahr des Verſinkens hineinwagen konnten. Einer der Inſulaner ſtieg dann ein, um das Waſſer vollends mit den Händen auszuleeren, während der andere umherſchwamm um die Ruder aufzufangen, und dann gingen alle drei an Bord. Dießmal trieb die Fluth ſie über die Brandung hinaus, und nun forderte Weekes ſeine Gefährten auf ans Land zu rudern. Dieſe waren jedoch von der Kälte ſo betäubt und erſtarrt, daß ſie ſich weigerten ſeinem Verlangen zu genügen und allen Muth verloren. Weekes befand ſich in gleicher Lage, hatte aber mehr Herrſchaft über ſich ſelbſt und ſuchte durch körperliche Bewegung der betäubenden Wirkung der Kälte ſich zu erwehren. Da er ſah, daß auf ihm alles beruhte, ſo legte er Hand ans Werk, um das Boot über die Barre weg in ruhiges Waſſer zu bringen. Gegen Mitternacht verſchied einer der armen Inſulaner; ſein Gefährte warf ſich auf den Leichnam, von dem er ſich durchaus nicht trennen wollte. Unter ſolchen Schreckensſcenen verging die traurige Nacht, und als der Tag anbrach, ſah ſich Weekes in der Nähe des Landes. Er ſteuerte gerade darauf zu, und endlich wurde ſein Boot mit Hülfe der Brandung hoch an das ſandige Geſtade hinauf getrieben. Da der eine der Sandwichsinſulaner noch Lebenszeichen von ſich gab, ſo half er ihm aus dem Boote und wollte ihn mit ſich in die nahen Wälder nehmen. Der arme Teufel war indeß zu ſchwach, als daß er hätte folgen können, und ſo ſah Weekes ſich bald genöthigt ihn ſeinem Schickſal zu überlaſſen und auf ſeine eigene Sicherheit bedacht zu ſeyn. Da er einen betretenen Pfad fand, ſo verfolgte er denſelben und kam nach einigen Stunden an den Theil der Küſte, wo er zu

ſeiner Freude und Ueberraſchung das Schiff vor Anker liegen ſah und den Capitän nebſt ſeinen Leuten fand.

Nachdem Weekes ſeine Geſchichte erzählt hatte, machten alle ſich in drei Abtheilungen auf, um den unglücklichen Inſulaner zu ſuchen, kamen aber, trotz alles ſorgfältigen Nachforſchens, mit Einbruch der Nacht unverrichteter Sache zurück. Am folgenden Tag erneuerte man die Nachſuchungen und fand den armen Menſchen endlich unter einer Felſengruppe mit geſchwollenen Beinen, blutenden von Dornen und ſcharfen Steinen zerriſſenen Füßen, und halb todt vor Kälte, Hunger und Ermüdung. Weekes und dieſer Inſulaner waren die Einzigen die mit dem Leben davon gekommen; von Fox und ſeinen Leuten ward keine Spur mehr entdeckt. Acht Mann waren mithin ſchon umgekommen, als man ſich der Küſte kaum genähert hatte — ein Anfang, der die ganze Mannſchaft mit Kummer erfüllte, und von den Abergläubiſchen als eine traurige Vorbedeutung für das Unternehmen ſelbſt betrachtet wurde.

Mit Einbruch der Nacht gingen die Sandwichsinſulaner ans Land, um ihrem verunglückten Landsmann die letzte Ehre zu erweiſen. Als ſie an den Platz gekommen waren, wo man ihn gelaſſen hatte, gruben ſie ein Grab in den Sand, legten den Leichnam darein, und gaben ihm einen Zwieback unter den einen Arm, und etwas Speck und Tabak unter das Kinn, als Wegzehrung auf ſeiner Reiſe in das Land der Geiſter. Nachdem das Grab mit Sand und Kieſelſteinen ausgefüllt war, knieten ſie, das Geſicht gegen Oſten gewendet, zu beiden Seiten desſelben nieder, und einer von ihnen, der das Prieſteramt verwaltete, beſprengte den Hügel mit Waſſer, das er mit ſeinem Hute ſchöpfte, indem er ein Gebet dazu ſprach, in das die andern in Zwiſchenräumen einfielen. Dieß waren die einfachen Ceremonien, die dieſe armen Wilden am Grabe ihres Landsmannes an der Küſte eines fremden Landes verrichteten. Als alles vorüber war, ſtanden ſie auf, und kehrten ſchweigend, ohne einen Blick hinter ſich zu werfen, an Bord des Schiffes zurück.

# Achtes Capitel.

Die Mündung des Columbia. — Die Eingebornen. — Expedition Mac Dougals und David Stuarts. — Comcomly, der einäugige Häuptling.

Die Ufer des Columbia oder Oregon ſind an der Einmündung des Fluſſes in die See, auf ungefähr 30 bis 40 Meilen weit von tiefen Buchten eingeſchnitten, ſo daß ſeine Breite von drei bis zu ſieben Meilen wechſelt. Die Fahrt iſt wegen der oft von einem Ufer bis zum andern reichenden Sandbänke, an denen Winde und Strömung zu Zeiten ſchäumende Brandungen bilden, höchſt ſchwierig und gefährlich. Die eigentliche Mündung des Fluſſes iſt kaum eine halbe Meile breit. Die Einfahrt von der See aus, wird, wie bereits bemerkt, auf der Südſeite von einer flachen, ſandigen, in den Ocean hinauslaufenden Landſpitze begränzt, die man gewöhnlich Point Adams nennt. Die gegenüberliegende oder nördliche Seite iſt das Cap Disappointment, eine Art Halbinſel, die in eine ſteile Anhöhe oder Vorgebirg ausläuft, das mit einem Fichtenwald gekrönt iſt, und mit dem Feſtland durch einen niedern, ſchmalen Landſtreifen zuſammenhängt. Dieſes Cap umſchließt eine weite, offene Bay, die zu Chinook Point endet, ſo genannt von einem benachbarten Indianerſtamm. Dieſer Bucht wurde der Name Baker's Bay gegeben, und hier ging der Tonquin vor Anker.

Die Eingebornen, welche am untern Theil des Fluſſes wohnen, und mit denen die Compagnie allem Anſchein nach den meiſten Verkehr haben ſollte, waren damals in vier Stämme getheilt: in die Chinooks, Clatſops, Wahkiacums und Cathlamahs. Sie glichen ſich ſämmtlich in Geſtalt, Kleidung, Sprache und Sitten, und waren wahrſcheinlich von gleicher Abſtammung, hatten ſich aber, in Folge der unter den Indianern ſo häufigen Zwiſte, in Stämme oder vielmehr Horden abgetheilt. Dieſe Leute leben größtentheils vom Fiſchfang; zwar machen ſie auch zuweilen Jagd auf Rothwild und das Elen, und fangen auf ihren Sümpfen und Teichen Waſſervögel in Schlingen, allein Fleiſch iſt doch bei ihnen mehr ein Luxusartikel. Ihr Hauptnahrungsmittel iſt der Salm und andere Fiſche, deren es im Columbia und ſeinen Beiflüſſen in Menge gibt, nebſt

Wurzeln und Kräutern, namentlich der Wappatu, der auf den Inseln des Flusses in Menge gefunden wird.

So wie die Indianer der Ebenen, die von der Jagd leben, kühne und gewandte Reiter und auf ihre Pferde stolz sind, so zeichnen diese Fischerei treibenden Stämme an der Küste sich durch ihre Geschicklichkeit im Lenken ihrer Canots aus, und fühlen sich nie wohler, als wenn sie auf den Wogen schwimmen. Ihre Canots sind in Gestalt und Größe sehr verschieden; sie haben deren von fünfzig und mehr Fuß Länge, aus einem einzigen Föhrenstamme oder einer weißen Ceder gearbeitet, die wohl dreißig Menschen fassen. Vorder- und Hintertheil sind mit grotesken, oft fünf Fuß hohen Figuren von Menschen und Thieren geziert. Die Ruderer kauern auf dem Boden des Fahrzeugs und setzen die vier bis fünf Fuß langen Ruder in Bewegung, während ein anderer am Hintertheil sitzt und mit einem ähnlichen Ruder steuert. Dieses letztere Geschäft wird oft den Weibern übertragen, die darin nicht minder geschickt sind als die Männer.

Der kühnste Seemann staunt, wenn er sieht, mit welcher Furchtlosigkeit diese Wilden sich in ihren leichten Barken in die stürmischste See hinauswagen. Gleich den Möven scheinen sie sich auf den Wellen zu wiegen. Wenn eine Woge das Canot auf die Seite legt, und es umzustürzen droht, so lehnen sich die an der Windseite sitzenden Ruderer über den obern Dahlbord hinaus, stoßen ihre Ruder tief in die Woge, drängen das Wasser unter das Canot, und gewinnen so nicht nur das Gleichgewicht wieder, sondern schieben auch das Fahrzeug zugleich kräftig vorwärts.

Die Wirkung, welche eine verschiedene Lebensweise auf die körperliche Bildung und den Charakter des Menschen übt, stellt sich bei den von der Jagd lebenden Indianern der Prairien und den Fischerei treibenden an der Seeküste recht schlagend heraus. Die ersteren, stets zu Pferde auf den Ebenen herumstreifend, ihren Unterhalt unter großer körperlicher Anstrengung gewinnend und hauptsächlich von Fleisch lebend, sind meist von hohem Wuchs, sehnig und hager, aber wohlgebaut, kühn und stolz in ihrem Benehmen, während die andern, an den Ufern der Flüsse liegend, oder zusammengekauert in ihren Canots sitzend, meist klein von Gestalt, schlecht gewachsen und schiefbeinig sind, dicke Fußknöchel und breite flache Füße

haben. Auch in Muskelkraft und Gewandtheit, so wie im äußern Benehmen stehen sie ihren Brüdern auf den Prairien nach.

Wir kehren jetzt zu dem Tonquin und seiner Mannschaft zurück.

Weitere Nachforschungen wurden unternommen, um Hrn. Fox und seine Begleiter aufzufinden, aber vergebens. Der Capitän und einige der Theilhaber fuhren inzwischen in dem großen Boot den Fluß hinauf, um eine passende Stelle zu Errichtung eines Handelspostens auszuwählen. Die Uneinigkeit zwischen beiden Parteien dauerte auch hier fort, und sie konnten sich über keine Wahl vereinigen, da der Capitän die Anlage weit am Fluß hinauf durchaus verwarf. Man kam daher nicht in der besten Laune nach der Baker's Bay zurück. Die Theilhaber schlugen vor, das gegenüberliegende Ufer zu untersuchen, der Capitän aber wollte durchaus von keiner weitern Verzögerung hören. Die Begierde vorwärts zu kommen, war immer größer bei ihm geworden; alle diese Excursionen erschienen ihm als reiner Zeitverlust. Seine Meinung war, zu landen, einen Schupfen zu Bergung des für die Niederlassung bestimmten Theils seiner Ladung zu bauen, und dann, wenn er sich dieses und seiner lästigen Passagiere entledigt haben würde, den erhaltenen Instructionen gemäß die Küstenfahrt sogleich fortzusetzen. Demzufolge ging er, ohne die Theilhaber zu befragen, gleich am folgenden Tage in der Baker's Bay vor Anker, und ließ den Bau des erforderlichen Schupfens beginnen.

Dieses Benehmen des Capitäns beleidigte Herrn Mac Dougal, der sich, als Astors Stellvertreter, als Haupt des Ganzen betrachtete, auf das höchste. Noch an demselben Tage (5 April) begab er sich in Begleitung Hrn. David Stuart's nach dem südlichen Ufer, von wo sie am siebenten wieder zurückzukommen hofften, und wo sie, da der streitsüchtige Capitän nicht dabei war, bald über einen Ort einig wurden, der ihnen für die beabsichtigte Niederlassung tauglich schien. Es war eine Landspitze, Point George genannt, mit einem guten Hafen, wo Schiffe von nicht über 200 Tonnen bis auf 50 Schritt vom Ufer vor Anker gehen konnten.

Nachdem beide hier einen Tag nützlich zugebracht hatten, gingen sie wieder über den Fluß, und landeten am nördlichen

Ufer, mehrere Meilen oberhalb des Platzes, wo der Tonquin vor Anker lag, in der Nähe des Dorfes Chinook, das ſie beſuchten. Von dem Häuptling dieſes Stammes, Namens Comcomly, einem alten ſchlauen Wilden mit nur Einem Auge, von dem noch weiter die Rede ſeyn wird, wurden ſie ſehr gaſtfreundlich aufgenommen. Jedes einzelne Dorf iſt unabhängig und ſteht unter ſeinem Häuptling, der jedoch nur wenig Einfluß hat, wenn er nicht ein reicher Mann iſt, d. h. Canots, Sklaven und Weiber beſitzt. Je größer deren Zahl, um ſo größer iſt auch das Anſehen, in dem er ſteht. Wie viele Weiber unſer einäugiger Potentat beſaß, haben wir nicht erfahren; ſo viel iſt jedoch gewiß, daß er großen Einfluß nicht nur auf ſeinen Stamm, ſondern auch auf die in ſeiner Nachbarſchaft übte.

Da eben von Sklaverei die Rede war, ſo muß bemerkt werden, daß dieſelbe unter mehreren Stämmen jenſeits der Rocky Mountains beſteht. So lange die Sklaven geſund ſind, werden ſie gut behandelt, aber zu allen ſchweren Arbeiten verwendet. Machen aber Alter oder Krankheit ſie unbrauchbar, ſo vernachläſſigt man ſie ſo ſehr, daß ſie bald umkommen; ihren Leichnamen wird nicht die geringſte Aufmerkſamkeit bewieſen.

Nicht nur unter den Chinooks, ſondern auch unter den meiſten Stämmen an dieſem Theil der Küſte, herrſcht die ſeltſame Gewohnheit das Vorderhaupt platt zu drücken. Das Kind wird, ſtatt der Wiege, in eine Art hölzernen Trog gelegt, deſſen eines Ende, wo der Kopf liegt, höher iſt als das andere. Auf die Stirn des Kindes legt man dann ein Stück gefütterten Zeug, und auf daſſelbe ein Stück Rinde, das durch Schnüre, die durch Löcher an den Seiten des Trogs durchgehen, feſt angezogen wird. Da der Druck gleichmäßig und nach und nach erfolgt, ſo leidet das Kind keinen großen Schmerz, ſieht aber, während es ſich unter dieſer Operation befindet, abſcheulich aus, da ſeine kleinen ſchwarzen Augen durch den Druck aus ihren Höhlen treten, und ganz denen einer in der Falle erſtickten Maus gleichen. Nach einem Jahre wird das Kind von dem Druck befreit; der Kopf iſt dann vollkommen platt gedrückt und bleibt für die ganze Lebenszeit ſo. Es muß jedoch bemerkt werden, daß dieſes Abflachen der Köpfe ſo zu ſagen eine ariſtokratiſche Bedeutung hat, oder oder doch mindeſtens ein Zeichen der Freiheit iſt, denn keinem

Sklaven iſt es geſtattet, ſein Kind auf dieſe Art zu verunſtalten; alle Sklaven ſind mithin Rundköpfe.

Mit dieſen Chinooks brachten die Theilhaber mehrere Stunden des Tages recht angenehm hin. Mac Dougal, der ſich auf ſeine amtliche Stellung etwas zu Gute that, hatte ihnen zu verſtehen gegeben, daß er und ſein Gefährte Häuptlinge einer großen Handelscompagnie ſeyen, die man hier zu errichten im Begriff ſtehe, was den trotz ſeines einen Auges doch ſehr ſcharfſichtigen Comcomly, der im Handel mit den Weißen nicht unerfahren war, ſogleich bewog, ſich um die Freundſchaft ſeiner beiden wichtigen Gäſte zu bewerben; er bewirthete ſie deßhalb auf das beſte mit Salm und Wappatu. Am folgenden Morgen (7 April) ſchickten ſie ſich, ihrem Verſprechen gemäß, zur Rückreiſe nach dem Schiff an. Sie hatten 11 Meilen in der offenen Bay zurückzulegen; der Wind ward friſch und die See ging hoch. Comcomly warnte ſie vor der Gefahr, der ſie ſich ausſetzten; ſie ließen ſich jedoch nicht irre machen und zogen ihr Boot ins Waſſer, während der vorſichtige Häuptling ihnen in ſeinem Canot folgte. Kaum hatten ſie eine Meile zurückgelegt, als eine Welle über das Boot ſchlug und es umſtürzte. Die Gefahr des Ertrinkens war beſonders für Herrn Mac Dougal groß, der nicht ſchwimmen konnte. Comcomly kam indeß in ſeinem leichten Canot noch zu rechter Zeit herbei und rettete ſie aus dem naſſen Grabe. Die beiden Herren wurden ans Ufer gebracht, ein Feuer angezündet, um ihre Kleider zu trocknen und dann von dem alten Häuptling in ſein Dorf zurückgeführt, wo man alles that, um ihnen während der drei Tage, welche ſie durch ſchlechtes Wetter zurückgehalten wurden, Unterhaltung zu verſchaffen. Comcomly ließ durch ſeine Leute Poſſen vor ihnen aufführen, und ſeine Weiber und Töchter bemühten ſich durch alle Künſte weiblicher Gefallſucht, Gunſt bei ihnen zu finden. Einige bemalten ſogar den Körper mit rother Erde und ſalbten ſich mit Fiſchthran um ihre Reize zu erhöhen. Hr. Mac Dougal ſcheint für das ſchöne Geſchlecht empfänglich geweſen zu ſeyn; ob er ſein Herz bei dieſer Gelegenheit verlor oder nicht, haben wir nicht erfahren können, aber es wird ſich in der Folge finden, daß eine der Töchter des gaſtfreundlichen Comcomly den großen Eri der americaniſchen Pelzcompagnie eroberte.

Als das Wetter beſſer und die See ruhiger geworden war,

bemannte der einäugige Häuptling ſein Staatscanot und brachte ſeine Gäſte wohlbehalten an Bord des Schiffs, wo man ſie mit um ſo größerer Freude bewillkommnete, als man durch ihr Ausbleiben beunruhigt worden war. Comcomly und ſeine Leute wurden am Bord des Schiffes für ihre Gaſtfreundſchaft freigebig belohnt und kehrten mit dem Verſprechen, treue Freunde und Verbündete der weißen Männer zu bleiben, hoch vergnügt in ihre Heimath zurück.

## Neuntes Capitel.

Point George. — Gründung von Aſtoria. — Indianiſcher Beſuch. — Der Capitän verbietet den Eingebornen das Schiff. — Abfahrt des Tonquin. — Bemerkungen über den Capitän Thorn.

Dem Bericht der beiden Theilhaber zufolge wurde beſchloſſen, den Handelspoſten auf Point George anzulegen. Die beiden Herren waren zwar nicht recht zufrieden mit dem Platz und wünſchten, ihre Unterſuchungen fortſetzen zu können; der Capitän bezeugte aber hinſichtlich der Landung ſeiner Güter und der Fortſetzung der Reiſe ſo viel Ungeduld, daß, wie er ſich ausdrückte, an keine weiteren „Luſtpartien" zu denken war.

Am 12 April wurde das große Boot mit allem Nöthigen befrachtet, und ſechzehn Perſonen fuhren mit demſelben ab, um die Niederlaſſung zu gründen. Der Tonquin ſollte folgen, ſobald man den Hafen ſondirt hätte. Die breite Mündung des Fluſſes durchſchneidend, landeten die Coloniſten, und ſchlugen ihr Lager im Hintergrund einer kleinen Bay von Point George auf. Für den befeſtigten Poſten hatte man eine Anhöhe gegen Norden gewählt, vor der die breite Mündung des Fluſſes mit ihren Sandbänken und tobenden Brandungen ſich ausbreitete; das 15 Meilen entfernte Vorgebirg von Cap Disappointment ſchloß die Ausſicht linker Hand. Das Land ringsum blühte in aller Friſche des Frühlings; die Bäume trieben junges Laub, das Wetter war herrlich, und Alles, was dem Blick ſich bot, ſtrömte Freude und Luſt in die Bruſt der Männer, die hier nach langer Gefangenſchaft an Bord des Schiffes zum erſten Male wieder frei athmeten. Bald darauf ging auch

der Tonquin in der kleinen Bay vor Anker und wurde vom Lager aus mit dreimaligem Freudengeschrei und drei Musketensalven begrüßt, was man am Bord mit drei Kanonenschüssen und drei Freudenrufen erwiederte.

Alles legte nun Hand ans Werk, um Bäume zu fällen, das Gebüsch auszurotten und den Platz für Wohnung, Niederlage und Pulvermagazin abzustecken, welches letztere aus Baumstämmen erbaut und mit Rinde gedeckt werden sollte. Die Einen schafften das Gerippe des zur Küstenfahrt bestimmten Schooners ans Ufer, um es zusammenzusetzen, während Andere Land umgruben und die verschiedenen mitgebrachten Sämereien ausstreuten.

Der nächste Gedanke war, der beginnenden Colonie einen Namen zu geben; der zuerst sich bietende war natürlich der des Stifters und Beförderers des ganzen Unternehmens, und so entschied man sich für Astoria.

Die benachbarten Indianer schwärmten jetzt um den neuen Anbau herum. Einige brachten Land- und Seeotterfelle zum Tausch, jedoch nur in sehr geringer Anzahl; während die meisten sich nur einfanden, um ihre lästige bis in das Kleinste gehende Neugier zu befriedigen, und auch wohl hie und da etwas zu entwenden; denn die Begriffe von Mein und Dein sind bei ihnen eben nicht bündig. Mehrere umlagerten auch das Schiff in ihren Canots, unter denen der Häuptling Comcomly mit seinen Vasallen sich befand. Diese wurden von Mac Dougal, der sehr erfreut war endlich eine Gelegenheit gefunden zu haben, sich im Glanz seiner Amtswürde zu zeigen und seinen künftigen Nachbarn einen Begriff von der Wichtigkeit seiner Stellung zu geben, auf das beste aufgenommen. Die Verwirrung an Bord und die Unordnung, in welche die Ladung durch den kleinen Verkehr gerieth, reizte den Unmuth des Capitäns, der dem einäugigen Häuptling die entschiedenste Verachtung zeigte, aufs neue. Er beklagte sich laut, daß man sein Schiff mit indianischem Lumpengesindel überschwemme, das nicht ein einziges Stück Pelzwerk zu bieten habe, und ging endlich so weit, allen Handel an Bord zu verbieten. Auf dieses Verbot war Mac Dougal genöthigt ans Land zu gehen und sein Hauptquartier im Lager aufzuschlagen, wo er sein Recht und sein Ansehen ungehindert behaupten konnte.

Die Zänkereien zwischen den beiden rivalisirenden Parteien

dauerten inzwiſchen noch immer fort, wurden indeß jetzt meiſt ſchriftlich ausgemacht. Tag auf Tag, Woche auf Woche verſtrich, ohne daß das Gebäude zur Bergung der zu landenden Güter fertig geworden wäre. Das Schiff wurde natürlich immer länger im Hafen zurückgehalten und der Capitän täglich mit Auslieferung von Gegenſtänden für die Niederlaſſung oder den Handel gequält. Ein ſehr heftiger Notenwechſel fand zwiſchen beiden Parteien ſtatt, indem der Capitän manch hartes Wort über die Verzögerung fallen ließ; endlich entſchied man den ſtreitigen Punkt, wenn auch nicht zur Zufriedenheit, doch wenigſtens zur Beruhigung der gegenſeitig Erbitterten dahin, daß man die für Aſtoria beſtimmten Güter ans Land ſchaffte und dem Schiff freiſtellte ſeine Fahrt fortzuſetzen.

Da der Tonquin den Auftrag hatte, die Küſtenfahrt nach Norden zu machen, um in den verſchiedenen Häfen Pelzwerk einzuhandeln und im Herbſt nach Aſtoria zurückzukehren, ſo wurde einmüthig beſchloſſen, daß Herr Mac Kay die Reiſe als Supercargo mitmachen und Hr. Lewis als Schiffsſchreiber ihn begleiten ſolle. Am 1 Junius ging der Tonquin unter Segel und fuhr bis zur Baker's Bay hinab, wo er durch widrigen Wind einige Tage aufgehalten wurde; am 5 Morgens aber, ging er mit friſchem Wind in See und trat mit vollen Segeln die unglückliche Fahrt an, von der er nie mehr zurückkehren ſollte.

Wirft man einen prüfenden Blick auf das ſtörriſche Benehmen und die oft wunderliche Correſpondenz des Capitäns Thorn, ſo kann dennoch die Entſcheidung im Ganzen nur zu ſeinen Gunſten ausfallen. Während wir über ſeine Herzenseinfalt und die Beſchränktheit ſeiner Anſichten lächeln, die ihm Alles, was auch nur im Geringſten aus dem Geleis ſeiner täglichen Obliegenheit wich, als abgeſchmackt und ungehörig erſcheinen ließen, und ihn mit Verachtung gegen die Eitelkeit einiger ſeiner Gefährten und die Forſchungen und literariſchen Bemühungen anderer erfüllten, können wir doch nicht umhin ſeiner ſtrengen Rechtlichkeit und der Gewiſſenhaftigkeit Beifall zu zollen, mit der er das Intereſſe ſeines Herren und Meiſters und alles das feſt im Auge hielt, was er als den eigentlichen Zweck der Unternehmung betrachtete, zu der er ſich verpflichtet hatte. Seine rauhe Weiſe und ſein eigenmächtiges Handeln waren allerdings zuweilen tadelnswerth, man muß

jedoch nicht vergeſſen, daß Vieles hievon auf Rechnung ſeiner ſtrengen Begriffe von Pflicht zu ſetzen iſt, die ihm in der tyranniſchen Schule des Dienſtes auf einem Kriegsſchiff eingeprägt worden waren, und daß mithin ſeine Auslegung der Inſtructionen Aſtors ganz anders ausfallen mußte als die ſeiner Gefährten. Zudem ſcheint er Verdacht gegen die Treue der Theilhaber und die Rechtlichkeit ihrer Plane gefaßt zu haben, und in dieſer Hinſicht lagen allerdings Umſtände vor, die den Capitän gewiſſermaßen rechtfertigen. Die Verhältniſſe zwiſchen Großbritannien und den Vereinigten Staaten waren zu jener Zeit höchſt kritiſch, denn zwiſchen beiden Ländern drohte ein Krieg auszubrechen. Mehrere unter den Theilhabern waren brittiſche Unterthanen, und vielleicht Willens, der Flagge, welcher ſie jetzt dienten, untreu zu werden, wenn der Krieg wirklich ausbrechen ſollte. Ihr Beſuch bei dem Miniſter zu New-York iſt ein Beweis, daß die Abſichten, mit denen ſie ſich zu dem Unternehmen einſchifften, allerdings für zweideutig gelten konnten. Sie waren früher im Dienſt der Nordweſtcompagnie geſtanden, und vielleicht geneigt dieſer Geſellſchaft wieder beizutreten, wenn kommende Ereigniſſe die keimende Anſtalt Aſtors bedrohen ſollten. Zudem iſt es durch die Ausſage eines der Theilhaber beſtätigt, daß mehrere der jungen unbeſonnenen Leute bei der Expedition ein höchſt tadelnswerthes Vergnügen daran fanden, mit dem Capitän ihr Spiel zu treiben, indem ſie ſich ſtellten, als hielten ſie geheimnißvolle, verdächtige Berathungen unter ſich.

Dieſe Bemerkungen waren nöthig, um das Benehmen des Capitäns einigermaßen zu rechtfertigen, das außerdem ſonderbar und unbillig erſcheinen würde. Daß die Meiſten der Theilhaber rechtliche, ihre Pflicht treu erfüllende Männer waren, ſind wir vollkommen überzeugt; dennoch aber hatte der ehrliche Capitän nicht ſo ganz Unrecht mit ſeinem Argwohn, und daß ſeine Meinung hinſichtlich der Rechtſchaffenheit des ehrgeizigen Hrn. Mac Dougal die richtige war, wird ſich in der Folge hinlänglich erweiſen.

# Zehntes Capitel.

Beunruhigende Gerüchte aus dem Innern. — Unerwarteter Beſuch. — Expedition ins Innere. — Die Ufer des Columbia. — Indianiſche Begräbnißſtätte. — Das Land der Geiſter. — Vancouvers Point. — Großer Fiſchmarkt. — Poſten am Oakinagan.

Während die Aſtorianer emſig beſchäftigt waren, ihre Factorie nebſt dem Fort zu vollenden, brachte ihnen ein Indianer vom obern Theil des Fluſſes die Nachricht, daß eine Geſellſchaft von 30 weißen Männern an den Ufern des Columbia angekommen und eben beſchäftigt ſey, in der Gegend der zweiten Stromſchnellen Häuſer zu bauen. Dieſe Nachricht verbreitete große Unruhe. Die Nordweſtcompagnie hatte, wie bereits erwähnt, weſtlich von den Rocky Mountains, auf brittiſchem Gebiet, in einem Diſtrict, der ſich von 52° bis 55° nördl. Breite erſtreckte, und von ihr Neu-Caledonien genannt worden war, Poſten angelegt. Man fürchtete nun, daß ſie bis über die americaniſche Gränze vordringen, ſich am obern Theile des Fluſſes feſtſetzen und der americaniſchen Compagnie bei ihren Einkäufen zuvorkommen möchte, woraus, ſo wie in frühern Zeiten, blutige Kämpfe entſtehen konnten. Es wurde daher eine Abtheilung ausgeſchickt, um ſich von der Wahrheit der Angabe zu überzeugen. Dieſe fuhr ungefähr 200 Meilen, bis zur erſten Stromſchnelle, fand aber keine Spur von weißen Männern.

Bald nach ihrer Rückkehr brachten indeß zwei wandernde Indianer die Nachricht, daß die Nordweſtcompagnie wirklich einen Handelspoſten an dem in den nördlichen Arm des Columbia fallenden Spokan-Fluß errichtet hätte. Was dieſe Nachricht noch beunruhigender machte, war der Umſtand, daß die Aſtorianer bei ihrer beſchränkten Anzahl keine Abtheilungen von Mannſchaft ausſchicken konnten, um nach verſchiedenen Richtungen in das Land vorzudringen und ſich den Handel im Innern zu ſichern. Man beſchloß indeß, dem Poſten am Spokan jedenfalls ein Hinderniß in den Weg zu legen, und einen der Theilhaber, Hrn. David Stuart, mit acht Mann und einem kleinen Sortiment von Waaren zu dieſem Zweck auszuſenden. Er ſollte die beiden Indianer, die das Land kannten, und ihm einen Ort, nicht weit vom Spokan, zu zeigen verſprachen, wo es Biber in Menge gebe, als Führer mit ſich nehmen.

Fände er die Lage vortheilhaft, und die umwohnenden Indianer freundſchaftlich geſinnt, ſo war er angewieſen eine Zeit lang dort zu verweilen.

Am 15 Julius, als Hr. Stuart eben bereit war ſich einzuſchiffen, fuhr ein Canot mit neun weißen Männern dem Hafen zu. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen, wer dieſe Leute ſeyn möchten, denn Hrn. Hunt, der die Reiſe durch den Continent machte, konnte man noch nicht erwarten. Als das Canot näher kam, erkannte man die brittiſche Flagge, und als die Mannſchaft ans Land geſtiegen war, kündigte einer aus ihrer Mitte ſich als den Aſtronomen David Thompſon, Theilhaber der Nordweſtcompagnie, an. Seiner Ausſage zufolge war er ſchon im vergangnen Jahr mit ziemlich ſtarker Begleitung und mit einem Vorrath von Waaren für die Indianer aufgebrochen, um die Rocky Mountains zu überſteigen. Ein Theil ſeiner Leute hatte ihn indeß an der Oſtſeite ſchon verlaſſen, und ſich mit den Waaren dem nächſten Nordweſtpoſten zugewendet. Er aber verfolgte mit acht Mann, die ihm treu geblieben waren, beharrlich ſeinen Weg über das Gebirge. Sie hatten die höheren Regionen erreicht, und ſich in die Nähe der Quellen des Columbia gewagt, wo ſie im Frühjahr ein Canot aus Cedernholz bauten, in welchem ſie nach Aſtoria kamen.

Es war dieß in der That die von der Nordweſtcompagnie abgeſchickte Expedition, beauftragt, den Plan Aſtors, an der Mündung des Columbia eine Niederlaſſung zu errichten, zu durchkreuzen. Aus ſpäter von anderer Seite her erhaltenen Nachrichten ergiebt ſich, daß Hr. Thompſon ſeinen Zweck mit größter Eile verfolgt, alle auf ſeinem Wege liegenden indianiſchen Dörfer beſucht, ſie mit der brittiſchen Flagge beſchenkt, und dieſe ſelbſt, da wo die Flüſſe ſich theilten, aufgepflanzt, und das Land im Namen des Königs von Großbritannien für die Nordweſtcompagnie in Beſitz genommen hatte. Da das Unternehmen durch das Entweichen des größten Theils der Mannſchaft geſcheitert war, ſo fuhr er wahrſcheinlich nur in der Abſicht den Fluß hinab, um dieſen zu unterſuchen und ſich zu überzeugen, ob die americaniſche Niederlaſſung ſchon Fuß gefaßt habe.

Hr. Thompſon war ohne Zweifel der erſte Weiße, der den nördlichen Arm des Columbia ſo nahe von ſeiner Quelle aus hinabfuhr. Lewis und Clarke erreichten den Hauptſtrom bei ſeinen

Gabeln, ungefähr 400 Meilen von der Mündung. Sie liefen von dem Lewis-Fluß, seinem südlichen Arm, in ihn ein und fuhren dann abwärts.

Obschon Hr. Thompson von den Astorianern für nichts Anderes als einen Spion gehalten werden mußte, so wurde er von Hrn. Mac Dougal, der für die Nordwestcompagnie eine geheime Neigung hegte, doch sehr gut aufgenommen, in das Hauptquartier eingeladen, und sammt seinen Leuten auf das beste bewirthet. Ja, was allerdings auffallend erscheint, sogar mit Waaren und Lebensmitteln zur Rückreise über die Gebirge versehen, ganz gegen den Willen des Hrn. David Stuart, der die sehr richtige Ansicht hatte, daß der Zweck der Reise des Hrn. Thompson nicht der Art sey, daß er ihm Anspruch auf Unterstützung von Seite der Astorianer verleihe.

Am 23 Julius machte Hr. Stuart sich auf den Weg nach dem Innern. Seine Begleitung bestand aus vier Commis, den HH. Pillet, Roß, Mac Lennon und Montigny, zwei canadischen „Reisenden" und zwei Sandwichsinsulanern. Sie hatten drei gut mit Lebensmitteln und allen Erfordernissen zu einer Niederlassung beladene Canots bei sich.

Hr. Thompson brach in ihrer Gesellschaft auf, weil er sich gerade nach Montreal wenden wollte. Die Theilhaber zu Astoria gaben ihm ein Schreiben an Astor mit, um ihn von ihrer glücklichen Ankunft an dem Ort ihrer Bestimmung in Kenntniß zu setzen und ihm zugleich zu berichten, daß sie noch nichts von Hrn. Hunt vernommen. Das kleine Geschwader von Canots fuhr mit günstigem Winde ab, und kam bald an Tongue Point, einem hohen, langen, felsigen, mit Bäumen bedeckten und weit in den Fluß hinauslaufenden Vorgebirge vorüber. Ihm gegenüber, am nördlichen Ufer, befindet sich eine tiefe Bay, wo der Columbia vor Anker ging und die noch immer Gray's-Bay genannt wird, nach dem Namen des Entdeckers der Mündung des Flusses, der jenes Schiff befehligte.

Von hier aus ist die Richtung des Flusses bis auf 70 Meilen weit fast südöstlich, und seine Breite, je nach den Buchten und der größeren oder geringern Einbiegung ins Land hinein, sehr verschieden. Schiffbar ist er hier für Fahrzeuge bis zu 300 Tonnen. Die Ufer sind an mehreren Stellen hoch und felsig, mit

niedern, sumpfigen Inseln an ihrem Fuß, die der Ueberschwemmung ausgesetzt und mit Weiden, Pappeln und andern in Alluvialboden besonders gedeihenden Bäumen bedeckt sind. Zuweilen treten die Gebirge weiter zurück und geben schönen Ebenen und herrlichen Waldungen Raum. Während der Rand des Ufers mit Bäumen mit einjährigem Laubwuchs besetzt ist, krönen majestätische Fichten und riesige Tannen, bis zu 300 Fuß Höhe bei entsprechendem Umfang, aus denen die Indianer ihre großen Canots und Piroguen bauen, die felsigen Höhen.

An einer Stelle des Flusses, auf der nördlichen Seite, kamen die Reisenden an einem einzeln stehenden, ungefähr 150 Fuß hohen Felsen vorüber, der sich aus einem niedern, sumpfigen Boden erhob und mit den in der Nähe liegenden Gebirgen in durchaus keinem Zusammenhang stand. Dieser Felsen wurde von den umwohnenden Indianern, als einer ihrer Hauptbegräbnißplätze, in hoher Verehrung gehalten. Dieselbe ehrfurchtsvolle Sorgfalt, welche die jagenden Stämme der Prairien ihren Abgeschiedenen erweisen, findet man auch unter den Fischerei treibenden an den Flüssen und der Seeküste. Bei den erstern wird das Lieblingspferd des Verstorbenen unter demselben Begräbnißhügel mit ihm beerdigt, und Bogen und Pfeile legt man neben ihn, damit er für die „glücklichen Jagdreviere" im Lande der Geister gehörig ausgerüstet seyn möge. Bei den letztern wird der Leichnam in seinen Mantel von Fellen sammt seinem Ruder, seinem Fischspeer und anderm Geräthe in sein Canot gelegt und auf den Gipfel irgend eines den Fluß, die Bay oder den See, wo er zu fischen pflegte, beherrschenden Felsens oder Hügels gestellt. So ist er ausgerüstet, um auf den von Fischen- und Wassergeflügel aller Art wimmelnden freundlichen Strömen und Seen zu fahren, die in einer andern Welt denen offen stehen, die sich in dieser als gute Söhne, Väter, Ehemänner und vor allem als gute Fischer erwiesen haben.

Der erwähnte Felsen bot einen Anblick solcher Art; eine Menge von Leichnamen in ihren Canots standen auf dem Gipfel, während an Pfählen ringsumher Todtenopfer an Schmuck, Kleidung, Körben aus Wurzeln und andere Gegenstände aufgehängt waren. Eine heilige Scheu schützt diese Plätze gegen Beraubung oder Muthwillen. Die Freunde der Verstorbenen, besonders die Weiber, begeben sich, eine Zeit lang nach dem Tode eines Angehörigen, bei

Sonnenauf- und Untergang hieher, um Trauergesänge zu singen und um laut zu weinen und zu klagen. Wegen der Menge von Leichnamen, welche die ersten Europäer, die den Fluß befuhren, hier sahen, erhielt der Felsen den Namen Mount Coffin (Sargberg), den er noch jetzt führt.

Jenseits des Felsen fuhren die Reisenden an der Einmündung eines Flusses auf dem rechten Ufer des Columbia vorüber, der auf einem entfernten mit Schnee bedeckten Berge zu entspringen schien. Der indianische Name dieses Flusses war Cauleski. Einige Meilen weiterhin kamen sie in das große Thal des Columbia, von Lewis und Clarke so genannt. Es ist 60 Meilen breit, und dehnt sich zwischen parallel laufenden Gebirgen, die es an der Ost- und Westseite einschließen, weit nach Südsüdost aus. Durch die Mitte dieses Thales strömt ein großer schöner Fluß, Wallamut genannt, der, mehrere hundert Meilen weit durch eine noch unbekannte Wildniß fließend, in den Columbia sich ergießt. Die geschützte Lage dieses großen Thales hat einen augenscheinlichen Einfluß auf das Klima. Es war eine herrliche Gegend mit üppiger Vegetation, mit Seen, Teichen und grünen Wiesen von schönen Wäldern beschattet. Mehrere Indianerstämme sollten, wie es hieß, in diesem Thale an den Ufern des Wallamut hausen.

Ungefähr acht Meilen oberhalb der Mündung des Wallamut kam das kleine Geschwader zu Vancouver's Point, zu Ehren des berühmten Reisenden, der den Fluß befuhr, von seinem Lieutenant Broughton so genannt. Diese Landspitze soll eine der schönsten Stellen am Columbia seyn: eine anmuthige Wiese mit einem Silberstreif des klarsten Wassers in der Mitte, von wildem Geflügel belebt, eine Reihe waldgekrönter Hügel, und der Hintergrund durch den Hood abgeschlossen — ein prachtvoller Berg in eine hohe mit Schnee bedeckte Spitze auslaufend, die letzte Landmarke der ersten Europäer, die den Fluß befuhren.

Point Vancouver liegt ungefähr 100 Meilen von Astoria, und hier hört der Rücktritt der Fluth auf, bemerkbar zu werden. Bis hierher können Schiffe von 200 bis 300 Tonnen fahren. Unsere Reisenden, unter Leitung des Hrn. Stuart, hatten drei oder vier Tage zugebracht, um diese Landspitze zu erreichen.

Von Point Vancouver aus wendet sich der Fluß gegen Nordost; er wird hier schmäler und reißender, und sein Lauf ist oft durch

kleine Inseln und viele Sandbänke gehemmt. Auf diesen Inseln gibt es mehrere Teiche, auf denen sich zu gewissen Zeiten im Jahr Schwäne, Gänse, Kraniche, Möven, Regenpfeifer u. s. w. einfinden. Ihre Ufer sind dicht mit Bäumen besetzt, und diese durch Weinreben und Binsen so dicht verschlungen, daß man kaum durchkommen kann.

Ungefähr 30 Meilen oberhalb Point Vancouver, rücken die Gebirge dem Fluß wieder näher und umgeben ihn zu beiden Seiten mit jähen Abhängen, mit Tannen und weißen Cedern bedeckt und belebt von schönen Wasserfällen, die aus großer Höhe herabstürzen und Wolken von Dünsten um sich verbreiten. Eine dieser Klippen hat durch Zeit und Witterung eine so seltsame Gestaltung erhalten, daß sie von fern einer zertrümmerten Feste mit Thürmen und Zinnen gleicht, die hoch über den Fluß sich erhebt, während zwei kleine Wasserfälle aus einer Höhe von mindestens 150 Fuß zwischen den Spalten des Felsens herabrauschen.

Da die Strömung immer reißender wurde, je höher hinauf die Reisenden kamen, so besorgten sie bald auf große Hemmnisse zu stoßen, und kamen endlich wirklich an die Strawberry-Insel — von Lewis und Clarke so genannt — die am Fuß der ersten Stromschnellen liegt. Da dieser Theil des Columbia im Lauf unser Geschichte noch öfter erwähnt werden wird, so möge hier eine allgemeine Schilderung desselben folgen.

Die Fälle oder Stromschnellen des Columbia liegen ungefähr 180 Meilen oberhalb der Mündung dieses Flusses. Der erste ist ein senkrechter Wasserfall von zwanzig Fuß Höhe, und dann folgt eine reißende Strömung ungefähr eine Meile weit, zwischen Inseln von hartem, schwarzem Fels bis zu einem andern von zwei Felsen getheilten Fall. Ungefähr 2½ Meilen unterhalb dieses letztern breitet sich der Fluß in ein weites Bassin aus, dem Anschein nach gedämmt von einer senkrechten schwarzen Felsenwand. Eine Strömung wendet sich aber in diagonaler Richtung nach der linken Seite dieser Felsenwand, wo sich eine etwa 45 Schritt breite Kluft öffnet, durch welche die ganze Wassermasse schäumend und tosend sich drängt. Durch diesen furchtbaren Canal fuhren die muthigen Reisenden Lewis und Clarke glücklich in ihren Booten; die Gefahr drohte jedoch nicht von den Felsen, sondern aus den gewaltigen Wogen und Strudeln.

Nach dieſem Canal folgt in der Entfernung von 1¼ Meilen eine Stromſchnelle von zwei Felſeninſeln gebildet, und zwei Meilen weiter ein zweiter großer Fall über ein zwanzig Fuß hohes, faſt von einem Ufer zum andern reichendes Felſenriff. Dann drängt ſich der Fluß nochmals durch einen von 50 bis zu 100 Fuß breiten, von harten, ſchwarzen Felſen gebildeten Canal, durch den er drei Meilen weit wild und ſchäumend toſ't. Dieſe Stelle wird Long Narrows genannt.

Hier iſt der große Fiſchfang im Columbia. Im Frühjahr, wenn das Waſſer hoch iſt, kommt der Salm in unglaublicher Menge den Fluß herauf. So wie dieſe Fiſche durch den ſchmalen Canal ſchwimmen, werden ſie von den auf den Felſen oder auf hölzernen vom Ufer in den Fluß hinaus laufenden Gerüſten ſtehenden Indianern, mit kleinen über einen Reif geſpannten und mit langen Stielen verſehenen Netzen herausgefangen.

Die gefangenen Fiſche werden eingeſalzen und auf eigene Weiſe gepackt. Nachdem man ſie aufgeſchnitten und ausgeweidet hat, legt man ſie auf hölzernen Gerüſten am Ufer in die Sonne. Sind ſie trocken genug, ſo werden ſie zwiſchen zwei Steinen gepreßt, und dann in zwei Fuß lange und einen Fuß im Durchmeſſer haltende, mit Lachshaut ausgefütterte Körbe aus geflochtenem Gras gepackt. Der obere Theil des Korbes wird ebenfalls mit Lachshaut bedeckt, und dieſe mit Schnüren befeſtigt, die durch Löcher im Rande des Korbes gezogen ſind. Aus dieſen Körben werden dann Ballen gebildet, von denen jeder ein Duzend enthält — ſieben unten, fünf oben — die, mit dem Deckel aufwärts, ſehr dicht beiſammen liegen, in Matten gepackt und mit Stricken zuſammengeſchnürt ſind. Dieſe Ballen werden an trocknen Orten aufbewahrt und mit Matten bedeckt. Jeder hält 90 bis 100 Pfund getrocknete Fiſche, die ſich mehrere Jahre lang aufbewahren laſſen.

Wir haben dieſes Verfahren, mit dem Lewis und Clarke uns bekannt machten, nur deßhalb ſo ausführlich erwähnt, weil es ein unter den Indianern ziemlich ſeltenes Beiſpiel von Betriebſamkeit und Scharfſinn in Zurichtung eines Handelsartikels bietet. Aus gleichem Grunde muß deßhalb auch noch des Dorfes Wiſchram gedacht werden, das am Anfange der Stromenge liegt, weil man hier das einzige Beiſpiel eines indianiſchen Marktes findet. Hier wird der in der Nähe gefangene Lachs aufgeſpeichert, und hier finden ſich die

Stämme von der Mündung des Columbia mit Seefischen, Wurzeln, Beeren und besonders mit dem beliebten Wappatu, der an den untern Theilen des Flusses gesammelt wird, und mit den Waaren und Spielereien ein, die sie von den europäischen Schiffen erhalten, welche die Küste besuchen. Hieher bringen auch die Stämme von der Rocky Mountains Pferde und Producte aus dem Innern des Landes. Die Lachsfischer vertreten bei den Geschäften, die hier gemacht werden, gewissermaßen die Stelle von Mäklern, indem sie einen Theil der von den Stämmen aus den Gebirgen erhaltenen Waaren an die der Ebene und an den Flüssen verhandeln und umgekehrt. Bei dieser Gelegenheit vertauschen sie ihre Ballen mit getrockneten Fischen, die von hier aus bis in die fernsten Gegenden des americanischen Continents kommen.

Die bereits erwähnte durch Nahrung und Lebensweise erzeugte Verschiedenheit im Charakter der Indianerstämme tritt bei denen oberhalb der Fälle des Columbia noch augenfälliger heraus. Die Indianer dieses großen Fischmarktes werden von den frühesten Reisenden als weichlicher und fetter, und als minder kühn und thätig geschildert, als die in den Gebirgen und auf den Prairien von der Jagd, und selbst als die an den obern Theilen des Flusses lebenden, wo die Fische seltner und die Indianer genöthigt sind, durch Wurzelgraben und die Jagd des Rothwildes weitere Nahrung zu suchen. Wenn ein Indianer vom obern Theil des Stromes zu träge zum Jagen ist, und doch Lust hat recht gut zu leben, so besucht er die Fälle und fängt hier an Fischen, was er bedarf, ohne alle Mühe. Alle die bösen Gewohnheiten und Laster, die der Handel in seinem Gefolge zu haben pflegt, fanden auch unter diese Fischer ihren Weg, denn Hr. Stuart schildert sie als frech und unverschämt, zum Stehlen geneigt und nie unterlassend, jede in ihre Hände fallende schwächere Partei auszuplündern.

Daß er nicht unrecht hat, wird sich zeigen, wenn wir Gelegenheit finden werden, wieder nach Wischram und zu den Fällen des Columbia zurückzukehren. Jetzt legten die Reisenden die beschwerliche Fahrt den Fluß hinauf glücklich zurück, und kamen oberhalb der Fälle wieder in freies Fahrwasser. Beide Parteien fuhren ohne wesentliches Hinderniß noch 300 bis 400 Meilen weit den Fluß hinauf. Hr. Thompson schien großes Interesse an dem Erfolg der Expedition Stuarts zu nehmen, und machte ihn auf mehrere, wie

er ſagte, ſehr günſtige Plätze zu Anlegung eines Poſtens aufmerkſam. Herr Stuart, der ſeiner Aufrichtigkeit mißtraute, ſtellte ſich endlich doch, als nehme er ſeinen Rath an, und blieb an einer ſolchen Stelle, von Thomſon, der ſeinen Weg in die Gebirge fortſetzte, Abſchied nehmend zurück, als wollte er ſich da niederlaſſen. Kaum war aber der Rival fort, als Stuart auch ſchon unter dem Geleite von zwei Indianern wieder aufbrach und nicht eher anlegte, als bis er bis auf 140 Meilen vom Fluſſe Spokan gekommen war, welche Entfernung er für nahe genug hielt, die rivaliſirende Anſtalt im Schach zu halten.

Die Stelle, die er zu einem Handelspoſten auswählte, war eine Landzunge von ungefähr drei Meilen Länge und zwei Meilen Breite, gebildet durch die Vereinigung des Oakinagan mit dem Columbia. Der erſtere iſt ein Fluß, der ſeinen Urſprung aus einem großen ungefähr 150 Meilen weſtlich vom Vereinigungspunkt gelegenen See nimmt. Beide Flüſſe werden oberhalb ihrer Vereinigung von unermeßlichen, mit Graswuchs bedeckten, aber gänzlich von Bäumen entblößten Prairien begränzt. Die Landzunge ſelbſt war mit wilden, von Kolibris umgaukelten Blumen von allen Farben bedeckt.

Die Lage dieſes Punktes ſchien vollkommen zu einem Handelspoſten geeignet. Das Klima war geſund, der Boden fruchtbar, die Flüſſe wohl mit Fiſchen verſehen, die Eingebornen friedlich und freundſchaftlich geſinnt. Die Verbindungen mit dem Innern des Landes waren durch die beiden Flüſſe geſichert, und auf dem abwärts ſtrömenden Columbia konnte man leicht nach Aſtoria kommen.

Das Treibholz, das ſich in den nicht fernen Krümmungen des Fluſſes in Menge angehäuft hatte, wurde von Hrn. Stuart und ſeinen Leuten zum Aufbau eines Hauſes benützt, das bald wohnlich hergeſtellt war, und ſomit trat der erſte Handelspoſten der Compagnie im Innern des Landes ins Leben. — Wir kehren jetzt zur Mündung des Columbia zurück.

# Eilftes Capitel.

Unruhe in Aſtoria. — Gerücht von Feindſeligkeiten der Indianer. — Rüſtungen zur Vertheidigung. Tragiſches Schickſal des Tonquin.

Die Abfahrt des Tonquin und Stuarts mit ſeinen Leuten hatte auf den Gang der Angelegenheiten in Aſtoria eine auffallende Wirkung gehabt. Die Eingebornen, die den Platz umſchwärmten, zogen ſich nach und nach zurück, und endlich war auch nicht ein einziger Indianer mehr zu ſehen. Man ſchrieb dieß Anfangs dem Mangel an Pelzwerk zu, bald aber erklärte ſich das Geheimniß auf weit beunruhigendere Weiſe. Eine Verſchwörung, hieß es, ſey unter den benachbarten Stämmen im Werke, um die jetzt an Zahl ſo geringen weißen Männer zu überfallen. Zu dieſem Zweck hatten die Krieger in einer benachbarten Bay eine Verſammlung unter dem Vorwande des Störfangs gehalten, und ganze Flotten von Canots ſollten aus Norden und Süden zu ihnen ſtoßen. Selbſt Comcomly, den einäugigen Häuptling, hatte man, ſeiner Freundſchaftsverſicherungen gegen Hrn. Mac Dougal ungeachtet, ſtark im Verdacht, daß auch er an dem allgemeinen Bündniß Theil genommen.

Beunruhigt von den Gerüchten über die drohende Gefahr, ſtellten die Aſtorianer ihre gewöhnliche Arbeit ein und beſchäftigten ſich mit Errichtung von Vertheidigungswerken. Nach einigen Tagen ſchon waren das Wohnhaus und die Magazine mit einem 90 Fuß ins Gevierte haltenden Palliſadenzaun, von zwei Baſtionen flankirt, umgeben, auf denen zwei Vierpfünder aufgepflanzt wurden. Alle übten ſich täglich im Gebrauch ihrer Waffen, und des Nachts ſchloſſen ſie ſich in ihre Befeſtigung ein und ſtellten Schildwachen aus, um gegen Ueberfall geſichert zu ſeyn. Mit dieſen Vorkehrungen hofften ſie ſich gegen jeden Angriff bis zum Eintreffen der von Hrn. Hunt über die Rocky Mountains geführten Mannſchaft oder bis zur Rückkehr des Tonquin halten zu können. Die letztere Hoffnung ſollte jedoch zerſtört werden. Anfangs Auguſt fand ſich eine herumziehende Horde Wilder von der Straße Juan de Fuca an der Mündung des Columbia ein, um Störe zu fangen. Dieſe brachte traurige Nachrichten von dem Tonquin, die man Anfangs für Mährchen hielt, die aber leider von einer andern, einige Tage ſpäter ein-

treffenden Horde beſtätigt wurden. Wir wollen die nähern Umſtände dieſes traurigen Ereigniſſes ſo genau erzählen, als die uns zugekommenen, in manchen Punkten ſich widerſprechenden Nachrichten dieß nur immer geſtatten.

Wie bereits erwähnt, ſegelte der Tonquin am 5 Junius von der Mündung des Columbia ab. Die Zahl ſämmtlicher an Bord befindlicher Mannſchaft belief ſich auf dreiundzwanzig. In einer der äußern Buchten ſtießen ſie auf ein Canot mit indianiſchen Fiſchern, unter denen einer ſchon zweimal die Reiſe an der Küſte gemacht hatte, und die Sprache der verſchiedenen an derſelben wohnenden Stämme etwas verſtand; dieſer willigte ein, die Reiſe als Dolmetſcher mitzumachen.

Gegen Norden ſteuernd, erreichte Capitän Thorn nach einigen Tagen ſchon Vancouvers-Eiland, wo er, ganz gegen den Rath ſeines indianiſchen Dolmetſchers, der ihn vor den treuloſen Bewohnern dieſes Theils der Küſte warnte, im Hafen von Newiti vor Anker ging. Bald fanden ſich eine Menge Indianer in Canots ein, und brachten Seeotterfelle zum Verkauf. Es war bereits zu ſpät am Tage, um noch einen Handel einleiten zu können; Hr. Mac Kay ging jedoch in Begleitung einiger Mannſchaft ans Land, in ein großes Dorf, um Wicananiſch, dem Häuptling des umliegenden Landes, einen Beſuch abzuſtatten, während deſſen ſechs Indianer als Geiſeln an Bord zurückblieben. Er wurde mit großen Freundſchaftsverſicherungen aufgenommen, gaſtfreundlich bewirthet und in der Wohnung des Häuptlings, bei dem er die Nacht zubrachte, bereitete man ihm ein Lager von Seeotterfellen.

Am andern Morgen, noch ehe Hr. Mac Kay nach dem Schiffe zurückgekehrt war, fanden ſich eine Menge Eingeborner in ihren Canots ein, geführt von zwei Söhnen des Häuptlings. Da ſie viele Seeotterfelle bei ſich hatten und aller Anſchein zu einem lebhaften Handel vorhanden war, ſo wartete Capitän Thorn die Rückkehr Hrn. Mac Kay's gar nicht ab, ſondern breitete ſeine Decken, Tücher, Meſſer, Glascorallen, Fiſchangeln u. ſ. w. lockend auf dem Verdeck aus, und hoffte auf einen raſchen und gewinnreichen Verkehr. Die Indianer waren jedoch nicht ſo begierig und einfältig, als er ſich eingebildet, denn ſie hatten den Handel und den Werth der Waaren von den Küſtenfahrern kennen gelernt, die zuweilen zu ihnen kamen. Zudem wurden ſie von einem alten ſchlauen Häuptling,

Namens Nukamis, geleitet, der im Handel mit den neuengliſchen Schiffen grau geworden war, und ſich nicht wenig auf ſeine Feinheit zu Gute that. Dieſer leitete den Handel. Wenn Capitän Thorn ſeiner Meinung nach einen recht annehmbaren Preis für ein Otterfell bot, ſo verwarf der alte ſchlaue Indianer das Anerbieten mit Verachtung, und forderte mehr als das Doppelte. Alle ſeine Cameraden folgten ſeinem Beiſpiel, und ſo war auch nicht ein einziges Otterfell um einen billigen Preis zu haben.

Der alte Fuchs ging jedoch zu weit, und irrte ſich im Charakter des Mannes, mit dem er zu thun hatte. Thorn war ein gerader Seemann, der weder zweierlei Preiſe noch zweierlei Redensarten kannte; zudem fehlte es ihm an Geduld und Fügſamkeit, und von dem beim Handel üblichen Kniffen verſtand er durchaus nichts. Er war ſtolz und verachtete die Wilden; da er ſich nun nicht mit ihnen verſtändigen konnte, ſo ſteckte er die Hände in die Taſchen und ging ſchweigend auf dem Verdeck auf und ab. Der alte ſchlaue Indianer folgte ihm Schritt vor Schritt, und hielt ihm, ſo oft er auf ſeinem Spaziergang umkehrte, ein Otterfell vor, indem er ihn beſtürmte es zu kaufen. Da dem Wilden auch dieß nicht glückte, ſo änderte er plötzlich den Ton und verſpottete den Capitän, daß er ſo niedrige Preiſe auf die Waare biete. Dieß war zu viel für Thorns Geduld, der zudem keinen Spaß verſtand, beſonders wenn man ſich denſelben auf ſeine Koſten erlaubte; er drehte ſich raſch um, ergriff das Otterfell, rieb dem Alten das Geſicht damit, und wies ihn unter nichts weniger als höflichen Andeutungen zu Beſchleunigung ſeiner Schritte vom Schiffe. Dann warf er alle zum Verkauf ausgebreiteten Pelzwaaren rechts und links auf dem Verdeck umher, und brach allen Verkehr auf die ſchimpflichſte Weiſe ab. Der alte Nukamis ruderte zornentbrannt nach dem Ufer; Schewiſch, einer der Söhne des Häuptlings Wicananiſch, folgte ihm Rache brütend ſogleich mit den Uebrigen, und bald war das Schiff von allen Indianern geräumt.

Als Hr. Mac Kay an Bord zurückkam, erzählte ihm der Dolmetſcher, was vorgegangen, und beſchwur ihn, den Capitän zu veranlaſſen, daß er unverweilt unter Segel gehe, denn er kenne den rachſüchtigen Charakter dieſer Wilden, und wiſſe, daß ſie niemals einen ihrem Häuptling widerfahrenen Schimpf ungerochen ließen. Mac Kay, der die Gemüthsart, der Indianer aus eigner

Erfahrung kannte, ging ſogleich zu dem Capitän, der noch immer voller Zorn auf dem Verdeck hin und her ſchritt, ſtellte ihm die Gefahr vor, der ſein übereiltes Benehmen das Schiff ausgeſetzt hatte, und bat ihn dringend die Anker lichten zu laſſen. Thorn verwarf dieſe Warnung mit Verachtung, indem er auf ſeine Kanonen und Flinten, als eine hinlängliche Schutzwehr gegen nackte Wilde, deutete. Weitere Bitten hatten nur ſpöttiſche Gegenreden zur Folge, die zuletzt mit einem heftigen Wortwechſel endeten. Der Tag verging indeß ohne alle Feindſeligkeit von Seite der Indianer, und am Abend zog ſich der Capitän in ſeine Cajüte zurück, ohne mehr als die gewöhnlichen Vorſichtsmaßregeln zu treffen.

Am folgenden Morgen mit Tagesanbruch, während Thorn und Mac Kay noch ſchliefen, legte ein mit zwanzig, von dem jungen Schewiſch befehligten Indianern bemanntes Canot am Schiff an. Alle waren unbewaffnet; Ausſehen und Haltung der Wilden ſchien friedlich, und ſie hielten Otterfelle empor, indem ſie den Wunſch ausdrückten Handel zu treiben. Die von Aſtor ſo nachdrücklich empfohlene Vorſicht, hinſichtlich der Zulaſſung der Indianer an Bord des Schiffes, war ſeit einiger Zeit ſehr vernachläſſigt worden, und da der Officier von der Wache ſah, daß die Anlandenden unbewaffnet waren, ſo machte er, da er zudem auch keine Gegenbefehle erhalten hatte, um ſo weniger Schwierigkeit, ſie auf das Verdeck zu laſſen. Bald kam aber ein zweites Canot, deſſen Mannſchaft ebenfalls zugelaſſen wurde, und dieſem folgten immer mehrere, deren Indianer von allen Seiten am Schiff emporkletterten.

Dem wachthabenden Officier begann indeß bei dieſer Vermehrung des Beſuchs nicht wohl zu werden; er weckte daher den Capitän und Hrn. Mac Kay, die, als ſie auf das Verdeck kamen, dieſes gedrängt voll von Indianern fanden. Der Dolmetſcher machte Hrn. Mac Kay darauf aufmerkſam, daß viele von den Wilden kurze Mäntel von Fellen trügen, unter denen ſie leicht Waffen verborgen haben könnten. Mac Kay drang deßhalb ſofort in den Capitän, das Verdeck räumen zu laſſen, und ſogleich unter Segel zu gehen, was jedoch von dem hartnäckigen Thorn nochmals verweigert wurde. Die immer größer werdende Zahl der vom Ufer abſtoßenden Canote weckte indeß endlich ſeine Beſorgniß, und er befahl nun einem Theil der Mannſchaft, die Anker zu lichten und die Segel beizuſetzen.

Die Indianer benahmen ſich bei dieſer Gelegenheit ſehr ſchlau; indem ſie ſich ſtellten, als ſähen ſie die Vorbereitungen zur Abfahrt mit Bedauern, erboten ſie ſich, ihr Pelzwerk zu dem Preis abzulaſſen, den man ihnen bieten würde. Sogleich begann man die Waaren auszulegen, und der Handel wurde eröffnet. Ein leider zu wenig beachteter Umſtand war es, daß die Indianer hauptſächlich Meſſer eintauſchten. Sobald ein Theil von ihnen damit verſehen war, zog er ſich zurück, um einem andern Platz zu machen, bis endlich alle auf dem Verdeck vertheilt und bewaffnet waren.

Der Anker war faſt aufgewunden, die Segel losgebunden, als der Capitän auf ſeine barſche Weiſe befahl, das Schiff zu räumen. In demſelben Augenblick ſtieß einer der Wilden einen furchtbaren Schrei aus; dieß war das Signal zum Kampf, oder vielmehr zur Rache. Der Ruf wurde von allen Seiten wiederholt, Keulen und Meſſer geſchwungen, und die wuthentbrannten Indianer ſtürzten ſich auf ihre Opfer. Der erſte, welcher fiel, war Hr. Lewis, der Schiffsſchreiber, der, im Handel begriffen, mit verſchränkten Armen über einen Ballen mit Decken gelehnt ſtand, als er einen tödtlichen Stich in den Rücken erhielt, und die Cajütentreppe hinabſtürzte. Hr. Mac Kay, der eben auf dem Hackbord ſaß, ſprang herab, wurde aber ſogleich mit einer Keule zu Boden geſchlagen, und dann rücklings ins Meer hinabgeſtürzt, wo ihn die Weiber in den Canots vollends tödteten.

Capitän Thorn hatte indeß einen Kampf gegen furchtbare Uebermacht zu beſtehen. Er war ein eben ſo ſtarker als beherzter Mann, aber leider ohne Waffen aufs Verdeck gekommen. Schewiſch, der junge Häuptling, hatte ſich ihn zur Beute auserſehen, und ihn gleich beim Beginn des Kampfes angegriffen. Dem Capitän blieb gerade noch ſo viel Zeit, ſein Taſchenmeſſer zu ziehen, mit dem er den jungen Wilden todt zu ſeinen Füßen ſtreckte. Mehrere ſeiner rüſtigen Gefährten ſtürzten ſich alsbald auf den Capitän, der ſich nichtsdeſtoweniger kräftig vertheidigte, rechts und links Stöße austheilte und die Schanze mit Todten und Verwundeten bedeckte. Seine Abſicht war, ſich bis zur Kajüte durchzuſchlagen, wo ſich Feuergewehre befanden; aber von Feinden umringt, von Wunden und Blutverluſt geſchwächt, mußte er ſich einen Augenblick auf das Rad des Steuerruders ſtützen, und hier erhielt er von hinten einen Keulenſchlag, der ihn zu Boden ſtreckte; mit

Meſſerſtichen vollends umgebracht, wurde er endlich über Bord geworfen.

Während dieß auf der Schanze vorging, war der Kampf in den übrigen Theilen des Schiffs nicht minder hitzig. Die Mannſchaft ſchlug ſich mit Meſſern, Brechſtangen und allem, was ihr in die Hände fiel, wie verzweifelt; allein bald ſiegte die Mehrzahl, und alle wurden erbarmungslos gemordet. Die ſieben Matroſen, welche ſich in den Tauwänden befanden, um die Segel loszubinden, ſahen von ihrer Höhe mit Entſetzen auf das Gemetzel herab. Da ſie ebenfalls unbewaffnet waren, ſo ließen ſie ſich ſchnell am laufenden Tauwerk hinab, in der Hoffnung das Zwiſchendeck erreichen zu können. Einer von ihnen fiel bei dem Verſuch und wurde ſogleich ermordet; ein anderer erhielt im Herabſteigen einen tödtlichen Stoß in den Rücken, und Stephan Weekes, der Waffenſchmied, wurde auf den Tod verwundet, als er die Schiffslucke hinabſtieg. Den übrigen vier gelang es die Cajüte zu erreichen, wo ſie Hrn. Lewis noch am Leben fanden. Sie verrammelten die Thür, ſchlugen Löcher, ſtatt der Schießſcharten durch die Treppenverkleidung und eröffneten nun ein lebhaftes Musketenfeuer, durch welches das Verdeck in wenig Augenblicken geſäubert wurde.

Der indianiſche Dolmetſcher, dem wir dieſe Nachrichten verdanken, hielt ſich ganz neutral und war als Landsmann von den Indianern verſchont worden. Als dieſe das Schiff räumten, ſtieg auch er in der Verwirrung mit ihnen in die Canots hinab und eilte dem Ufer zu. Die noch lebenden vier Matroſen eilten jetzt aus der Cajüte auf das Verdeck, und ſchickten den Fliehenden noch eine Salve aus dem groben Geſchütz nach, durch die viele von ihnen getödtet, die Uebrigen aber ans Land getrieben wurden. Kein Indianer wagte ſich während des Tags, aus Furcht vor den Feuerwaffen, in die Nähe des Schiffs und auch die Nacht verſtrich ruhig.

Am folgenden Morgen lag der Tonquin noch immer in der Bucht vor Anker, die Segel ſchlapp herabhängend und im Winde flatternd; kein lebendes Weſen ſchien an Bord zu ſeyn. Bald nach Tages Anbruch ſtießen einige Canots mit Indianern, der Dolmetſcher unter ihnen, vom Lande ab. In gemeſſener Entfernung, ruderten ſie ſchüchtern um das Schiff, wurden aber bald dreiſter, als ſie ſahen, daß alles ſtill und ruhig war. Endlich zeigte ſich ein bleicher Mann an Bord, in dem der Dolmetſcher Hrn. Lewis

erkannte, und lud die Wilden durch Zeichen ein, das Schiff zu besteigen. Lange ſtand es an, ehe ſie ſich dazu entſchloſſen; endlich ſtiegen ſie hinan, und da ſie alles ausgeſtorben fanden — denn auch Hr. Lewis war verſchwunden — ſo folgten bald mehrere. Canots kamen von allen Seiten herbei, und bald war nicht nur das Verdeck, ſondern auch die Seiten des Schiffs mit Indianern bedeckt, die alle in der Abſicht zu plündern empor klimmten. Mitten in der wilden Freude über die reiche Beute, flog aber das Schiff mit furchtbarem Krachen in die Luft. Weit hinaus wurde das Waſſer mit Armen, Beinen und zerriſſenen Leibern bedeckt, und unter den Canots, die das Schiff umgaben, eine gräßliche Verwüſtung angerichtet. Der Dolmetſcher, der ſich im Augenblicke der Exploſion gerade in den Puttingen befand, wurde unverletzt ins Waſſer geſchleudert, wo es ihm gelang, ſchwimmend ein Canot zu erreichen. Seiner Erzählung zufolge, bot die Bay einen entſetzlichen Anblick. Das Schiff war verſchwunden, das Waſſer mit Bruchſtücken des Wracks, zertrümmerten Canots und ſchwimmenden, mit dem Tode ringenden Indianern bedeckt, während andere, die das Glück gehabt hatten unverletzt zu bleiben, in tödtlicher Angſt dem Ufer zueilten. Mehr als hundert Wilde waren durch die Exploſion umgekommen, eine noch größere Anzahl grauſam verſtümmelt worden, und noch mehrere Tage lang warf das Meer Leichname und menſchliche Gliedmaßen auf den Strand.

Die Bewohner von Newiti waren tödtlich erſchrocken über den furchtbaren und unerwarteten Schlag, der im Augenblick des Triumphes ſelbſt über ſie hereinbrach. Die Krieger irrten in düſteres Schweigen verſenkt umher, während die Weiber die Luft mit Klagen und Geſchrei erfüllten. Ihre Klagen verwandelten ſich aber bald in Wuthgeheul, als ſie die vier Matroſen erblickten, die man gefangen ins Dorf führte. Sie waren mit einem der Boote des Schiffs, in dem ſie ſich zu retten verſucht hatten, ans Ufer geworfen worden. Der Dolmetſcher erhielt Erlaubniß mit ihnen zu ſprechen; es waren jene vier Tapfern, die ſich in der Cajüte ſo wacker vertheidigt hatten. Von ihnen erfuhr der Dolmetſcher, was wir eben erzählt haben, und ſie ſagten ihm überdieß noch, daß ihnen Lewis, nachdem ſie die Feinde vom Schiff vertrieben, gerathen habe, das Kabeltau zu kappen und in die hohe See hinauszuſtechen. Dieſem Rathe wollten ſie jedoch nicht folgen, weil

der Wind widrig war, und ſie fürchten mußten, an die Küſte geworfen zu werden. Sie beſchloſſen deßhalb, ſich mit Einbruch der Nacht in aller Stille in einem Boote einzuſchiffen und längs der Küſte nach Aſtoria zurückzukehren. Lewis weigerte ſich, ſie zu begleiten, weil er nur noch kurze Zeit zu leben habe, und entſchloſſen ſey, an den Indianern furchtbare Rache zu üben. Seit ſeiner Abreiſe von New-York hatte dieſer junge Mann wiederholt erklärt, daß er ein Vorgefühl habe, er werde von ſeinen eignen Händen ſterben, da er entſchloſſen ſey, ſich in dem ſehr wahrſcheinlichen Fall eines Kampfes mit den Wilden lieber ſelbſt zu tödten, als gefangen nehmen zu laſſen. Er erklärte demnach ſeine Abſicht, bis zum Anbruch des Tages auf dem Schiff zu bleiben, ſo viel Indianer als möglich an Bord zu locken, und dann Feuer an die Pulverkammer zu legen, und ſo ſein Leben mit einer ausgezeichneten Rachehandlung zu beſchließen. Wie gut ihm dieß gelang, haben wir geſehen. Seine Gefährten ſagten ihm ein trauriges Lebewohl und traten ihre gefährliche Fahrt an. Sie ſtrengten alle ihre Kräfte an, um aus der Bay hinauszukommen, hatten aber eine Landſpitze vor ſich, die ſie nicht zu umſchiffen vermochten, und waren endlich gezwungen, in einer kleinen Bucht Schutz zu ſuchen, wo ſie verborgen zu bleiben hofften, bis der Wind ſich ändern würde. Von Anſtrengung und Nachtwachen erſchöpft, fielen ſie hier bald in einen tiefen Schlaf, während deſſen ſie von den Wilden überfallen und gefangen genommen wurden. Beſſer wäre es für dieſe Unglücklichen geweſen, ſie hätten bei Lewis ausgeharrt und ſein Schickſal getheilt, denn ihr Tod war langſam und ſchmerzhaft; ſie wurden von den Indianern unter den grauſamſten Qualen den Manen der Erſchlagenen geopfert. Einige Zeit nach ihrem Tode fand der Dolmetſcher, der als Kriegsgefangener zurückgehalten wurde, Gelegenheit zu entkommen, und die Nachricht von dem unglücklichen Ereigniß nach Aſtoria zu bringen.

Dieß iſt die traurige Geſchichte von dem Schickſal des wackern, aber eigenſinnigen Befehlshabers des Tonquin und ſeiner unglücklichen Mannſchaft. Dieſe Kataſtrophe zeigt, wie nöthig es iſt, bei allen wichtigen Unternehmungen immer die Vorſchriften des umſichtigen Kopfes vor Augen zu haben, der den Plan dazu entwarf. Aſtor kannte die Gefahren, denen ſeine Leute durch Zwiſtigkeiten mit den Wilden an der Küſte ausgeſetzt waren, nur zu gut; wäre daher Thorn der ihm wiederholt eingeſchärften Vorſichtsmaßregel, nie-

mals mehr als nur einige wenige Indianer zugleich an Bord zu laſſen, nachgekommen, und hätte er ſich überhaupt bei ſeinem Verkehr mit den Küſtenbewohnern freundlicher und gefälliger benommen, ſo wäre dem beginnenden Unternehmen ein ſo harter Schlag und ſo vielen wackern Leuten ein ſo trauriges Ende erſpart worden. Seiner Fehler ungeachtet, die durch ſo manche treffliche Eigenſchaft aufgewogen wurden, verdient Thorn dennoch unſer inniges Mitleid, und wer ihn, des Unglücks wegen, das ſein Eigenſinn herbeiführte, verdammt, der erinnere ſich, daß er ſeinen Irrthum mit dem Leben gebüßt hat.

Der Verluſt des Tonquin war ein harter Schlag für die aufblühende Anſtalt. Aſtor empfing die Nachricht davon erſt mehrere Monate ſpäter. Sie machte den tiefſten Eindruck auf ihn, denn er ſah nur zu gut ein, daß dieſes Mißgeſchick ſein Lieblingsunternehmen in ſeinen Grundfeſten erſchüttern, wo nicht ganz zertrümmern müſſe. In ſeinen zu jener Zeit geſchriebenen Briefen ſpricht er davon als von einem „Unglück, deſſen Folgen ſich gar nicht vorausſehen laſſen.“ Er erſchöpfte ſich jedoch nicht in eiteln Klagen, ſondern ſuchte ſo ſchnell und kräftig zu helfen als möglich. Am Abend, wo er die Unglücksbotſchaft erhielt, erſchien er mit ſeiner gewöhnlichen Heiterkeit im Theater, und antwortete denen, die ihre Verwunderung darüber zu erkennen gaben: „Was ſoll ich thun? Meint ihr, ich werde zu Hauſe bleiben und über das klagen, was ich nicht ändern kann?“

## Zwölftes Capitel.

Trauer zu Aſtoria. — Eine ſinnreiche Liſt. — Der Pockenhäuptling. — Der Schooner läuft vom Stapel. — Ein canadiſcher und ein irokeſiſcher Jäger. — Neujahrsfeſt zu Aſtoria.

Die Nachricht von dem Verluſt des Tonquin und der Ermordung ſeiner Mannſchaft erfüllte die Bewohner von Aſtoria mit Entſetzen. Eine Handvoll Menſchen ſah ſich hier auf einer öden Landſpitze ausgeſetzt und von feindſeligen Stämmen umringt, die, ſobald ſie von dem Unfall Kunde erhielten, ſich leicht zu Gewalt-

thätigkeiten verſucht fühlen konnten. Um die Leichtgläubigkeit der Wilden zu benützen, nahm Hr. Mac Dougal in dieſer Bedrängniß zu einer Liſt ſeine Zuflucht, die ſeinem Scharfſinn Ehre macht.

Die Bewohner dieſer Küſte hegen, gleich allen Indianern weſtlich vom Gebirg, die größte Furcht vor den Kinderpocken, die wenige Jahre zuvor furchtbare Verwüſtungen unter ihnen angerichtet und ganze Stämme aufgerieben hatten. Urſprung und Natur der Krankheit blieben ihnen ein Geheimniß, und ſie waren daher feſt überzeugt, daß der „Große Geiſt" ſie ihnen geſandt, oder daß die Weißen ſie unter ihnen verbreitet hätten. Dieſe letztere Meinung benutzte Hr. Mac Dougal, und verſammelte mehrere Häuptlinge um ſich, die er im Verdacht einer Verſchwörung hatte. Als ſie im Kreis um ihn herum ſaßen, eröffnete er ihnen, daß er Kunde von dem Verrath habe, deſſen ihre nordiſchen Brüder ſich gegen den Tonquin ſchuldig gemacht, und daß er entſchloſſen ſey ſich zu rächen. „Die Weißen, die hier unter euch wohnen", ſagte er, „ſind zwar gering an Zahl, aber mächtig durch ihre Kenntniſſe in der Heilkunde. Seht," fuhr er fort, indem er ein kleines Fläſchchen aus der Taſche zog, „in dieſem Gefäß halte ich die Pocken verſchloſſen. Es iſt ſorgfältig verwahrt, aber ich darf es nur öffnen und alsbald entweicht das Gift, und wird Männer, Weiber und Kinder von der Erde vertilgen."

Die Häuptlinge ſprangen entſetzt auf, beſchwuren ihn, das Fläſchchen verſchloſſen zu laſſen, und verſprachen für ſich und ihre Leute, ſtets die treueſten Freunde der Weißen zu bleiben. Würde er, ſagten ſie, die Pocken herauslaſſen, ſo würde das Gift wie Feuer über den Boden hinlaufen, die Guten mit den Böſen verzehrend, und gewiß werde er nicht ſo ungerecht ſeyn, ſeine Freunde für Verbrechen zu ſtrafen, die ſeine Feinde begangen hätten. Hr. Mac Dougal ſchien dieſen Betheurungen zu glauben, und verſprach ihnen, daß das verheerende Gift verſchloſſen bleiben ſolle, ſo lange die Weißen unbehelligt und das Benehmen ihrer indianiſchen Nachbarn friedlich und gaſtfreundſchaftlich bleibe; bei der geringſten Feindſeligkeit aber werde er das Fläſchchen entſiegeln. Von dieſem Augenblick an wurde Mac Dougal von den Wilden als ein Mann gefürchtet, der ihr Geſchick in ſeinen Händen halte, und ſie nannten ihn nicht anders als den „großen Häuptling der Pocken."

Die Arbeiten an der Niederlaſſung wurden indeß mit großer

Emſigkeit betrieben, und am 26 Sept. ward ein bequemes, geräumiges Wohnhaus fertig. Es war von Steinen und Thonerde erbaut, da ſich kein Kalk zu Mörtel in der Gegend fand. Auch der Schooner war bereits zuſammengeſetzt und am 2 Oct. unter den gewöhnlichen Ceremonien vom Stapel gelaſſen, und unterhalb des Forts vor Anker gelegt worden. Er erhielt den Namen Dolly und war das erſte amerikaniſche Schiff, das in dieſen Gewäſſern vom Stapel lief.

Am 5 Oct. Abends wurde die kleine Gemeinde von Aſtoria durch die unerwartete Ankunft einer Abtheilung von der Mannſchaft des Poſtens am Oakinagan angenehm überraſcht. Die Ankommenden brachten die günſtigſten Nachrichten in Betreff der neuen Anlage mit, berichteten aber zugleich, daß Hr. Stuart einen Theil ſeiner Leute nur deßhalb zurückſende, und nur die HH. Roß, Montigny nebſt zwei Andern bei ſich behalte, weil er fürchte, es möchte während des Winters an Lebensmitteln für Alle mangeln. Mit ſolchen Beſchwerden hat der indianiſche Handelsmann zu kämpfen. Mitten in einem wilden, unbekannten Lande, 700 Meilen von dem Hauptpoſten entfernt, mußte Hr. Stuart die Hälfte ſeiner ohnehin geringen Mannſchaft entlaſſen, und ſich mit den übrigen darauf gefaßt halten, allen Gefahren und Beſchwerden der Wildniß und eines langen, traurigen Winters zu trotzen.

Unter den Zurückkehrenden befand ſich auch ein Creole aus Canada, Namens Regis Brugière, und ein irokeſiſcher Jäger nebſt ſeinem Weibe und zwei Kindern. Da beide gewiſſen Claſſen angehören, die ihre Namen und Bezeichnungen durch den Pelzhandel erhalten haben, ſo dürfte einiges Nähere über ſie hier ganz an ſeiner Stelle ſeyn.

Brugière gehörte zu den Biberjägern, die von den Kaufleuten mit dem techniſchen Ausdruck freie Männer (freemen) bezeichnet werden. Sie ſind meiſt geborne Canadier von franzöſiſcher Abſtammung, die, nachdem ſie, auf einige Jahre von irgend einer Pelz-Compagnie gemiethet, ihre Dienſtzeit überſtanden haben, fortfahren für eigne Rechnung zu jagen und Schlingen zu ſtellen, wobei ſie dann mit den Compagnien auf dieſelbe Weiſe Handel treiben wie die Indianer. Daher ſchreibt ſich die Benennung „freie Männer,“ um ſie von den Jägern zu unterſcheiden, die auf eine gewiſſe Anzahl von Jahren verpflichtet ſind, und beſtimmten Lohn oder einen

Antheil an der Jagdbeute erhalten. Da sie Jahre lang in der Wildniß, fern von civilisirter Gesellschaft leben, und fast mit niemand Umgang haben als mit den Indianern, so nehmen sie bald alle Gewohnheiten des Lebens der Wilden an, und bleiben freiwillig in den Wäldern und auf den Prairien, wo ihnen das ungebundene freie Leben so wohl gefällt, daß sie nur mit Widerwillen des Zwangs gedenken, den die Civilisation auflegt. Die meisten von ihnen nehmen sich Weiber unter den Indianern, und oft, um der Sitte des Landes zu folgen, auch wohl mehr als Eine. Allen Unbilden der Witterung und eines wandernden Lebens ausgesetzt, werden sie den Indianern sowohl in der Farbe der Haut, als auch in Sitten und Gebräuchen ganz ähnlich. Von Zeit zu Zeit bringen sie die erbeuteten Felle nach dem Posten derjenigen Compagnie, in deren Diensten sie früher gestanden und tauschen dagegen ein, was sie bedürfen. Zur Zeit als Montreal der Mittelpunkt des Pelzhandels war, kamen diese freien Männer der Wildniß nach einer Abwesenheit von mehreren Jahren oft unvermuthet wieder zu ihren alten Freunden und Cameraden zurück, von denen sie dann gleich aus dem Grabe Auferstandenen bewillkommt wurden. Nach einigen verschwelgten Tagen kehrten sie jedoch gewöhnlich mit erhöhtem Geschmack an ihrer Freiheit in die Wälder zurück. Eine Menge solcher Leute lebten auf dem nordwestlichen Gebiet zerstreut, von denen einige den Gewohnheiten des civilisirten Lebens nicht gänzlich entsagten, und durch kluge Sparsamkeit sich einiges Vermögen erwarben. Ihr Reichthum bestand hauptsächlich in Pferden, die in der Nähe ihrer Wohnungen auf den Prairien umher schwärmten. Diesen Weg hatte Regis Brugière nicht eingeschlagen: er war ein freier Mann, ein Bewohner der Wildniß im vollsten Sinne des Worts, dessen Unbesonnenheit und Sorglosigkeit kaum von der der Rothhäute übertroffen wurde. Im Dienst der Nordwestcompagnie aufgewachsen, hatte er eine ihrer Expeditionen über die Rocky Mountains begleitet und sich des Biberfangs für den Handelsposten am Fluß Spokan unterzogen. Im Verfolg seiner Jagdzüge war er, zufällig oder absichtlich, auf den Posten des Hrn. Stuart gestoßen, der ihm den Vorschlag machte, mit ihm den Columbia hinabzufahren und sein Glück in Astoria zu versuchen.

Ignaz Shonowane, der irokesische Jäger, gehörte einer andern Classe an. Er war einer der Urbewohner Canada's, die unter

dem Einfluß der franzöſiſchen Coloniſten und der katholiſchen Geiſtlichen ſich einigermaßen der Civiliſation und den Lehren des Chriſtenthums gefügt hatten, wie denn überhaupt die katholiſchen Miſſionäre im Bekehrungsgeſchäft meiſt glücklicher geweſen ſind, als ihre proteſtantiſchen Rivalen. Dieſe halb civiliſirten Indianer hatten einige der guten, aber auch viele der ſchlimmen Eigenſchaften ihres Stammes behalten. Sie waren ganz vorzügliche Jäger und gewandte Schiffer. Die härteſten Entbehrungen trugen ſie mit Leichtigkeit und waren vortrefflich für den Dienſt auf Flüſſen, Seen und in den Wäldern, wenn man ſie nämlich nüchtern und in Zucht erhalten konnte; denn einmal vom Geiſt des Branntweins entzündet, dem ſie bis zum Wahnſinn ergeben waren, erwachten alle ihre ſchlummernden Leidenſchaften und riſſen ſie zu den zügelloſeſten, oft blutigen Gewaltthaten fort. Obſchon der katholiſchen Religion zugethan, hingen ſie doch noch ſehr an ihrem alten Aberglauben, beſonders hinſichtlich der Bezauberungen und der Vorbedeutungen. Eine Menge dieſer Leute waren bei der Nordweſt-Compagnie als Jäger und Schiffleute angeſtellt, aber gegen niederern Lohn als die Weißen. Ignaz Shonowane war im Dienſt der Compagnie bis an die Ufer des Spokan gekommen, mithin wahrſcheinlich der erſte ſeines Stammes, der die Rocky Mountains überſtiegen hatte.

Mit dem October ſtellten ſich die Vorläufer des nahenden Winters ein. Bisher hatten die Coloniſten alle Urſache mit dem Klima zufrieden zu ſeyn; die Sonnenhitze war mäßig, denn das Thermometer ſtieg nie über 80° F. Während des Frühlings und im Anfang des Sommers herrſchten Weſtwinde vor, die ſpäter in friſchen Nordweſt umſetzten. Im October trat Südwind ein, der häufigen Regen mitbrachte.

Die Indianer fingen jetzt an, den Strand des Oceans zu verlaſſen und ſich in ihre Winterquartiere in den Wäldern oder an den Ufern der Bäche und kleinen Flüſſe zurückzuziehen. Die Regenzeit, die im October beginnt, dauert mit geringen Unterbrechungen bis zum April fort, und obſchon der Winter mild iſt, da das Thermometer nur ſelten bis unter den Gefrierpunkt fällt, ſo ſind doch der Regen und die Stürme fürchterlich. Die Sonne bricht oft mehrere Wochen lang nicht durch die Wolken, die kleinſten Bäche werden zu reißenden Strömen, und das Land iſt von einer Sündfluth bedroht.

Durch den Abzug der Indianer nach ihren Winterquartieren wurden die Lebensmittel selten, so daß sich die Coloniſten genöthigt ſahen, Fourage-Expeditionen mit dem Dolly zu unternehmen. Noch immer war dieſe Hand voll Abenteurer in ihrem einſamen Fort guter Dinge, und mit Sehnſucht ſahen ſie dem Augenblick entgegen, wo ſie durch Hrn. Hunt nebſt ſeinen Leuten verſtärkt werden würden, der über die Rocky Mountains zu ihnen ſtoßen ſollte.

Das Jahr ging allmählich zu Ende. Der Regen, der ſeit dem 1 October faſt unaufhörlich gefallen war, begann gegen den Abend des letzten Tages im Jahr aufzuhören, und der Morgen des erſten Januars wurde von hellem Sonnenſchein begrüßt. Die von den Franzoſen ererbte Luſt und Freude an Feiertagen kann bei den canadiſchen „Reiſenden" durch kein Mißgeſchick unterdrückt werden, und ſelbſt unter den traurigſten Umſtänden wiſſen ſie ein Feſt anzuordnen. Eine außerordentliche Portion Rum und etwas Mehl, um Kuchen und Pudding zu backen, reicht zu einer Mahlzeit für ſie hin, und alle Sorgen und Beſchwerden werden unter Geſang und Tanz vergeſſen.

Bei dem jetzigen Anlaß ſuchten die Theilhaber ſelbſt der Neujahrsfeier einen Anſtrich von Feſtlichkeit zu geben. Bei Sonnenaufgang riefen die Trommeln unter die Waffen, die Flaggen wurden aufgehißt und mit drei Salven aus dem kleinen Gewehr und den Kanonen begrüßt. Der Tag ward unter Vergnügungen aller Art hingebracht, und Grog, Brod, Butter und Käſe unter die Mannſchaft vertheilt. Ein Mittageſſen, ſo gut als die Umſtände es nur immer zuließen, ward aufgetragen und bei Sonnenuntergang wurden die Flaggen unter einer zweiten Salve eingezogen. Die Nacht ward mit Tanz hingebracht, und obſchon es an Frauenzimmern fehlte, ſo verlängerten die canadiſchen „Reiſenden" den Ball dennoch bis 3 Uhr Morgens. So wurde der Neujahrstag von 1812 in der entſtehenden Colonie Aſtoria zugebracht.

## Dreizehntes Capitel.

Die Landerpedition. — Herr Hunt und sein Charakter. — Anwerbung von canadischen „Reisenden." — Schilderung dieser Leute. — Mackinaw. — Hr. Ramsay Crooks. — Abschiedsscenen.

Wir sind jetzt den Begebnissen der See-Expedition der Unternehmung bis zu dem Gestade des stillen Meeres gefolgt, und haben der Neujahrsfeier der entstehenden Colonie beigewohnt; kehren wir nun zu den kühnen Abenteurern zurück, denen die Expedition zu Lande übertragen war, und die den Auftrag hatten, auf mächtigen Strömen, auf pfadlosen Ebenen und über die rauhen Felsenwände der Rocky Mountains sich einen Weg zur Mündung des Columbia zu bahnen.

Die Leitung dieses Zugs war, wie bereits erwähnt, dem Herrn Wilson Price Hunt aus Trenton (New Jersey), einem der Theilhaber der Compagnie, anvertraut, der zugleich bestimmt war, nachmals an die Spitze der Colonie an der Mündung des Columbia zu treten. Herr Hunt wird als ein Mann von der strengsten Rechtschaffenheit und Treue und als höchst angenehm und liebenswürdig von Umgang und Sitten geschildert; wir werden finden, daß sein ganzes Benehmen vollkommen mit dieser Schilderung übereinstimmte. Im Handel mit den Indianern hatte er zwar keine praktische Erfahrung, d. h. er hatte nie Handelsexpeditionen bis in die Tiefen der Wildniß beigewohnt, allein er war bei dem Handel zu St. Louis, damals eine Gränzansiedelung am Mississippi, beschäftigt gewesen, wo ein Hauptzweig des Geschäfts darin bestand, die indianischen Handelsleute mit Waaren und Ausrüstungsgegenständen zu versehen. Auf diesem Wege war es ihm gelungen, sich nicht nur bedeutende Erfahrungen hinsichtlich des Handels aus zweiter Hand, sondern auch über die verschiedenen Stämme und das Innere des Landes zu sammeln, über das jener Verkehr sich erstreckte.

Ein zweiter Theilhaber war Hrn. Hunt beigegeben, Namens Donald Mac Kenzie, der gerade in dem sich auszeichnete, woran es jenem gebrach, denn er war im Dienste der Nordwest-Compagnie zehen Jahre im Innern des Landes gewesen, und

rühmte ſich gern ſeiner Kenntniß in der Waidmannskunſt, der Kriegführung und der Handelskniffe der Indianer. Sein Aeußeres kündigte einen an Mühen und Entbehrungen gewöhnten Mann und ein furchtloſes Gemüth an; zudem war er als ein ausgezeichneter Schütze bekannt, was allein ſchon hinreichte, ſeinen Namen auf der Gränze berühmt zu machen.

Hr. Hunt und ſein Gefährte reiſ'ten gegen Ende Junius 1810 nach Montreal, dem vormaligen Emporium des Pelzhandels, ab, wo ſie ſich mit dem zu ihrer Expedition Erforderlichen verſehen ſollten. Die Hauptſache war, von den ſtets ſich hier herumtreibenden canadiſchen „Reiſenden" die nöthige Zahl anzuwerben, eine keineswegs leichte Aufgabe, da dieſe Leute voller Ränke und Hinterliſt ſtecken, und die Nordweſt-Compagnie insgeheim alles aufbot, um die tauglichſten von ihnen abzuhalten, ſich für andere Unternehmungen gewinnen zu laſſen, ſo daß Hr. Hunt nur ſolche bekommen konnte, die nicht zu den beſten gehörten. Von dieſen wählte er von den minder ſchlechten ſo viele, als er für ſeine Zwecke für nöthig erachtete, und ſchiffte ſich mit ihnen und dem erforderlichen Vorrath an Schießbedarf, Waaren zum Eintauſch von Pelzwerk und Lebensmitteln auf einem jener großen Canots ein, wie ſie damals bei den Pelzhändlern zur Fahrt auf den oft ſehr ſchwierig zu beſchiffenden Flüſſen des Landes allgemein im Gebrauch waren. Ein ſolches Canot war zwiſchen 30 und 40 Fuß lang und mehrere Fuß breit, beſtand aus Birkenrinde, durch Faſern von der Wurzel der canadiſchen Fichte zuſammengefügt, und ſtatt des Theers mit Fichtenharz kalfatert. Die Ladung war, um ſie bequemer packen, ausladen und bei Landfahrten fortſchaffen zu können, in Ballen von 90 bis 100 Pfund abgetheilt, und das Canot ſelbſt konnte, obſchon es eine Ladung von mehr als vier Tonnen faßte, von der Mannſchaft bequem auf den Schultern getragen werden. Canots von dieſer Größe werden gewöhnlich von acht oder zehn Mann geleitet, von denen zwei verſuchte Schiffleute ſeyn müſſen, die doppelten Lohn erhalten, und von denen der eine am Bug, der andere am Hintertheil aufgeſtellt iſt. Bei günſtigem Wind wird auch ein Segel aufgezogen.

Die Expedition fuhr, dem Gebrauch gemäß von St. Anna, unweit des äußerſten Endes der Inſel Montreal, dem großen Auslauf-

poſten der Handelsleute nach dem Innern des Landes, ab. Dort befand ſich eine dieſer Heiligen, der Schutzpatronin der canadiſchen „Reiſenden," geweihte Capelle, in der ſie vor dem Abgang auf ihre gefahrvollen Expeditionen zu beichten und ſich zu verloben pflegten. Der Altar der Heiligen war mit Reliquien und Votivtafeln geſchmückt, theils um ihren Schutz zu gewinnen, theils als Dankopfer für Befreiung aus Gefahren. Nach verrichteter Andacht wurde auf glückliche Fahrt und zu Ehren der Heiligen noch wacker getrunken. Im Trinken erwies ſich die neugeworbene Mannſchaft als ſehr tüchtig, leider aber fand Hr. Hunt bald Gelegenheit, ſich zu überzeugen, daß er hinſichtlich der ſonſtigen Brauchbarkeit ſeiner Leute zu Montreal ſehr ſchlechte Acquiſitionen gemacht habe.

Mit dieſen halbuntauglichen Schiffleuten, die dann am flinkſten bei der Hand waren, wenn es galt ans Land zu gehen, Feuer anzumachen und ſich ſingend und ſchwatzend um den rauchenden Keſſel zu ſetzen, ging Hr. Hunt den Ottawa hinauf, und kam nach einer ſehr langweiligen und mühſamen Fahrt auf einer Reihenfolge kleiner Seen und Flüſſe, der alten Straße der Pelzhändler, nach Michilimackinac. Erſt am 22 Julius erreichte er Mackinaw, auf der Inſel gleiches Namens, am Zuſammenfluß des Huron- und Michigan-Sees gelegen. Dieſer alte berühmte franzöſiſche Handelspoſten war noch immer der Vereinigungspunkt einer mannichfach gemiſchten Bevölkerung. Er war der große Anlandungs- und Abſegelungsplatz für den ſüdweſtlichen Pelzhandel. Hier hatte die Mackinaw-Compagnie ihren Hauptpoſten errichtet, von wo aus ſie ihre Verbindungen mit dem Innern und mit Montreal unterhielt, und von hier aus gingen auch die Jäger nach den verſchiedenen Orten ihrer Beſtimmung am obern See und ſeinen Zuflüſſen, oder am Miſſiſſippi, am Arkanſas, am Miſſouri und nach den andern weſtlichen Regionen ab. Nach Verlauf eines Jahres oder mehr, kehrten ſie mit ihrem Pelzwerk hierher zurück, um ihre Rechnungen abzuſchließen und die Ausbeute wurde dann in Canots nach Montreal abgeführt. Mackinaw war deßhalb zu der Jahreszeit, wo die Handelsleute von allen Punkten da zuſammentrafen, ein höchſt belebter Platz.

Dieſer jetzt gänzlich verödete Ort hatte ſchon zur Zeit, als Hr. Hunt dahin kam, viel von ſeiner Bedeutung verloren. Es war ein Dorf längs einer kleinen Bay, mit einem breiten ſchönen Strand

vor der Hauptfronte der Häuser und von einem alten Fort auf einer Anhöhe oberhalb des Dorfs beherrscht. Der Strand vertrat die Stelle einer öffentlichen Promenade, wo sich zu gewissen Zeiten alle jene bizarren Auftritte zur Schau stellten, die ein Seehafen in dem Augenblick bietet, wo eine Flotte von langer Reise zurückkehrt. Hier vergeudeten die canadischen „Reisenden" den Lohn ihrer Arbeiten und Entbehrungen bei Tanz und Trunk in den bretternen Wirthshäusern; dort standen Gruppen um eine Bude mit unächtem Geschmeide und kauften Tand aller Art, um sich auf die abgeschmackteste Weise damit herauszuputzen. Zuweilen fanden sie Rivalen an indianischen Gecken vom jenseitigen Ufer, die, auf phantastische Weise bemalt und geschmückt, einherstolzirten, fest überzeugt, daß ihre bleichen Nebenbuhler von ihnen ausgestochen würden. Von Zeit zu Zeit erschienen auch Nordwesters, von Fort William kommend, in Mackinaw, die sich als die Ritterschaft des Pelzhandels betrachteten. Es waren Männer von Eisen, abgehärtet gegen alle Kältegrade, gegen Entbehrungen und Gefahren aller Art. Sie trugen den Knopf der Nordwest-Compagnie auf ihren Kleidern, ein furchtbares Jagdmesser an der Seite und hatten eine militärische Haltung. Ihre Hüte waren gewöhnlich mit Federn geschmückt. Mit der tiefsten Verachtung blickten sie auf die Jäger der Südwest-Compagnie herab, die sie als durch mildes Klima und leckere Kost (Brod und Speck) verweichlicht betrachteten. Sie pflegten dieselben nie anders als „Schweinfleischesser" zu nennen, und riefen ihnen im Vorübergehen mit trotziger Miene, die Hand in die Seite gestemmt, zu: „Je suis un homme du nord!" Die Anmaßungen dieser Großsprecher wurden stillschweigend geduldet, denn es gab in der That viele unter ihnen, die sich durch außergewöhnlichen Muth in Ruf gesetzt hatten. Auch der Pelzhandel zählte Helden, deren Namen und Großthaten weithin in der Wildniß wiederhallten.

So stand es zu Mackinaw zu der Zeit von der hier die Rede ist; jetzt sieht es freilich ganz anders daselbst aus. Die Pelzhändler versammeln sich nicht mehr dort, die Schifffahrt auf den Seen wird durch Dampfboote betrieben, und die Handelsleute, die Jäger, die canadischen „Reisenden" und die indianischen Stutzer sind verschwunden. Solche Veränderungen hat ein Zeitraum von wenigen Jahren herbeigeführt.

Hr. Hunt hielt sich einige Zeit zu Mackinaw auf, theils um

ſein Waarenlager zu vervollſtändigen, theils um noch einige beſſere canadiſche „Reiſende" anzuwerben. Das letztere hatte jedoch ſeine beſondern Schwierigkeiten. Es befanden ſich zwar ſehr geſchickte Leute ſolcher Art in Menge zu Mackinaw, aber mehrere Tage lang fand ſich auch nicht ein einziger bei Hrn. Hunt ein, und als ihnen endlich Anerbietungen gemacht wurden, antworteten ſie mit Kopfſchütteln. War auch hie und da einer geneigt ſich anwerben zu laſſen, ſo fanden ſich immer wieder geſchäftige Müßiggänger von jener Claſſe, die ſtets bereit ſind, Andere gegen ein Geſchäft einzunehmen, an dem ſie ſelbſt keinen Theil haben. Dieſe zupften jeden der Luſt hatte ſich gewinnen zu laſſen, am Kleide, und raunten ihm ins Ohr, daß die Expedition unbekannte Ströme zu befahren, und durch ſchaurige Wüſten von wilden Stämmen bevölkert, zu paſſiren habe, die ſchon manchen Reiſenden, der ſich zu ihnen gewagt, ermordet hätten, und daß ſie die Rocky Mountains erklimmen müßten, um in öde und unfruchtbare Gegenden hinabzuſteigen, wo der Wanderer von Heuſchrecken und Grillen zu leben genöthigt ſey, oder ſein Pferd ſchlachten müſſe, wenn er nicht Hungers ſterben wolle.

Endlich fand ſich doch ein Mann, der kühn genug war, ſich aller dieſer Schreckbilder zum Trotz anwerben zu laſſen, und dieſer wurde nun als Lockvogel gebraucht, um noch mehrere herbeizuziehen; es vergingen aber wieder einige Tage, ehe noch andere ſich bewegen ließen Dienſte zu nehmen. Hr. Hunt wünſchte die Geworbenen auf fünf Jahre zu verpflichten, allein die meiſten wollten ſich auf nicht länger als drei einlaſſen, und verlangten noch dazu einen Theil des bedungenen Lohnes als Vorſchuß. Dieß wurde ihnen gern bewilligt, allein kaum hatten ſie das Geld vertrunken oder ſonſt verſplittert, als ſie auch von Schulden zu ſprechen begannen, die ſie zu Mackinaw hätten, und die getilgt werden müßten, ehe ſie an die Abreiſe denken könnten. Vorſtellungen halfen hier durchaus nichts, und ſo mußten denn, wollte man den bereits geleiſteten Vorſchuß nicht verloren geben, die theils wirklichen, theils angeblichen Schulden der Geworbenen bezahlt werden.

Hr. Hunt war innerlich ergrimmt über dieſe unverſchämte Prellerei, um ſo mehr, als die Zahl ſeiner Recruten noch ſehr gering war, und viele von denen, die er als brauchbare Leute ſo gern in Dienſt genommen hätte, ſich noch immer ſpröde zeigten und durch keinen goldnen Köder locken ließen. Mit dieſen mußte er es alſo

auf andere Art verſuchen. Unter die bereits geworbenen vertheilte er Straußenfedern, die ſie auf ihre Hüte ſteckten und als „Reiſende einer neuen Compagnie, welche die Nordweſtcompagnie verdunkeln werde," in Mackinaw umherſtolzirten. Dieſe Kriegsliſt verfehlte ihre Wirkung nicht, denn ein franzöſiſcher Canadier iſt zu eitel, als daß er der Lockung, ſich mit einer Feder ſchmücken zu können, zu widerſtehen vermöchte. In Menge fanden ſie ſich ein, um Dienſte zu nehmen, denn jeder wollte ſeinen Hut mit einer Feder zieren. Bald ſtolzirten alle nach Wunſch geſchmückt einher, und die meiſten hatten größere Freude an der Zierde auf ihrem Hute, als an dem Gelde in ihrer Taſche, denn ſie achteten ſich jetzt den ruhmredigen „Männern des Nordens" vollkommen gleich.

Während Hr. Hunt ſeine Geſchäfte beſorgte, ſtieß ein Schotte Namens Ramſay Crooks zu ihm, den er früher ſchon ſchriftlich eingeladen hatte, an der Expedition Theil zu nehmen. Dieſer junge Mann war im Dienſt der Nordweſtcompagnie geſtanden, und hatte dann mehrere Handelsexpeditionen unter den Stämmen am Miſſouri auf eigene Rechnung unternommen. Hr. Hunt, der ihn perſönlich kannte, und mit Recht eine hohe Meinung von ſeiner Rechtſchaffenheit und ſeinem Unternehmungsgeiſte hegte, war ſehr erfreut, als Hr. Crooks ſeine Begleitung zuſagte. Vor allem entwarf der junge Mann Hrn. Hunt eine Schilderung von den Gefahren, die ihrer auf dieſer Reiſe warteten, und erklärte, daß es durchaus nöthig ſey eine ſtarke Begleitung mitzunehmen. Bei der Fahrt auf dem obern Miſſouri, kämen ſie durch das Land der Sioux, die ſich, wie er ſagte, ſtets feindlich gegen die weißen Handelsleute gezeigt hätten, indem ſie von dem Ufer herab auf ihre vorbeifahrenden Boote zu feuern pflegten und ſie oft auch in ihren Lagern angriffen. Hr. Crooks ſelbſt war auf einer ſeiner Reiſen von dieſen Räubern überfallen worden, und genöthigt geweſen umzukehren und den Fluß wieder hinabzufahren. Wäre man auch, fügte er noch bei, glücklich genug dieſen Feinden zu entkommen, ſo fände man in den ſogenannten „Schwarzfüßen," die einen großen Landſtrich, durch den der Weg führe, unſicher machten, noch weit furchtbarere Feinde. Es wurde daher beſchloſſen, die bereits über 30 Köpfe ſtarke Mannſchaft nach der Ankunft in St. Louis bis auf 60 zu vermehren.

Als alles in Ordnung war, ſollte es ans Einſchiffen gehen, was jedoch kein leichtes Unternehmen war. Gleich den Seeleuten

pflegten auch die canadiſchen „Reiſenden" vor der Abfahrt noch ein Gelag zu halten. Jeder von ihnen hatte noch Vettern, Baſen, Freunde oder Gevattern zu tractiren und zu umarmen, und Hr. Hunt noch manche in den Wirthshäuſern gemachte Schuld zu berichtigen. Es wurde gegeſſen, getrunken und getanzt, und die Wirthe gaben gern alles her, was man verlangte, wohl wiſſend, daß der Beutel des Hrn. Hunt vor den Riß ſtehen, oder die Abfahrt verſchoben werden müſſe. Auf gerichtlichem Wege ſich Recht zu verſchaffen, war damals in Mackinaw unmöglich, denn in dieſer amphibiſchen Gemeinde wurden die ſchwelgeriſchen oder meuteriſchen Schiffleute ſtets begünſtigt, und ſo blieb denn nichts übrig, als die Neugeworbenen bei guter Laune zu erhalten, damit ſie nicht etwa gar auf der Reiſe ſelbſt, durch den gefährlichen Dienſt abgeſchreckt, in ein Canot ſpringen und wieder ſtromabwärts fahren möchten.

Scenen ſolcher Art gaben Hrn. Hunt einen Vorgeſchmack von den Beſchwerden ſeiner Stellung. Nur mit Mühe gelang es ihm, ſeine Leute den Kneipen und den Umarmungen ihrer Zechbrüder zu entreißen, die ihnen bis ans Ufer folgten, und im canadiſchen Franzöſiſch mit lallender Zunge Segenswünſche nachriefen. Am 12 Auguſt verließen ſie Mackinaw, und ſchlugen den gewöhnlichen Weg durch die grüne Bai, auf dem Fuchsfluß und dem Wisconſin bis zur Prairie du Chien ein, von wo ſie den Miſſiſſippi hinab nach St. Louis fuhren, das ſie am 3 September erreichten.

## Vierzehntes Capitel.

St. Louis. — Die Miſſouri-Compagnie. — Hr. Manuel Liſa. — Die Bootsmänner des Miſſiſſippi. — Joſeph Miller und ſein Charakter. — Fahrt auf dem Miſſouri. — Ankunft zu Nodowa. — John Day der Kentucky'ſche Jäger. — Hr. Hunt kehrt nach St. Louis zurück.

St. Louis, am rechten Ufer des Miſſiſſippi, einige Meilen unterhalb der Mündung des Miſſouri gelegen, war zu jener Zeit eine Gränzanſiedlung und der letzte Ausrüſtungsplatz für den ſüdweſtlichen indianiſchen Handel. Die Bevölkerung beſtand aus Creolen, Nachkommen der erſten franzöſiſchen Coloniſten, aus kühnen Han-

delsleuten der atlantiſchen Staaten, aus Kentuckyern und Leuten aus Tenneſſee, aus Indianern und Halbblütigen von den Prairien, und aus einem ganz eigenen, gleichſam auf dem Waſſer herangewachſenen Menſchenſchlag, den ſogenannten „Bootsmännern des Miſſiſſippi," die nach eigenen Sitten und Gebräuchen lebten und ſogar auch eine eigene, ganz techniſche Sprache redeten. Dieſe Leute waren zu jener Zeit ſehr zahlreich, und führten die Schifffahrt und den Handel auf dem Ohio und dem Miſſiſſippi eben ſo wie die „Reiſenden" auf den canadiſchen Gewäſſern; auch ſie ſind, gleich jenen, durch die alles verdrängende Dampfſchifffahrt der Vergeſſenheit verfallen.

Die alten franzöſiſchen, bei dem indianiſchen Handel betheiligten Häuſer hatten einen Schweif von Baſtardindianern und Baſtardfranzoſen um ſich verſammelt, die ſie bei ihren Expeditionen zu Waſſer und zu Lande verwendeten. Leute aus andern Ländern dehnten ſpäter den Handel weiter nach dem Innern, nach dem obern Theil des Miſſouri aus, und vermehrten die Zahl dieſes Anhängſels. Von dieſen Handelsleuten hatten mehrere zwei oder drei Jahre vor Hrn. Hunts Ankunft eine Compagnie gebildet, die aus zwölf Theilhabern, mit einem Capital von 40,000 Dollars, beſtand; dieſe nannte ſich die „Miſſouri-Pelzhandelcompagnie" und ging darauf aus, längs dem obern Theil dieſes Fluſſes Handelspoſten zu errichten, und den Handel dieſer Gegend für ſich zu monopoliſiren. Der das Geſchäft leitende Theilhaber dieſer Compagnie war Hr. Manuel Liſa, ein Spanier von Geburt, und ein Mann von kühnem, unternehmendem Geiſte, der den Miſſouri faſt bis zu ſeiner Quelle verfolgt, und ſich mit mehrern Stämmen bekannt, ja ſogar beliebt bei ihnen gemacht hatte. Seinen Bemühungen war es gelungen, im Jahr 1808 Handelspoſten im Lande der Sioux und unter den Aricara- und Mandana-Stämmen anzulegen, ſo wie einen Hauptpoſten an den Gabeln des Miſſouri zu begründen, dem Hr. Henry, einer der Theilhaber, vorſtand. Dieſe Compagnie hatte gegen 250 Menſchen, theils americaniſche Jäger, theils Creolen und „canadiſche Reiſende" in ihren Dienſten.

Alle dieſe Umſtände hatten zu St. Louis eine noch buntere Bevölkerung, als die zu Mackinaw, zuſammengedrängt. Da ſah man am Ufer des Fluſſes den ausſchweifenden, prahlhaften und großſprecheriſchen „Bootsmann des Miſſiſſippi," mit den luſtigen, fratzen-

haften, stets gut gelaunten, und immer singenden canadischen „Reisenden," während Indianer verschiedener Stämme in den Straßen umherschlenderten, unter denen zuweilen ein kräftiger kentucky'scher Jäger in lederner Kleidung, die Büchse auf der Schulter und das Messer im Gürtel einher stieg. Hie und da erhoben sich neue Häuser und Läden aus Backsteinen, von geschäftigen Handelsleuten aus den atlantischen Staaten belebt, während die alten französischen Wohngebäude mit ihren offenen Fenstern noch immer den freundlichen, wohnlichen Anblick boten, wie zur Zeit der ersten Colonisten, und dann und wann das Kratzen einer Geige, ein munteres Lied oder das Klappern der Billardbälle deutlich bewies, daß der heitere französische Humor noch immer in St. Louis heimisch sey.

So war St. Louis zur Zeit, als Hr. Hunt dort eintraf. Das Auftreten einer neuen Pelzhandelcompagnie mit bedeutenden Fonds, erregte große Sensation unter den Handelsleuten des Orts, und weckte die Eifersucht der Missouricompagnie. Hr. Hunt dachte nun vor Allem darauf, sich so zu verstärken, daß er jeder Concurrenz trotzen könne, und gewann zu diesem Zweck einen jener unternehmenden Männer, der Handelsunternehmungen zu den Stämmen am Missouri beigewohnt hatte. Es war dieß ein gewisser Hr. Joseph Miller, ein gebildeter Mann von einer achtbaren Familie in Baltimore, der als Officier in der Armee der Vereinigten Staaten gedient, aber seinen Abschied aus Verdruß darüber genommen hatte, daß man ihm einen Urlaub verweigerte, und der sich seitdem mit dem Biberfang und dem Handel mit den Indianern beschäftigte. Es kostete Hrn. Hunt nicht viele Mühe ihn zur Theilnahme an seinem Unternehmen zu bereden, und so einen Mann zu gewinnen, dessen Kenntnisse und Erfahrungen im indianischen Handel für die Compagnie von großem Nutzen seyn mußten.

Außerdem wurden noch mehrere Leute zu St. Louis, theils Jäger, theils Bootsleute angeworben. Die erstern waren bestimmt, nicht nur das nöthige Wild zur Nahrung für die Expedition zu erlegen, sondern auch Biber und andere ihres Pelzwerkes wegen schätzbare Thiere zu fangen. Die Werbbedingungen waren verschiedener Art: einige empfingen einen bestimmten Gehalt von 300 Dollars, andere wurden auf Kosten der Compagnie gekleidet und genährt und erhielten einen Antheil an der Jagdbeute.

Da Hr. Hunt viele Opposition von Seite der rivalisirenden

Pelzhändler, und besonders von der Missouri-Compagnie erfuhr, so gingen mehrere Wochen hin, bevor er mit seinen Vorbereitungen zu Stande gekommen war. Dieß und der Aufenthalt zu Montreal, Mackinaw und unterwegs hatte ihn in seiner Zeitberechnung sehr zurückgebracht, so daß es unmöglich wurde die Reise auf dem Missouri noch im laufenden Jahr zu bewerkstelligen. Dieser Fluß, aus hohen und kalten Breiten kommend und durch weite und offene Ebenen strömend, die den kalten Winden ausgesetzt sind, friert sehr früh zu. Der Winter tritt hier schon mit dem ersten November ein, und so war nichts Anderes zu vermuthen, als daß der Fluß schon längst mit Eis bedeckt seyn werde, ehe die Expedition den obern Theil desselben erreichen konnte. Um indeß die Kosten des Ueberwinterns zu St. Louis zu ersparen, beschloß Hr. Hunt, den Missouri so weit als möglich, bis zu einem Punkt oberhalb der Ansiedlungen hinaufzufahren, wo es Wild im Ueberfluß gibt und wo man durch die Jagd sich so lange erhalten konnte, bis die eingetretene mildere Witterung des Frühlings die Fortsetzung der Reise gestatten würde.

Am 21 October verließ Hr. Hunt St. Louis mit drei Fahrzeugen. Das eine war eine Barke, die er von Mackinaw mitgebracht hatte, von der Art, wie man sich ihrer vor Zeiten zur Fahrt auf dem Mohawk-Flusse bediente, gewöhnlich unter dem Namen Schenectady-Barken bekannt, und das dritte ein großes Kielboot, damals das allgemein übliche Transportmittel auf dem Mississippi. Mit frohem Muthe brach die Expedition auf, und erreichte nach glücklicher Fahrt die Mündung des Missouri. Dieser große, 3000 Meilen lange Fluß, der mit seinen Beiflüssen eine unermeßliche Landesstrecke bewässert, war bis dahin nur gelegentlich von den Barken der Pelzhändler befahren worden; noch kein Dampfboot hatte seine reißenden Gewässer durchschnitten, und Segel waren nur hie und da von Nutzen, denn es bedurfte eines starken Windes, um der gewaltigen Strömung des Flusses stromaufwärts Herr zu werden. Die Hauptsache bei der Fahrt beruhte auf körperlicher Kraft und Gewandtheit. Die Boote wurden gewöhnlich mit Rudern und Bootshaken in Bewegung gesetzt, indem man die letztern in Wurzeln und überhängende Bäume einschlug, und sich so von einem zum andern fortzog. Wo das Ufer von Gebüsch frei war, so daß die Mannschaft am Ufer hingehen konnte, wurden

die Fahrzeuge auch an Tauen gezogen. Während dieser ermüdenden Fahrt war das Boot großen Gefahren von schwimmenden Baumstämmen, von ganzen Massen von Treibholz — den bekannten Holzinseln — und von den sogenannten Snags und Sawyers ausgesetzt. Die Snags sind vom Wasser losgerissene und in den Fluß gestürzte Bäume, die sich so in den Schlamm eingesenkt haben, daß von ihnen nichts sichtbar ist, als ihr drohender, von der Strömung vorwärts geneigter Wipfel. Die gefährlichsten sind solche, die einen oder zwei Fuß unter der Oberfläche des Wassers stehen, und da dieß zuweilen Stämme von 5 bis 6 Fuß im Durchmesser sind, so läßt sich leicht begreifen, daß ein schnell gehendes Fahrzeug an ihnen zerschellen und untergehen kann. Solche Snags finden sich meist dicht am Ufer, also gerade da, wo das Boot bei der Fahrt stromaufwärts sich zu halten hat, um der Gewalt der Strömung auszuweichen. Die Sawyers unterscheiden sich von den Snags dadurch, daß sie dem Druck der Strömung nachgeben und in einer auf- und niedertauchenden Bewegung, der einer Säge in einer Mühle gleichend, bald erscheinen, bald verschwinden, weßhalb man ihnen auch den Namen Sawyers (Säger) gegeben hat. Da das Fahrwasser des Flusses, seiner Krümungen und Sandbänke wegen häufig wechselt, so mußten die Boote natürlich diesem Zickzacklaufe folgen. Oft war ein Theil der Mannschaft genöthigt, an seichten Stellen in das Wasser zu springen und das Fahrzeug am Zugtau fortzuziehen, während ihre Cameraden an Bord mit Rudern und Bootshaken angestrengt arbeiteten. Oft schien die Barke bewegungslos, wie durch einen Zauber gebannt, wenn sie an eine Biegung kam, um die herum die Strömung mit gewaltiger Kraft ihr entgegen brauste, und wo man mit größter Anstrengung kaum merkbar vorwärts kam.

Bei solchen Gelegenheiten erschienen die Verdienste der canadischen Reisenden in ihrem vollsten Lichte. Ausdauernd bei der Arbeit, durch kein Hinderniß zu entmuthigen, fruchtbar an Hülfsmitteln und erfahren in allen Kunstgriffen den widerspänstigen Strom zu gewältigen, sah man sie bald im Boot, bald am Ufer, bald im Wasser thätig, so kalt dieses auch war, und dabei immer munter und guter Laune. Wurde aber doch zuweilen die Anstrengung zu groß und drohte ihre Kraft zu erschöpfen, so war eines ihrer Schifferlieder, von einem alten Ruderer vorgesungen und vom Chor

begleitet, ein unfehlbares Mittel, den ermattenden Muskeln neue Spannkraft zu verleihen. Unter ſolchen anſtrengenden Arbeiten legte die Expedition einen Weg von ungefähr 150 Meilen den Miſſouri hinauf zurück und erreichte am 16 November die Mündung des Nodowa. Da hier ein guter Jagdgrund war und die ſtrenge Jahreszeit mit raſchen Schritten heranrückte, ſo wurde beſchloſſen, an dieſer Stelle die Winterquatiere aufzuſchlagen. Wirklich zeigte ſich auch nach zwei Tagen, daß der Fluß oberhalb des Lagers mit Eis ging.

Noch nicht lange hatte Hr. Hunt ſein Winterquartier bezogen, als ein neuer Reiſegefährte Namens Mac Lellan zu ihm ſtieß, derſelbe, der Hrn. Crooks auf der unglücklichen Expedition begleitet hatte, wo ſie von den Sioux überfallen wurden. Mac Lellan war ein merkwürdiger Mann. Er hatte unter dem General Wayne im Krieg gegen die Indianer als Freiwilliger gedient, und ſich durch kühne Wagſtücke ſo ausgezeichnet, daß die abenteuerlichſten Geſchichten von ihm umliefen, denen ſein Aeußeres allerdings entſprach. Er war hager, aber musculos, und ſein ganzes Weſen zeugte von Kraft, Gewandtheit und unerſchütterlichem Muthe. Seine Augen waren ſchwarz, ſein Blick durchdringend; von innerer Unruhe getrieben, artete er aber oft bis zu einer nur ſchwer zu zügelnden Heftigkeit aus. Er war von Hrn. Hunt eingeladen worden, dem Unternehmen als Theilhaber beizutreten und hatte mit Freuden eingewilligt, weil ihn der Gedanke ergötzte unter zahlreicher Begleitung das Land der Sioux zu durchreiſen, und vielleicht Gelegenheit zu finden, früher erfahrene Unbill an dieſem räuberiſchen Stamme zu rächen.

Ein anderer Recrut, der ſich gleichfalls im Lager am Nodowa einfand, verdient nicht minder erwähnt zu werden. Es war dieß John Day, ein Jäger aus den virginiſchen Wäldern, der mehrere Jahre im Dienſt des Hrn. Crooks und andrer Handelsleute am Miſſouri geſtanden. Day war ein Mann von etwa 40 Jahren, 6 Fuß 2 Zoll hoch, ſchlank wie ein Indianer, und trat einher, als ob er auf Stahlfedern ginge. Sein Geſicht war offen und männlich ſchön. Er pflegte von ſich zu rühmen, daß ihm in ſeiner Jugend nichts weder habe ſchaden noch ihn in Schrecken ſetzen können; er hatte indeß zu ſchnell gelebt und ſeinen Körper durch Ausſchweifungen geſchwächt, war aber doch noch ein ſtarker, beherzter Mann, und ein faſt nie fehlender Schütze.

Hr. Hunt glaubte den Aufenthalt, zu dem er genöthigt war, benützen zu müſſen, um für ſeine Perſon noch einmal nach St. Louis zurückzukehren, und noch einige Gefährten und vorzüglich einen in der Sprache der Sioux erfahrnen Dolmetſcher zu werben. Beſonders nöthig ſchien es ihm noch eine Anzahl Jäger zu gewinnen, nicht bloß um während der langen und beſchwerlichen Reiſe ſtets den erforderlichen Vorrath von Wildpret herbeizuſchaffen, ſondern auch um einem etwaigen Angriff von Seite der Indianer nachdrücklichen Widerſtand leiſten zu können; denn dazu ließen ſich die canadiſchen „Reiſenden," deren Sache das Fechten nicht war, nicht gebrauchen. Die hiezu geeigneten Leute waren americaniſche Jäger, erfahren im Leben und der Kriegskunſt der Wilden.

Am 1 Januar 1810 machte ſich Hr. Hunt zu Fuß auf den Weg, mit acht Mann in ſeinem Gefolge, die ihn bis nach Fort Oſage begleiteten, ungefähr 150 Meilen unterhalb des Nodowa. Hier verſchaffte er ſich ein paar Pferde und ſetzte ſeine Reiſe mit zwei Begleitern fort, indem er die übrigen ſechs nach dem Lager zurückſchickte. Am 20 Januar traf er in St. Louis ein.

## Fünfzehntes Capitel.

Oppoſition der Miſſouricompagnie. — Die Schwarzfüße. — Peter Dorion, der Dolmetſcher. — Die HH. Bradbury und Nuttall ſtoßen zur Expedition. — Abreiſe von St. Louis. — Daniel Boon, der Patriarch von Kentucky. — John Colter und ſeine Abenteuer unter den Indianern. — Ein indianiſches Kriegsfeſt. — Unfriede in Dorions Familie.

Auch während ſeines zweiten Aufenthalts in St. Louis wurden Hrn. Hunt von Seite der Miſſouricompagnie Hinderniſſe aller Art in den Weg gelegt. Die Angelegenheiten dieſer Compagnie ſtanden damals ſehr bedenklich. Während des vergangenen Jahres war ihre Hauptniederlaſſung an den Gabeln des Miſſouri ſo ſehr von den Schwarzfüßen beunruhigt worden, daß der Vorſteher der Anſtalt, Hr. Henry, genöthigt ward, den Poſten zu verlaſſen und über die Rocky Mountains zu gehen, in der Abſicht ſich an einem der obern Arme des Columbia feſtzuſetzen. Was aus ihm und ſeinen Begleitern geworden, wußte man nicht, und war daher ſehr in Sorge, daß er den India-

nern in die Hände gefallen und von diesen ermordet worden seyn könnte. Gerade als Hr. Hunt in St. Louis ankam, rüstete die Compagnie eine Expedition aus, um Hrn. Henry aufsuchen zu lassen. Sie ward von Hrn. Manuel Lisa, dem bereits erwähnten unternehmenden Theilhaber geführt.

Zwei Expeditionen sollten mithin aufbrechen, was eine ungewöhnliche Frage nach Jägern und canadischen „Reisenden" zur Folge hatte, die nun natürlich die Gelegenheit bestens benutzten, indem sie ihre Forderungen so hoch als möglich spannten. Hr. Hunt war demnach zu bedeutenden Ausgaben genöthigt, um sich der erforderlichen Mannschaft zu versichern. Die größte Schwierigkeit war, einen Dolmetscher zu finden. Der Einzige, der sich in dieser Eigenschaft bei ihm meldete, war ein Mann von gemischten Blut Namens Peter Dorion, ein Sohn des französischen Dolmetschers Dorion, der die Herren Lewis und Clarke auf ihrer berühmten Entdeckungsreise über die Rocky Mountains begleitete. Dorion der Vater war einer jener Creolen, die von den alten französischen Canadiern abstammen, von denen noch viele an den westlichen Gränzen leben, wo sie sich mit den Wilden vermischen. Er hatte sich unter verschiedenen Stämmen aufgehalten und vielleicht bei allen Nachkommen hinterlassen; seine rechtmäßige Frau aber, oder wenigstens die, mit der er gewöhnlich lebte, war eine Sioux-Indianerin, mit der er mehrere Kinder, und unter andern auch unsern Peter, erzeugte. Das Hauswesen des alten Dorion war ganz auf indianischem Fuß eingerichtet. Vater und Söhne berauschten sich um die Wette, und dann wurde die Hütte gewöhnlich der Schauplatz von Schlägereien, bei denen dem alten Franzosen von seinen Bastardsprößlingen nicht selten sehr übel mitgespielt ward. Bei einem solchen Auftritt hatte einst einer der Söhne den alten Mann zu Boden geworfen und stand eben im Begriff ihn zu skalpiren, als der Greis ausrief: „halt ein, mein Sohn! du bist zu tapfer, und zu sehr ein Mann von Ehre, als daß du deinen alten Vater skalpiren solltest!" Dieses Argument rührte die französische Seite seines halbblütigen Herzens, und er ließ den grauen Schädel des alten Jägers unverletzt. Von solch hoffnungsvollem Stamm war der Mann, den Hr. Hunt als Dolmetscher zu gewinnen suchte. Er war in gleicher Eigenschaft ein Jahr zuvor bei der Missouri-Compagnie gewesen, und hatte ihre Handelsleute glücklich durch die verschiedenen Stämme

der Sioux geführt. So lange er nüchtern blieb, zeigte er sich stets dienstfertig und anhänglich, aber die Liebe zum Branntwein, die er gleichsam mit der Muttermilch eingesogen und die mit ihm groß geworden war, übte zuweilen eine unwiderstehliche Gewalt über ihn, und dann trat die wilde Seite seines Charakters heraus. Diese Liebe zum Trunk war es auch, die ihn mit der Missouri-Compagnie entzweit hatte. Während er im Dienst derselben zu Fort Mandan an der Gränze war, hatte man ihm, da Branntwein sich sonst nirgends als in den Niederlagen der Compagnie fand, das Quart zu zehn Dollars in Rechnung gebracht; diese Schuld war noch nicht berichtigt und noch immer der Gegenstand heftigen Zwistes, so daß die bloße Erwähnung der Sache hinreichte, Peter Dorion in Wuth zu setzen. Sobald Hr. Lisa dahinter kam, daß Peter mit der neuen rivalisirenden Compagnie in Unterhandlungen stehe, bemühte er sich ihn durch Drohungen und Versprechungen vom Abschluß zurückzuhalten. Die letztern würden ihren Zweck vielleicht nicht verfehlt haben, allein die Drohungen wegen der Branntweinschuld dienten nur dazu, den halbblütigen Dolmetscher in seinem Vorsatz, in die feindlichen Reihen zu treten, zu befestigen. Er versäumte jedoch dabei nicht, sich die vortheilhaftesten Bedingungen zu sichern, und nach einer Unterhandlung von beinahe 14 Tagen kam es endlich zum Abschluß, nach welchem Dorion sich als Jäger und Dolmetscher gegen die Summe von 300 Dollars jährlich verpflichtete, wovon 200 voraus bezahlt werden mußten.

Als Hr. Hunt alles in Ordnung gebracht zu haben glaubte, um St. Louis wieder zu verlassen, erhoben sich neue Schwierigkeiten. Fünf von den americanischen Jägern aus dem Lager am Nodowa stellten sich plötzlich ein, und führten Klage, daß sie von den Theilhabern schlecht behandelt worden seyen, weßhalb sie sich heimlich entfernt hätten. Strenge Maßregeln gegen diese Ausreißer zu ergreifen, wäre in diesem Augenblick und unter solchen Umständen nutzlos gewesen. Zwei von ihnen ließen sich durch gütliches Zureden zur Rückkehr bewegen, die übrigen aber weigerten sich auf das entschiedenste, und verbreiteten noch dazu eine so übertriebene Schilderung von den Gefahren der Expedition, daß die eben zu St. Louis geworbenen Jäger sich im Augenblick der Abreise sämmtlich, bis auf einen einzigen, weigerten, mitzugehen. Vorstellungen fruchteten nichts; sie nahmen ihre Büchsen auf die

Schulter und wendeten der Expedition den Rücken, ſo daß Hr. Hunt ſich genöthigt ſah, mit dem einzigen treu gebliebenen Jäger und den von ihm geworbenen canadiſchen „Reiſenden" ſich einzuſchiffen. Sogar Peter Dorion weigerte ſich noch im letzten Augenblick das Boot zu beſteigen, wenn Hr. Hunt nicht einwilligen würde, auch ſein Weib nebſt den beiden Kindern an Bord zu nehmen.

Unter den Perſonen, die dießmal mit Hrn. Hunt für die Fahrt den Miſſouri hinauf ſich einſchifften, befanden ſich auch zwei Gelehrte: Hr. John Bradbury, ein Mann von reifem Alter, aber von großem Unternehmungsgeiſt, der von der Linné'ſchen Geſellſchaft zu Liverpool ausgeſchickt worden war, um eine Sammlung americaniſcher Pflanzen anzulegen, und ein Hr. Nuttall, ebenfalls ein Engländer, jünger an Jahren, der ſich ſeitdem durch die Herausgabe ſeiner „Reiſen im Arkanſas" und eines Werkes über die americaniſchen Pflanzengeſchlechter als Schriftſteller bekannt gemacht hat. Hr. Hunt hatte beiden Schutz und Förderung ihrer wiſſenſchaftlichen Forſchungen am Miſſouri zugeſagt. Da ſie jedoch im Augenblick der Abfahrt noch nicht zur Reiſe gerüſtet waren, indem ſie die am nächſten Tage zu St. Louis eintreffende Poſt abwarten wollten, ſo gaben ſie einſtweilen ihr Gepäck an Bord, in der Abſicht zu St. Charles, in geringer Entfernung oberhalb der Mündung des Miſſouri, wieder zur Expedition zu ſtoßen. An demſelben Abend erfuhren ſie indeß zufällig, daß Hr. Liſa, als Agent der Miſſouri-Compagnie, einen Verhaftsbefehl gegen Peter Dorion der Branntweinſchuld wegen ausgewirkt habe, und daß man beabſichtige den halbblütigen Linguiſten bei ſeiner Ankunft in St. Charles feſtzunehmen. Kaum hatten die Hr. Bradbury und Nuttall Kunde hievon erhalten, ſo brachen ſie auch bald nach Mitternacht zu Lande auf, holten das Boot noch vor St. Charles ein, und ſetzten Peter Dorion von der Gefahr in Kenntniß, die ſeiner Freiheit drohte. Peter ſtieg, von ſeiner Frau und ſeinen beiden Sprößlingen begleitet, ſogleich ans Land, nahm ſeine Büchſe und einen großen Bündel mit ſeinen Habſeligkeiten auf die Schulter und flüchtete in die Wälder, mit dem Verſprechen, oberhalb St. Charles ſich wieder bei der Expedition einzufinden. Den Verſprechungen eines lockeren Abenteurers ſeiner Art, der mit ſeinen frühern Brodherren eben Verſteckens ſpielte, zwei Drittheile ſeines Jahresgehalts be-

reits in der Tasche, seine Familie bei sich, und seine Habseligkeiten auf dem Rücken hatte, war freilich wenig zu trauen, allein es blieb für den Augenblick keine Wahl, und Hr. Hunt mußte sich mit der Hoffnung trösten, daß Peters Haß gegen die Missouri-Compagnie ihn vielleicht doch bewegen werde, seinen Verpflichtungen treu zu bleiben.

Nachmittags kam die Expedition nach St. Charles, wo die Harpyien der Gerechtigkeit vergebens auf ihre Beute lauerten. Die Boote setzten am folgenden Morgen ihre Fahrt fort, und waren noch nicht weit gekommen, als Peter Dorion wirklich am Ufer erschien. Er wurde freudig empfangen, kam aber allein, ohne sein Weib, mit der er während der Nacht in einen Zwist gerathen war, der mit tüchtigen Schlägen endete, worauf sie mit den Kindern und ihrer sämmtlichen Habe sich in die Wälder geflüchtet hatte. Peter schien so tief betrübt über den Verlust seines Weibes und seiner Sachen, daß Hr. Hunt einen canadischen „Reisenden" aussandte, um die Flüchtige zu suchen, während die ganze Expedition ihre Fahrt noch einige Meilen weiter bis zu einer kleinen Insel fortsetzte, wo man den Erfolg der Sendung abwarten wollte. Der Canadier kehrte bald zurück, doch ohne das Weib, und so brachte denn der arme Peter eine einsame, schlaflose Nacht zu, bitterlich bedauernd, seine eheherrliche Autorität so streng und der Heimath seines Weibes so nahe geübt zu haben. Vor Tages Anbruch schlug jedoch eine bekannte Stimme vom jenseitigen Ufer an sein Ohr, — es war die der reuigen Gattin, die während der ganzen Nacht in den Wäldern umhergeirrt war, um die Expedition zu suchen, deren Lagerplatz ihr endlich die angezündeten Feuer verrathen hatten. Ein Boot wurde abgeschickt, um die interessante Familie noch einmal zu vereinen, und Hr. Hunt überließ sich der frohen Hoffnung, daß seine Verlegenheiten mit Peter Dorion nun wohl ihr Ende erreicht haben würden.

Ungünstige Witterung, sehr heftige Regen und ein in deren Folge eingetretenes ungewöhnlich frühes Anwachsen des Missouri machten die Fahrt aufwärts höchst beschwerlich, langsam und gefährlich. Da der Missouri sonst erst im Mai oder Junius anzuschwellen pflegt, so mußte irgend ein außerordentlicher Umstand Ursache an dieser ungewöhnlichen Erscheinung seyn. Die große

jährliche Fluth war es in keinem Fall, da die höher gelegenen Arme noch mit Eis bedeckt seyn mußten. Bewundernswerth ist die wohlthätige Einrichtung der Natur, nach welcher die jährlichen Anschwellungen der großen Flüsse, die sich in den Mississippi ergießen, eine der andern in bedeutenden Zwischenräumen vorausgehen. So tritt die Fluth des Red River um einen Monat früher ein als die des Arkansas, der, unter südlicherer Breite als der Missouri entspringend, sein überflüssiges Wasser lange vor dem Eintritt des Eisgangs im Norden versendet. Würden alle diese mächtigen Ströme zu gleicher Zeit anschwellen und ihre Frühlingsgewässer in den Mississippi ergießen, so müßte eine Ueberschwemmung die Folge seyn, die das ganze tiefer liegende Land unter Wasser setzte und verwüstete.

Am 17 Januar Nachmittags legten die Boote bei Charette an, eines der alten von den ersten französischen Colonisten gegründeten Dörfer. Hier trafen sie den berühmten Patriarchen von Kentucky, Daniel Boon, der, obschon 85 Jahre alt, noch immer das Leben eines Jägers in der Wildniß führte. Eben erst war er von einem Streifzug heimgekehrt, von dem er gegen sechzig Biberfelle als Beweis seiner Geschicklichkeit mitbrachte. Der Greis war noch immer rüstig und fühlte sich nicht wenig versucht, die seinen Jägergeist so sehr ansprechende abenteuerliche Expedition des Hr. Hunt mitzumachen. Boon lebte noch mehrere Jahre nach dieser Zusammenkunft in Kraft und Gesundheit, und starb erst im Jahr 1818 in seinem 92sten Jahre.

Am folgenden Morgen, als die Expedition noch an der Mündung eines kleinen Flusses lagerte, erhielt sie einen zweiten Besuch von einem andern jener Heroen der Wälder, von John Colter, der die Herren Lewis und Clarke auf ihrer merkwürdigen Reise begleitet hatte. Vor kurzem erst war er ganz allein von dem obersten Theil des Missouri in einem kleinen Canot nach St. Louis gekommen, und hatte diese Entfernung von 3000 Meilen in 30 Tagen zurückgelegt. Colter blieb den ganzen Morgen bei der Expedition und theilte ihr sehr schätzenswerthe Nachrichten hinsichtlich der sogenannten „Schwarzfüße" mit, eines wandernden, räuberischen Indianer-Stammes, der den Weißen unversöhnlichen Haß geschworen hatte, weil einer seiner Krieger bei einem Versuche Pferde zu stehlen, von dem Capitän Lewis getödtet worden war. Die Expedition mußte durch

das Land, wo dieſe Wilden umherſchwärmten, weßhalb Colter Hrn. Hunt die nöthigen Vorſichtsmaßregeln empfahl, die um ſo mehr zu beachten waren, als er ſelbſt ihre Rache erfahren hatte. Da dieſe Scene aus dem Leben des kühnen Jägers ein anſchauliches Bild von den Gefahren gibt, denen dieſe Abenteurer ausgeſetzt ſind, ſo möge ſie hier eine Stelle finden.

Colter hatte ſich mit der den Jägern eigenen Kühnheit in der tiefſten Wildniß von den Herren Lewis und Clarke getrennt, und war am obern Theil des Miſſouri zurückgeblieben, um Biber zu fangen. Hier traf er einen andern einſamen Jäger Namens Pott, mit dem er zuſammenhielt. Beide befanden ſich im Bereich der ſchrecklichen „Schwarzfüße," und wußten wohl, daß an keine Rettung zu denken ſey, wenn ihr Unſtern ſie in die Hände dieſer Wilden führen ſollte. Den ganzen Tag über mußten ſie ſich an den waldigen Ufern der Flüſſe verborgen halten, ihre Fallen nach dem Einbruch der Nacht ſtellen, und die etwaige Beute holen, bevor noch der Tag graute. Sie ſetzten um einige Biberfelle ihr Leben aufs Spiel, allein um ſolcher Beute willen ſcheut der Jäger keine Gefahr. Sie befanden ſich eben an einem Arm des Miſſouri, Jefferſon's Fork genannt, und hatten in der Nacht ihre Fallen ungefähr ſechs Meilen aufwärts an den Ufern eines kleinen Fluſſes geſtellt, der ſich in den Miſſouri ergießt. Früh am Morgen fuhren ſie in einem Canot den Fluß hinauf, um ihre Fallen zu unterſuchen; die Ufer zu beiden Seiten waren hoch und ſenkrecht und warfen ihren Schatten über den Fluß. Als ſie ſo langſam dahin ruderten, hörten ſie plötzlich das Stampfen mehrerer Füße am Ufer. Colter argwohnte ſogleich Indianer und war für augenblicklichen Rückzug; Potts aber höhnte ihn, daß er ſich vor dem Trampeln einr Büffelheerde fürchte. Colter bemeiſterte daher ſeine Furcht und ruderte weiter. Kaum hatten ſie jedoch noch eine geringe Strecke zurückgelegt, als auf beiden Ufern des Fluſſes ein furchtbares Geſchrei erſcholl, und mehrere hundert Indianer zum Vorſchein kamen, die den unglücklichen Jägern durch Zeichen zu verſtehen gaben, daß ſie ans Ufer kommen möchten. Es blieb nichts übrig, als Folge zu leiſten, ehe ſie aber noch aus dem Canot ſteigen konnten, riß ein Wilder dem Potts die Flinte weg. Colter ſprang ans Ufer, wand ſie dem Indianer wieder aus den Händen und gab ſie ſeinem Gefährten zurück, der ſich noch im Canot befand und eilig wieder vom Lande

abſtieß. Ein Pfeil ſchwirrte durch die Luft, und Potts ſchrie daß er verwundet ſey. Colter drang in ihn ans Ufer zu kommen und ſich zu ergeben, als die einzige Ausſicht ſein Leben zu retten; Potts aber wußte nur zu gut, daß keine Gnade zu hoffen ſey, und war daher entſchloſſen, wenigſtens nicht ungerochen zu ſterben. Seine Flinte anlegend, ſchoß er einen der Wilden auf der Stelle nieder, fiel aber im nächſten Augenblick, von unzähligen Pfeilen durchbohrt. Die Rache der Wilden kehrte ſich nun gegen Colter, den ſie nackt auszogen, und der nun, da er etwas von der Sprache der Schwarzfüße verſtand, mit anhören mußte, wie die Wilden ſich über die Todesart beriethen, die ihnen die meiſte Unterhaltung gewähren könne. Einige ſchlugen vor mit Pfeilen nach ihm zu ſchießen; der Häuptling aber ſtimmte für eine edlere Kurzweil. Colter bei den Schultern faſſend, fragte er ihn, ob er ein guter Läufer ſey. Der unglückliche Jäger war zu wohl mit den Gebräuchen der Indianer bekannt, als daß er nicht hätte begreifen ſollen, wohin dieſe Frage ziele. Er wußte nur zu wohl, daß es einen Wettlauf um ſein Leben gelte, und daß er das Wild ſey, das man jagen wolle. Obſchon ein berühmter Schnellläufer unter ſeinen Cameraden, verſicherte Colter dem Häuptling dennoch, daß er gar leicht zu überholen ſey. Die Liſt gelang, der Häuptling führte ihn auf die Prairie hinaus, ungefähr 400 Schritt weit von dem Haufen der Wilden, und ließ ihn dann frei, um ſich zu retten, wenn es ihm möglich ſey. Ein fürchterliches Geheul hinter ihm gab dem armen Teufel zu erkennen, daß die ganze Meute von Bluthunden hinter ihm drein ſtürme. Colter flog mehr, als er lief; er mußte ſich ſelbſt über ſeine Schnellfüßigkeit wundern, allein er hatte beinahe ſechs engliſche Meilen der Prairie zu durchlaufen, bevor er an die Jefferſon-Fork des Miſſouri kam, und wie konnte er hoffen den Lauf ſo lange auszuhalten, ſo viele Hunderte gegen Einen hinter ſich! Zudem war die Fläche mit ſtacheligen Pflanzen bedeckt, die ſeine nackten Füße verwundeten, aber dennoch floh er, von der Furcht gepeinigt, jeden Augenblick einen Pfeil durch die Luft ſchwirren zu hören, der ſeinem Herzen galt. Er wagte nicht einmal um ſich zu blicken, um auch nicht einen Zoll von dem Raum zu verlieren, an dem ſein Leben hing. Schon hatte er faſt die Hälfte der Fläche zurückgelegt, als das immer ſchwächer werdende Geſchrei ſeiner Verfolger ihm Muth machte, ſich einmal umzuſehen. Die Maſſe der Wilden befand ſich

in bedeutender Entfernung, aber einige der beſten Läufer waren den Uebrigen vorangeeilt, und ein ſchnellfüßiger Krieger mit einem Wurfſpieß bewaffnet, war nur nach etwa hundert Schritte hinter ihm. Von neuer Hoffnung belebt, verdoppelte der Gehetzte ſeine Anſtrengungen, die er bis zu einem ſolchen Grade verſchärfte, daß ihm Blut aus Mund und Naſe über die Bruſt herabfloß. Noch hatte er ungefähr eine Meile bis zum Fluſſe, als der Schall der Tritte ſeines nächſten Verfolgers an ſein Ohr ſchlug. Ein verſtohlener Rückblick zeigte ihm denſelben nur noch etwa 20 Schritte entfernt, und eben im Begriff, ſeinen Wurfſpieß zu ſchleudern. Colter hielt plötzlich ſtill, wendete ſich um, und breitete die Arme aus. Der Wilde, erſtaunt über eine ſo unerwartete Bewegung, wollte gleichfalls Halt machen, um ſeinen Wurfſpieß zu entſenden, fiel aber zu Boden. Bei ſeinem Fall drang die Spitze des Speers in die Erde und der Schaft zerbrach. Ehe noch der Wilde ſich aufraffen konnte, ſtürzte Colter mit Blitzesſchnelle über ihn her, riß die Lanzenſpitze aus dem Boden, durchbohrte ſeinen Verfolger und eilte weiter. Als die Indianer bei ihrem ermordeten Cameraden anlangten, verweilten ſie einige Augenblicke, um die gewöhnliche Todtenklage anzuſtimmen. Colter benützte dieſen Zeitverluſt ſeiner Feinde und gelangte an den Saum eines Waldes von Baumwollenſtauden, der am Ufer des Fluſſes ſich hinzog, arbeitete ſich durch und ſtürzte ſich in den Fluß. Schwimmend erreichte er ein kleines Eiland, an deſſen oberm Ende das Treibholz des Fluſſes ſich in ſolcher Menge angeſammelt hatte, daß es gleichſam einen natürlichen Floß bildete, unter dem er fortſchwamm und nicht eher wieder empor tauchte, als bis er an eine offene Stelle kam, wo die verſchlungenen Zweige der ſchwimmenden Baumſtämme eine Art von Bedachung bildeten, die mehrere Fuß über den Spiegel des Waſſers emporragte. Kaum hatte er Athem geſchöpft, als er auch ſchon das wüthende Geſchrei ſeiner Verfolger am Ufer vernahm, die ſich ins Waſſer ſtürzten und auf die Holzmaſſen zu ſchwammen. Colter war faſt halbtodt vor Schrecken, als er zwiſchen den Zweigen ſeines Verſtecks durchſah, wie die Wilden ihn nach allen Richtungen hin ſuchten. Endlich gaben ſie ihre Jagd auf und ſchon begann Colter über ſeine Rettung im Stillen zu frohlocken, als ihm plötzlich der Gedanke kam, die Indianer könnten das Holz in Brand ſtecken. Von der Furcht eines ſolchen Schreckniſſes gepeinigt, hielt er ſich ruhig bis zum Einbruch

der Nacht, und ſobald er aus der ringsum herrſchenden Stille ſchließen konnte, daß ſeine Verfolger ſich entfernt hätten, tauchte er unter und kam jenſeits der Holzmaſſe wieder empor, wo er eine bedeutende Strecke flußabwärts ſchwamm, dann ans Land ſtieg und die ganze Nacht fortging, um ſich ſo weit als möglich aus der ſo gefährlichen Nachbarſchaft der Wilden zu entfernen. Bei Tagesanbruch hatte er bereits einen ſo bedeutenden Vorſprung gewonnen, daß er vor Verfolgung ſicher war; allein nun quälte ihn eine Unruhe andrer Art. Er war nackt und allein mitten in einer gränzenloſen Wildniß; nichts blieb ihm als die Hoffnung einen Handelspoſten der Miſſouri-Compagnie an einem Arm des Yellowſtone River zu erreichen. Noch manche Tagereiſe mußte er aber mit ſeinen von Dornen zerriſſenen Füßen über endloſe Prairien ohne allen Schatten zurücklegen, ſeinen nackten Körper am Tage den ſengenden Strahlen der Sonne, des Nachts dem Thau und den kalten Winden ausſetzen, ehe er hoffen durfte jenen einſamen Poſten zu erreichen. Obſchon Wild in Menge ihn umſchwärmte, konnte er doch keines zu ſeiner Nahrung erlegen, ſondern mußte ſein Leben mit Wurzeln friſten, die er mit den Händen aus der Erde grub. Trotz aller dieſer Mühſeligkeiten ſchritt er dennoch muthig auf ungebahnten Pfaden vorwärts, von einzelnen Merkzeichen geleitet, die nur dem Indianer und den Jägern dieſer Wildniſſe bekannt ſind. So erreichte er endlich unter Beſchwerden denen jeder Andere, nur ein Jäger des Weſtens nicht, erlegen wäre, jenen einſamen Poſten und mit ihm das Ziel ſeiner Leiden.

Aller dieſer Gefahren und Schrecken ungeachtet, die noch ganz lebendig vor ſeiner Einbildungskraft ſtanden, konnte Colter die Expedition Hrn. Hunts nicht vor ſich ſehen, ohne von dem lebhafteſten Verlangen gequält zu werden, neuen Abenteurern entgegen zu gehen. Ein weſtlicher Jäger gleicht hierin dem Seemann, für den überſtandene Gefahren nur ein Sporn zu neuen Unternehmungen ſind. Die gränzenloſen Prairien ſind für den einen, was für den andern der Ocean iſt — ein unermeßliches Feld für Unternehmungen und Ausbeute. Was er auch immer auf ſeiner letzten Fahrt gelitten haben mag, ſtets iſt er bereit einem neuen Unternehmen beizutreten, das ihn um ſo mehr lockt, je mehr Abenteuer es ihm verheißt. Nur der Umſtand, daß er vor kurzem erſt ein Weib genommen, ſcheint Colter abgehalten zu haben, ſich der Expedition nach dem ſtillen Ocean an-

zuſchließen; den ganzen Morgen über, an dem er ſich bei Hrn. Hunt befand, ſchwankte er zwiſchen den Reizen ſeiner Frau und denen der Rocky Mountains, bis endlich die erſtern den Sieg davon trugen; nur ungern nahm er von der Expedition, die er einige Meilen weit begleitete, Abſchied und wendete ſich heimwärts.

Die Fahrt den Miſſouri hinauf fortſetzend, ſchlugen unſre Reiſenden am Abend des 21 März ihr Lager in der Nähe eines kleinen von franzöſiſchen Creolen bewohnten Gränzdorfes auf. Hier traf Peter Dorion mehrere alte Cameraden, mit denen er ein Langes und ein Breites ſchwatzte und mit Gerüchten von blutigen Kämpfen zwiſchen den Oſagen und Joways, oder Ayaways, Potowatomies, Sioux und Sawkees zurückkehrte. Blut ſey bereits vergoſſen und Skalps genommen worden. Ein dreihundert Mann ſtarker Kriegerhaufe ſtreife in der Nachbarſchaft umher, und andern werde man höher hinauf am Fluß begegnen. Die Expedition hatte alſo alle Urſache auf ihrer Hut zu ſeyn, denn ein indianiſcher Kriegerhaufe iſt auf ſeinem Marſch zu Räubereien und Ausſchweifungen aller Art geneigt.

In Folge dieſes Berichts, den ſpäter eingezogene Erkundigungen beſtätigten, wurden die Nacht über Wachen rund um das Lager ausgeſtellt, und die geſammte Mannſchaft legte ſich bewaffnet zur Ruhe. Da die Expedition, ſechzehn Mann ſtark, auch mit Gewehr und Munition gut verſehen war, ſo konnte ſie einem ſolchen Räuberhaufen allerdings einen warmen Empfang bereiten. Es blieb indeß alles ruhig, und am 8 April kamen die Reiſenden nach Fort Oſage, wo man ſie durch Ausſtecken der Flagge ſalutirte, was ſie ihrerſeits durch eine Salve aus den Gewehren erwiederten. In geringer Entfernung vom Fort befand ſich ein Dorf der Oſagen, deſſen Bewohner ans Ufer kamen, um die Expedition landen zu ſehen. Einer der Erſten, die ihnen am Ufer entgegen kamen, war Hr. Crooks, der mit neun Mann auf einem Boot aus dem Winterlager am Nodowa den Fluß herabgekommen war, um Hrn. Hunt zu begrüßen. Die Reiſenden blieben drei Tage zu Fort Oſage, und wurden von dem Befehlshaber der Garniſon, Lieutenant Brownſon, gaſtfreundlich bewirthet. Bei dieſer Gelegenheit wohnten ſie auch einem Kriegsfeſt im Dorfe bei, deſſen Mannſchaft eben von einem glücklichen Zug gegen die Joways zurückgekehrt war, denen ſie ſieben Skalps abgenommen hatte. Dieſe wurden auf Pfählen in Parade

im Dorf herumgetragen, begleitet von den ſcheußlich bemalten, und mit all ihrem Schmuck angethanen Kriegern. Von dieſen letztern wurde Hr. Hunt gewarnt, ſich bei ſeiner Fahrt den Miſſouri hinauf wohl vorzuſehen, da man vermuthe, daß ein Stamm der Sioux irgendwo im Hinterhalt liege und auf die Expedition laure.

Am 10 April ſchiffte man ſich, durch Hrn. Crooks nebſt ſeinen Leuten bis auf 26 Mann verſtärkt, wieder ein, war aber noch nicht weit gekommen, als ſich in dem einem Boote ein gewaltiges Geſchrei erhob, veranlaßt durch eine kleine häusliche Züchtigung in der Dorion'ſchen Familie. Das Weib des würdigen Dolmetſchers hatte, wie ſich zeigte, an dem Skalptanz und andern Feſtlichkeiten in dem Dorfe der Oſagen ſo großes Behagen gefunden, daß ſie für ihr Leben gern dort geblieben wäre, wogegen ihr ehelicher Oberherr natürlich die ſtärkſten Einwendungen erhoben und ſeine theure Hälfte zum Einſchiffen gezwungen hatte. Die gute Dame war ſeit dieſer Zeit immer mürriſch geblieben, worauf Peter, da er ſah, daß kein anderes Mittel bleibe, um den böſen Geiſt von ihr auszutreiben, und vielleicht auch, weil er eben ein wenig benebelt war, zu dem gewöhnlichen indianiſchen Mittel, dem Stock, ſeine Zuflucht nahm, und ſie, ehe noch die übrigen Anweſenden ſich ins Mittel ſchlagen konnten, ſo tüchtig bearbeitete, daß ſie während der ganzen übrigen Reiſe auch nicht die geringſte Widerſpänſtigkeit mehr blicken ließ.

Faſt eine ganze Woche lang regnete es fortwährend. Ertrunkene Büffel ſchwammen in Menge an den Booten vorüber, und mehrere waren vom Waſſer an das Ufer oder auf das Floßholz und die Inſeln getrieben worden, um die ſich ganze Schaaren von Aasgeyern geſammelt hatten, die theils von dem Aas ihre Mahlzeit hielten, theils hoch in der Luft umherkreiſ'ten, theils auf Bäumen ſaßen, mit dem Rücken gegen die Sonne gekehrt und die Flügel zum Trocknen ausgebreitet, gleich Schiffen im Hafen, die nach einem Ungewitter ihre Segel ausgeſpannt haben. Der Aasgeyer iſt, wenn er fliegt, einer der anſehnlichſten und majeſtätiſchſten Vögel. Sein Flug in den höhern Regionen, wenn er, die ungeheuern Schwingen ausgebreitet, langſam, ohne daß er eine Muskel, ja auch nur eine Feder zu bewegen ſcheint, bald da, bald dort hinſchwebt, iſt wahrhaft erhaben zu nennen. Senkt er ſich aber aus die-

ſen Höhen herab, ſo erſcheint er als ein ekelhafter Vogel von zottigem Gefieder und von widerwärtigem Geruch.

Am 17 April fand ſich Hr. Hunt mit ſeiner Begleitung wieder im Winterquartier am Nodowa ein.

## Sechzehntes Capitel.

Eintritt des Frühlings. — Wiederantritt der Reiſe. — Nachtlager. — Der Platte-River. — Anzeigen von einem indianiſchen Kriegerhaufen. — Der Papillion-Krihk. — Deſertion zweier Jäger. — Ueberfall im Lager. — Dorf der Omahas. — Anekdoten von dieſem Stamm. — Geſchichte des „ſchwarzen Vogels," des berüchtigten Häuptlings der Omahas.

Die Witterung blieb auch noch einige Tage nach Hrn. Hunts Ankunft bei den Seinigen regneriſch und unfreundlich, obſchon die Vegetation mit aller Friſche und Schönheit des Frühlings hervorbrach. Auch die Schlangen, von denen es in der Nähe des Lagers eine große Menge gab, erwachten aus ihrem Winterſchlaf. Hr. Bradbury fand deren bei ſeinen botaniſchen Ausflügen viele unter den flachen Steinen am Ufer in einem Zuſtand der Erſtarrung, und entging eines Tages nur mit Mühe dem Biß einer Klapperſchlange, die aus einer Felſenſpalte auf ihn losſtürzte. Unermeßlich iſt die Zahl der Tauben, die man in den weſtlichen Wildniſſen findet. Sie ziehen in ganzen Wolken umher und bieten durch den Farbenwechſel, je nachdem bald der Rücken, bald die Bruſt, bald der untere Theil der Flügel dem Beſchauer zugewendet iſt, einen höchſt ergötzlichen Anblick. Laſſen ſie ſich auf den Boden nieder, ſo bedecken ſie ganze Acres Land, und ſitzen ſie auf Bäumen auf, ſo brechen nicht ſelten die Aeſte unter ihrer Laſt. Wenn eine ſolche Schaar, im Walde aufgeſcheucht, plötzlich auffliegt, ſo macht dieß ein Geräuſch, gleich dem Toſen eines Waſſerfalls, oder wie ferner Donner. Ein Zug Tauben ſolcher Art iſt wie eine Wolke von Heuſchrecken; wo er hinfällt, verzehrt er Alles, was er findet. Die Menge dieſer Vögel in der Nähe des Lagers war ſo groß, daß Hr. Bradbury deren während eines Morgenſpazierganges nahe an dreihundert ſchoß. Dieſer Naturforſcher theilt eine wunderbare, aber treue Schilderung

von der Disciplin mit, die unter diesen unermeßlichen Schaaren herrscht, damit beim Fressen keine einzige Taube zu kurz komme. Da die vordern Reihen natürlich Ueberfluß finden, während den hintern nur eine dürftige Nachlese bleibt, so fliegt immer die letzte Reihe über die ganze Schaar weg nach vorne, so daß wechselsweise eine jede zum ersten Anfall kommt.

Da der Regen sich endlich legte, so ließ Hr. Hunt das Lager abbrechen und die Fahrt den Missouri hinauf fortsetzen. Die Reisegesellschaft bestand jetzt aus ungefähr 60 Personen, worunter fünf Theilhaber, ein Commis Namens John Reed, vierzig canadische Reisende und mehrere Jäger. Alle diese Leute waren auf vier Barken vertheilt, von denen die eine, sehr große, eine Drehbasse und zwei Haubitzen an Bord hatte. Alle hatten Masten und Segel, um sich derselben bei günstigem Winde bedienen zu können, was gleich während der ersten vier bis fünf Tage der Fall war, wo das kleine Geschwader durch einen starken Südostwind bedeutend gefördert wurde. Die Nachtlager waren oft eben so angenehm als pittoresk. Die Zelte wurden aufgeschlagen, Feuer unter dicht belaubten Bäumen angezündet, die Schutz und Brennstoff zugleich boten, und das Nachtessen von den canadischen Reisenden bereitet, das man dann, im Kreis um das Feuer gelagert, unter Scherz und Gesang verzehrte. Alle legten sich zeitig zur Ruhe; Einige unter die Zelte, Andere am Feuer in Decken gehüllt oder unter die Bäume, und Wenige nur in die Barken.

Am 28 wurde das Frühstück auf einer der Inseln an der Mündung des Nebraska oder Platte River genommen, des größten Beiflusses des Missouri, ungefähr 600 Meilen Oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Mississippi. Dieser breite, aber seichte Fluß strömt eine unermeßliche Strecke weit durch ein breites, grünes Thal mit gränzenlosen Prairien zu beiden Seiten, und wird hauptsächlich von mehrern von den Rocky Mountains herablaufenden Armen gespeis't. Die Mündung dieses Flusses gilt als der Scheidepunkt zwischen dem obern und untern Missouri, und die frühern Reisenden, die vor Einführung der Dampfboote hier flußaufwärts fuhren, betrachteten die Hälfte ihrer Mühseligkeiten als überstanden, sobald sie diese Stelle erreicht hatten. Die Fahrt über die Mündung des Nebraska hinaus galt daher unter den Schiffleuten soviel als das Passiren der Linie bei den Matrosen, und es wurden

mit denen, welche zum erstenmal hier vorüberkamen, auch ähnliche muthwillige Streiche getrieben, wie auf der See. An der Mündung des Nebraska zeigten sich Spuren, daß Kriegerhaufen unlängst erst in der Nähe gewesen waren. Man fand das Gerüst eines Canots von Fellen, in dem die Wilden über den Fluß gesetzt hatten. In der Nacht war der Himmel auch von fernem Feuer geröthet, das auf den Brand eines Theils der Prairie schließen ließ. Da solche Feuer von den Jägern in solcher Jahreszeit nicht angezündet zu werden pflegen, so vermuthete man, daß sie von wandernden Kriegerhaufen herrühren möchten, die oft die Vorsicht brauchen die Prairien anzuzünden, um ihren Feinden ihre Spur zu verbergen. Dieß geschieht besonders häufig, wenn der eine Theil eine Niederlage erlitt und zur Flucht gezwungen ward. Bei solchen Gelegenheiten ist selbst ihren Freunden nicht zu rathen, ihnen in den Weg zu kommen, indem ihre üble Laune sie zu den größten Ausschweifungen hinreißt. Diese Zeichen forderten demnach auch unsre Reisenden zur größten Wachsamkeit auf.

Nachdem die Expedition die Mündung des Nebraska passirt hatte, hielt sie sich ein paar Tage am Ufer des Flusses, ein wenig oberhalb des Papillion Creek auf, um sich hier mit einem Vorrath von Rudern und Stangen von dem festen Holz der Esche zu versehen, die man weiter hinauf am Missouri nicht mehr findet. Während unsere Reisenden sich mit dieser Arbeit beschäftigten, besuchten die Naturforscher die umliegende Gegend, um zu botanisiren. Von dem Rücken einer jenseits des Flusses gelegenen, etwa 250 Fuß hohen Hügelkette genossen sie eine der weiten und schönen Aussichten, die sich in diesen Wildnissen zuweilen dem Blick des Wanderers entfalten. Unter ihnen dehnte sich das ungefähr sieben Meilen breite Thal des Missouri aus, mit dem frischen Grün des Frühlings und einem reichen Blumenschmelz geschmückt, und hie und da mit Baumgruppen besetzt, zwischen denen der gewaltige Strom sich hindurchwand. Das Innere des Landes bot einen ganz eigenen Anblick: die gränzenlose Einöde war von unzähligen grünen, nicht über 80 Fuß hohen, sehr steilen und scharf zugespitzten grünen Hügeln durchschnitten. Eine lange Gebirgskette, an deren Fuß sich ein seichter See ausdehnte, der augenscheinlich vor Zeiten das Bett des Flusses gewesen war, lief mehr als 30 Meilen weit mit dem Flusse parallel. Die Oberfläche dieses Sees war mit Wasserpflan-

zen bedeckt, auf deren breiten Blättern eine Menge Waſſerſchlangen, durch die Wärme des Frühlings hervorgelockt, ſich ſonnten.

Am 2 Mai, gerade zur gewöhnlichen Stunde des Einſchiffens, gerieth die Expedition durch zwei der Jäger, Namens Harrington, die ihren Entſchluß nach Hauſe zurückzukehren erklärten, in einige Verlegenheit. Der eine von ihnen hatte zwei Jahre lang am Miſſouri gejagt, und war im Herbſt zur Expedition geſtoßen, den andern hatte Hr. Hunt bei ſeiner letzten Anweſenheit in St. Louis geworben. Dieſer letztere geſtand offen, daß er nur deßwegen mitgegangen, um ſeinen Bruder zur Rückreiſe zu bewegen, wozu er durch ihre Mutter aufgefordert worden ſey, die ihren Sohn den Gefahren einer ſo weiten Reiſe nicht ausgeſetzt wiſſen wolle. Der Abgang zwei ſo erfahrner Jäger und geübter Schützen war ein bedeutender Verluſt für die Expedition, denn man näherte ſich nun allgemach der Gegend, wo man auf Feindſeligkeiten von den Sioux gefaßt ſeyn mußte. Hr. Hunt bemühte ſich durch Zureden und Gründe aller Art, ihren Entſchluß wankend zu machen, er ſtellte ihnen vor, daß ſie ſich jetzt zwiſchen ſechs- und ſiebenhundert Meilen oberhalb der Mündung des Miſſouri befänden, und wenigſtens vierhundert Meilen weit durch ein Land zu gehen hätten, wo Gefahren aller Art auf ſie lauerten, ehe ſie hoffen dürften, die Wohnung eines Weißen zu erreichen. Schließlich erklärte er ihnen, daß wenn ſie durchaus darauf beſtünden ihren Vertrag zu brechen, er ihnen auch nicht einen einzigen Schuß Pulver verabfolgen würde. Alles war vergebens, die beiden Jäger beharrten auf ihrem Entſchluß, worauf denn Hr. Hunt, theils aus Unwillen, theils aber auch um Andere von ähnlicher Wortbrüchigkeit abzuſchrecken, ſeine Drohung erfüllte, und beide, wie er wenigſtens glaubte, ohne eine einzige Patrone entließ.

Die Boote ſetzten nun ihre langſame und beſchwerliche Fahrt gegen die Strömung des Fluſſes mehrere Tage lang fort. Die kürzlich entdeckten Spuren herumſtreifender Kriegerhaufen forderten während des Nachtlagers am Ufer zu größter Wachſamkeit auf, die auch, wie ſich bald zeigte, nicht überflüſſig war, denn in der Nacht des 7 Mai ſtürzten eilf ganz nackte Sioux mit Tomahawks in den Händen unter furchtbarem Geſchrei in das Lager. Sie wurden augenblicklich umringt und gefangen genommen, worauf ihr Anführer den übrigen zurief, ſich nicht zu widerſetzen, und be-

theuerte, daß er in ganz friedlicher Absicht gekommen sey. Es ergab sich jedoch bald, daß sie zu den Kriegern gehörten, von deren Fahrzeug die Expedition das Gerippe an der Mündung des Platte-River gefunden, und deren Feuer sie gesehen hatte. Sie waren auf ihrem Zuge unglücklich gewesen, und diese eilf Krieger hatten nun in ihrem Zorn „ihre Kleidung zum Opfer gebracht." Es ist dieß der größte Beweis von Verzweiflung, den die im Krieg unglücklichen Indianer geben können und das einzige Mittel den Spöttereien ihrer Landesleute zu entgehen. Sie werfen dann ihre Kleidung und ihren Schmuck von sich, weihen sich dem großen Geist, und gehen auf irgend ein tollkühnes Unternehmen aus, um ihre Schmach abzuwaschen. Wehe dann den wehrlosen Weißen, die in ihre Hände fallen!

Dieß war die Erklärung, die Peter Dorion von dem Ueberfall der Sioux gab, und worüber alle so sehr erbittert wurden, daß sie darauf bestanden, die eilf Krieger auf der Stelle niederzuschießen. Hr. Hunt ließ jedoch auch hier seine gewöhnliche Mäßigung und Menschlichkeit walten, indem er befahl, die Indianer über den Fluß zu bringen, sie aber mit gewissem Tode bedrohte, wenn sie nochmals auf einem feindlichen Ueberfall betreten würden.

Am 10 Mai kam die Expedition in die Nähe des Dorfes der Omahas, ungefähr 830 Meilen oberhalb der Mündung des Missouri, und schlug ihr Lager in der Nachbarschaft auf. Das Dorf lag am Fuß eines Hügels, am Ufer des Flusses und bestand aus etwa 80 runden und kegelförmig zulaufenden Hütten von ungefähr sechszehn Fuß Durchmesser. Diese Hütten waren eigentlich nichts als Zelte von zusammengenähten Büffelhäuten, über Pfähle gebreitet, die gegen einander geneigt in den Boden geschlagen waren, so daß sie sich ungefähr in der Hälfte ihrer Höhe kreuzten. Die nackten Spitzen dieser Pfähle stehen oben so von einander, daß, würden auch sie mit Fellen bedeckt, das Zelt ungefähr wie eine Sanduhr oder wie zwei Kegel aussehen würde, von denen man den einen umgekehrt auf die Spitze des andern stellt. Die Gestalt der indianischen Hütten ist wohl zu beachten, da jeder Stamm seine Wohnungen anders gestaltet und man daher hieraus schon von fern wissen kann, welchen Stamm man vor sich hat. Das Aeußere der Hütten der Omahas hat etwas höchst Phantastisches, indem sie mit geschlängelten rothen und gelben Streifen, oder mit

rohen Abbildungen von Pferden, Hirschen und Büffeln, auch wohl mit Menschengesichtern bemalt sind, die dem Vollmond ähneln, und oft zwischen vier und fünf Fuß in der Breite halten.

Die Omahas waren einst ein zahlreicher und mächtiger Stamm der Prairien, der es in kriegerischer Macht und Tapferkeit den Sioux, den Pawnees, der Sauks, den Kanzas und den Jatans noch zuvor that. Die Kriege mit den Sioux hatten indeß dennoch seine Reihen gelichtet, und die Kinderpocken im Jahr 1802 mehr als zwei Drittheile seiner Anzahl weggerafft. Zur Zeit der Ankunft des Hrn. Hunt zählte der Stamm noch immer 200 Krieger und Jäger, jetzt aber ist er bedeutend zusammengeschmolzen, und bald wird er jenen erloschenen Nationen des Westens beigezählt werden, die nur noch in den Sagen leben.

In seinem Briefwechsel mit Astor liefert Hr. Hunt einen ausführlichen Bericht von den an den Ufern des Flusses wohnenden Indianerstämmen. Sie lebten in einem beständigen Krieg der verheerendsten Art unter sich, der sich nicht bloß auf Hauptschlachten, Kriegszüge, Raub, Brand und Mord beschränkte, sondern bei dem auch individuelle Handlungen der kaltblütigsten Grausamkeit und des schwärzesten Verraths begangen wurden; denn der einzelne Krieger setzte oft alles aufs Spiel, nur um sich einer tollkühnen That rühmen zu können, oder um eine persönliche Beleidigung zu ahnden, und die prahlende Trophäe eines Skalps zu gewinnen. Der einsame Jäger oder Wanderer, das arme Weib, das im Walde Holz sammelte, niemand war sicher vor Ueberfall und Mord. Auf solche Weise wurden ganze Stämme ausgerottet, und das Leben in der Wildniß war von unaufhörlichen Schrecken und Gräueln umgeben. Daß der rothen Männer von Jahr zu Jahr weniger werden und nur eine so geringe Zahl noch übrig ist von den zahlreichen Nationen, die einst die unermeßlichen Länder des Westens bevölkerten, darf gar nicht befremden; man muß sich vielmehr wundern, daß noch so viele von ihnen übrig sind.

In den Tagen ihres Glücks hielten sich die Omahas für die mächtigsten und vollkommensten unter allen menschlichen Wesen, und betrachteten alles, was die Natur ihnen bot, als ausschließlich zu ihrem Gebrauch und Nutzen erschaffen. Dieser Stamm ist es, von dessen Häuptling, dem berüchtigten Washingguhsahba, oder „schwarzen Vogel," so wildromantische Sagen umlaufen. Er

war ungefähr zehn Jahre vor der Ankunft Hrn. Hunts gestorben, aber sein Name wurde noch immer mit Furcht und Scheu genannt. Er war einer der ersten Häuptlinge am Missouri, die mit den Weißen Handel trieben, und wußte die ihm gebührenden Abgaben mit vieler Schlauheit zu erheben. Wenn ein Handelsmann in sein Dorf kam, so hieß er ihn alle seine Waaren in seine Wohnung bringen und da auspacken. Dann wählte er aus was ihm gefiel, und legte es bei Seite ohne etwas dafür zu bezahlen. War dieß geschehen, so ließ er seinen Herold oder Ausrufer auf die Spitze seiner Wohnung steigen und das ganze Volk auffordern sein Pelzwerk zu bringen, und mit dem weißen Manne Handel zu treiben. Bald versammelten sich die Indianer mit ihren Bären-, Biber-, Otter- und andern Fellen, um den Verkehr zu eröffnen, doch durfte keiner von den Preisen etwas abdingen, die der weiße Mann forderte, der nun seinerseits nicht unterließ, sich für die von dem Häuptling ausgenommenen Waaren reichlich zu entschädigen. Auf diese Weise bereicherte der „schwarze Vogel" nicht nur sich und die Handelsleute, sondern machte sich auch bei den Weißen sehr beliebt. Seine Leute waren indeß nicht sehr erbaut von dieser Handelsordnung, die so offenbar zu ihrem Schaden ausschlug, und begannen ihr Mißvergnügen zu äußern. Um die Schreier zum Schweigen zu bringen, theilte ein schlechter, gewissenloser Handelsmann dem Häuptling ein Geheimniß mit, das ihm eine unumschränkte Herrschaft über seine unwissenden und abergläubischen Unterthanen verschaffte. Er machte ihn nämlich mit den giftigen Eigenschaften des Arsenik bekannt und versah ihn mit einem bedeutenden Vorrath von diesem schrecklichen Gift. Von dieser Zeit an kam der „schwarze Vogel" bei seinem Stamm in den Ruf, übernatürliche Kräfte und die Gabe der Weissagung zu besitzen, und über Leben und Tod gebieten zu können. Wehe dem, der es wagte, sein Ansehen in Zweifel zu ziehen oder sich seinen Befehlen zu widersetzen. Der Häuptling weissagte seinen Tod und zu der von ihm bestimmten Zeit wurde der Schuldige plötzlich von einer Krankheit befallen, an der er unfehlbar sterben mußte. Alles entsetzte sich ob der wiederholten Beispiele von so übernatürlicher Macht, und scheute sich einem so allmächtigen und rachsüchtigen Wesen zu mißfallen; es konnte daher nicht fehlen, daß der „schwarze Vogel" bald mit einer Willkür verfuhr, die ihm niemand streitig zu machen wagte.

Er beherrschte sein Volk indeß nicht durch den Schrecken allein; er war auch ein Krieger ersten Rangs, und seine Waffenthaten wurden von Alt und Jung gepriesen. Seine Jugend war unter harter Behandlung verstrichen, denn er hatte das Unglück gehabt, als Knabe schon von den Sioux gefangen zu werden. Unter seiner Anführung gewannen die Omahas bald den Ruf großer Tapferkeit, auch ließ er keine Beleidigung, die irgend Einem seines Stammes widerfuhr, ungerochen. Einst hatten die Pawnees einen ausgezeichneten Krieger der Omahas gröblich beschimpft, der „schwarze Vogel" versammelte sogleich seine streitbare Mannschaft, führte sie gegen die Stadt der Pawnees, griff sie mit unwiderstehlicher Wuth an, ließ viele der Einwohner niedermachen und dann die Stadt bis auf den Boden abbrennen. Viele Jahre lang führte er blutige Kriege gegen die Otroes, bis endlich durch Vermittelung der Weißen ein Friede zu Stande kam. Furchtlos in der Schlacht und stets vor Begierde brennend, sich durch kühne Thaten auszuzeichnen, feuerte er seine Leute durch sein Beispiel an. Als er einst ein Dorf der Kanzas angriff, ritt er ganz allein um dasselbe herum, lud sein Gewehr und feuerte es im Vorbeijagen auf die Einwohner ab. Auch im Krieg verbreitete sich der Zauber des Wunderbaren und der Ruf seiner übernatürlichen Kräfte um ihn. Als er einst eine Abtheilung seiner Feinde auf den Prairieen verfolgte, schoß er wiederholt sein Gewehr auf die im Boden eingedrückten Fußtapfen der Flüchtigen ab, indem er dabei versicherte, daß er sie dadurch lähmen und leicht einholen werde. Er erreichte sie in der That und ließ alle bis auf den letzten Mann niedermachen; auch dieser Sieg wurde von Freund und Feind als ein Wunder betrachtet. Durch solche und ähnliche Thaten ward er der Stolz seines Stammes und machte sich trotz seiner Todesprophezeyungen beliebt unter seinen Leuten. Seines wilden Charakters ungeachtet war er doch nicht unempfindlich gegen die Macht der Schönheit und für Liebe empfänglich. Ein Kriegerhaufe der Poncas hatte einst einen Streifzug in das Land der Omahas unternommen und eine Anzahl Weiber und Pferde fortgeschleppt. Der „schwarze Vogel" gerieth über diese Verwegenheit in Wuth, rückte mit allen seinen Tapfern ins Feld, und schwur, „die Nation der Poncas aufzufressen" — der indianische Ausdruck, wenn es einen Vernichtungskampf gilt. — Die hartbedrängten Poncas flüchteten sich hinter ein Bollwerk von Erde, allein der „schwarze

Vogel" ließ ein so lebhaftes Feuer gegen sie unterhalten, daß seine Drohung in Erfüllung zu gehen schien. In ihrer großen Noth schickten die Poncas einen Herold mit der Friedenspfeife ab, der aber auf Befehl des „schwarzen Vogels" erschossen wurde. Ein zweiter Herold hatte dasselbe Schicksal. Der Häuptling der Poncas setzte in dieser Bedrängniß seine letzte Hoffnung auf seine reizende Tochter, die er auf das schönste geschmückt mit der Friedenspfeife abschickte. Die Reize des indianischen Mädchens rührten das harte Herz des wilden Kriegers; er nahm die Pfeife aus der Hand der Schönheit, rauchte sie, und von dieser Zeit an war Friede zwischen den Poncas und den Omahas, der dadurch, daß der „schwarze Vogel" die reizende Friedensstifterin zur Ehe nahm, besiegelt wurde. Durch ihre Jugend und Schönheit erhielt sie bald große Herrschaft über den wilden Häuptling, so daß er sie vor allen seinen Weibern auszeichnete. Gewöhnt jedoch, seinen Leidenschaften stets den Zügel schießen zu lassen, stieß er einst, in einem Anfall von Wuth, das schöne Weib, das so unglücklich gewesen ihn zu beleidigen, mit seinem Messer nieder. Der Tod des Schlachtopfers machte indeß seiner Wuth augenblicklich ein Ende. Bestürzt starrte er die Unglückliche an, verhüllte dann das Haupt mit seinem Mantel, und setzte sich über sein Verbrechen und seinen Verlust brütend neben dem Leichnam nieder. So saß er drei Tage lang stumm, ohne weder zu essen noch zu trinken, und dem Anschein nach schlaflos. Man fürchtete, er wolle sich zu Tode hungern, deßhalb nahten sich seine Leute zitternd und baten ihn, doch endlich sein Haupt zu enthüllen und sich's bequem zu machen — er aber blieb regungslos. Endlich brachte einer der Krieger ein kleines Kind herein, legte es auf den Boden und stellte den Fuß des „schwarzen Vogels" auf dessen Nacken. Dieß rührte den Wilden; er warf den Mantel ab, hielt eine Rede über seine That und schien von diesem Augenblick an aller Trauer und Reue über sein Verbrechen entsagt zu haben. Noch immer war er im Besitz seines furchtbaren Geheimnisses und der aus demselben erwachsenden Macht; allein obschon er im Stande war, den Tod unter seinen Feinden zu verbreiten, so vermochte er doch nicht, denselben von sich und seinen Freunden fern zu halten. Im Jahr 1802 brachen die verheerenden Pocken auch im Dorfe der Omahas aus. Mit Entsetzen sahen die armen Wilden diese schreckliche Krankheit unter sich wüthen, die aller Geschicklichkeit ihrer Beschwörer

und Arzneikundigen Hohn ſprach. Bald waren zwei Drittheile der Bevölkerung dahingerafft, und das Schickſal der Uebriggebliebenen ſchien entſchieden. Der Stoicismus der Krieger war gebrochen, Verzweiflung hatte ſich der ſonſt ſo unbeugſamen Männer bemächtigt. Einige zündeten das Dorf an, als ein letztes Mittel der Peſt Einhalt zu thun; während Andere in einem Anfall von Wahnſinn ihre Weiber und Kinder todt ſchlugen, um ihnen die Schmerzen einer unvermeidlichen Krankheit zu erſparen, und ſie in ein beſſeres Land voranzuſenden. Als das allgemeine Entſetzen ſeinen Höhepunkt erreicht hatte, wurde der „ſchwarze Vogel" ſelbſt von dem Uebel befallen. Kaum ſahen die unglücklichen Wilden ihren Häuptling in Gefahr, ſo vergaßen ſie ihr eignes Elend und ſammelten ſich um ſein Sterbebett. Sein herrſchſüchtiger Geiſt und ſeine Vorliebe für die Weißen gaben ſich noch in ſeinen letzten Augenblicken durch die Wahl kund, die er ſelbſt hinſichtlich ſeines Begräbnißplatzes traf. Ein Hügel oder Vorgebirg von mehr als 400 Fuß Höhe, von wo aus man eine weite Ausſicht über den Miſſouri hat, und wo er die Ankunft der Boote der weißen Männer zu erwarten pflegte, ſollte ſeine irdiſchen Reſte aufnehmen. Der Miſſouri beſpült den Fuß dieſes Vorgebirgs, und kehrt, nach mannichfachen Windungen in der Ebene, bis auf eine Entfernung von etwa 900 Schritten wieder zu demſelben zurück, ſo daß der Schiffer ſich nach einer Fahrt von etwa 30 Meilen mit Segel und Ruder wieder bei dem ſeltſamen Vorgebirge befindet, als wäre er dahin gebannt. Der letzte Befehl des „ſchwarzen Vogels" war, ſein Grab auf der Spitze jenes Hügels zu bereiten, und ihn dort auf ſeinem Lieblingspferde ſitzend zu beerdigen, damit er ſein vormaliges Gebiet überblicken und die Barken der weißen Männer ſchauen könne, wenn ſie den Fluß heraufkommen, um mit ſeinem Stamme Handel zu treiben. Man that pünktlich, wie der Verſchiedene befohlen. Der Leichnam ward auf ſein Kriegsroß geſetzt und ein Hügel über ihn gewölbt, auf dem man eine Stange aufrichtete, von welcher das Banner des Häuptlings und die Skalps herabflatterten, die er im Leben erbeutet hatte. Als die Expedition unter Hrn. Hunt dieſe Gegend beſuchte, ſtand die Stange mit den Fragmenten des Banners noch, und der abergläubiſche Gebrauch, von Zeit zu Zeit Lebensmittel für den Verſchiedenen auf den Grabhügel zu legen, wurde von den Omahas noch immer gewiſſenhaft befolgt. Das letztere unterbleibt jetzt freilich, da der Stamm faſt ganz aus-

geſtorben iſt, aber noch immer wird das Grab des „ſchwarzen Vogels“ von den wandernden Wilden mit Ehrfurcht und von den Reiſenden auf dem Miſſouri als eine Landmarke betrachtet, und man zeigt dem Fremden von Ferne ſchon das Grab, das noch immer die Gebeine des furchtbaren indianiſchen Kriegers und ſeines Pferdes umſchließt.

## Siebenzehntes Capitel.

Beunruhigende Gerüchte von den Sioux-Tetons. — Die Piraten des Miſſouri. — Zuſammentreffen Crooks und Mac Lellan's mit ihnen. — Deſertionen aus dem Lager. — Abreiſe aus dem Dorfe der Omahas. — Jones und Carſon, zwei Abenteurer. — Abenteuer Hrn. Bradbury's mit einem Ponca-Indianer. — Ein Bote von Hrn. Liſa trifft ein. — Die Expedition eilt vorwärts.

Während Hr. Hunt und ſeine Begleiter ſich im Dorfe der Omahas aufhielten, trafen drei Sioux-Indianer vom Stamme Yankton-Ahna mit der unangenehmen Nachricht ein, daß eine Bande von den Sioux-Tetons, die einen Landſtrich von vielen Meilen weiter am Miſſouri hinauf bewohnen, ſich in der Nähe befinde, um die Expedition zu erwarten und ſich ihrer Weiterreiſe zu widerſetzen. Die Sioux-Tetons waren zu jener Zeit gleichſam die Piraten des Miſſouri, welche die reich beladene Barke des Handelsmannes als gute Priſe betrachteten. Sie hatten ihren eigenen Handel mit den brittiſchen Kaufleuten des Nordweſtens, die ihnen auf dem Fluß St. Peter ihre Bedürfniſſe regelmäßig zuführten; da ſie auf dieſe Weiſe von den Handelsleuten auf dem Miſſouri unabhängig waren, ſo plünderten ſie dieſe, ſo oft ſich nur die Gelegenheit bot. Man hat behaupten wollen, ſie wären von den brittiſchen Kaufleuten, die alle Rivalen in dem Handel mit den Indianern zu entfernen wünſchten, zu dieſen Räubereien veranlaßt worden, Andere führen jedoch einen tiefer liegenden Grund an. Die Sioux waren durch ihren Verkehr mit den brittiſchen Handelsleuten mit dem Gebrauch der Feuerwaffen bekannt geworden, und dieß hatte ihnen eine große Ueberlegenheit über die andern höher am Miſſouri hinauf wohnenden Stämme verliehen. Auch hatten ſie ſich ſo zu ſagen zu Factoren der obern Stämme aufgeworfen, indem ſie dieſelben aus zweiter Hand und

zu bedeutend höhern Preiſen mit den von den Weißen bezogenen Waaren verſahen. Die Sioux ſahen daher die americaniſchen Handelsleute höchſt ungern den Miſſouri hinauffahren, weil ſie gar wohl begriffen, daß ſie dadurch die Kundſchaft der obern Stämmen verlieren müßten, und daß dieſe, was das Schlimmſte war, ebenfalls Feuerwaffen bekommen und dadurch für ſie furchtbare Gegner werden würden.

Es iſt früher ſchon erwähnt worden, daß die HH. Crooks und Mac Lellan auf einer Handelsreiſe von dieſen Flußräubern angefallen worden waren; da dieſer Vorfall mit ſpäter zu berichtenden Umſtänden gewiſſermaßen in Verbindung ſteht, ſo möge hier eine genauere Erzählung desſelben folgen. — Ungefähr zwei Jahre vor der Zeit, von der hier die Rede iſt, gingen Crooks und Mac Lellan in Booten, mit ungefähr 40 Mann beſetzt, den Miſſouri hinauf, um mit den obern Stämmen Handel zu treiben. In einer der Krümmungen des Fluſſes, wo das Ufer weit über das Waſſer hereinhängt, hörten ſie plötzlich Geſchrei und Jauchzen über ſich, und ſahen die überhängenden Felſen mit bewaffneten Wilden beſetzt. Es war eine Bande Sioux, wohl 600 Mann ſtark, die ihre Waffen drohend ſchwangen, und den Booten zuriefen umzukehren und weiter unten zu landen. Gegen einen ſolchen Befehl ließ ſich nichts einwenden, denn die Indianer konnten vom Ufer herab die Weißen vernichten, ohne ſelbſt die geringſte Gefahr zu laufen. Crooks und Mac Lellan landeten daher, wie ihnen geboten worden, und hatten eine Unterredung mit den Sioux, die ihnen bei Todesſtrafe jeden weitern Verſuch, den Fluß hinauf zu fahren, unterſagten, ſich aber erboten, friedlich mit ihnen zu handeln, wenn ſie bleiben wollten, wo ſie ſich befänden. Da die Mannſchaft, größtentheils aus canadiſchen „Reiſenden" beſtehend, zu ſchwach war, um einen Kampf gegen einen ſo überlegenen Feind zu wagen, der noch dazu leicht Verſtärkung herbeiziehen konnte, ſo mußte man der Gewalt nachgeben, und man begann daher ſogleich Bäume zu fällen und ein Haus aufzubauen. Die Sioux kehrten nach ihrem ungefähr 20 Meilen entfernten Dorfe zurück, um Gegenſtände zum Tauſchhandel zu holen, ließen indeß doch ſechs oder acht Mann zurück, um die Weißen zu bewachen, und ſchickten noch dazu Patrouillen hin und her.

Hr. Crooks begriff recht gut, daß es, ohne Gefahr zu laufen

geplündert und ermordet zu werden, unmöglich sey, die Reise fortzusetzen; dennoch wollte er aber den eigentlichen Zweck seiner Expedition nicht aus den Augen verlieren. Während man daher mit anscheinendem Eifer den Bau des Hauses fortsetzte, schickte er die Jäger seiner Expedition in einem Canot den Fluß hinauf, nach dem eigentlichen Ort ihrer Bestimmung, um dort Pelzwerk zu sammeln, und seine später zu erfolgende Ankunft zu erwarten. Sobald die Jäger aus dem Bereich der feindlichen Sioux waren, ließ Hr. Crooks den Bau einstellen, Mannschaft und Waaren wieder einschiffen, und, nachdem er der erstaunten Wache noch eine derbe Botschaft an ihre Landsleute hinterlassen hatte, eilends den Fluß hinabrudern, um diesen Räubern so schnell als möglich aus dem Gesicht zu kommen. Was den Unwillen der HH. Crooks und Mac Lellan noch erhöhte, war der Umstand, daß, wie sie später erfuhren, Handelseifersucht ihr gewinnreiches Unternehmen vereitelt hatte, indem man Hrn. Manuel Lisa, dem Chef und Agent der Missouri-Compagnie, Schuld gab, die Sioux zu diesem Anfall veranlaßt zu haben. Diese Nachricht hatte, obschon ihre Wahrheit nicht verbürgt werden konnte, den ohnedieß sehr hitzigen Mac Lellan so sehr aufgebracht, daß er schwur, Hrn. Lisa augenblicklich niederzuschießen, wenn er ihm im Lande der Indianer begegnen sollte; eine Rache, die ganz mit dem Charakter des Mannes und mit den Gesetzen der Ehre jenseits der Gränze übereinstimmte.

Wenn Crooks und Mac Lellan über die Anmaßung der Sioux-Tetons und den ihnen daraus erwachsenden Verlust erbittert waren, so waren diese Freibeuter nicht minder aufgebracht darüber, sich von den Weißen überlistet und um den gehofften Gewinn gebracht zu sehen, und es stand daher sehr zu fürchten, daß sie sich gegen die Expedition des Hrn. Hunt um so feindseliger benehmen würden, wenn sie erfahren sollten, daß jene beiden Herren sich bei derselben befänden. Alle diese Besorgnisse wurden den canadischen „Reisenden" zwar verschwiegen, um sie nicht muthlos zu machen, allein es ließ sich durchaus nicht verhüten, daß nicht die von den Indianern verbreiteten Gerüchte sehr vergrößert zu ihren Ohren kamen. Dazu brachte der von einem Jagdzug heimkehrende Häuptling der Omahas die Nachricht mit, daß in einiger Entfernung aufwärts zwei Männer von einer Bande Sioux ermordet worden seyen, was

die bereits erwachende Furcht natürlich noch mehr steigerte. Die canadiſchen „Reiſenden" ſahen im Geiſte ſchon auf beiden Ufern Schaaren von Kriegern ſtehen und Feuer auf ihre Boote geben, oder lauernde Horden, die ſie Nachts im Lager überfallen und ermorden würden. Mehrere wurden ſo muthlos, daß ſie lieber umkehren als ſich durchſchlagen und gewiſſermaßen durch das Land dieſer Räuber gaſſenlaufen wollten. Drei von ihnen entwichen auch wirklich heimlich aus dem Dorfe. Zum Glück konnten ſie durch drei andere die ſich gerade anweſend befanden, und die man durch große Verſprechungen gewann, erſetzt werden. Die unter ſeinen Leuten ſich zeigende und oft bis zur Meuterei ſteigende Unzufriedenheit machte Hrn. Hunt nicht wenig beſorgt, und trieb ihn vorwärts zu eilen, um das feindliche Gebiet recht bald hinter ſich zu haben, weil dann keiner mehr ſo leicht wagen würde zu entweichen, da es nicht minder gefährlich war umzukehren, als vorwärts zu gehen.

Am 15 Mai verließ er demzufolge das Dorf der Omahas, und ſetzte die Reiſe nach dem Gebiet der furchtbaren Sioux-Tetons fort. Während der erſten fünf Tage wehte ein friſcher günſtiger Wind, der die Fahrt nicht wenig beförderte; dann aber drehte er ſich, ſo daß ihn die Expedition gegen ſich hatte. Dabei begann der Fluß zu wachſen und die Strömung reißender zu werden, weil der Schnee in den Rocky Mountains zu ſchmelzen anfing und die Frühlingsregen auf den obern Prairirien ſich eingeſtellt hatten. Da man jetzt in eine Gegend kam, wo man auf beiden Ufern auf Feinde zu ſtoßen erwarten mußte, ſo ward beſchloſſen ſich hinſichtlich der Jagd für den Unterhalt der Mannſchaft auf die oft ziemlich großen, meiſt mit ſchöner Waldung bedeckten Inſeln zu beſchränken. Auf einer derſelben erlegten die Jäger drei Büffel und zwei Elens, von denen unſere Reiſenden am Saum einer herrlichen Prairie ein treffliches Jägermahl hielten. Noch nicht lange hatte ſie ihre Boote wieder beſtiegen, als ſie ein auf ſie zufahrendes, von zwei Männern beſetztes Canot erblickten, in denen ſie zu ihrem Erſtaunen zwei Weiße erkannten. Es waren zwei jener kühnen und furchtloſen Jäger der Wildniß, Namens Benjamin Jones und Alexander Carſon. Zwei Jahre lang hatten ſie am oberſten Theil des Miſſouri zugebracht, und ſchwammen nun Tauſende von Meilen in ihrer Nußſchale auf einem wilden Strom, mitten durch Gegenden, wo wilde Stämme hausten, ſo behaglich und

sorglos herab, als befänden sie sich inmitten der Civilisation. Zwei solche Männer zu gewinnen, verlohnte allerdings der Mühe, und es bedurfte auch nur geringer Ueberredung, um sie zum Beitritt zu bewegen. Die Wildniß ist des Jägers Heimath; dem Matrosen gleich kümmert es ihn wenig, nach welchem Punkt der Windrose das Schiff steuert, und so gaben auch diese beiden Abenteurer die Reise nach St. Louis willig auf, um sich den Rocky Mountains und dem stillen Meere zuzuwenden.

Die beiden Naturforscher, Hr. Bradbury und Hr. Nutall, die sich in St. Louis der Expedition angeschlossen hatten, begleiteten sie noch immer und verfolgten ihre Forschungen bei jeder Gelegenheit. Hr. Nutall scheint sich ausschließlich seinen wissenschaftlichen Untersuchungen gewidmet zu haben. Er war ein eifriger Botaniker, dessen ganzer Enthusiasmus erwachte, als sich in den endlosen Prairien eine neue Pflanzenwelt vor ihm auftat. So oft die Boote landeten, sprang er an das Ufer, um zu botanisiren, und oft mußte man ihn, wenn es Zeit zur Abfahrt war, aufsuchen. Den canadischen „Reisenden," denen überhaupt alles, was außer ihrem unmittelbaren Wege liegt, unfaßlich ist, war die Leidenschaft des edeln Botanikers ganz unbegreiflich; und wenn er so mit Pflanzen aller Art beladen zurückkehrte, machten sie ihn oft zur Zielscheibe ihres Witzes, indem es ihnen als eine Art Wahnsinn erschien, unnützes Gras zu sammeln. Hr. Bradbury war weniger ausschließlich in seiner Liebhaberei und beschäftigte sich eben so gern mit der Jagd als mit seinen Studien. Bei seinen geologischen Ausflügen nahm er stets die Flinte auf die Schulter, und da er sich ganz der harten Lebensweise seiner Umgebung bequemte, so stand er bei der Mannschaft der Expedition gar sehr in Gunst. Selbst die Gefahren, denen man jetzt in einem feindlichen Lande bei jedem Schritt ausgesetzt war, vermochten seinen Hang zum Umherschweifen nicht zu schwächen. Als er am Abend des 22 Mai's bemerkt hatte, daß der Fluß eine starke Biegung mache, an der die Boote den ganzen folgenden Tag zu fahren haben würden, beschloß er diese Gelegenheit zu einem Ausflug am Lande zu benützen. Statt sich also am Morgen des 23 mit dem Uebrigen einzuschiffen, füllte er seine Jagdtasche mit geröstetem Korn als Mundvorrath und brach auf, um den Weg zu Fuß zu machen, mit dem Versprechen, sich Nachmittags wieder bei den Booten einzufinden. Hrn. Hunt ward nicht

wohl bei einem ſolchen Wagſtück und er gab dem kühnen Jäger zu bedenken, daß man ſich in Feindes Land befinde. Hr. Bradbury nahm jedoch dieſe Warnung auf die leichte Achſel und machte ſich wohlgemuth auf den Weg. Er brachte ſeinen Tag recht angenehm mit zoologiſchen und botaniſchen Unterſuchungen auf einer herrlichen Prairie hin, und that mehrere vergebliche Schüſſe auf wilde Hunde, ohne zu bedenken, wie leicht er dadurch die Aufmerkſamkeit der vielleicht in der Nähe lauernden Wilden auf ſich ziehen könnte. Er hatte, ganz in ſeine Unterſuchungen verloren, in der That gar nicht mehr an die Sioux-Tetons und die Gefahren des Landes gedacht, als er ungefähr gegen die Mitte des Nachmittags am Ufer des Fluſſes ſtehend, und ſich nach den Booten umſehend, plötzlich eine Hand auf ſeiner Schulter fühlte. Erſchrocken auffahrend und ſich umwendend erblickte er einen nackten Wilden mit geſpanntem Bogen und den Pfeil gegen ſeine Bruſt gerichtet vor ſich. In einem Augenblick war die Flinte angeſchlagen und die Hand am Drücker. Der Indianer ſpannte ſeinen Bogen noch ſtärker, ließ aber den Pfeil nicht aus der Hand. Hr. Bradbury begriff ſogleich, daß der Wilde, wenn er Böſes gegen ihn im Schilde führte, ihm keine Zeit zur Vertheidigung gelaſſen haben würde, er ſetzte daher ſein Gewehr ab, und ſtreckte die Hand aus, die der Indianer zum Zeichen der Freundſchaft ergriff, und Hrn. Bradbury in der Sprache der Oſagen fragte, ob er ein Americaner ſey. Dieſer antwortete bejahend und wollte nun wiſſen, ob er einen Sioux vor ſich habe, worauf er zu ſeiner großen Beruhigung erfuhr, daß ſein Gegner ein Ponca ſey. Während deſſen kamen noch zwei andere Indianer herbei, die Luſt zu haben ſchienen Hrn. Bradbury zu nöthigen, mit ihnen zu gehen. Dieſer weigerte ſich natürlich und ſetzte ſich auf einen Sandhügel nieder, indem er ſeinen Taſchencompaß hervorzog und ihn den Indianern zeigte. Dieſer ihnen neue Gegenſtand beſchäftigte die Wilden einige Zeit, allein ſobald ihre Neugierde befriedigt war, drangen ſie aufs neue in Hrn. Bradbury ihnen zu folgen. Um ſie abermals hinzuhalten, brachte er ein kleines Mikroſkop zum Vorſchein, und dieſes neue Wunder erreichte ſeinen Zweck, die Aufmerkſamkeit der Indianer zu feſſeln, vollkommen. Während ſie ſich damit beſchäftigten, ſprang einer von ihnen plötzlich auf und ſtieß das Kriegsgeſchrei aus. Hr. Bradbury nahm augenblicklich ſeine Flinte zur Hand, feſt entſchloſſen ſich aufs äußerſte zu vertheidigen, als der Indianer nach

dem Fluß hinab deutete und somit die Ursache seines Rufs sich erklärte. Der Mast eines der Boote wurde hinter dem niederen Weidengebüsch am Ufer sichtbar. Der kühne Naturforscher fühlte sich bei diesem Anblick sehr erleichtert; die Indianer aber gaben Zeichen von Furcht und wollten davon laufen. Hr. Bradbury versicherte sie einer guten Behandlung und versprach ihnen die beste Bewirthung, wenn sie ihn an Bord begleiten wollten; sie zögerten noch ein wenig, verschwanden aber plötzlich, bevor noch die Boote ans Land kamen.

Am folgenden Morgen fanden sich die drei Indianer, von mehreren ihres Stammes begleitet, im Lager der Expedition ein. Mit ihnen kam auch ein weißer Mann, der ein Schreiben von Hrn. Manuel Lisa, dem Theilhaber der Missouri-Compagnie, an Hrn. Hunt überbrachte. Hr. Lisa stand, wie bereits erwähnt, im Begriff, Hrn. Henry nebst seinen Leuten aufzusuchen, und war drei Wochen später als Hr. Hunt aufgebrochen. Kaum hatte er von den feindseligen Absichten der Sioux gehört, als er auch alles aufbot, um Hrn. Hunt einzuholen, und in seiner Gesellschaft den gefährlichen Theil des Flusses zu befahren. Er hatte 20 starke Ruderer bei sich, die so kräftig arbeiteten, daß er gerade vier Tage nach Hrn. Hunts Abfahrt im Dorfe der Omahas anlangte. Von diesem Dorf aus schickte er den Boten mit dem Schreiben an Hrn. Hunt ab, in welchem er diesen bat, ihre Expeditionen zum beiderseitigen Schutz gegen die im Lande der Sioux ihrer wartenden Gefahren zu vereinigen, und ihn deßhalb da zu erwarten, wo dieser Brief in seine (Hrn. Hunts) Hände gelangen werde. Lisa fürchtete, wie sich später zeigte, in der That, daß Hr. Hunt ihm bei den Sioux einen schlimmen Dienst erweisen und ihnen, um selbst glücklich durchzukommen, vorspiegeln möchte, daß er (Lisa), mit dem sie gewöhnlich Handel zu treiben pflegten, sich mit einem reichen Waarenlager auf dem Wege zu ihnen befinde. Zudem besorgte er, daß Crooks und Mac Lellan die Gelegenheit benutzen könnten, um ihm den Verrath zu vergelten, den er vor zwei Jahren bei denselben Sioux gegen sie geübt. Den HH. Hunt und Crooks that er hierin Unrecht, denn diese dachten an keine Hinterlist; Mac Lellan aber wiederholte seine Drohung, Lisa niederzuschießen, sobald er ihm auf dem Gebiet der Indianer begegnen werde.

Die Vorstellungen Crooks und Mac Lellans hatten indeß bei

Hrn. Hunt, der zudem der Hinderniſſe gedachte, die Liſa ihm ſelbſt in St. Louis in den Weg gelegt, großes Gewicht. Er zweifelte an der Aufrichtigkeit dieſes Mannes mit Recht, und fürchtete, daß er, bei den Sioux angekommen, gar leicht ſeinen Einfluß auf dieſen Stamm benutzen könnte, um ihm die weitere Fahrt den Fluß hinauf zu verſperren. Er ſchrieb ihm daher zurück, daß er ihn im Dorfe der Poncas erwarten werde, ließ aber, ſobald der Bote fort war, ungeſäumt Anſtalten zum Aufbruch treffen, um Hrn. Liſa mit ſeiner Expedition ſo weit als möglich hinter ſich zu laſſen, weil er glaubte, die offene Feindſeligkeit der Indianer ſey weit weniger zu fürchten, als die Hinterliſt eines rivaliſirenden Handelsmannes.

## Achtzehntes Capitel.

Neue beunruhigende Gerüchte. — Deſerteure und neue Recruten. — Kentucky-Jäger. — Nachricht von Hrn. Henry. — Gefahr von Seite der Schwarzfüße. — Aenderung des Reiſeplans. — Scenerie am Fluß. — Das Land der Sioux. — Zuſammentreffen mit den Wilden. — Kriegsrath. — Zurüſtungen zur Schlacht. — Die Friedenspfeife.

Gegen Mittag verließ die Expedition das Dorf der Poncas, und kam, ungefähr eine Stunde jenſeits desſelben, an der Mündung des Quicourt oder Rapid River vorüber, von den erſten Franzoſen im Lande urſprünglich l'Eau qui court genannt. Nachdem unſre Reiſenden ihre Fahrt noch ſo weit als möglich fortgeſetzt hatten, legten ſie an, um die Nacht am Lande zuzubringen. Am Abend beſchwatzten die canadiſchen „Reiſenden" wie gewöhnlich die Ereigniſſe des Tags und beſonders die von den Poncas erhaltenen Nachrichten. Dieſe Indianer hatten die hinſichtlich der feindſeligen Abſichten der Sioux umlaufenden Gerüchte nicht nur vollkommen beſtätigt, ſondern auch verſichert, daß fünf Stämme oder Banden dieſer kriegeriſchen Nation ſich höher am Fluſſe hinauf geſammelt hätten, um auf die Expedition zu warten und ſie abzuſchneiden. Dieſes Geſchwätz und die furchtbaren Geſchichten von indianiſcher Kriegführung, die dabei aufgetiſcht wurden, machten auf die Furchtſamen einen tiefen Eindruck, und am folgenden Morgen fand ſich, daß die beiden Männer, die im Dorfe der Omahas zur Expedition

gestoßen waren, und die man so freigebig ausgestattet hatte, während der Nacht mit allem, was sie erhalten, entwichen waren. Da man wußte, daß einer von ihnen nicht schwimmen konnte, so hoffte man er werde am Ufer des Quicourt-Flusses Halt machen müssen, und nahm deßhalb eine allgemeine Verfolgung vor, die jedoch fruchtlos blieb.

Am nächsten Morgen (26 Mai), als die gesammte Mannschaft sich an einem der schönen Ufer des Flusses zum Frühstück versammelt befand, bemerkte man zwei Canots, die längs dem gegenüber liegenden Ufer stromabwärts fuhren. Mit Hülfe eines Fernglases entdeckte man, daß sich in dem einen Canot zwei weiße Männer befanden und in dem andern einer. Um ihre Aufmerksamkeit zu wecken, wurde eine Flinte abgeschossen, worauf sie denn herbeikamen. Es zeigte sich, daß es drei Jäger aus Kentucky von der ächten, furchtlosen Classe waren, Namens Edward Robinson, John Hoback, und Jacob Rizner. Robinson, ein Veteran von 66 Jahren, war einer der ersten Ansiedler in Kentucky gewesen; er hatte schon mehreren Gefechten gegen die Indianer beigewohnt, und war in einem derselben skalpirt worden, weßhalb er die verwundete Stelle mit einem Tuch bedeckt hielt. Alle drei hatten mehrere Jahre in den obern Wildnissen zugebracht und waren im Dienst der Missouri-Compagnie unter Hrn. Henry gestanden, mit dem sie im Jahr zuvor, als er von den Schwarzfüßen von seinem Posten am Missouri vertrieben worden, die Rocky Mountains überstiegen hatten. Nach dem Uebergang über diese Gebirge hatte Hr. Henry sich an einem der obern Arme des Columbia festgesetzt, wo die drei Jäger einige Monate bei ihm geblieben waren, und nun, nachdem sie ihre Jagdlust hinlänglich befriedigt hatten, im Begriff standen zu den Ihrigen zurückzukehren. Der Anblick eines so zahlreichen Vereins von Handelsleuten, Jägern und canadischen „Reisenden," alle wohl bewaffnet und ausgerüstet, fröhlich und munter auf dem Rasenteppich am Ufer des Flusses schmausend, machte auf die alten Jäger denselben Eindruck, wie der Anblick eines Lagers auf einen alten Soldaten. Als sie aber erst den ganzen Umfang des Unternehmens erfuhren, da war kein Halten mehr, Heimath und Familien waren vergessen, die Canots wurden dem Strome preisgegeben, und fröhlichen Muthes ließen die Abenteurer sich unter denselben Bedingungen wie die übrigen Jäger anwerben. Die Compagnie war gehalten, ihnen die vollstän-

dige Ausrüſtung nebſt dem nöthigen Schießbedarf zu liefern und ihnen die Hälfte deſſen zu laſſen, was ſie erbeuteten.

Der Zuwachs von drei ſo kräftigen Männern in einer ſo gefahrvollen Gegend war ein großer Gewinn für das Unternehmen. Nicht minder wichtig war ihre Kenntniß des Landes, die ſie auf ihren Reiſen und Jagdzügen längs der Flüſſe und über die Rocky Mountains ſich erworben hatten, und in der That beſchloß Hr. Hunt auch, auf den Rath dieſer Männer ſeinen Reiſeplan zu ändern. Er war bisher entſchloſſen geweſen, den von Lewis und Clarke auf ihrer Entdeckungsreiſe eingeſchlagenen Weg zu verfolgen, nämlich den Miſſouri bis zu ſeinen Gabeln hinauf zu fahren, und von da an zu Land und über die Gebirge zu gehen. Die drei Jäger riethen ihm aber hievon ab, weil er auf dieſem Wege durch den von den Schwarzfüßen bewohnten Landſtrich müſſe, die noch immer wegen des von Capitän Lewis getödteten Indianers ihres Stammes gegen alle Weiße erbittert ſeyen. Sie riethen ihm daher, eine mehr ſüdliche Richtung zu nehmen, von welcher her auch ſie gekommen waren. Er würde dann die Rocky Mountains ungefähr an der Stelle erreichen, wo die beiden Flüſſe Platte und Yellowſtone entſpringen, und wo das Gebirg ſich leichter überſteigen laſſe als da wo Lewis und Clarke über daſſelbe gegangen ſeyen. Dieſer Weg führe, wie die Jäger verſicherten, durch ein Land, wo es Ueberfluß an Wild gebe, und wo man minder in Verlegenheit hinſichtlich des Lebensunterhaltes ſey als auf der andern Route. Solle aber dieſer Weg eingeſchlagen werden, ſo müſſe man den Miſſouri ſchon bei der Stadt der Aricaras verlaſſen, die man binnen wenigen Tagen erreichen werde, und da dieſe Indianer Ueberfluß an Pferden hätten, ſo könne man ſich bei ihnen die zu der großen Landreiſe, die bei jener Stadt beginne, erforderliche Anzahl von Pferden verſchaffen.

Nachdem Hr. Hunt den vorgeſchlagenen Weg gehörig überdacht und die Meinung ſeiner Collegen darüber gehört hatte, beſchloß er ihn einzuſchlagen, wobei ſich die neugeworbenen Jäger als Führer anboten. Die Expedition ſetzte ihre Reiſe bei dem herrlichſten Maiwetter fort. Die an den Fluß ſtoßenden Prairien waren mit dem buntfarbigſten Blumenſchmelz bedeckt, und auch die Inſeln, bei denen ſie hie und da anlegten, boten den gemiſchten Anblick von Wald und Garten. Häufig rankten ſich blühende Weinreben an den Bäumen empor und durchdufteten die Luft mit balſamiſchen Gerüchen. Zwi-

schen herrlichen Hainen von hochstämmigen Bäumen öffneten sich kleinere und größere lichte Plätze mit Blumen oder Rosengebüschen in voller Blüthe bedeckt. Häufig hatten Büffel, Elens und Antilopen auf solchen Inseln Zuflucht gesucht und sich durch das dichte Gehölz Bahn gebrochen, so daß man die labyrinthischen Irrgänge eines Parks vor sich zu sehen glaubte, und oft waren von den Büffeln, da wo der Fluß sich zwischen hohen Ufern hindurchwand, förmliche Straßen am Rande des Stromes ausgetreten worden, die man von Menschenhand angelegt glauben konnte. An andern Stellen waren die Ufer von mächtigen Eisenerzadern eingefaßt, die das Wasser ausgewaschen und zu Tage gelegt hatte. An einer Stelle beschrieb der Fluß eine gerade Linie von fast 15 Meilen; die Ufer liefen sanft abhängig bis zum Wasser herab und waren mit Gras bedeckt, doch ohne allen Baumwuchs. Längs beider Ufer, die ganze Strecke von 15 Meilen hindurch, deutete ein gegen hundert Schritt breiter Streif von dunkelm Rostbraun auf ein unerschöpfliches Eisenlager, durch das der Missouri sich seinen Weg gebahnt hatte. Höher hinauf am Fluß fanden sich später Spuren, daß dieses Eisenlager sich fortsetze; dieses und das unermeßliche Kohlenlager an demselben Flusse scheinen die Elemente zu seyn, welche die Natur für die künftige Größe und den Reichthum des mächtigen Westen hier aufgehäuft hat. Der Anblick dieser mineralischen Schätze reizte die Wißbegierde Herrn Bradbury's mächtig, und es war eine wahre Pein für ihn, seine Forschungen hier nicht fortsetzen zu können, sondern sich seiner gewöhnlichen Streifzüge am Ufer enthalten zu müssen, denn man befand sich bereits im Gebiet der gefürchteten Sioux-Tetons, wo es höchst gefährlich gewesen wäre, sich ohne starke Begleitung ans Land zu wagen.

Mehrere Tagreisen hindurch behielt das Land an beiden Seiten des Flusses denselben Charakter: unermeßliche Prairien, hie und da von Hügeln und Schluchten durchschnitten, — die Betten brausender Ströme während der Regenzeit, während des Sommers aber fast ganz ohne Wasser. Die Abhänge der Hügel und die Alluvialufer der Schluchten waren wohl gelegentlich mit Baumgruppen besäumt, im Ganzen aber bot sich dem Auge nichts als eine unabsehbare Wüste mit Gras und Kräutern bedeckt, aber ohne Waldwuchs. Der Boden dieser unermeßlichen Landstrecke ist stark mit Schwefel, Vitriol, Alaun und Glaubersalz geschwängert. Diese verschiedenen

Erdarten theilen dem Waſſer des Miſſouri die dunkle Farbe mit, durch die es ſich auszeichnet. Auf dieſem gränzenloſen Gebiet ſtreifen die Banden der Sioux-Tetons umher, von der Jagd auf Büffel, Elens und Antilopen ſich nährend und Vertilgungskriege gegen andere wandernde Stämme führend.

Die furchtſamen canadiſchen „Reiſenden" ſahen mit Angſt und Sorgen auf das unermeßliche Land zu beiden Seiten des Stromes, doch blieb noch immer alles ſtill und kein menſchliches Weſen ließ ſich blicken. Hie und da weidete eine Heerde Wild auf den blumigen Auen, oder ein Zug von Büffeln durchſchritt gleich einer Karawane in weiter Ferne vom Ufer die Prairie. Die Canadier aber argwohnten hinter dem kleinſten Gebüſch einen feindlichen Hinterhalt, und der Name Sioux war für ſie ein Stichwort des Schreckens. Kaum wurde ein Elen, ein Wolf, oder irgend ein anderes Thier auf den Hügeln ſichtbar, ſo hallte es auch ſchon aus allen Booten wieder: Voilà les Sioux! voilà les Sioux! und wo es nur immer thunlich war, wurde das Nachtlager auf einer Inſel mitten im Strom aufgeſchlagen.

In den Morgenſtunden des 31 Mai's, als unſre Reiſenden eben auf dem rechten Ufer des Miſſouri ihr Frühſtück einnahmen, ließ ſich abermals der ſchon zur Gewohnheit gewordene Ruf: „Die Sioux! die Sioux!" hören, und zwar dießmal mit mehr Grund als früher, denn es kamen in der That auf einer Landſpitze am jenſeitigen oder nordöſtlichen Ufer des Fluſſes zwei Indianer zum Vorſchein, die eine Anrede an die Expedition richteten. Da es unmöglich war, ſie in ſo großer Entfernung zu vernehmen, ſo ging Hr. Hunt mit dem Dolmetſcher über den Fluß, und trat den Wilden muthig entgegen, während die übrigen in ſchweigender Unruhe lauſchten, was geſchehen werde. Sobald Hr. Hunt ans Land trat, verſchwand der eine der Indianer hinter dem Hügel, kam jedoch bald wieder zu Pferde zum Vorſchein und jagte die Anhöhe hinan. Nachdem Hr. Hunt eine Zeit lang mit dem Zurückgebliebenen geſprochen, kehrte er wieder zu den Seinigen zurück.

Es fand ſich, daß dieſe beiden Indianer die Spione einer ungefähr 600 Mann ſtarken Kriegerabtheilung waren, die eine Stunde vom Fluſſe lagerte und zu drei verſchiedenen Stämmen der Sioux gehörte, nämlich zu den Yangtons-Alma, den Tetons-Bois-Brulé und den Tetons-Minna-Kine-Azzo. Sie erwarteten täglich Verſtär-

kung von zwei andern Stämmen, und lauerten schon seit eilf Tagen auf Hrn. Hunts Ankunft, um sich der Fortsetzung seiner Reise zu widersetzen, da sie durchaus jeden Handel der Weißen mit ihren Feinden, den Aricaras, den Mandans und den Minataris verhindern wollten. Der zu Pferde abgegangene Indianer sollte die Krieger von der Ankunft der Expedition unterrichten, die sich demnach auf einen Angriff von Seite dieser Wilden gefaßt machen konnte, von denen man ihr bereits eine so grauenvolle Schilderung entworfen hatte. Alle rafften ihren Muth zusammen und setzten die Fahrt den Strom hinauf fort. Noch lag eine Insel zwischen ihnen und dem feindlichen Ufer, kaum hatten sie aber das obere Ende derselben erreicht, als sie auch schon die Schaaren der Wilden zu Gesicht bekamen. Von einer Hügelkette am Ufer strömten die Indianer theils zu Fuß, theils zu Pferde herab, und mit Hülfe der Ferngläser zeigte sich bald, daß sie zum Kriege gerüstet waren. Ihre Waffen bestanden in Bogen und Pfeilen, nebst einigen kurzen Karabinern und fast alle waren mit runden Schilden versehen. Die meisten hatten ein wildes unerschrockenes Aussehen, und indem sie einen Punkt besetzten, der den Fluß beherrschte, stellten sie sich zugleich in Reihen, als rüsteten sie sich die Vorüberfahrt zu verwehren. Bei dem Anblick dieses bewaffneten Haufens berief Hr. Hunt die Seinigen zum Kriegsrath. Es blieb kein Zweifel über das, was man ihm hinsichtlich der Sioux bereits hinterbracht hatte. Dem Angriff auszuweichen und die Fahrt fortzusetzen war unmöglich; die Strömung in der Mitte des Flusses war zu stark, als daß man sie hätte gewältigen können, und die Boote mußten daher längs des Ufers fahren, das oft sehr hoch und steil emporstieg, mithin den Wilden Punkte bot, von wo aus sie sicher und oft ohne gesehen zu werden, einen Hagel von Pfeilen auf die Vorüberfahrenden herabsenden und sich jedesmal zurückziehen konnten, ohne daß es möglich gewesen wäre ihnen auch nur den geringsten Schaden zuzufügen. Es blieb mithin keine andere Wahl als sich zu schlagen oder umzukehren. Die Wilden waren zwar weit zahlreicher als die Weißen, allein die letztern, 60 Mann stark, hatten weithin treffende Büchsen, Munition im Ueberfluß und außerdem noch drei Stück Geschütz; es ließ sich daher hoffen, daß wenn man nur gleich anfangs einen bedeutenden Vortheil erringe, die Sioux keinen weitern Angriff wagen würden.

Der Kampf ward demnach beſchloſſen, und die Barken wurden an das jenſeitige Ufer gerudert, ſo daß ſie ſich dem Feind faſt gerade gegenüber befanden. Nun unterſuchte man die Gewehre, lud die drei Kanonen und feuerte ſie ab, damit die Wilden ſchon aus ihrem Knall erkennen möchten, was für furchtbare Waffen den Weißen zu Gebote ſtünden. Der Donner des Geſchützes hallte weithin wieder, und mußte die nur an Kleingewehrgefeuer gewöhnten Indianer nicht wenig überraſchen. Hierauf wurden die Kanonen mit ſo viel Kugeln geladen als ſie nur faſſen konnten, worauf die Mannſchaft ſich wieder einſchiffte und über den Strom hinüber dem Feind entgegen ging. Die Indianer ſahen ſchweigend zu, ihre bemalten Leiber und Geſichter glänzten in der Sonne, und die Federn, mit denen ſie geſchmückt waren, flatterten im Winde. Die armen canadiſchen „Reiſenden" betrachteten ihre Gegner mit ängſtlichen Blicken und einer raunte dem andern zaghaft zu: „Wahrhaftig, Bruder, da ſind wir ſchön in die Patſche gerathen," worauf hie und da einer erwiederte: „Ach leider; wir gehen keiner Hochzeit entgegen."

Als die Barken ſich bis auf Flintenſchußweite dem Ufer genähert hatten, griffen die Jäger nebſt der übrigen ſtreitbaren Mannſchaft zu den Waffen und rüſteten ſich zum Angriff; kaum aber hatten ſie zum Schuß angelegt, ſo zeigte ſich eine große Verwirrung unter den Wilden. Sie entrollten ihre Mäntel von Büffelfellen, erhoben ſie mit beiden Händen über ihre Häupter und breiteten ſie dann vor ſich auf den Boden. Kaum hatte Peter Dorion dieß geſehen, als er rief, man möge ja nicht feuern, indem dieſe Bewegung der Wilden ein Friedenszeichen und eine Einladung zur Unterhandlung ſey. Wirklich trennten ſich auch etwa ein Duzend der ausgezeichnetſten Krieger von den übrigen, kamen ans Ufer herab, wo ſie ein Feuer anzündeten, ſich im Halbkreis um daſſelbe herum ſetzten und den Weißen die Friedenspfeife zeigten, indem ſie ſie einluden ans Land zu ſteigen. Hr. Hunt verſammelte ſeinen Kriegsrath abermals, um ihm die Frage vorzulegen, ob der freundſchaftlichen Einladung zu trauen ſey. Nachdem dieß bejaht worden war, erhielt die übrige Mannſchaft Befehl an Bord zu bleiben, während die HH. Hunt, Mac Kenzie, Crooks, Miller und Mac Lellan, von dem Dolmetſcher und Hrn. Bradbury begleitet ans Land gingen. Die Häuptlinge erwarteten die Ankommenden im Halbkreis ſitzend, und ſo regungslos, daß man ſie hätte für Statuen halten können. Hr.

Hunt und seine Begleiter schritten ohne Zaudern vorwärts und setzten sich zu den Wilden auf den Sand, so daß der Kreis vollständig wurde. Die auf den Anhöhen versammelten indianischen Krieger traten schweigend in Gruppen zusammen und lauschten, die Augen auf die Unterhändler geheftet, der Dinge die da kommen sollten.

Die Friedenspfeife wurde unter den gebräuchlichen Ceremonien herbeigebracht. Der Kopf bestand aus einem rothen, dem Porphyr ähnlichen Stein; das Rohr war sechs Fuß lang und mit Quasten von rothgefärbtem Pferdehaar verziert. Der Pfeifenträger stellte sich mitten in den Kreis, zündete den Tabak an, hob die Pfeife gegen die Sonne und dann gegen die vier Weltgegenden empor, und reichte sie hierauf dem vornehmsten Häuptling, der einige Züge daraus that und nun, den Kopf in der Hand behaltend, das Mundstück zuerst Hrn. Hunt und dann allen übrigen im Kreise sitzenden Personen reichte. Nachdem alle zum Pfand gegenseitiger Freundschaft geraucht hatten, hielt Hr. Hunt zuerst eine Anrede in französischer Sprache, die von Peter Dorion Satz für Satz verdolmetscht wurde. Er sagte den Sioux, daß es nicht seine Absicht sey, mit den am Ufer wohnenden Stämmen Handel zu treiben, sondern daß er nur über die Gebirge an den großen Salzsee gegen Westen gehen wolle, um einige seiner Brüder aufzusuchen, die er seit eilf Monaten nicht gesehen habe. Er fügte bei, daß er von der Absicht der Sioux, seiner Reise sich zu widersetzen, unterrichtet, aber entschlossen sey, jedem Widerstand zu trotzen. Er führe durchaus nichts Feindseliges gegen die Sioux im Schilde, und um ihnen einen Beweis hievon zu geben, habe er ihnen ein Geschenk an Tabak und Getreide mitgebracht. Als er seine Rede geendet hatte, befahl er fünfzehn Rollen Tabak und eben so viele Säcke mit Getreide aus den Booten zu bringen und sie vor dem Feuer niederzulegen.

Der Anblick dieser Geschenke versöhnte den durch die Festigkeit der Weißen, ihre gute Bewaffnung und ihre zweckmäßigen Anordnungen ohne Zweifel vorher schon eingeschüchterten Häuptling vollends. Er antwortete durch eine lange Rede, in der er erklärte, er habe seine Krieger nur versammelt um zu verhüten, daß den Aricaras, den Mandans und den Minataris, mit denen er im Kriege sich befinde, weder Waffen noch Munition zugeführt würden. Jetzt, da er sich überzeugt habe, daß die Weißen nichts dergleichen im Schilde führten, möchten sie ihre Reise ungehindert fortsetzen. Er

ſchloß mit Dank für ihre Geſchenke und rieth ihnen, ihr Lager am jenſeitigen Ufer des Fluſſes aufzuſchlagen, weil er unter ſeinen Kriegern einige junge Leute habe, für deren Beſcheidenheit er nicht ſtehen könne und die ſich leicht Ausſchweifungen erlauben möchten.

Hiermit endete die Conferenz; Alle ſtanden auf, ſchüttelten ſich die Hände und gingen auseinander. Hr. Hunt ſchiffte ſich mit ſeinen Begleitern wieder ein, und ſetzte ſeine Reiſe ungehindert fort.

## Neunzehntes Capitel.

Die große Krümmung des Miſſouri. — Crooks und Mac Lellan treffen zwei ihrer indianiſchen Feinde. — Die Grauſamkeit der Weißen iſt Urſache an der Feindſchaft der Indianer. — Ein indianiſcher Kriegerhaufe. — Gefährliche Lage Hrn. Hunts. — Eine freundſchaftliche Zuſammenkunft. — Manuel Liſa trifft ein. — Heftige Auftritte mit ihm.

In den Nachmittagsſtunden des 1 Junius kamen unſre Reiſenden zu der großen Krümmung, wo der Miſſouri ſich auf ungefähr 30 Meilen um eine cirkelförmige Halbinſel windet, die an der Stelle, wo ſie mit dem Feſtland zuſammenhängt, nicht über 2000 Schritte breit iſt. Am folgenden Morgen ſahen ſie auf einem hohen Punkte des Ufers zwei Indianer ſtehen, die mit ihren Mänteln von Büffelfell Zeichen der Freundſchaft gaben, worauf Hr. Hunt ſogleich dem Lande zuſteuern und anlegen ließ. Als man ſich indeß den Wilden näherte, zeigten dieſe ſich ſehr unruhig, indem ſie die Arme horizontal ausſtreckten, wie ſie zu thun pflegen, wenn ſie um Gnade flehen. Die Urſache dieſes Benehmens wurde bald klar, denn es zeigte ſich, daß dieſe beiden Indianer zwei Häuptlinge jenes Kriegerhaufens waren, der zwei Jahre zuvor die Herren Crooks und Mac Lellan angehalten und zur Umkehr gezwungen hatte. Sie ſtürzten auf dieſe beiden Herren zu, umarmten ſie, als ob ſie erfreut wären ſie wiederzuſehen, fürchteten doch aber augenſcheinlich für ihr damaliges Benehmen gezüchtigt zu werden, und wurden nicht eher wieder ganz ruhig, als bis die Friedenspfeife geraucht war.

Nachdem Hr. Hunt erfahren hatte, daß der Stamm, zu dem

diese beiden Indianer gehörten, im Sommer zuvor drei Weiße getödtet habe, machte er ihnen heftige Vorwürfe wegen dieser Grausamkeit und fragte nach der Ursache. „Wir tödten die weißen Männer," erwiederte einer der Häuptlinge, „weil die weißen Männer uns tödten. Dieser Mann da," fügte er, auf Carson, einen der neugeworbenen Jäger deutend, bei, „tödtete im vergangenen Sommer einen unsrer Brüder. Die drei weißen Männer wurden erschlagen, um dessen Tod zu rächen." Der Indianer hatte, wie Carson selbst gestand, die Wahrheit gesagt. Der letztere hatte sich mit einem Haufen Aricaras am Missouri befunden, und, da er am jenseitigen Ufer einen Kriegerhaufen der Sioux erblickte, mit seiner Büchse auf Gerathewohl hinüber geschossen. Da der Fluß an dieser Stelle eine volle halbe Meile breit war, so hatte er sich durchaus keine Wirkung von diesem Schuß versprochen, dennoch aber einen Sioux getödtet, für den seine Brüder eine dreifache Rache nahmen. Auf diese Weise wurde von Unbesonnenen oder Böswilligen den Indianern manches Unrecht zugefügt, für das diese sich ihrem Gesetz zufolge, das Blut für Blut fordert, rächten. Das Gerücht von einer solchen Rache hallt dann im ganzen Lande wieder, die Nachbarschaft greift zu den Waffen, und ein Krieg entspinnt sich, der gewöhnlich mit der Vernichtung des halben Stammes und mit Vertreibung der Ueberlebenden aus ihrer Heimath endet. Dieß ist nur zu oft die wahre Geschichte der Indianerkriege, die gewöhnlich durch irgend eine Rachehandlung veranlaßt werden, wobei aber die Ausschweifung des Weißen, der sie hervorrief, mit Stillschweigen übergangen wird.

Die beiden Häuptlinge wurden, nachdem sie die Friedenspfeife geraucht hatten, beschenkt und schieden sehr zufrieden von der Expedition. Bald darauf erschienen zwei andere Indianer zu Pferde; sie ritten an den Booten vorüber, und hatten die Geschenke gesehen, die man ihren Cameraden gereicht hatte. Da ihnen das, was jene erhalten, zu wenig schien, so ritten sie hervor und verlangten noch mehr. Hr. Hunt fühlte sich jedoch nicht veranlaßt, dem auf sehr unziemliche Weise vorgebrachten Begehr der Wilden zu entsprechen, und begleitete seine abschlägige Antwort mit der Drohung, jeden, der mit ähnlichen Forderungen zu ihm kommen werde, als Feind zu behandeln. Die beiden Indianer kehrten nach diesem Bescheid voll Zorn um und ritten davon. Da es leicht der Fall seyn konnte, daß

hinter den Hügeln noch mehrere Wilde lauerten, um die Expedition an irgend einer zu ſolchem Unternehmen günſtigen Stelle des Fluſſes anzugreifen, ſo berief Hr. Hunt alle ſeine Leute an Bord, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Es wurde beſchloſſen, daß Hr. Hunt mit dem großen Boote längs des nordöſtlichen und die drei kleinen längs des ſüdlichen Ufers des Fluſſes hinfahren ſollten, wodurch jede Partei in den Stand geſetzt wurde, die ihr gegenüber liegenden Anhöhen über die Köpfe ihrer Gefährten hinweg zu überſchauen und die vielleicht dort lauernden Indianer zu bemerken. Als Signal wurden zwei raſch hintereinander abzufeuernde Flintenſchüſſe beſtimmt.

Die Boote ſetzten den größten Theil des Tages über ihre Fahrt fort, ohne daß man eine Spur von Feinden entdeckt hätte. Gegen 4 Uhr Nachmittags kam die große von Hrn. Hunt befehligte Barke an eine Stelle, wo der Fluß durch eine lange Sandbank getheilt war, die jedoch, allem Anſchein nach, noch Fahrwaſſer genug auf der Uferſeite frei ließ, die man zu paſſiren hatte. Die Fahrt wurde fortgeſetzt, bis ſich am Ende doch das Waſſer als zu ſeicht erwies, und es daher nöthig wurde umzukehren, und um das untere Ende der Sandbank herum in den Hauptſtrom einzulenken. Kaum hatte Hr. Hunt die nöthigen Befehle hiezu ertheilt, als auch ſchon von den übrigen Booten auf der andern Seite des Fluſſes die beiden Signalſchüſſe gegeben wurden, und faſt in demſelben Augenblick die Mannſchaft im großen Boot eine Schaar indianiſcher Krieger von dem überhängenden Ufer herabkommen und ſich unten am Rand des Waſſers, dem Endpunkt der Sandbank gegenüber aufſtellen ſah. Alle waren mit Bogen und Pfeilen, Keulen, Karabinern und runden Schilden bewaffnet, und hatten ihre nackten Körper mit ſchwarzen und weißen Streifen bemalt. Allem Anſchein nach gehörten ſie zu den beiden Stämmen der Sioux, die von der Kriegerabtheilung erwartet wurden, von der die Expedition ſich vor kurzem erſt bedroht ſah, und waren nun von den beiden Indianern, denen man Geſchenke verweigert hatte, zu Feindſeligkeiten aufgefordert worden. Hr. Hunt befand ſich mit ſeinen Leuten in einer höchſt gefährlichen Lage, und gleichſam in einer Falle gefangen; die Indianer hatten, ungefähr hundert an der Zahl, bereits den Punkt beſetzt, an dem das Boot vorüber mußte, während immer mehrere das Ufer herabſtrömten, und höchſt wahrſcheinlich hielten noch andere auch die

Anhöhen besetzt. Die Mannschaft der übrigen Boote bemerkte alsbald die bedrängte Lage des Hrn. Hunt und eilte zu seinem Beistand herbei; allein sie befand sich in einiger Entfernung von dem obern Ende der Sandbank, auf der andern Seite des Flusses, und mußte zu ihrem großen Schrecken die Zahl der Wilden am untern Ende des Canals immer mehr anwachsen sehen, so daß das Boot des Hrn. Hunt einem furchtbaren Angriff ausgesetzt war, bevor sie sich noch im Stande sahen ihm den geringsten Beistand zu leisten. Ihre Unruhe nahm zu, da sie sahen, daß Hr. Hunt und seine Leute flußabwärts fuhren und sich dem gefährlichen Punkt näherten, machte aber bald dem größten Erstaunen Platz, als das Boot dicht an den Horden der Wilden vorüberfuhr, ohne auch nur im geringsten belästigt zu werden und in den Hauptstrom einlief. Im nächsten Augenblick gerieth die ganze Kriegerhorde in Bewegung; alle rannten am Ufer entlang, bis sie sich den Booten gegenüber befanden, stürzten sich, ihre Waffen von sich werfend in den Fluß, wateten und schwammen zu den Fahrzeugen, die sie dicht gedrängt umgaben, und reichten jedem an Bord die Hand. Alle Besorgniß war jetzt vorüber; es zeigte sich, daß diese Indianer Krieger der Aricaras, Mandans und Minnetaris, 300 an der Zahl, und auf einem Zug gegen die Sioux begriffen waren. Diesen gaben sie vor der Hand auf und beschlossen nach der Stadt der Aricaras zurückzukehren, wo sie von den weißen Männern Waffen und Munition zu vortheilhafter Bekämpfung ihrer Feinde zu erhalten hofften. Die Boote landeten nunmehr an dem ersten bequemen Platz; die Zelte wurden aufgeschlagen und die indianischen Krieger lagerten sich ungefähr hundert Schritt von der Expedition entfernt. Aus den Booten ward herbeigeschafft, was man zu einer tüchtigen Mahlzeit brauchte, bei der die Indianer unter Gesang und Tanz mit ihren weißen Freunden bis nach Mitternacht sich fröhlich unterhielten.

Am folgenden Morgen (3 Junius) schifften unsre Reisenden, von den Indianern einstweilen Abschied nehmend, sich wieder ein. Die letztern hatten die Absicht sich auf dem kürzesten Wege nach der Stadt der Aricaras zu begeben, die sie binnen drei Tagen zu erreichen hofften, also weit früher als die Boote dahin kommen konnten. Man war noch nicht weit gefahren, als der Häuptling am Ufer daher sprengte und zu verstehen gab, daß er noch eine Unterredung

mit Hrn. Hunt wünſche, bei der er ihm eröffnete, daß er nicht heimkehren könne, ohne etwas mitzubringen, wodurch den Seinigen ein Beweis geliefert werde, daß er wirklich mit den weißen Männern zuſammengetroffen ſey. Hr. Hunt verſtand die Bedeutung dieſer Worte und machte ihm ein Geſchenk mit einem Fäßchen Pulver, einem Beutel mit Kugeln und drei Duzend Meſſern, womit der Indianer ſich höchlich zufrieden bezeugte. Während der Häuptling dieſe Geſchenke in Empfang nahm, kam ein Indianer längs dem Ufer herbeigelaufen und meldete, daß ein Boot mit weißen Männern den Fluß herauf komme. Dieß war für Hrn. Hunt, der ganz richtig ſchloß, daß dieß kein anderes Fahrzeug ſeyn könne als das des Herrn Liſa, eine keineswegs angenehme Nachricht, denn es ärgerte ihn nicht wenig, dieſen kecken und verwegenen Handelsmann, den er glücklich ausgeſtochen und weit hinter ſich zu haben glaubte, ſo dicht auf ſeinen Ferſen zu wiſſen. Liſa war in den im Handel üblichen Ränken zu ſehr eingeweiht, als daß er ſich bei dem Verſprechen, im Dorfe der Poncas auf ihn warten zu wollen, hätte beruhigen können; er gönnte im Gegentheil ſich und ſeinen Leuten keine Ruhe und bot alles auf, um die rivaliſirende Expedition einzuholen, ſo daß er ſeine Fahrt ſogar während eines Theils der Nacht bei Mondlicht fortſetzte. Als Hr. Hunt hörte, daß Hr. Liſa ſo nahe ſey, hielt er jeden weitern Verſuch ihm auszuweichen für nutzlos; nachdem er noch einige Meilen weiter gefahren war, machte er daher bei einem ſchicklichen Landungsplatze Halt, um ſeinen Rivalen zu erwarten. Bald darauf kam Liſa's Barke, mit 20 kräftigen Ruderern bemannt und mit einer Drehbaſſe am Bug. Die Zahl der am Bord befindlichen Mannſchaft belief ſich auf ſechsundzwanzig, worunter ſich auch Hr. Henry Breckenridge, damals noch ein ſehr junger Mann, befand, der die Reiſe nur als Paſſagier mitmachte und der ſeitdem durch mehrere Schriften, worunter auch ein Bericht über die Expedition des Hrn. Liſa, bekannt geworden iſt.

Die Ankunft Liſa's, die Hrn. Hunt nur unangenehm war, regte Mac Lellans alten Groll ſo heftig auf, daß er ſich wirklich nach ſeiner Büchſe umſah, um ſeine Drohung, ſeinen Feind niederzuſchießen, zu erfüllen, und nur mit Mühe gelang es Hrn. Hunt den Erbitterten zu beſänftigen und einen blutigen Auftritt zu verhüten.

Die Bewillkommnung zwiſchen den beiden Chefs war natürlich nichts weniger als herzlich, und was die Herren Crooks und Mac Lellan betrifft, ſo hielten ſie zwar das Hrn. Hunt gegebene Verſprechen, keine offene Fehde zu beginnen, jeder betrachtete aber ſeinen alten Rivalen mit deſto ingrimmigern Blicken. In der That hegte Hrn. Hunts geſammte Mannſchaft großes Mißtrauen gegen Liſa und ſeine Abſichten; alle hielten ihn für ſchlau und hinterliſtig, und fürchteten, er könnte ihr Unternehmen vereiteln. Da von den Sioux nichts mehr zu befürchten war, ſo beſorgte man, Liſa möchte mit ſeiner ſchneller ſegelnden Barke die Expedition Hrn. Hunts bald im Stich laſſen, um früher bei den Aricaras einzutreffen, und da er früher ſchon mit dieſem Volk Handel getrieben hatte und großen Einfluß unter ihm beſaß, ſo fürchtete man mit Recht, daß er einen hinterliſtigen und für Hrn. Hunt nachtheiligen Gebrauch von demſelben machen möchte; es wurde daher beſchloſſen, ihn ſcharf im Auge zu behalten und Mac Lellan ſchwur, daß nichts ihn abhalten ſolle ſeine Drohung auszuführen, wenn er den geringſten Verrath merke.

Alles geheimen Grolls ungeachtet, beobachteten beide Parteien dennoch gegenſeitig einen gewiſſen äußern Anſtand und ſetzten die Reiſe zwei Tage lang gemeinſchaftlich und ſo ziemlich in Einigkeit lebend fort. Am dritten Tage kam es jedoch zu einem Ausbruch, der von niemand Anderm als dem Dolmetſcher Peter Dorion herbeigeführt wurde. Der Leſer wird ſich erinnern, daß dieſes würdige Subject ſich eine Tagereiſe vor St. Louis genöthigt geſehen einen Seitenweg einzuſchlagen, um der ihm wegen einer alten Branntweinſchuld an die Miſſouri-Compagnie drohenden Haft auszuweichen, und daß Hr. Liſa gehofft hatte, ihn auf dieſe Weiſe abzuhalten ſich Hrn. Hunts Expedition anzuſchließen. Dorion hatte ſich ſeit Liſa's Ankunft fern gehalten, und ſeinen Feind mit finſtern, mürriſchen Blicken betrachtet. Am 5 Julius waren beide Parteien genöthigt, eines heftigen Regens wegen Halt zu machen, und hatten ihre Lager ungefähr hundert Schritte weit von einander aufgeſchlagen. Im Lauf des Tages machte Liſa einen Verſuch auf die Treue Peter Dorions, indem er ihn zu ſich an Bord einlud und ihn mit ſeinem Lieblingsgetränk, Branntwein, bewirthete. Als er ihn hinlänglich benebelt glaubte, rückte er mit dem Vorſchlag heraus, ſeine neu eingegangenen Verpflichtungen zu verlaſſen und wieder in die

alten Dienſte zu treten. Da gute Worte nichts fruchteten, ſo brachte Liſa die alte Schuld an die Compagnie aufs Tapet, und drohte dem Dolmetſcher ihn mit Gewalt fortführen zu laſſen. Die Erwähnung der Schuld regte Dorion's Galle auf, ein heftiger Wortwechſel entſpann ſich, und der Dolmetſcher verließ das Boot in der heftigſten Aufregung. Sein erſter Gang war in das Zelt des Hrn. Hunt, den er von dem ihm gemachten Vorſchlag in Kenntniß ſetzte. Während er noch ſprach, trat Liſa in das Zelt, unter dem Vorwand ein Zugtau zu entlehnen. Bittere Worte wurden ſogleich zwiſchen ihm und Dorion gewechſelt, die damit endeten, daß der Dolmetſcher dem Hrn. Liſa einen Schlag verſetzte. Ein Zwiſt auf indianiſchem Boden wird indeß nicht mit Fauſtſchlägen ausgemacht. Liſa rannte wie raſend nach ſeinem Boote, um Waffen zu holen, Peter Dorion aber ergriff ein paar Hrn. Hunt gehörige Piſtolen und ſetzte ſich in Vertheidigungsſtand. Durch den Lärm war das ganze Lager in Aufſtand gerathen, und jeder wollte die Urſache des Streites wiſſen. Liſa kehrte jetzt mit einem Meſſer im Gürtel auf den Kampfplatz zurück, wohin ihn Hr. Breckenridge, der ihn vergeblich zu beſänftigen verſucht hatte, begleitete. Peter Dorion war durch ſeine Piſtolen ſeinem Gegner überlegen und nahm eine drohende Stellung an. Crooks und Mac Lellan hatten inzwiſchen auch die Urſache des Streites erfahren, und bezeigten nicht übel Luſt ſich der Sache anzunehmen, kurz, es war ein Lärm und Tumult über alle Beſchreibung. Mac Lellan würde mit ſeiner Büchſe ſicher den Ausſchlag gegeben haben, wäre er von Hrn. Hunt nicht aufs kräftigſte zurückgehalten worden. Dieſer wackere Mann trat als Vermittler auf, und war eifrigſt bemüht, einen allgemeinen Zuſammenſtoß zu verhüten, bis Liſa inmitten des Gezänks ein Ausdruck entfuhr, der ſeine Ehre verunglimpfte. Nun gerieth auch der ſonſt ſo gemäßigte Hunt in Feuer und Flammen und forderte Hrn. Liſa auf, den Zwiſt auf der Stelle mit Piſtolen auszumachen. Dieſer eilte in ſein Boot, um ſich zu bewaffnen; ihm folgten die Herren Bradbury und Breckenridge, die als Neulinge im Leben auf dem Gebiet der Indianer keinen Gefallen an blutigen Auftritten hatten, und ihrer kräftigen Vermittelung gelang es, die Sache ohne Blutvergießen beizulegen. Die beiden Chefs der feindlichen Lager ſchieden indeß im Zorn, und jeder perſönliche Verkehr zwiſchen ihnen hatte ein Ende.

# Zwanzigſtes Capitel.

Die Wildniß. — Büffel und Antilopen. — John Day, der Jäger. — Zuſammenkunft mit drei Aricaras. — Unterhandlungen zwiſchen den feindlichen Parteien. — Zwei Häuptlinge der Aricaras. — Das Dorf der Aricaras. — Feierliche Landung. — Große Rathsverſammlung. — Unterhandlung wegen Pferden. — Lager der handelnden Parteien.

Die beiden feindlichen Parteien fuhren, einander im Geſicht, an den entgegengeſetzten Ufern des Fluſſes hinauf, doch waren die Boote Hrn. Hunts immer etwas voraus, um den feindlich geſinnten Liſa nicht früher zu den Aricaras kommen zu laſſen. Je weiter man kam, um ſo wilder wurde die Scenerie; die unabſehbaren Ebenen waren von zahlloſen Büffelheerden bedeckt, die bald in langen Reihen dieſe lautloſe Wildniß durchzogen, bald ſich einzeln oder in kleinen Gruppen auf den Anhöhen oder mitten auf den Prairien zeigten, wo ſie theils weideten, theils wiederkäuend auf dem Raſen lagen. An einer Stelle beſonders ſchien das Ufer ganz mit Büffeln bedeckt zu ſeyn, von denen mehrere ſogar ſchnaubend und toſend durch den Fluß ſchwammen. Die Gewalt der Strömung trieb viele von dieſen bis in die Nähe der Boote, wo man dieſe Gelegenheit ſich mit Fleiſch zu verſorgen nicht unbenutzt ließ. An einer andern Stelle entdeckte man eine ganze Heerde dieſer gewaltigen Thiere am Rand einer kleinen Inſel theils im Schatten der Bäume liegend, theils im Waſſer ſtehend, um ſich gegen die Hitze des Tages und die Fliegen zu ſchützen. Die beſten Schützen ſtellten ſich am Bug einer Barke, die, durch ein breites Segel und günſtigen Wind gegen die Strömung ſich haltend, langſam dahin fuhr, auf den Anſtand. Die Büffel, keine Gefahr ahnend, ſtarrten die Vorüberfahrenden ruhig an, ſo daß es den Schützen leicht wurde die feiſteſten aufs Korn zu nehmen und zu erlegen. Außer den Büffeln zogen noch ganze Heerden majeſtätiſcher Hirſche, Elens und leichtfüßiger Gazellen vorüber, die ſchönſten und zierlichſt gebauten unter den Bewohnern der Prairien.

Man unterſcheidet in dieſen Gegenden zwei Arten von Antilopen, von denen die eine faſt ſo groß als der gewöhnliche Hirſch, die andere aber nicht viel größer als die Ziege iſt. Ihre Farbe iſt

lichtgrau oder vielmehr fahlbraun mit weißen Flecken; ſie haben kleine denen der Hirſche ähnliche Geweihe, die ſie jedoch nie abſetzen. Wundervoll iſt die Form ihrer zarten und zierlichen Glieder, in denen Leichtigkeit, Kraft und Elaſticität ſich vereinigen, und alle ihre Stellungen und Bewegungen ſind maleriſch und gracids. Dieſe Thiere ſind außerordentlich furchtſam und ſcheu; ſie halten ſich ſtets in den offenen Ebenen auf und fliehen bei dem geringſten Geräuſch mit einer Schnelligkeit, die jede Verfolgung unmöglich macht. Wenn ſie ſo im Herbſt über die Prairien hinſauſen, und die Farbe ihres Haars ſich mit der ihr ſo ziemlich ähnlichen des abgedorrten Graſes verſchmelzt, ſo verwirrt ſich der Blick, und man glaubt weſenloſe Formen zu ſehen, die der Wind gleich jenen Spinnweben vor ſich her treibt, die man den „fliegenden Sommer" zu nennen pflegt. So lange ſie auf der freien Ebene ſind, ſchützt ihre Geſchwindigkeit ſie vor jeder Gefahr, und nur die Neugier, die dieſen Thieren eigen iſt, bringt ſie ins Verderben. Sobald ſie einen bedeutenden Vorſprung gewonnen und ihren Verfolger hinter ſich haben, bleiben ſie plötzlich ſtehen und wenden ſich dem Gegenſtand ihrer Unruhe zu, um ihn zu betrachten. Bemerken ſie nichts mehr hinter ſich, ſo kehren ſie, von unbezwinglicher Neugier getrieben, nach der Stelle zurück, von der ſie eben erſt vertrieben worden waren. John Day, der bereits erwähnte Veteran unter den Jägern, gab einen Beweis ſeiner Geſchicklichkeit, indem er eines dieſer ſchönen Thiere erlegte. Seine Neugier benützend, band er ein Schnupftuch an die Spitze ſeines Ladſtocks, legte ſich auf den Bauch mitten in das Gras und bewegte das Tuch langſam hin und her. Die Antilope ſtarrte den geheimnißvollen Gegenſtand eine Zeit lang aus der Ferne an, näherte ſich dann furchtſam mit wachſender Neugier, die ſie zauberartig anziehende Flagge umkreiſend, bis ſie immer näher und näher kam und endlich, von dem tödtenden Blei des Schützen getroffen, als ein Opfer ihrer Neugier fiel.

Am 10 Junius kam der Expedition, bei raſcher Fahrt durch günſtigen Wind befördert, ein Canot mit drei Indianern den Fluß herab entgegen, von denen man Nachrichten aus dem Dorfe der Aricaras erhielt. Die Krieger, welche an der Sandbank zu ſo großer Unruhe Anlaß gegeben hatten, waren ſeit einigen Tagen ſchon im Dorfe eingetroffen, wo ſie die Ankunft einer Geſellſchaft

von Handelsleuten verkündet und die von derselben erhaltenen Geschenke unter großen Lobeserhebungen vorgezeigt hatten. Von diesen drei Indianern erfuhr Hr. Hunt erst, in welcher Gefahr er sich bei jener Sandbank befunden habe. Die Mandans, die sich unter jenen Kriegern befanden, wollten das Boot, das sich gleichsam in einer Falle und ganz in ihren Händen befand, durchaus angreifen und eine so reiche Beute nicht aus den Händen lassen. Auch die Minetaris waren nicht abgeneigt, da sie sich als Feinde der Weißen betrachteten, indem sie unlängst erst zwei weiße Männer oberhalb des Forts der Missouri-Compagnie erschlagen hatten. Zum Glück zeigten sich die Aricaras, welche die Mehrzahl unter den Kriegern ausmachten, ihrer Freundschaft mit den Weißen getreu und widersetzten sich jeder Feindseligkeit auf das kräftigste.

Am 11 Junius schlug Hr. Hunt nebst seinen Gefährten sein Lager unweit einer Insel, ungefähr sechs Meilen unterhalb des Dorfes der Aricaras auf. Hr. Lisa landete wie gewöhnlich in einiger Entfernung; zwischen beiden Parteien herrschte noch immer finstere Zurückhaltung, und jeder Verkehr ward vermieden. Kaum waren jedoch die Zelte aufgeschlagen, als auch Hr. Breckenridge als Gesandter aus dem feindlichen Lager sich einfand. Er kam, um rücksichtlich ihres Einzugs im Dorfe und in Betreff des Ceremoniells, mit dem die Häuptlinge empfangen werden sollten, Rücksprache zu nehmen, was bei den Indianern Gegenstände von großer Wichtigkeit sind. Hr. Hunt sprach sein Mißtrauen gegen die Absichten Lisa's und die Befürchtung offen aus, daß dieser Mann aus Handelseifersucht und wegen des mit ihm gehabten Zwistes sich dadurch rächen möchte, daß er die Aricaras gegen ihn und die Expedition Astors aufhetze. Hr. Breckenridge versicherte jedoch, daß jeder Verdacht dieser Art grundlos sey, und verbürgte sich persönlich dafür, daß nichts der Art stattfinden solle. Dieser Betheurungen ungeachtet wollte es ihm dennoch nicht gelingen, das gerechte Mißtrauen Hrn. Hunts zu besiegen; man trennte sich daher, ohne daß das gewünschte Einverständniß hergestellt worden wäre, und Mac Lellan wiederholte sogar seine alte Drohung, den feindseligen Lisa auf der Stelle niederzuschießen, wenn er auch nur der geringsten Verrätherei auf die Spur komme.

In der Nacht fiel der Regen in Strömen, von Donner und

Blitz begleitet. Das Lager wurde überschwemmt und Betten und Gepäck durchnäßt. Des Morgens bei guter Zeit schiffte man sich ein und setzte die Fahrt nach dem Dorfe fort. Gegen neun Uhr, ungefähr auf halbem Wege, kam den Booten ein Canot mit zwei Würdeträgern der Aricaras entgegen. Der eine, ein stattlicher Mann, weit über die gewöhnliche Größe, war der erbliche Häuptling des Dorfes, und wurde der Linkhandige genannt; der andere, ein wild aussehender Indianer, war Kriegshäuptling oder Generalissimus und unter dem Namen des Big Man (dicker Mann) bekannt, eine Bezeichnung, die wegen seines gigantischen Körperbaues vollkommen auf ihn paßte. Beide waren von lichterer Hautfarbe, als die Indianer gewöhnlich zu seyn pflegen. Sie hatten einen Dolmetscher bei sich, einen französischen Creolen, einen jener Abenteurer gallischen Ursprungs, wie sie in Menge an unserer Gränze mitten unter den Indianern leben, als wären sie ihres Gleichen. Er hielt sich bereits seit 20 Jahren unter den Aricaras auf, hatte sich ein Weib dieses Stammes genommen und diente den Häuptlingen als Dolmetscher. Durch dieses würdige Organ ließen die beiden hohen Häupter Hrn. Hunt bedeuten, daß sie die weitere Fahrt der Expedition auf dem Fluß nur dann dulden würden, wenn man Handel mit ihnen treibe. Hr. Hunt erläuterte ihnen den Zweck seiner Reise und seine Absicht bei ihrem Dorfe anzulegen, um von da aus die Reise zu Land fortzusetzen, wozu er Pferde von ihnen einzuhandeln Willens sey. Mit dieser Erklärung waren die beiden Indianer vollkommen zufrieden und fuhren voraus, um Anstalten zur Aufnahme der Fremden zu treffen.

Das Dorf der Ricaras, Aricaras, oder Ricaris — denn der Name wird verschieden geschrieben — liegt zwischen der 46sten und 47sten Parallele nördlicher Breite, und 1430 Meilen oberhalb der Mündung des Missouri. Die Expedition erreichte es gegen zehn Uhr Vormittags, landete aber am jenseitigen Ufer, wo das Gepäck ausgebreitet wurde, um es trocknen zu lassen. Von hier aus übersahen unsere Reisenden das ganze Dorf. Es bestand aus zwei etwa 80 Schritt auseinander liegenden Abtheilungen, von denen jede von einem besondern Trupp bewohnt wurde. Das Ganze dehnte sich etwa drei Viertel einer Meile längs des Ufers aus und bestand aus kegelförmigen Hütten von Pfählen, mit Weideruthen durchflochten und mit Erde bedeckt, so daß man eine Menge kleiner Hügel vor sich

zu sehen glaubte. Die Ebene jenseits des Dorfes war von ziemlich hohen Bergen begränzt, die ganze Gegend aber beinahe ohne allen Baumwuchs. Während die Reisenden das Dorf betrachteten, wurde ihre Aufmerksamkeit von einer seltsamen, den Fluß herabkommenden Flotte angezogen. Sie bestand aus einer Anzahl von Canots, jedes aus einer einzigen über Stäbe gespannten Büffelhaut bestehend und von fast cirkelrunder Form. In einem jeden kniete ein Weib, welches ruderte, und an einem Strick ein im Wasser schwimmendes Bündel Brennholz nach sich zog. Solche Canots sind unter den Indianern häufig im Gebrauch, denn da sich die Büffelhaut zusammenrollen und auch zu Pferd transportiren läßt, so sind solche Fahrzeuge sehr zweckmäßig, um Gepäck über Flüsse zu schaffen. Die große Anzahl von Pferden, die ringsum das Dorf und auf den benachbarten Hügeln weidete, gab Zeugniß von der Pferdeliebhaberei der Aricaras, die gar treffliche Reiter sind. Der Reichthum des Indianers der Prairien, der in seiner Leidenschaft für dieses edle Thier und in der Geschicklichkeit es zu behandeln dem Araber gleicht, besteht auch wirklich in nichts als seinen Pferden.

Nach einiger Zeit tönte die Stimme des obersten Häuptlings, des „Linkhandigen," über den Fluß herüber und verkündete, daß der Rathsaal bereit und die weißen Männer eingeladen seyen, hinüber zu kommen. Der Fluß war hier eine halbe Meile breit, und dennoch konnte man jedes Wort des Häuptlings vernehmen; man kann sich daher einen Begriff machen, wie deutlich die Indianer jede Sylbe in ihrer Sprache betonen. Freilich könnte auch mancher indianische Krieger hinsichtlich der Kraft seiner Lungen sich mit dem Achilles messen.

Jetzt kam es an Erörterung des zarten Punktes, wie die beiden feindlichen Expeditionen ihren Besuch im Dorfe mit der gehörigen Vorsicht und unter Beobachtung des erforderlichen Decorums abzustatten hätten. Keiner der beiden Chefs hatte seit dem letzten Zwist ein Wort mehr mit dem andern gesprochen; jede Mittheilung war durch Abgeordnete geschehen. Hr. Breckenridge hatte, da er das unversöhnliche Gemüth Lisa's kennen gelernt, vorgeschlagen, daß eine Deputation von jeder der beiden Expeditionen zu gleicher Zeit über den Fluß setzen solle, so daß keine von beiden Parteien früher als die andere mit den Aricaras in Berührung komme. Das Mißtrauen Lisa's war inzwischen gestiegen, je näher man dem Orte der

Entſcheidung kam, und Mac Lellan, der jeden Schritt ſeines Feindes ſorgſam bewachte, ſchwur nochmals ihn zu erſchießen, ſobald er es wagen ſollte den Fluß zuerſt zu überſchreiten.

Gegen zwei Uhr wurde das große Boot Hrn. Hunts bemannt, und er ſelbſt ſtieg, von den H.H. Mac Kenzie und Mac Lellan begleitet, an Bord. Zu gleicher Zeit beſtieg Liſa ſeine Barke; die beiden Deputationen beliefen ſich im Ganzen auf vierzehn Perſonen, und vielleicht war niemals noch eine Bewegung rivaliſirender Mächte mit abgemeſſenerer Genauigkeit ausgeführt worden. Beide Parteien landeten von einer dicht gedrängten Menſchenmaſſe umgeben und wurden von dem linkhandigen Häuptling empfangen, der ſie mit ernſter Feierlichkeit in das Dorf führte, indem er zugleich Schaaren von alten Weibern, koboldähnlichen Kindern und umherlungernden Hunden rechts und links auseinander jagte. Der Weg wand ſich zwiſchen Hütten hindurch, die, wie Kothhaufen ausſehend, und von alten Palliſaden umgeben, ohne alle Ordnung aneinander gedrängt waren, und deren ſchmutziges Ausſehen durch die abſcheulichſten Gerüche, die von ihnen ausſtrömten, noch widerwärtiger auffiel.

Endlich gelangte man zu dem Rathsgebäude. Es war ziemlich geräumig, und beſtand aus vier gabelförmigen, aufrecht ſtehenden Baumſtämmen mit darüber gelegten Deckbalken und Fachwerk von Pfählen, alles mit Weidenruthen durchflochten und ebenfalls mit Erde bedeckt. Ein Loch in der Mitte des Fußbodens ſtellte den Feuerherd vor, und gerade über demſelben befand ſich eine runde Oeffnung in der Decke, durch die der Rauch entwich und das Tageslicht einfiel. Rings um das Innere des Gebäudes lief eine Art Niſchen, zu Schlafſtellen beſtimmt, und den Blicken durch Vorhänge von Büffelfellen verſchleiert. Am obern Ende des Gemachs befand ſich eine Art kriegeriſcher und Jagdtrophäe aufgeſtellt, aus zwei bunt bemalten Büffelköpfen beſtehend und überragt von Schildern, Bogen, Pfeilköchern und anderm Waffengeräthe. Als man den Saal betrat, deutete der Häuptling auf Matten, die er ringsumher hatte aufbreiten laſſen, und auf denen die Fremden Platz nahmen, während er ſelbſt ſich auf einer Art von Stuhl niederließ. Ein alter Mann trat nunmehr vor, mit der Friedenspfeife in der Hand, die er anzündete, ſie dem Häuptling überreichte und ſich dann in der Nähe der Thür niederkauerte. Die

Pfeife ging wie gewöhnlich von Mund zu Mund, und als ſie die Runde gemacht hatte, winkte der Häuptling dem Pfeifenträger, der zugleich das Amt eines Herolds zu verſehen ſchien, denn er beſtieg den Firſt des Gebäudes, an der Stelle, wo ſich der Rauchfang befand, und nun ſagte der Häuptling ihm Wort für Wort vor, was er auszurufen habe, worauf der Alte ſich ſeiner Pflicht mit der vollſten Kraft ſeiner Lunge entledigte.

Bald darauf traten die Krieger und Aelteſten des Stammes, einer nach dem andern, ſo wie ſein Name gerufen wurde, in das Gemach, indem er unter der ſtatt der Thür am Eingang hängenden Büffelhaut durchſchlüpfte, und nahm ſchweigend ſeinen Sitz auf den auf dem Boden ausgebreiteten Fellen. Auf dieſe Weiſe hatten nach und nach zwanzig Männer ſich eingefunden, die eine Verſammlung bildeten, des Pinſels eines Malers würdig — denn die Aricaras ſind ein herrlicher Menſchenſchlag, groß und wohl gebaut, und wenn ſie ſo im Rath verſammelt ſind, liegt in ihrer Haltung eine wilde Größe, die den Europäer überraſcht.

Nachdem alle ihre Plätze eingenommen hatten, ſtopfte der alte Herold die Friedenspfeife und reichte ſie, nachdem er ſie angezündet, dem Häuptling, der den geheiligten Rauch einzog und ihn zuerſt gegen den Himmel, dann gegen die Erde und endlich gegen Oſten blies; hierauf ging die Pfeife abermals von Mund zu Mund, wobei jeder ſie ehrfurchtsvoll hielt, bis ſein Nachbar einige Züge daraus gethan hatte, und nun war der Rath eröffnet. Der Häuptling hieß die Weißen in einer Rede willkommen, und ſprach ſein Vergnügen darüber aus, daß er ihnen die Hand als Freunden reichen könne, bedauerte aber zugleich, daß er und ſein Volk gar ſo arm ſeyen — die gewöhnliche Entſchuldigung der Indianer, um ihr Betteln oder theuren Verkauf zu beſchönigen.

Liſa erhob ſich, um dieſe Begrüßung zu erwiedern, während Hunt's und ſeiner übrigen Begleiter Augen feſt auf ihn gerichtet waren, und die Mac Lellans beſonders gleich denen eines Baſiliſken leuchteten. Er begann mit den gewöhnlichen Freundſchaftsverſicherungen und ſetzte dann den Zweck ſeiner eigenen Unternehmung auseinander. „Jene Leute aber", fuhr er, auf Hrn. Hunt und deſſen Gefährten deutend, fort, „ſind von einer andern Partei und von ganz andern Zwecken geleitet; allein obſchon wir nicht zuſammen gehören, ſo machen wir doch gemeinſame Sache, wenn

es die Sicherheit des einen oder des andern Theils erheiſcht. Jede ihnen widerfahrende Beleidigung werde ich anſehen, als ſey ſie gegen mich ſelbſt gerichtet und ſie dem entſprechend ahnden. Ich hoffe daher, ihr werdet ſie mit derſelben Freundſchaft aufnehmen, die ihr mir ſtets bewieſen habt, und alles thun, was in eurer Macht ſteht, um ihnen zu Fortſetzung ihrer Reiſe behülflich zu ſeyn.“ Dieſe Rede Liſa's mit der Miene der Offenheit und Aufrichtigkeit gehalten, überraſchte und erfreute die Gegner. Hr. Hunt erklärte ſich hierauf über den Zweck ſeiner Reiſe bis zum großen Salzſee jenſeits der Gebirge, zu der er mehrere Pferde benöthige, die er einzuhandeln bereit ſey, und zu welchem Ende er eine Menge Waaren mitgebracht habe. Er und Liſa überreichten am Schluß ihrer Reden ein Geſchenk an Tabak.

Der linkhandige Häuptling verſprach den Ankömmlingen in ſeiner Gegenrede Freundſchaft und Unterſtützung und hieß ſie in ſeinem Dorfe willkommen, fügte aber bei, daß ſie die von Hrn. Hunt geforderte Anzahl von Pferden nicht entbehren können, ja daß er überhaupt zweifle, daß auch nur ein einziges zu haben ſey. Hierauf hielt ein anderer Häuptling, „Grauauge“ genannt, eine Rede und erklärte, daß Hr. Hunt allerdings mit ſo viel Pferden verſehen werden könnte, als er bedürfe, da man ja, im Fall im Dorfe ſelbſt nicht genug vorhanden ſeyen, die noch fehlenden mit leichter Mühe ſtehlen könne. Durch dieſes ehrliche Auskunftsmittel waren die Hauptſchwierigkeiten gehoben; der Linkhandige ſchob aber den Handel auf einige Tage hinaus, um ſich mit ſeinen untergebenen Häuptlingen über die Marktpreiſe zu berathen, wie dieß bei den Indianern gebräuchlich iſt. Die Verſammlung ging auseinander; Hr. Hunt verlegte ſein Lager über den Fluß hinüber, in geringe Entfernung unterhalb des Dorfes, und der linkhandige Häuptling gab ihm einige ſeiner Krieger als Sicherheitswache, um das Andringen ſeiner Leute abzuhalten. Hr. Liſa lagerte nicht weit von Hrn. Hunt, zwiſchen ihm und dem Dorfe. Die Rede des erſtern hatte die ihm feindlichgeſinnten im Lager des letztern zufriedengeſtellt; der Verkehr zwiſchen den beiden Chefs wurde daher auch wieder angeknüpft, und die Geſchäfte beider Parteien nahmen ihren ruhigen Fortgang.

## Einundzwanzigſtes Capitel.

Indianiſcher Pferdemarkt. — Scene aus dem Dorfe der Aricaras. — Sitten und Lebensweiſe dieſer Indianer. — Gerüchte von lauernden Feinden. — Indianiſche Hunde. — Rückkehr der Pferdediebe. — Neue Unruhe. — Rückkehr und Einzug einer Kriegerhorde. — Feſtlichkeiten und Klagen.

Der Handel mit den Aricaras wurde nun unter den von den Häuptlingen feſtgeſetzten Bedingungen eröffnet. Liſa ſendete einen Theil ſeiner Waaren in die Wohnung des Linkhandigen, und Hr. Hunt ſchlug ſeinen Markt in der Wohnung des „Big Man" auf. Das Dorf bot jetzt den Anblick eines belebten Jahrmarkts; von allen Seiten wurden Pferde herbeigebracht und von ihren Verkäufern mit der Grazie und Gewandtheit vorgeritten, durch welche die Aricaras ſich auszeichnen. So wie ein Pferd verkauft war, ſtutzte man ihm den Schweif, um es von denen des Stammes zu unterſcheiden, denn die Indianer verabſcheuen eine ſolche Verſtümmelung der ihrigen.

Der Reichthum eines Indianers im fernen Weſten beſteht hauptſächlich in ſeinen Pferden, von denen jeder Häuptling und Krieger eine große Anzahl beſitzt, ſo daß die Ebenen um ein indianiſches Dorf oder Lager damit bedeckt ſind. Die Pferde der Aricaras ſind meiſt von der wilden Race der Prairien, doch befanden ſich auch einige darunter, die ſie von den Poncas, den Pawnees und andern ſüdweſtlichen Stämmen erhalten hatten, und die von dieſen auf ihren Raubzügen in das mexicaniſche Gebiet den Spaniern geſtohlen worden waren. Dieſe Pferde zeichneten ſich dadurch aus, daß ſie gebrannt waren, ein Verfahren, das bei den Indianern nicht gebräuchlich iſt.

Da die Aricaras einen Kriegszug gegen die Sioux beabſichtigten, ſo beſtanden die von ihnen begehrten Artikel meiſt in Flinten, Tomahawks, Skalpirmeſſern, Pulver, Kugeln und andern Kriegsbedürfniſſen. Der Preis für ein Pferd, wie die Häuptlinge ihn beſtimmt hatten, war zehn Dollars in Waaren. Um jedoch den Käufern einer größere Auswahl vorführen zu können, unternahmen die jungen Leute Streifzüge zu ihren Nachbarn, um von dieſen Pferde zu ſtehlen, was bei ihnen für ein ehrenvolleres Gewerbe gilt als die Jagd.

Während die Chefs der beiden Expeditionen ſich zu Fortſetzung ihrer Reiſe rüſteten, fanden jene, welche nur aus Wißbegier oder zur Unterhaltung ſich angeſchloſſen hatten, Muße und Stoff genug zu Beobachtungen. Wo ſie hinkamen, wurden ſie auf das beſte aufgenommen. Traten ſie in eine Wohnung, ſo ward ein Büffelfell vor dem Feuer ausgebreitet, und die Pfeife gebracht; und während der Herr des Hauſes mit ſeinen Gäſten ſprach, ſetzte die Frau den mit getrocknetem Büffelfleiſch und zerquetſchtem Mais wohl gefüllten Topf zum Feuer; denn der Indianer im Naturzuſtand, noch unverdorben durch den Verkehr mit weißen Männern, iſt gaſtfrei wie der Araber. Nie betritt ein Fremder ſeine Wohnung, ohne daß er ihn nicht bewirthete, und nie nimmt er auch nur das Geringſte für das an, was er dem Gaſt vorſetzt. Das Leben des Indianers in ſeinem Dorf iſt ein Leben des Müßiggangs und der Unterhaltung. Die Frau muß die Arbeiten im Hauſe und auf dem Felde thun. Sie hält die Wohnung in Ordnung, richtet das Wildret und das Büffelfleiſch zum Aufbewahren zu, ſchafft Brennholz herbei, kocht, bereitet die Felle der auf der Jagd getödteten Thiere zu, und beſtellt das kleine Feld mit Mais, Kürbiſſen und Hülſenfrüchten. Erſt nach Sonnenuntergang iſt für ſie die Zeit der Ruhe und Erholung; dann verſammeln ſie ſich zum Spiel oder ſchwatzen auf den Dächern ihrer Häuſer. Der Mann dagegen hält jede in das Hausweſen einſchlagende Arbeit für erniedrigend. Er begnügt ſich damit, ſich den Entbehrungen der Jagd und den Gefahren des Kriegs zu unterziehen, ſeiner Familie Nahrung heimzubringen, ſie zu beſchützen und für ſie zu kämpfen. Alles Andere hält er für unwürdig ſeiner Beachtung. Wenn er zu Hauſe iſt, widmet er ſeine ganze Aufmerkſamkeit den Waffen und den Pferden, um für kommende Jagd- und Kriegszüge gerüſtet zu ſeyn, oder er übt ſich mit ſeinen Gefährten in Kampf- oder Hazardſpielen, bei denen er mit einer im civiliſirten Leben nur ſelten vorkommenden Leidenſchaft alles wagt, was er beſitzt. Einen großen Theil ihrer Mußeſtunden bringen die Männer, wenn ſie zu Hauſe ſind, in Gruppen am Ufer des Fluſſes, auf dem Gipfel eines Hügels auf den Prairien oder auf dem Dach einer ihrer Erdhütten niedergekauert, mit Schwatzen über Tagsneuigkeiten, die Angelegenheiten des Stammes, die Abenteuer des letzten Jagd- oder Kriegszugs zu, oder ſie lauſchen den Erzählungen eines Greiſes, der ſie mit Sagen aus

der Vorzeit oder mit Schilderungen der Thaten ihrer Väter unterhält. Die indianischen Weiber sind indeß nichts weniger als unzufrieden mit ihrem Geschick, und würden Männer, die sich häuslichen Arbeiten unterziehen wollten, verachten. Es ist der größte Schimpf, den eine Frau der andern bei einem Zank anthun kann, wenn sie Grund hat ihr zuzurufen: „Niederträchtiges Weib! Ich habe deinen Mann Holz in seine Wohnung tragen sehen, um Feuer zu machen. Wo war denn seine Frau, daß er sich genöthigt sah, selbst zum Weibe zu werden?"

Hr. Hunt war nicht lange im Dorfe der Aricaras, als sich auch schon ein Gerücht verbreitete, daß die Sioux ihm gefolgt seyen und ein vier- bis fünfhundert Mann starker Kriegerhaufe irgendwo in der Nähe auf ihn laure. Diese Nachricht verbreitete große Unruhe im Lager der Weißen; die Jäger wagten sich nicht mehr hinaus, um Wild zu schießen, und auch die beiden Chefs trugen Bedenken sich solcher Gefahr auszusetzen. Die Aricaras, die in ihren Kriegen mit diesem wilden grausamen Stamme viel gelitten hatten, verdoppelten ihre Wachsamkeit, und stellten, dem allgemeinen Gebrauch der die Prairien bewohnenden Stämme gemäß, auf benachbarten Hügeln berittene Schildwachen aus. Diese unermeßlichen Flächen bieten, gleich dem Ocean, dem Auge keine andere Gränze als den Horizont, so daß man jeden nur einigermaßen in die Augen fallenden Gegenstand von ferne schon bemerken und weithin Kunde davon geben kann. Die Schildwachen werden auf die Hügel postirt, um sich sowohl nach Feinden als auch nach Wild umzuschauen, und sind eine Art lebendiger Telegraphen, die ihre Nachrichten durch verabredete Zeichen mittheilen. Wollen sie eine Büffelheerde signalisiren, so galoppiren sie nebeneinander rückwärts und vorwärts auf dem Gipfel des Hügels; sehen sie aber Feinde, so sprengen sie gegeneinander hin und her, und kaum bemerkt man dieses Signal im Dorfe, so greift auch schon alles zu den Waffen.

Am 15 Nachmittags gaben die Schildwachen auf dem Gipfel eines ungefähr zwei Meilen flußabwärts gelegenen Hügels ein Signal der letztern Art. Alles rief: „Die Sioux kommen!" und in einem Augenblicke war das ganze Dorf in Bewegung. Männer, Weiber und Kinder schrien und jauchzten, die Hunde bellten und heulten, und die Krieger eilten theils sich zu waffnen,

theils die Pferde von den Prairien herbeizutreiben. Sobald ſie gerüſtet waren, eilten ſie fort, einige zu Fuß, andere zu Pferde. Die Weiber und Kinder eilten auf die Dächer ihrer Häuſer und machten die Verwirrung und den Lärm durch ihr Geſchrei nur noch größer. Greiſe, unvermögend die Waffen zu tragen, ſtellten ſich ebenfalls auf die Firſte der Häuſer und ermahnten die vorübereilenden Krieger zur Tapferkeit; doch griffen auch einige dieſer Veteranen noch zu den Waffen und eilten wankenden Schritts der kräftigen Jugend nach. Gegen fünfhundert Krieger zogen auf dieſe Weiſe mit furchtbarem Kriegsgeſchrei aus.

Nicht lange darauf kam jedoch das wilde Heer um vieles ruhiger zurück; entweder war es ein falſcher Lärm geweſen, oder der Feind hatte ſich, als er ſich entdeckt ſah, zurückgezogen, und die Ruhe war nun im Dorfe wieder hergeſtellt. Die Jäger der Expedition wagten ſich jedoch nicht mehr hinaus und der Mangel an friſchem Fleiſch im Lager wurde deßhalb bald ſo groß, daß man ſich genöthigt ſah, eine Anzahl Hunde zu kaufen und niederzuſchießen, um die geſchmolzenen Vorräthe zu ergänzen. Zum Glück waren die Indianer mit dieſen Thieren freigebiger als mit ihren Pferden; ſie ſind aber auch in einem indianiſchen Dorfe ſo häufig als in einer türkiſchen Stadt. Jede Familie hat deren mehrere Duzende von jeder Größe und Farbe, von denen die edelſte Race zur Jagd, eine andere als Zugthiere verwendet, und eine dritte gemäſtet und verzehrt wird. Die letztere iſt eine Baſtardrace die, wie man glaubt, vom Wolf, abſtammt, deſſen heimtückiſches Weſen ſie auch hat. Dieſe Art heult mehr, als ſie bellt, knurrt, und zeigt bei jeder Gelegenheit die Zähne, ergreift aber, ſobald man Ernſt zeigt, die Flucht.

Die Aufregung im Dorfe dauerte fort; am Tage nach dem erwähnten Allarm trafen mehrere Streifparteien von verſchiedenen Richtungen her ein, die man in den Rathsſaal führte, wo ſie Bericht von dem erſtatteten, was ihnen begegnet war, welche Neuigkeiten dann von den Herolden oder Ausrufern im Dorfe bekannt gemacht wurden. Unter dieſen heimkehrenden Expeditionen befand ſich auch eine die ausgezogen war, um von dem Stamme der Snakes oder Schlangenindianer Pferde zu ſtehlen. Sie hatte ihren Zweck vollkommen erreicht und wurde nun, als ſie im Triumph durch das Dorf zog, von den Firſten der Häuſer herab mit Jubel be-

grüßt, und von den Greisen ermahnt sich im Handel mit den weißen Männern großmüthig zu erweisen. Der Abend ward von den Angehörigen der glücklichen Krieger mit Ergötzlichkeiten hingebracht, in die sich von den benachbarten Hügeln herab die Klagetöne der Weiber mischten, die einen Mann oder Sohn auf diesem Raubzug verloren hatten.

Ein indianisches Dorf ist ein Schauplatz fortwährender Unruhe und Aufregung. Am nächsten Tage schon kam ein Deputirter der Krieger von der Nation der Cheyenne oder Chienne, eines Stammes, der, gleich den Aricaras, durch die Kriege mit den Sioux sehr geschmolzen und genöthigt worden war, sich in die „schwarzen Berge" unweit der Quellen des Flusses Cheyenne zu flüchten, von dem der Stamm den Namen führt. Ein Krieger dieser Deputation trug ein schönes Kleid von Büffelfell, auf das phantastische Figuren mit roth und gelb gefärbten gespaltenen Federkielen gestickt waren. Rings herum lief eine Franze von den zarten Hufen junger Hirschkälber, die bei jedem Schritt ein klapperndes Geräusch machten.

Die Ankunft dieser Deputation gab Anlaß zu einer jener Ceremonien, die so viele Zeit im Leben eines Indianers wegnehmen, denn niemand kann pünktlicher in Beobachtung der Etiquette seyn als er. Der Zweck der Sendung war kein anderer, als einen Besuch des Stammes der Cheyennes im Dorfe der Aricaras anzukündigen, der binnen 14 Tagen eintreffen sollte. Diese Nachricht war Hrn. Hunt nicht unwillkommen, da er von den fremden Gästen die ihm zur Fortsetzung seiner Reise noch fehlenden Pferde zu erhalten hoffte; denn die Aricaras waren durch kein Gebot zu bewegen, sich von ihren vorzüglicheren, zur Büffeljagd abgerichteten Rossen zu trennen.

Da Hr. Hunt genöthigt war, seine Boote, die ihm nun nichts weiter nützen konnten, zu verkaufen, so trug sich Lisa als Käufer derselben sowohl als auch der ihm überflüssigen Waaren an, für die er ihm Pferde aus einem der Missouri-Compagnie gehörigen, unweit der Dörfer der Mandans, ungefähr 150 Meilen weiter flußaufwärts gelegenen Fort versprach. Der Handel kam bald zu Stande und die HH. Lisa und Crooks machten sich in Begleitung mehrerer Andern auf den Weg, um die Pferde herbeizuschaffen. Nach einer Abwesenheit von ungefähr 14 Tagen kehrten sie

mit der bestimmten Anzahl zurück, allein auch dieser Zuwachs reichte noch nicht aus, um Hrn. Hunt nebst seinen Leuten und deren Gepäck fortzuschaffen; es waren daher noch einige Tage erforderlich, um die Reiseanstalten zu vollenden.

Am 9 Julius, kurz vor Tages Anbruch, erhob sich großer Tumult und Geschrei im Dorfe. Da dieß gerade die Stunde ist, wo die Indianer ihre Angriffe und Ueberfälle auszuführen pflegen, und man die Sioux in der Nähe vermuthete, so war bald das ganze Lager auf den Beinen. Als der Tag anbrach, sah man eine Menge Indianer auf den Anhöhen drei oder vier Meilen flußabwärts; der Lärm und das Getös im Dorfe dauerte fort, und die Firste der Häuser waren gedrängt voll von ihren Bewohnern, die alle starr nach den Hügeln blickten und viel dabei schwatzten. Jetzt sprengte ein indianischer Krieger aus der Ebene nach dem Dorfe zurück, und bald darauf begannen die Legionen sich in Bewegung zu setzen.

Nun erst erfuhr man die Ursache des allgemeinen Aufstandes. Die Indianer auf den fernen Hügeln waren 300 tapfere Aricaras, die von einem Streifzug zurückkehrten. Sie waren am Tag zuvor auf die Sioux gestoßen, die so lange schon ihr Dorf umkreisten, hatten sie angegriffen, mehrere getödtet und die übrigen verjagt, dabei aber zwei oder drei der Ihrigen verloren, und mehrere waren verwundet worden. Jetzt hielten sie in gemessener Entfernung vom Dorfe, bis ihre Gefährten ihnen aus demselben entgegenkommen würden, um ihren Einzug zu verherrlichen. Der Krieger, den man nach dem Dorfe hatte gallopiren sehen, war der Anführer der Partei, die jetzt nach Hause eilte, um ihren Sieg zu verkünden. Vorbereitungen wurden nun für diese große kriegerische Feierlichkeit getroffen und den Tapfern ihr Schmuck entgegengesandt, um sich damit herauszuputzen. Die Daheimgebliebenen waren nicht minder mit ihrer Toilette beschäftigt, um die Heimkehrenden gebührend zu empfangen.

Die Aricaras gehen gewöhnlich nakt, haben aber gleich allen Wilden ihr Gallakleid, auf das sie sich nicht wenig zu Gute thun. Es besteht dieß meist in einer Art Wappenrock und langen Beinkamaschen von der gegerbten Haut der Antilope, die wie Gemsenleder aussieht und mit den fein gespaltenen und schön gefärbten Stacheln des Stachelschweins reich gestickt sind. Ein Mantel von

Büffelfell wird über die rechte Schulter geworfen, und von der linken hängt ein Köcher mit Pfeilen herab. Dazu tragen sie Kronen von bunten Federn, meistens vom Schwan; als die würdigste und höchste Zierde aber gelten die Federn des schwarzen Adlers, der den indianischen Kriegern ein geheiligter Vogel ist. Wer einen Feind in dessen eigenem Lande erschlagen hat, ist berechtigt, ein Stück Fuchsfell an jeden seiner Mocassins zu befestigen, so daß er es hinter sich nachschleift, und wer einen grauen Bären erlegt hat, trägt ein Halsband von den Klauen desselben — das ruhmwürdigste Siegeszeichen, mit dem ein Jäger prunken kann.

Die Toilette eines Kriegers macht viele Arbeit und Mühe, denn er muß sich oft vom Kopf bis zu den Füßen bemalen, wobei er höchst umständlich zu Werke geht, um die Farben und Streifen so zu vertheilen, daß das Ganze einen recht scheußlichen Eindruck macht. Ein guter Theil des Morgens verstrich daher, ehe man eine Spur von dem Zuge gewahrte. Im Dorfe herrschte inzwischen tiefes Schweigen; mehrere der Einwohner waren den Kommenden entgegengegangen, und die Zurückgebliebenen harrten in stummer Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Alle Arbeiten und Spiele ruhten, und nur die Weiber waren im Innern der Hütten mit Zurichtung des Mahls für ihre Männer beschäftigt.

Es war fast Mittag, als endlich viele Stimmen und eine rauhe aus der Ferne tönende Musik die Ankunft der Erwarteten verkündeten. Die Greise und diejenigen der Weiber, die eine Stellvertreterin am Herde zurücklassen konnten, eilten dem Zug entgegen, der bald hinter einem Hügel herauf kam, und dessen wilde pittoreske Figuren in ihr volles Licht traten, als sie in gemessenem Schritt, von Gesängen und den rauhen Tönen ihrer Instrumente begleitet, über den Gipfel des Hügels in die Ebene herabschritten und die kriegerischen Standarten und Trophäen von der Sonne beleuchtet in der Luft flatterten.

Der Aufzug trug in der That ein gewisses Gepräge der Ritterlichkeit. Die Aricaras sind in mehrere Rotten abgetheilt, von denen eine jede mit dem Namen eines Vogels oder vierfüßigen Thieres bezeichnet wird, wie z. B. Büffel, Bär, Hund, Fasan. Die Abtheilung, welche ihren Einzug hielt, bestand aus vier solchen Rotten, unter denen die mit dem Namen Hund bezeichnete im Krieg ganz besonders geschätzt wurde, und aus lauter wegen ihrer

Tapferkeit bekannten jungen Leuten unter dreißig Jahren beſtand. Dieſer Rotte wurden die kühnſten Unternehmungen übertragen. Die Rotten marſchirten in beſondern Abtheilungen, deren jeder ein Anführer vorausſchritt. Zuerſt kamen die Krieger zu Fuß, in Pelotons von zehn oder zwölf Mann neben einander, und dann die Reiter. Jede Rotte hatte als Standarte eine Lanze oder einen Bogen mit Korallen, Stacheln vom Stachelſchwein und bunten Federn geziert, und trug ihre Scalps, deren lange ſchwarze Haare im Winde flatterten, auf Stangen. Jede Abtheilung war von Sängern und Muſikanten begleitet, ſo daß der ganze Zug einen Raum von faſt eine Viertelmeile einnahm. Die Krieger waren verſchieden bewaffnet; einige mit Flinten, andere mit Bogen, Pfeilen und Keulen, alle aber trugen Schilde von Büffelfell — eine Vertheidigungswaffe, die auf den Prairien, wo weder Baum noch Gebüſch Schutz gewährt, ſehr zweckmäßig iſt. Sämmtliche Krieger hatten ſich auf das barbariſchſte bemalt und mehrere noch den Abdruck einer rothen Menſchenhand über den Mund weg beigefügt, als Zeichen, daß ſie das Blut eines erlegten Feindes getrunken.

Als der Zug dem Dorfe näher kam, gingen die Weiber nebſt den zurückgebliebenen Greiſen ihm entgegen, und nun folgte eine Scene, welche die alte Sage von der Gleichgültigkeit und dem Stoicismus der Indianer Lügen ſtrafte. Eltern und Kinder, Gatten und Gattinnen, Brüder und Schweſtern bewillkommneten ſich mit den leidenſchaftlichſten Freudensbezeugungen, während jene, deren Angehörige verwundet oder getödtet worden waren, in Wehklagen und Thränen ausbrachen. Der Zug ſchritt indeß langſam und gemeſſenen Schritts nach dem Tact der Muſik vorwärts, und die Krieger behaupteten ihre feſte und ernſte Haltung. Zwiſchen zweien der erſten Häuptlinge ritt ein junger Krieger, der ſich in der Schlacht ausgezeichnet hatte. Er war ſo ſchwer verwundet, daß er ſich nur mit Mühe auf dem Pferde hielt, und dennoch ſah er ſo heiter und ruhig aus, als ob er unverletzt geweſen wäre. Kaum hatte ſeine Mutter ſeinen Zuſtand vernommen, als ſie ſich Bahn durch das Gedränge brach, ihre Arme um den Sohn ſchlang und laut weinte. Der junge Mann behauptete ſeine feſte, kriegeriſche Haltung bis zum letzten Augenblick, und ſtarb bald nachdem er ſeine Wohnung erreicht hatte.

Das Dorf war jetzt der Schauplatz rauſchender Siegesfeſte.

Die Banner, die Stangen mit den Scalps und die bemalten Schilde wurden neben den Hütten aufgerichtet, und der Scalptanz begann, von kriegeriſchen Geſängen und wilder Muſik begleitet. Alle Einwohner waren feſtlich geſchmückt, während die alten Herolde von Hütte zu Hütte gingen, und mit lauter Stimme den Erfolg der Schlacht und die Heldenthaten der einzelnen Krieger verkündeten.

Wilde Fröhlichkeit herrſchte im Dorfe, aber von den benachbarten Hügeln tönten die Klagen der Weiber herab, die ſich in die Einſamkeit zurückgezogen hatten, um im Dunkel der Nacht die Erſchlagenen zu beweinen. Hier ergoß ſich der Schmerz der Mutter des jungen Kriegers, der als Sieger zurückgekehrt war, um in ihren Armen zu ſterben, in herzzerreißende Klagen. Dieſe Sitte der indianiſchen Weiber, des Nachts auf die Gipfel der Berge zu ſteigen, um von dort ihren Jammer zu verkünden, erinnert an die ſchöne und rührende Stelle der heil. Schrift, wo es heißt: „In Rama aber war Jammer, Wehklagen und tiefe Trauer; Rahel weinte um ihre Kinder und konnte ſich nicht tröſten, denn ſie waren nicht mehr.“

## Zweiundzwanzigſtes Capitel.

Wildniß des fernen Weſten. — Die ſchwarzen Berge. — Die Rocky Mountains. — Wandernde räuberiſche Horden. — Befürchtete Gefahren. — Ein Deſertionscomplott. — Roſe, der Dolmetſcher. — Abreiſe aus dem Dorfe der Aricaras.

Während Hr. Hunt ſich zur Fortſetzung ſeiner mühevollen Reiſe vorbereitete, begannen einige ſeiner Leute bei der Ausſicht auf die gefahrvolle Zukunft, die ihrer wartete, den Muth zu verlieren. Ehe man jedoch dieſe Männer der Feigheit beſchuldigt, muß man die Wildniß, die zu betreten ſie im Begriff ſtanden, etwas näher kennen lernen. Es war dieß ein Land unermeßlich gleich dem Ocean, wie dieſer ganz ohne gebahnten Pfad und zu der Zeit, von der hier die Rede iſt, nur aus den ſchwankenden und unbeſtimmten Angaben indianiſcher Jäger bekannt. Ein Theil ihres Wegs führte

die Expedition durch einen unermeßlichen, vom Missouri und Mississippi bewässerten und nördlich und südlich auf mehrere hundert Meilen weit am Fuß der Rocky Mountains sich hinziehenden Landstrich. Diese Gegend erinnert an die weiten Steppen Asiens, und nicht ohne Grund hat man ihr den Namen der „großen americanischen Wüste" beigelegt. Aus unabsehbaren, von allem Baumwuchs entblößten, sandigen, wellenförmigen Ebenen bestehend, ermüdet sie das Auge und entmuthigt den Wanderer, der hier, ohne ein Ziel seines Weges vor sich zu sehen, auf ungebahnten Pfaden fortschreitet. Die Geologen vermuthen, daß vor vielen Jahrhunderten hier das Bett des Oceans gewesen, der seine Wogen an den granitenen Urfelsen der Rocky Mountains brach. In diesem Lande hat noch kein menschliches Wesen eine bleibende Wohnstätte aufgeschlagen, denn zu gewissen Jahreszeiten findet der Jäger hier weder für sich noch für sein Roß auch nur das geringste Nahrungsmittel; der Rasen ist dann verdorrt, die Bäche und Flüsse vertrocknet, und der Büffel, das Elen und der Damhirsch wenden dem hinsterbenden Grün den Rücken, um eine Wüste zu verlassen, wo der Anblick der wasserlosen Flußbetten die Qualen des Durstes nur noch höher steigert.

Die Eintönigkeit dieser unermeßlichen Wildniß wird zuweilen durch Gebirgsgürtel von Sand- und Kalkstein unterbrochen, die, in wirren Massen auf einander gethürmt, mit ihren steilen Klippen und gähnenden Klüften den Ruinen einer untergegangenen Welt gleichen, und hie und da von hohen, kahlen und fast unzugänglichen Felsenrücken durchschnitten werden, denen gleich, die man die „Schwarzen Berge" nennt. Jenseits dieser Steinmassen, am äußersten Ende dieser kahlen Ebenen, thürmen sich die Rocky-Mountains empor, die man als die Gränzen der atlantischen Welt betrachten kann. Die gefährlichen Engpässe und die tiefen Thäler dieser Gebirgskette dienen herumschweifenden Banden von Wilden, die meist aus Ueberresten von Stämmen bestehen, welche einst die Prairien bewohnten, und die nun, durch Krieg und Gewalt zerstreut, alle die unbezähmbaren Leidenschaften und Sitten zur Verzweiflung getriebener Menschen mit in diese Gebirgsschluchten bringen, zum Schlupfwinkel. Einige an den Ufern der Flüsse gelegene Theile dieser Wildniß können vielleicht mit der Zeit dem Anbau zugänglich gemacht, und andere als Weideland benützt werden;

der bei weitem größere Theil aber wird wohl für immer eine unfruchtbare Steppe bleiben gleich der arabiſchen Wüſte, und wie dieſe einem künftigen Geſchlecht als ein Feld für Räubereien dienen, das aus den Trümmern indianiſcher Stämme, den Nachkommen der indianiſchen Jäger, oder aus den Flüchtlingen von den ſpaniſchen und americaniſchen Gränzen und Abenteurern aller Art, wie ſie jedes Jahr aus dem Schooß der Geſellſchaft in die Wildniß ausgeſtoßen werden, ſich vielleicht hier bildet. Wir Americaner ſteuern unaufhörlich dazu bei, dieſe ſeltſame und heterogene Bevölkerungsmaſſe an unſern Gränzen dadurch zu vergrößern, daß wir ganze Indianerſtämme von der Oſtſeite des Miſſiſippi nach den großen Wüſten des fernen Weſten verweiſen. Viele von dieſen nehmen den tiefen Groll wirklichen oder eingebildeten Unrechts mit ſich in die Wüſte, ſie betrachten ſich als heimathloſe, widerrechtlicher Weiſe von dem Boden und den Gräbern ihrer Väter vertriebene Menſchen, und hegen den bitterſten Haß gegen die, ſo ſie ihres Beſitzthums beraubten. Von dieſen können leicht nach und nach mehrere ſich gleich den Arabern zu nomadiſchen und kriegeriſchen Horden, andere aber zu Räuberbanden vereinigen, welche die offenen Prairien zum Schauplatz ihrer Raubzüge und die Gebirgsſchluchten zu ihren Schlupfwinkeln wählen.

Die Spanier haben dadurch, daß ſie das Pferd in America einheimiſch machten, den Charakter und die Lebensweiſe der Indianer von Grund aus geändert. In Chili, Tucuman und andern Gegenden des Südens ſind den Tartaren ähnliche Stämme entſtanden, welche den Bewohnern der Städte und der Pflanzungen gefährlich werden, und auch uns droht mit der Zeit eine ähnliche Gefahr von den unermeßlichen Landſtrichen des fernen Weſtens. Daß dieſe bereits nicht mehr bloß in der Einbildung beruhe, wiſſen die Handelsleute, die den ſpaniſchen Markt von Santa Fe und die entlegenen Poſten der Pelzhandel-Compagnien beſuchen, nur zu gut. Dieſe müſſen jetzt zu wohl bewaffneten Karawanen vereinigt reiſen, und haben dennoch mörderiſche Angriffe von den Pawnees, den Comanches und den Schwarzfüßen auszuhalten, von denen ſie entweder auf ihrem mühſamen Weg über die Ebenen oder in den Gebirgspäſſen überfallen werden.

Man darf ſich mithin gar nicht wundern, daß es den we-

niger Beherzten unter den Leuten des Hrn. Hunt immer unheimlicher zu Muthe wurde, je mehr sie sich der damals noch fast ganz unbekannten Wildniß näherten, die sie nun unter der unverlässigen Führung dreier Jäger durchziehen sollten, die den Weg nur ein einziges Mal gemacht hatten, und die Landmarken gar leicht vergessen haben konnten. Ihre Befürchtungen wurden noch durch einige von Lisa's Leuten vergrößert, die sich einen Spaß daraus machten die Gefahren zu übertreiben, und den ohnehin furchtsamen canadischen „Reisenden" eine fürchterliche Schilderung von den Qualen entwarfen, die sie durch Hunger und Durst zu leiden haben würden, und wie sie gar leicht von den Sioux, welche die Ebenen durchstreifen, ermordet, von den Upsarokas oder Crows am Saum der Rocky Mountains ihrer Pferde beraubt, oder von den in den Engpässen lauernden Schwarzfüßen abgeschlachtet werden könnten. Diese boshaften Einflüsterungen wären der Expedition beinahe höchst nachtheilig geworden, indem mehrere von der Mannschaft heimlich zu entweichen und nach St. Louis zurückzukehren beschlossen. Sie entwendeten zu diesem Zweck mehrere Waffen nebst einem Faß Pulver, und vergruben alles dieß am Ufer, in der Absicht, sich eines der Boote zu bemächtigen und bei Nacht davon zu fahren. Glücklicherweise war das Complot von John Day, dem Kentuckier, belauscht worden, der es den Theilhabern mittheilte, die dann sogleich die kräftigsten Vorkehrungen dagegen trafen.

Die von den Crows oder Krähen-Indianern zu besorgenden Gefahren waren indeß in der That nicht übertrieben worden. Diese Wilden, an deren Gebirgsschlupfwinkeln die Expedition vorüber mußte, waren ihrer großen Verwegenheit wegen, mit der sie Pferde stahlen, bekannt. Hr. Hunt schätzte sich daher sehr glücklich, daß es ihm gelungen einen Mann zu gewinnen, der ihm bei einer etwaigen Collision mit diesem Stamme von großem Nutzen seyn konnte. Es war dieß ein herumziehender Abenteurer, Namens Eduard Rose, den er irgendwo am Missouri gefunden, einer jener Menschen, wie man sie an der Gränze findet und die keine Heimath oder, wie man sprüchwörtlich zu sagen pflegt, weder Kind noch Kegel haben. Er hatte sich einige Zeit unter den Crows aufgehalten, war mit ihrer Sprache und ihren Sitten bekannt, und hatte, bei finsterer Gemüthsart, überhaupt mehr das Aussehen eines Wilden als eines civilisirten Menschen.

Er war von Hrn. Hunt als Jäger und Dolmetscher bei den Crows aufgenommen worden.

Am 18 brach Hr. Hunt aus dem Dorfe der Aricaras zu Lande auf, Hrn. Liſa und Hrn. Nuttall dort zurücklaſſend, weil dieſe die Ankunft des Hrn. Henry aus den Rocky Mountains erwarten wollten. Die Herren Bradbury und Breckenridge waren bereits einige Tage früher aufgebrochen, um mit einigen von Liſa's Leuten den Fluß hinab nach St. Louis zu gehen. Aller Bemühungen ungeachtet war es Hrn. Hunt nicht gelungen, eine für ſeine ſämmtliche Mannſchaft ausreichende Anzahl von Pferden zu bekommen. Seine Cavalcade beſtand aus 82 größtentheils mit Waaren zum Tauſchhandel, Biberfellen, Munition, Mais, Mehl und andern Bedürfniſſen ſchwer beladenen Pferden. Die Theilhaber waren beritten, und dem Dolmetſcher Peter Dorion hatte man ebenfalls ein Pferd für ſein Gepäck und ſeine Kinder bewilligt. Seine Frau ging nebſt der übrigen Mannſchaft zu Fuß und beſchämte manchen von dieſen durch ihre Ausdauer.

Die alten Jäger und „Reiſenden" von Liſa's Expedition ſchüttelten den Kopf, als ihre Cameraden aufbrachen, und nahmen Abſchied von ihnen als von verlornen Männern. Selbſt Liſa äußerte, als ſie fort waren, ſie würden das Geſtade des ſtillen Oceans nie erreichen, ſondern entweder in der Wildniß durch Hunger aufgerieben, oder von den Indianern erſchlagen werden.

## Dreiundzwanzigſtes Capitel.

Sommerwetter auf den Prairien. — Krankheit im Lager. — Der Big-River. — Lager der Cheyennes. — Pferdehandel. — Charakter der Cheyennes. — Anekdoten von ihnen.

Die Expedition ſchlug anfangs eine nordweſtliche Richtung ein, wendete ſich aber bald gegen Südweſt, um den von den Schwarzfüßen unſicher gemachten Gegenden auszuweichen. Der Weg führte durch mehrere Beiflüſſe des Miſſouri, und über unermeßliche nur vom Horizont begränzte und gänzlich von Bäumen entblößte Prairien. Es war jetzt im hohen Sommer, und die Reiſenden hätten der Hitze

auf dieſen nackten Ebenen erliegen müſſen, wären ſie nicht den Tag über von den aus den fernen Gebirgen herabkommenden Winden erfriſcht worden. Dem Vorherrſchen dieſer Winde und dem Mangel an Bäumen und Gebüſch iſt es zuzuſchreiben, daß dieſe Ebenen von den Fliegen und andern Inſecten frei ſind, von denen während der Hitze des Sommers Menſchen und Thiere auf den niederern mit Waldung beſetzten Prairien gepeinigt werden. Die Monotonie dieſer unermeßlichen Landſchaft wäre ſo ermüdend, als die des Oceans, würde ſie nicht von der Reinheit und Elaſticität der Atmoſphäre und der Schönheit des Himmels einigermaßen gemildert. Das Firmament hat hier ganz das herrliche Blau, wegen deſſen der italieniſche Himmel berühmt iſt; die Sonne ſcheint im reinſten Glanze, durch keinen Dunſt, keine Wolken getrübt, und eine ſternenhelle Nacht auf den Prairien iſt etwas Herrliches und wahrhaft Erhebendes.

Am zweiten Tag der Reiſe theilte Hr. Hunt ſeine Leute auf militäriſche Weiſe in kleine Menagen, deren jede die nöthigen Feldkeſſel erhielt. Die Nachtlager blieben dieſelben wie früher; einige ſchliefen unter Zelten, andere unter freiem Himmel, und die Canadier zeigten ſich zu Lande eben ſo geduldig und munter als auf dem Waſſer. Unverdroſſen packten ſie die Pferde auf und ab, ſchlugen die Zelte auf, machten Feuer an und kochten, kurz ſie verrichteten alle Arbeiten, die der Indianer den Weibern überläßt, wofür ſie aber auch ihrerſeits wie die Weiber den Uebrigen die Jagd und das Fechten überließen — denn der canadiſche „Reiſende" mag nicht gern etwas mit der Flinte zu thun haben.

Die Expedition kam während der erſten Tage nur langſam vorwärts. Mehrere befanden ſich unwohl, und Hr. Crooks beſonders war ſo ſchwach daß er nicht zu Pferde ſitzen konnte. Man bereitete daher eine Art Sänfte für ihn, aus zwei langen Stangen beſtehend, die an den beiden Enden je an ein Pferd befeſtigt und mit Matten belegt wurden. Auf dieſen lag der Kranke der Länge nach ausgeſtreckt, und wurde durch eine Art Laube, von Zweigen geflochten, gegen die Sonnenſtrahlen geſchützt.

Am Abend des 23 Julius lagerte die Expedition an dem Ufer des ſogenannten Big-River. Wir können hier nicht umhin die albernen und unpaſſenden Namen zu tadeln, die von Jägern und Anſiedlern den Flüſſen und manchen bemerkenswerthen Punkten des großen Weſtens beigelegt worden ſind. Da die eingebornen Stämme

dieſer herrlichen Gegenden noch beſtehen, ſo könnte man die indianiſchen Namen leicht erfahren, und abgeſehen davon, daß dieſe weit wohlklingender lauten, würden ſie auch zugleich ein dauerndes Andenken an die urſprünglichen Herren des Landes erhalten, von denen binnen kurzem auch die letzte Spur erlöſchen wird. Da die Reiſenden ſich hier in einer Gegend befanden, wo es Büffel in Menge gab, ſo verweilten ſie mehrere Tage an den Ufern des Big-River, um ſich mit Fleiſch zu verſorgen und den Kranken Zeit zur Erholung zu gönnen.

Am zweiten Tag ihres Aufenthalts ſtießen Ben Jones, John Day und mehrere Andere, die ſich eben auf der Jagd befanden, unweit eines kleinen durch eine Schlucht ſich windenden Fluſſes auf ein Indianerlager. Die Zelte beſtanden aus zuſammengenähten Büffelfellen, über Pfähle aus Fichtenholz geſpannt, die oben ſpitz zuſammengefügt waren, unten aber ſo weit auseinander liefen, daß ſie einen Kreis beſchrieben, der wohl fünfzig Perſonen faſſen konnte. Eine Menge von Pferden weidete in der Nähe, was den Jägern, die hier zu finden hofften, was ſie noch bedurften, ein ſehr angenehmer Anblick war. Sie wurden von den Indianern, die zu den Cheyennes gehörten, welche den Aricaras eine Deputation geſandt hatten, freundlich aufgenommen, in ihre Zelte geführt, die ſie weit reinlicher fanden, als dieß bei Indianern gewöhnlich der Fall zu ſeyn pflegt, und gaſtlich bewirthet. Mehrere von ihnen begleiteten die Jäger in deren Lager, wo der Handel ſogleich eröffnet wurde. Die Cheyennes waren erſtaunt und erfreut, mitten auf der Prairie ein Lager von Waaren zu finden, das ihnen die ſchönſte Auswahl bot, während Hr. Hunt nicht geringeres Vergnügen über die Ausſicht empfand, von dieſen Wilden die noch erforderliche Anzahl von Pferden zu erhalten.

Während der 14 Tage, welche die Reiſenden am Big-River verweilten, wurde ihr Lager nicht leer von den Cheyennes. Alle benahmen ſich indeß ſehr höflich und anſtändig; die Männer waren ſchöne, kräftige Geſtalten, mit Adlernaſen und hervorſtehenden Backenknochen. Viele gingen ganz nackt und hätten einem Bildhauer als Modell dienen können; andere trugen lange Gamaſchen und Moccaſſins von Hirſchhaut und Mäntel von Büffelfell, maleriſch über die Schulter geworfen. Bald jedoch erſchienen ſie geſchmückt mit den bunten Tüchern, den vielfarbigen Glasperlen und den Meſ-

ſingringen, die ſie von den weißen Männern erhalten hatten, und waren hoch erfreut, ſich auch mit Zinnober verunſtalten zu können.

Unſere Reiſenden hatten oft Gelegenheit, die Kunſtfertigkeit und Grazie zu bewundern, mit der dieſe Indianer ihre Pferde tummelten. Mehrere von ihnen boten einen wahrhaft überraſchenden Anblick, wenn ſie und ihre Roſſe in Gala erſchienen; denn der Indianer putzt ſein Pferd oft noch weit mehr heraus als ſich ſelbſt. Die indianiſchen Pferde zeigen eine außerordentliche Anhänglichkeit an ihre wilden Reiter, und man ſagt, daß ſie dieſe ſchon durch den Geruch von den Weißen unterſcheiden, obſchon die Indianer ihre Roſſe meiſt ſehr hart und im Futter nachläſſig behandeln. Oft ſchloſſen die Cheyennes ſich an die weißen Jäger bei Verfolgung des Elens und des Büffels an, und ſchonten dabei ihre Pferde und ſich ſelbſt ſo wenig, daß ſie in der Hitze der Jagd Abgründe hinabſprengten, wo Roß und Reiter in Gefahr geriethen den Hals zu brechen. Ein recht zur Jagd abgerichtetes Indianerpferd iſt nicht minder tollkühn als ſein Reiter, und verfolgt das Wild ſo hitzig, als wäre das Fleiſch desſelben ſein ihm von der Natur angewieſenes Futter.

Die Geſchichte der Cheyennes iſt dieſelbe wie die der meiſten wandernden Stämme der Prairien. Sie ſind die Ueberreſte eines vormals mächtigen Volks, die Shaways genannt, das an einem Arm des Red-River wohnte, der ſich in den Winnipeg-See ergießt. Jeder Indianerſtamm hat ſeinen Feind, von dem er mit unvertilgbarem Haſſe verfolgt wird. Die Feinde der Shaways waren die Sioux, von denen ſie nach langen blutigen Kriegen überwältigt und über den Miſſouri getrieben wurden. Sie ſetzten ſich nochmals in der Nähe des Warricanne-Krihk feſt, wo ſie ein von Verſchanzungen umgebenes Dorf bauten. Auch aus dieſem wurden ſie von den Sioux vertrieben und genöthigt, in den ſchwarzen Bergen unweit des obern Theils des Fluſſes Sheyenne oder Cheyenne Zuflucht zu ſuchen. Hier verloren ſie ſogar ihren Namen, indem ſie von den franzöſiſchen Coloniſten nach dem Fluſſe benannt wurden, an dem ſie hauſten. Das Herz des Stammes war gebrochen, ſeine Zahl durch die Vertilgungskriege bedeutend vermindert, ſo daß den noch Ueberlebenden nichts übrig blieb als jeden Verſuch irgendwo eine dauernde Niederlaſſung zu begründen aufzugeben, um den fernern Nachſtellungen ihrer grauſamen Feinde zu entgehen. Sie gaben den Ackerbau auf und wurden ein nomadiſcher, von der Jagd lebender

Stamm, der dem Büffel auf ſeinen Wanderungen folgte. Ihr einziger Reichthum waren ihre Pferde, die ſie theils auf den Prairien fingen, theils ſelbſt aufzogen, oder auch auf ihren Raubzügen auf das mexicaniſche Gebiet ſtahlen. Mit einem Zug ſolcher Pferde begaben ſie ſich jedes Jahr einmal zu den Aricaras, wo ſie dieſelben gegen Mais, Kürbiſſe und europäiſche Waaren austauſchten, und dann auf die Prairien zurückkehrten.

So pflegt es dieſen wilden Nationen zu ergehen. Hunger, Krieg und Pocken vermindern ihre Zahl; ganze Stämme werden aus ihrer Heimath vertrieben, durchziehen dann einige Zeit die unermeßlichen Wildniſſe, vermiſchen ſich mit andern Stämmen, oder verſchwinden gänzlich von der Erde. Unter den wilden Völkern ſcheint überhaupt ein Hang zur Vertilgung zu herrſchen, der früher ſchon, ehe die Europäer America entdeckten, ſeinen verderblichen Einfluß geübt haben muß, wie dieß die Traditionen von mächtigen Bevölkerungen, die Gegenden bewohnt haben ſollen, welche zur Zeit der Entdeckung ganz menſchenleer waren und jene geheimnißvollen Ruinen von unbekannten Geſchlechtern beweiſen — wahrſcheinlich die Vorgänger derer, die man im Beſitz des Landes fand und die ohne Zweifel nach und nach ausgeſtorben oder vertilgt worden waren. Die Geſchichte der Urbevölkerung America's iſt ein großes Räthſel; wird es je gelöst werden?

## Vierundzwanzigſtes Capitel.

Neue Vertheilung von Pferden. — Verrath im Lager. — Roſe's treuloſer Charakter. — Anekdoten von den Krähenindianern. — Einige Nachricht über Roſe.

Am 6 Auguſt ſagten unſre Reiſenden den freundlichen Cheyennes Lebewohl und machten ſich wieder auf den Weg. Da ſie noch 36 Pferde von den Indianern eingehandelt hatten, ſo traf Hr. Hunt eine neue Eintheilung. Das Gepäck wurde in kleinere Ladungen vertheilt, die ſechs erſten Jäger bekamen jeder ein eignes Pferd, und die übrigen erhielten die canadiſchen „Reiſenden," je zwei ein Pferd, ſo daß ſie abwechſelnd reiten und gehen

konnten. Hr. Crooks, der noch immer zu ſchwach war, um zu reiten, wurde getragen. Die erſte Tagereiſe führte zwiſchen ſeltſam geſtalteten Hügeln und Anhöhen von verhärteter rother Erde hindurch, die dem Backſtein glich, und an deren Fuß Bimsſtein und Aſche umhergeſtreut lag, ſo daß ſich die Einwirkung des Feuers hier nicht verkennen ließ. Am Abend wurde das Lager an einem Arm des Bigfluſſes aufgeſchlagen.

Die Expedition befand ſich jetzt in einer Gegend, wo die Sioux herumſchwärmten, und war ſo weit ins Innere des Landes vorgedrungen, daß Hr. Hunt keine Deſertionen mehr befürchten zu dürfen glaubte; er ſollte indeß bald neuen Grund zu Beſorgniſſen finden. Als er nach Einbruch der Nacht in ſeinem Zelte ſaß, kam einer ſeiner Leute zu ihm, um ihm zu vertrauen, daß Unheil im Lager brüte. Eduard Roſe, der Dolmetſcher, wurde von dem geheimen Angeber als ein verrätheriſcher Schurke bezeichnet, der Böſes im Schilde führe und mehrere von der Mannſchaft verleitet habe, einige der mit Waaren bepackten Pferde zu ſtehlen, und damit zu den Krähenindianern überzugehen, bei denen Roſe als Dolmetſcher dienen ſollte. Er hatte die Verführten einer gute Aufnahme bei dieſen Wilden verſichert, deren Häuptlinge und Krieger er kenne, und ſpiegelte ihnen vor, ſie würden bald angeſehene Leute unter den Indianern werden, die ſchönſten Weiber erhalten und durch die entwendeten Waaren reiche Leute werden.

Die Nachricht von dieſer Verrätherei Roſe's beunruhigte Hrn. Hunt nicht wenig, da er nicht wiſſen konnte, wie weit ſie unter ſeinen Leuten um ſich gegriffen hatte. Beweiſe lagen bereits vor, daß mehrere derſelben der Expedition entgegen waren, und keine Luſt hatten über die Gebirge zu gehen. Auch wußte er nur zu gut, daß das Leben unter den Wilden für viele, beſonders aber für die canadiſchen „Reiſenden" einen unwiderſtehlichen Reiz hatte, und daß die letztern beſonders ſehr geneigt waren, ſich unter den Indianern niederzulaſſen und Weiber unter ihnen zu nehmen.

Die Krähen-Indianer, deren Gebiet die Expedition binnen wenigen Tagen betreten ſollte, waren in vier Horden getheilt, und hausten in fruchtbaren, mit Waldungen bedeckten und von dem Big-Horſe-River und ſeinen Nebenflüſſen bewäſſerten Thälern zwiſchen den Rocky-Mountains; doch dienten dieſe mehr den alten Leuten, den Weibern und Kindern als Zufluchtsort, da die

Männer nur selten zu Hause sind, sondern sich fast fortwährend auf Raubzügen befinden. Die Krähen-Indianer sind als Räuber und besonders als Pferdediebe bekannt, die hin und her über die Gebirge gehen, und das, was sie auf der einen Seite gestohlen haben, auf die andere führen. Daher soll sich auch ihr Name schreiben, weil sie, den Krähen gleich, nirgends Stand halten, sondern bald da, bald dort sind, und alles, was ihnen aufstößt, als gute Prise betrachten. Auf Pferde ist jedoch ihr Hauptaugenmerk gerichtet, und die Kühnheit und Gewandtheit, mit der sie bei Räubereien solcher Art zu Werke gehen, soll allen Begriff übersteigen. Ein vollendeter Pferdedieb gilt daher unter ihnen auch als der größte Held. Viele Pferde verschaffen sie sich indessen auch durch Tausch diesseits und jenseits der Gebirge, und sie haben für dieses edle Thier, das ein wichtiger Handelsartikel für sie ist, die größte Leidenschaft. Jedes Jahr unternehmen sie eine Reise zu den Mandans, Minataris und andern Stämmen am Missouri, denen sie ganze Heerden von Pferden zuführen, die sie dann gegen Flinten, Munition, Spielereien, Zinnober, buntfarbige Tücher und andere europäische Artikel vertauschen.

Das Complott Rose's, seine Landsleute mitten in der Wildniß zu bestehlen und zu verlassen, um sich einer Horde Wilder beizugesellen, mag denen, die keinen Begriff von dem Charakter der zuchtlosen Menschen haben, die man an der Gränze findet, allerdings kaum glaublich erscheinen; allein Rose hatte, was Hr. Hunt damals freilich nicht wußte, was aber später bekannt geworden ist, zu einer jener Räuberbanden gehört, die auf den Inseln des Mississippi Wegelagerung trieben, um die vorüberfahrenden Boote zu plündern, und die sich auch am Ufer in den Hinterhalt legten, und die zu Lande mit dem Ertrag ihrer Fahrt von New-Orleans zurückkehrenden Reisenden beraubten und nicht selten auf das grausamste ermordeten. Da diesen Banden das Handwerk gelegt worden war, so hatte sich Rose in die Wildniß geflüchtet, den Krähen-Indianern zugesellt, deren Räuberleben ihm zusagte, und sich ein Weib unter diesen Wilden genommen.

Da Hr. Hunt, wie bereits erwähnt, nicht wußte, wie viele Theilnehmer das Complot zähle, und durch ein rasches Zufahren der noch unter der Asche glimmende Verrath leicht in helle Flammen aufschlagen konnte, so beschloß er, im Einverständniß mit

den von ihm zu Rathe Gezogenen, ſich nicht merken zu laſſen, daß er von dem Plan unterrichtet ſey, den Rädelsführer Roſe aber ſcharf im Auge zu behalten, und beſonders die Pferde bei Nacht ſorgfältig zu bewachen.

## Fünfundzwanzigſtes Capitel.

Brennſtoff in der Wüſte. — Foſſile Bäume. — Drei Jäger werden vermißt. — Signalfeuer. — Neuer Vertrag mit Roſe. — Rückkehr der Vermißten.

Die Ebenen, über welche unſre Reiſenden kamen, waren fortwährend von Bäumen und Geſträuchen ſo ſehr entblößt, daß ſie ſich des Düngers der Büffel als Brennmaterial bedienen mußten, wie dieß die Araber mit dem des Kamels zu thun pflegen. Dieſes Verfahren iſt unter den Indianern der obern Prairien allgemein üblich, und dieſer trockene Dünger ſoll ungefähr wie Torf brennen. Thut man einige Holzſpäne hinzu, ſo gibt es eine helle Flamme.

Dieſe Ebenen waren jedoch nicht immer ſo von Waldung entblößt geweſen, wie dieß Baumſtämme bewieſen, die theils noch aufrecht ſtanden, theils in Bruchſtücken umher lagen, jedoch ſämmtlich im foſſilen Zuſtande. In dieſen merkwürdigen Ueberreſten waren die Adern noch immer deutlich zu erkennen, und es zeigte ſich aus denſelben, daß dieß vor Zeiten Eichen geweſen waren. Mehrere von der Mannſchaft der Expedition nahmen Stücke dieſes foſſilen Holzes mit ſich, um ſich ihrer als Wetzſteine zu bedienen.

In dieſer Gegend litten unſre Reiſenden keinen Mangel an Fleiſch, denn die Prairien waren mit unermeßlichen Büffelheerden bedeckt. Dieſe Thiere ſind im Ganzen friedlichen Gemüths, und graſen ſo ruhig, als ob ſie Hausthiere wären; allein jetzt befanden ſie ſich gerade in der Brunſt, und dann ſind die Stiere außerordentlich wild und kampfluſtig. Auf der ganzen Prairie herrſchte eine unaufhörliche Bewegung, und die verliebten Heerden machten ihren Gefühlen durch ein Brüllen Luft, das dem fernen Donner glich. Hie und da entſpann ſich ein heftiger Zweikampf zwiſchen zwei Rivalen, die mit ihren rieſigen mit zottigen Haaren bewachſenen

Stirnen zuſammenrannten, ſich gegenſeitig ihre kurzen ſchwarzen Hörner in den Leib bohrten, und dabei mit den Füßen den Boden aufwühlten.

Als man an einem der folgenden Tage Halt machte, um das Nachtlager aufzuſchlagen, wurde Peter Dorion nebſt zwei Jägern, Carſon und Gardpie, vermißt, auch trafen ſie am nächſten Morgen nicht ein. Da man vermuthete, daß ſie ſich auf der Büffeljagd befänden, und die Expedition leicht wieder auffinden würden, ſo war man ihretwegen weiter nicht beſorgt. Man ließ ein Feuer brennen, damit deſſen Rauchſäule ihnen als Wegweiſer diene und machte ſich wieder auf den Weg. Am Abend wurde auf einem Hügel in der Nähe des Lagers abermals ein Signalfeuer angezündet und am folgenden Morgen reichlich mit Brennſtoff genährt, damit es den Tag über aushalte. Dieſe Signale ſind unter den Indianern üblich, um ſich gegenſeitig zu warnen, oder um die Jäger heim zu rufen, und die Atmoſphäre iſt auf dieſen Ebenen ſo durchſichtig, daß man eine Rauchſäule, des Abends beſonders, bis auf eine große Entfernung unterſcheiden kann. Zwei oder drei Tage waren indeß verſtrichen, und noch immer hatten die vermißten Jäger ſich nicht eingeſtellt; Hr. Hunt ließ daher den Zug ſo langſam als möglich marſchiren, um den Vermißten Zeit zu laſſen, ihn wieder einzuholen.

Auf Roſe und diejenigen, deren Treue man für verdächtig hielt, hatte man fortwährend ein wachſames Auge, doch fiel nichts vor, was zu Beſorgniſſen hätte Anlaß geben können. Roſe war bei ſeinen Cameraden augenſcheinlich ſo wenig beliebt, daß man mit Recht zweifelte, ob es ihm gelingen werde, jemand auf ſeine Seite zu bringen.

Am 10 Aug. lagerte die Expedition zwiſchen Bergen, auf deren höchſtem Hr. Hunt einen ungeheuren Scheiterhaufen von Fichtenholz anzünden, und das Feuer die ganze Nacht unterhalten ließ. Am folgenden Morgen wurde es erneuert, ſo daß die ungeheure emporſteigende Rauchſäule wohl auf eine Tagreiſe weit von den Vermißten bemerkt werden konnte. In dieſen einförmigen, durch keinen auffallenden Punkt ausgezeichneten Gegenden geſchieht es oft, daß Jäger ſich verirren und mehrere Tage umherlaufen, ehe ſie die Ihrigen wieder finden. In dem vorliegenden Falle fühlte ſich Hr. Hunt jedoch doppelt beunruhigt durch das

Mißtrauen, das die verrätheriſchen Plane Roſe's in ihm geweckt hatten.

Der Weg wurde jetzt ſehr beſchwerlich, denn er führte über eine ſteile mit loſen Steinen bedekte Felſenkette, von zwei tiefen Thälern durchſchnitten, die von zwei Armen des Big-River durchſtrömt wurden. An beiden Ufern dieſer Arme breiteten ſich Wieſen aus, auf denen Heerden von Büffeln weideten. Die Jäger kehrten mit ganzen Ladungen von Fleiſch heim, allein die Mannſchaft war durch dieſen Ueberfluß lecker geworden, und kochte nur ausgeſuchte Stücke.

Mehrere Tagreiſen waren jetzt ſehr langſam zurückgelegt, Signalfeuer angezündet, und allenthalben Merkzeichen zurückgelaſſen worden, damit die Vermißten den Weg finden ſollten, den die Expedition eingeſchlagen hatte, allein noch immer war keine Spur von ihnen zu entdecken, ſo daß man ernſtlich zu fürchten begann, ſie möchten einer Indianerhorde in die Hände gefallen ſeyn; denn ein Zug wie der des Hrn. Hunt, der ſich mit Packpferden durch eine offene Ebene oder über kahle Hügel hinbewegt, wird von den indianiſchen Spionen auf große Entfernung ſchon bemerkt, und wie ein Lauffeuer verbreitet ſich die Kunde davon unter den Horden, die dann die Reiſenden umſchwärmen, um Pferde zu ſtehlen oder diejenigen zu ermorden, die ſich zu weit von dem Zuge entfernen.

Hr. Hunt und die übrigen Theilhaber fingen nach und nach an immer mehr einzuſehen, wie leicht es dem finſtern und verwegenen Landſtreicher Roſe werden könnte, ihnen zu ſchaden, wenn ſie erſt in die Engpäſſe der Gebirge gerathen ſeyn würden, die ihnen völlig unbekannt waren, und wo er ſeine räuberiſchen Freunde, die Krähenindianer, fand. Gelang es ihm dort einige Mannſchaft der Expedition für ſeine Plane zu gewinnen, ſo konnte er ſich der beſten Pferde und Waaren bemächtigen, ſich zu ſeinen wilden Freunden flüchten und aller Verfolgungen lachen. Hr. Hunt beſchloß daher, die Plane des Schelms zu durchkreuzen und ihn ſo zu ſtellen, daß er es für vortheilhafter halten mußte, ehrlich zu bleiben. Im Laufe des Geſprächs ſagte er ihm daher geradezu, daß, da er, Roſe, hauptſächlich als Dolmetſcher und Führer durch das Land der Krähen aufgenommen ſey, man ſeine Dienſte jenſeits desſelben nicht weiter nöthig habe, und daß man deßhalb, da

man wiſſe, er ſey durch Heirath mit dieſem Stamme verbunden, und überhaupt ſeine Vorliebe für das Leben unter den Indianern kenne, ihm keinen Zwang auflegen wolle, ſondern es ihm frei ſtelle unter ihnen zu bleiben. Bei der Trennung verſprach man ihm überdieß für ſeine bisher geleiſteten Dienſte einen halben Jahreslohn auszuzahlen, und ihm ein Pferd, drei Biberfallen, und noch mehrere andere Artikel zu ſchenken, die zu Begründung ſeines Fortkommens dienen könnten.

Dieſe unerwartete Freigebigkeit, durch die es für Roſe faſt eben ſo nutzbringend und weit minder gefährlich wurde, ehrlich zu bleiben, entwaffnete den Gauner vollkommen, und von dieſem Augenblick ging eine Aenderung in ſeinem ganzen Weſen vor. Seine Stirn hellte ſich auf, er wurde freundlicher und mittheilender, und machte fortan keinen Verſuch mehr auf die Treue ſeiner Cameraden.

Am 13 Aug. ſchlug Hr. Hunt eine andere Richtung ein, indem er ſich weſtwärts hielt, in der Hoffnung, auf dieſem Weg die drei vermißten Jäger zu finden, die ſich vielleicht rechts vom Big-River gehalten hatten. Dieſer Weg führte bald zu einer etwa hundert Schritt breiten Gabel des kleinen Miſſouri, der dem großen Fluß dieſes Namens hinſichtlich der reißenden Strömung und des häufigen Treibholzes gleicht, das ſich auf ihm findet. Vor ſich hatten unſre Reiſenden rauhe bis zum Waſſer herabreichende Gebirge; über den Fluß ſetzend ſchlugen ſie ihr Lager an deſſen nordweſtlichem Ufer auf, wo ſie gute Weide und Büffel im Ueberfluß fanden. Der Himmel hatte ſich umzogen, und drohte mit Regen; ſchon war es faſt ganz dunkel geworden und die Mannſchaft ſaß eben in Gruppen beiſammen, als ein Freudengeſchrei die Ankunft der Vermißten verkündete. Pferde und Menſchen ſahen äußerſt abgetrieben und ermüdet aus, denn ſie waren ſeit mehreren Tagen beſtändig auf den Beinen geweſen. In der Hitze der Jagd hatten ſie einen Büffel ſo weit verfolgt, daß ſie den Rückweg auf den von unzähligen Büffelheerden zertretenen Ebenen, wo keine Spur der Expedition zu erkennen war, nicht mehr finden konnten. Sie waren hin und her geritten, ohne eines der von ihren Cameraden angezündeten Signalfeuer erblickt zu haben. Endlich ungefähr zwei Tage vor ihrem Eintreffen, als ſie von Angſt und Anſtrengung faſt aufgerie-

ben waren, hatten ſie die Fährte ihrer Cameraden entdeckt und ſie eiligſt verfolgt.

Nur der, welcher ſelbſt Zeuge war von der Herzlichkeit, die zwiſchen den Theilnehmern an ſo gefahrvollen Expeditionen herrſcht, kann ſich einen Begriff von der Freude machen, mit der die Rückkehrenden im Lager aufgenommen wurden. Alles drängte ſich um ſie und beſtürmte ſie mit Fragen, und ſogar das Weib Peter Dorions vergaß die Strenge der häuslichen Disciplin ob der Freude über die Rückkehr ihres Herrn und Meiſters.

## Sechsundzwanzigſtes Capitel.

Die ſchwarzen Berge. — Schlupfwinkel der räuberiſchen Indianer. Aberglauben unter ihnen. — Seltſames Geräuſch in den Gebirgen. — Wilde Thiere. — Die Gipfel der Rocky Mountains in der Ferne. — Der graue Bär. — Abenteuer William Cannon's und John Day's mit dieſem Raubthier.

Hr. Hunt befand ſich jetzt mit den Seinigen am Saume der ſchwarzen Berge, einer ausgedehnten Kette, ungefähr hundert Meilen öſtlich von den Rocky-Mountains, die ſich in nordöſtlicher Richtung von der ſüdlichen Gabel des Nebraska, oder la Platteſtromes, bis zur großen nördlichen Biegung des Miſſouri erſtreckt. Die ſchwarzen Berge bilden die Waſſerſcheide zwiſchen dem Miſſouri, dem Arkanſas und dem Miſſiſſippi, und aus ihrem Schooß entſpringt der Cheyenne, der kleine Miſſouri und mehrere Beiflüſſe des Yellowſtone.

In den wilden Schluchten dieſer Berge hauſen räuberiſche Indianerſtämme, und auch die Cheyennes hatten, wie bereits erwähnt, vor ihren Feinden, den Sioux, hier Schutz geſucht. Die ſchwarzen Berge beſtehen größtentheils aus Sandſtein; ſie ſind ſehr ſchroff, von furchtbaren Abgründen unterbrochen, und die einzelnen Felſen bieten oft die ſeltſamſten Formen. Zuweilen glaubt man Städte oder Mauern mit Zinnen vor ſich zu ſehen; auch hegen die Indianer ſeltſamen Aberglauben hinſichtlich dieſer Berge. Wenn um ihre Gipfel ſich Wolken zuſammenziehen, während auf der Ebene das heiterſte Wetter iſt, dann glauben die herumſchweifenden Stäm-

me der Prairien, daß dort die Wohnung der bösen Geister sey. Wenn sie diese Engpässe besuchen, versäumen sie daher nie, eine Opfergabe unter die Bäume oder auf die Felsen zu legen, um sich den Schutz der unsichtbaren „Herren des Gebirgs" zu sichern und schönes Wetter und gute Jagd von ihnen zu erhalten. Dieser Aberglaube mag wohl zum Theil durch eine Naturerscheinung ganz eigner Art hervorgerufen worden seyn. Bei dem heitersten und ruhigsten Wetter, bei Tag und bei Nacht, hört man nämlich in diesen Bergen oft einen Knall, der dem mehrerer Kanonen gleich kommt. Die Herren Lewis und Clarke hörten dieses Getös auch in den Rocky-Mountains, wo es von den Indianern dem Bersten der reichen Silberadern im Innern des Gebirgs zugeschrieben wurde.

Die Gelehrten selbst haben zu Erklärung dieser Erscheinungen oft sehr seltsame und wenig befriedigende Systeme aufgestellt. Auch in Brasilien sollen sie häufig vorkommen. Vasconcellos, ein Jesuit, beschreibt eine solche Explosion, die er selbst in der Sierra oder der Gebirgsgegend von Piratininga hörte, und die er mit dem Knall eines ganzen Artillerieparks vergleicht. Die Indianer sagten ihm, es sey eine Explosion von Steinen, und der würdige Vater hatte bald Gelegenheit von der Wahrheit dieser Aussage sich zu überzeugen, indem er die Stelle auffand, wo der Fels geborsten war und aus seinem Innern gleich einer Bombe eine steinichte Masse von der Größe eines Ochsenherzens ausgeworfen hatte. Diese Masse war entweder durch die Explosion selbst, oder durch den Fall zerbrochen, und so lag denn ihr innerer wundervoller Bau zu Tage. Die Schale war hart wie Eisen, und inwendig waren, gleich den Kernen in einem Granatapfel, bunte Steine von den herrlichsten Farben eingefügt. Dieselbe Erscheinung sollte, wie die Indianer den Pater versicherten, auch in der angränzenden Provinz Guayra vorkommen, wo die Berge unter Getös Steine von der Größe einer Mannshand auswerfen, deren glänzende Trümmer wie Edelsteine aussehen, aber ganz werthlos sind.

Am einfachsten und naturgemäßesten möchte die Erklärung derer seyn, welche diese Explosionen großen Felsenmassen zuschreiben, die sich vom Gebirge ablösen und in die Schluchten stürzen; Andere dagegen meinen, die Explosion werde durch Freiwerden von Wasserstoffgas erzeugt, das in Folge von Entzündung unterirdischer Steinkohlenschichten stattfinde. Welches jedoch auch immer die Ursache dieser Na-

turerſcheinung ſeyn möge, ihre Exiſtenz iſt zum mindeſten gewiß. Es iſt dieß eines jener Naturgeheimniſſe, zu dem man den Schlüſſel noch nicht gefunden hat, und das daher eine Art übernatürlichen Zaubers über dieſe wilde Einöde verbreitet.

Hr. Hunt bemühte ſich vergeblich einen Pfad durch oder über dieſe Gebirge zu finden; zuweilen ſchien wohl ein Engpaß eine Möglichkeit des Durchkommens zu bieten, bald aber ſperrte ein wahres Chaos von Felſen und Klippen den Weg, ſo daß nichts übrig blieb als umzukehren. Die Thiere, welche in dieſer Wildniß hausten, unterſchieden ſich bedeutend von den bisher geſehenen. Der Hirſch mit ſchwarzem Schweif ſtand bei dem Herannahen der Karawane aus den Schluchten auf, und das Bighorn, oder das Thier mit den großen Hörnern, ſtand, ruhig die Reiſenden anſtarrend, auf einem hohen Felſen, oder ſprang munter von Klippe zu Klippe. Dieſe Thiere werden ſonſt nirgends als in den Gebirgsrevieren gefunden. Das erſtere iſt größer als der gewöhnliche Hirſch, doch iſt ſein Fleiſch minder gut. Es hat ſehr lange Ohren und die Spitze ſeines Schweifs iſt ſchwarz. Das Andere wird von Einigen für den Argali, von Andern aber für den Ibex gehalten, unterſcheidet ſich jedoch von beiden. Die Mandans nennen es Ahſahta. Es iſt ſo groß wie ein kleines Elen, oder wie ein großer Hirſch und von fahlrother Farbe, mit Ausnahme des Bauchs und des Schwanzes, welche weiß ſind. Seine Hörner ſind ungewöhnlich groß, und gewunden wie die eines Widders. Es ähnelt hinſichtlich der Lebensweiſe der Ziege, und ſpringt der Gemſe gleich von Klippe zu Klippe und über Abgründe, wohin der Jäger ihm nicht zu folgen wagt. Es iſt daher auch ſehr ſchwer eines zum Schuß zu bringen. Ben Jones war indeß doch ſo glücklich, in den Engpäſſen der ſchwarzen Berge am Rande eines Abgrundes ein ſolches Thier zu erlegen, deſſen Fleiſch von den Feinſchmeckern im Lager dem beſten Schöpſenfleiſch gleichgeſchätzt wurde.

Da alle Verſuche über die Gebirgskette zu kommen, vergebens waren, ſo war Hr. Hunt genöthigt, ſie rechts liegen zu laſſen, und in ſüdweſtlicher Richtung an ihnen hinzuziehen, immer noch in der Hoffnung irgendwo eine Oeffnung zu finden. Die Sonne ſtand noch hoch, als die Karawane ihr Lager in einem engen Thal am Ufer eines ſchönen klaren, aber dicht mit Binſen bedeckten Teichs

aufschlug, wo es eine Menge wilder Kirschbäume, Johannis- und Stachelbeersträuche mit reifen Früchten gab.

Während das Vespermahl bereitet wurde, bestiegen Hr. Hunt und Hr. Mac Kenzie den Gipfel des nächsten Hügels, von wo sich wegen der Reinheit und Durchsichtigkeit der Abendatmosphäre nach allen Seiten hin eine weite Aussicht bot. Unter ihnen breitete sich eine weite Ebene aus, mit unzählbaren Büffelheerden bedeckt, theils widerkäuend im Grase liegend, theils weidend oder mit einander kämpfend. Ihr dumpfes Gebrüll lautete wie das Getöse einer fernen Brandung. Weithin gegen Westen, am Saume des klaren Horizonts, erhob sich eine hohe Gebirgskette, von der einige Spitzen mit Schnee bedeckt waren. Hr. Hunt vermuthete, daß dieß die Bighorn-Gebirge seyn möchten, so genannt nach dem Thiere dieses Namens, das in großer Menge auf ihnen lebt. Diese Gebirge sind ein Auslaufer der großen Kette der Rocky Mountains. Der Hügel, von dem Hr. Hunt diese Aussicht genoß, war, seiner Schätzung nach, ungefähr 250 Meilen vom Dorfe der Aricaras entfernt.

Bei seiner Rückkehr ins Lager fand Hr. Hunt die canadischen Reisenden in einer sehr unbehaglichen Stimmung. Sie hatten nämlich im Dickicht nach allen Richtungen hin Fährten des grauen Bärs gefunden und waren bald zu der Ueberzeugung gelangt, daß sie sich in einem der Schlupfwinkel dieses furchtbaren Thiers befanden. Dieser Gedanke verscheuchte den Schlaf von den Augen dieser ohnehin furchtsamen Menschen, und bei dem kleinsten Geräusch im Gebüsch fuhren sie erschrocken auf.

Der graue Bär ist das einzige wahrhaft furchtbare Raubthier unsers Continents. Er erreicht die Größe einer gewöhnlichen Kuh und besitzt eine furchtbare Stärke. Von Hunger getrieben, fällt er selbst Menschen an, und wird er verwundet, so verfolgt er den Jäger mit Wuth. Er ist schneller als der Mensch, doch vermag er ein Pferd im Lauf nicht einzuholen. Beim Angriff stellt er sich auf die Hinterfüße, und wehe dann dem Pferde oder Reiter, die in den Bereich seiner furchtbaren, oft neun Zoll langen Krallen kommen. Zu der Zeit, von der hier die Rede ist, war der graue Bär noch sehr häufig am Missouri und auf dem flachen Lande, allein gleich den versprengten Indianerstämmen hat auch er sich nach und nach vor seinen Feinden zurückgezogen und die Gebirge zu seinem Aufenthalt gewählt, wo er in Höhlen haust, die er sich in die Ab-

hänge der Berge oder unter den Wurzeln der Bäume gräbt. Gleich dem gemeinen Bär iſt auch er ein großer Liebhaber von Baumfrüchten und Wurzeln, welch letztere er mit den Krallen ſeiner Vorderfüße ausgräbt; doch frißt er auch Fleiſch und macht ſogar Jagd auf den Büffel, den er, wenn er ihn erlegt, in die Nähe ſeiner Höhle ſchleppt und mit Muße verzehrt.

Die weißen Jäger ſowohl als die Indianer halten die Jagd auf den grauen Bär für ſehr rühmlich. Sie ziehen es vor, ihn zu Pferde zu verfolgen, und wagen ſich oft ganz nahe an ihn heran. Der Jäger muß indeß ein guter Schütze ſeyn, denn von allen vierfüßigen Thieren iſt dieſer Bär am ſchwerſten zu tödten. Er erhält oft mehrere Wunden, ohne zu ſinken, und nur durch einen Schuß durch das Herz oder den Kopf kann er augenblicklich gefällt werden.

Daß die im Lager herrſchende Furcht vor dieſem Raubthier nicht ungegründet war, zeigte ſich am folgenden Morgen. Unter der Mannſchaft der Expedition befand ſich ein gewiſſer William Cannon, der Soldat auf einem Gränzpoſten geweſen, und zu Mackinaw in die Dienſte des Hrn. Hunt getreten war. Als ein ſehr unerfahrner Jäger und ſchlechter Schütze, hatte er viel von dem Spott ſeiner erfahrenen Cameraden zu leiden; hierdurch gereizt, übte er ſich während der Reiſe häufig im Schießen, aber ohne Erfolg. So ging er auch des Nachmittags aus, um eine ſolche Jagdübung zu halten, bei der er zu ſeiner großen Freude das Glück hatte, einen Büffel zu erlegen. Da er ſich in ziemlicher Entfernung vom Lager befand, ſo ſchnitt er nur die Zunge und einige der beſten Biſſen heraus, die er zuſammenband und an einem Riemen über die Schulter hing. Solz ſchritt er dem Lager zu, in Gedanken ſchon über den vollen Triumph erfreut, den er nun über ſeine Cameraden davontragen würde, als er plötzlich, indem er durch eine enge Schlucht ging, ein Geräuſch hinter ſich hörte, und, umſchauend, zu ſeinem großen Schrecken einen grauen Bär erblickte, den wahrſcheinlich der Geruch des friſchen Fleiſches anlockte. Cannon hatte von der Unverletzbarkeit dieſes furchtbaren Thieres ſo viel gehört, daß er gar nicht zu ſchießen wagte, ſondern lieber das Büffelfleiſch fallen ließ, und davon lief, um ſein Leben zu retten. Der Bär ließ aber den Leckerbiſſen liegen und ſchien es dießmal auf den Jäger abgeſehen zu haben, den er fortfuhr hitzig zu verfolgen. Faſt hatte er ihn erreicht, als Cannon zu einem Baum kam, den er, ſeine Flinte von ſich werfend, er-

klimmte. Im nächſten Augenblick langte auch der Graue am Fuße des Baumes an, da aber dieſe Art Bären nicht klettert, ſo begnügte er ſich damit, die Verfolgung in eine Blocade zu verwandeln. Die Nacht brach herein, und da Cannon in der Dunkelheit nicht erkennen konnte, ob ſein Feind noch auf ſeinem Poſten ſey oder nicht, ſo mußte er, von Furcht gequält, die Nacht über auf dem Baum aushalten. Am Morgen zeigte ſich, daß der Graue das Feld geräumt hatte; nun erſt ſtieg Cannon ganz erſchöpft herab, nahm ſeine Flinte und eilte ins Lager zurück, ohne ſich weiter nach ſeinem Büffelfleiſch umzuſehen.

Da eben von dieſem Raubthiere die Rede iſt, ſo möge noch eine zweite Anekdote von einem grauen Bär hier Platz finden, die John Day der Kentuckyer ſeinen Cameraden erzählte. Day befand ſich einſt, als er noch im Dienſt einer andern Pelzhandelcompagnie ſtand, mit einem jungen Commis derſelben, den der alte Jäger ſehr liebgewonnen hatte, ungeachtet es ihm Mühe genug koſtete die Lebhaftigkeit des jungen Menſchen zu zügeln, auf der Jagd. Beide ſpürten eben einem Hirſch nach, als plötzlich, ungefähr 30 Schritte vor ihnen, ein ungeheurer grauer Bär aus dem Dickicht aufſtand, ſich auf die Hinterfüße erhob und unter ſchrecklichem Gebrumme ſeine furchtbaren Klauen zeigte. Der junge Commis ſchlug ſein Gewehr augenblicklich an und auch John Day nahm ſeine Büchſe in die ſichere Hand. „Halte dich ruhig, mein Junge,“ flüſterte er ſeinem Begleiter zu, ohne auch nur ein Auge von dem Bären zu verwenden. Beide blieben unbeweglich ſtehen. Das Ungeheuer betrachtete ſie eine Zeit lang, ließ ſich dann auf ſeine Vordertatzen nieder, und zog ſich langſam zurück. Kaum hatte es aber einige Schritte gethan, als es ſich aufs neue auf die Hinterfüße erhob, und ſeine drohende Stellung wieder einnahm. Day's eine Hand ruhte noch immer auf dem Arm ſeines jungen Gefährten, dem er wiederholt zwiſchen den Zähnen zuraunte: „Ruhig Junge, halte dich ruhig!“ obſchon der junge Mann ſeit dem erſten Verbote ſchon ſich nicht gerührt hatte. Der Bär ließ ſich nochmals auf alle Viere nieder, zog ſich ungefähr 20 Schritte weiter zurück und ſtand dann wieder auf, indem er brummend die Zähne zeigte. Dieſe dritte Drohung war für den alten Jäger zu viel. „Bei Gott“, rief er aus, „das kann ich nicht länger dulden!“ und im nächſten Augenblicke ſchon war der Graue von einer Kugel aus der

Büchse des Jägers getroffen. Die Wunde war nicht tödtlich, brachte aber zum Glück den Bär nicht in Wuth, sondern setzte ihn vielmehr so in Schrecken, daß er sich eilig ins Dickicht zurückzog.

Der junge Commis machte dem alten Jäger Vorwürfe darüber, daß er selbst die Vorsicht nicht beobachte die er Andern einschärfe. „Ei was, Knabe", erwiederte der alte Jäger, „Vorsicht hin, Vorsicht her, man muß sich aber selbst von einem Bär nicht zu viel gefallen lassen. Soll ich mich alle Tage der Gefahr aussetzen, von solchem Ungeziefer gefressen zu werden?"

## Siebenundzwanzigstes Capitel.

Spuren von Indianern. — Rauhe Gebirge. — Leiden durch Hunger und Durst. — Der Powder-River. — Das Paradies der Jäger. — Die Rocky Mountains. — Die große americanische Wüste. — Indianischer Aberglaube. — Das Land der Seelen. — Stadte der freien und edeln Geister. — Glückliche Jagdreviere.

Die nächsten zwei Tage verfolgten unsre Reisenden ungefähr 34 Meilen weit eine westliche Richtung, längs eines Landrückens, der die Wasserscheide der Beiflüsse des Missouri und des Yellowstone bildet. Als Wegweiser dienten ihnen jene fernen Gebirgsspitzen, die sie für die Kette des Bighorn hielten. Die Temperatur stieg nach und nach immer höher, denn es war den Tag über ziemlich kalt, und des Nachts pflegte sich ein starker Frost einzustellen.

Am 22 August Morgens entdeckte man die Spuren einer zahlreichen Horde Wilder. Rose und die übrigen Jäger erklärten nach genauer Untersuchung der Fußtapfen, daß hier ein Zug Krähenindianer auf der Rückkehr von der jährlichen Handelsreise zu den Mandans vorübergekommen seyn müsse. Da diese Spur einen sichern Weg zu versprechen schien, so schlug man sie sogleich ein, und folgte ihr zwei Tage lang. Sie führte über rauhe Berge und durch Schluchten, und die Reisenden hatten, da sich plötzlich eine drückende Hitze einstellte und kein Wasser zu sehen war, viel zu leiden. Ein sehr schöner Hund des Hrn. Mac Kenzie starb vor Durst. Fünfundzwanzig Meilen mußten sie eines Tages ohne einen Tropfen Wasser zurücklegen,

bis sie endlich an einen kleinen Bach kamen. Jeder hielt sich hier für so lange Entbehrung schadlos, allein kaum war der Durst gelöscht, so wurden auch die Qualen des Hungers fast unerträglich. Seit der Weg über die kahlen Hügel führte, auf denen kein Gras wuchs, war den Reisenden kein Büffel zu Gesicht gekommen, denn diese Thiere lieben eine fette Weide am Ufer eines Flusses. Man war daher genöthigt zu dem Maismehl seine Zuflucht zu nehmen, mit dem man sich für solche Fälle der Noth versehen hatte. Einige waren so glücklich einen Wolf zu erlegen, dessen Fleisch zum Nachtessen zubereitet und von den Hungrigen als trefflich gerühmt wurde.

Am folgenden Morgen wurden abermals 18 Meilen auf demselben traurigen Weg unter Entbehrung aller Art zurückgelegt, bis man endlich auf einen Strom klaren Wassers, einen Arm des Powder-River stieß und zu größter Freude eine weite grüne Aue mit Büffelheerden bedeckt vor sich sah. Mehrere Tage lang hielt man sich am Ufer dieses Flusses auf, und verfolgte es gegen 18 Meilen weit aufwärts. Hier war ein wahres Paradies für die Jäger, denn es gab so viele Büffel, daß man sich auf mehrere Tage hinaus mit einem reichen Vorrath an Fleisch versehen konnte. Jeder ruhte nun von den überstandenen Beschwerden aus, aß, trank und streckte sich dann auf den Rasenteppich hin. Diese behagliche Ruhe wurde indeß bald durch neue Fährten von Wilden gestört; man hatte daher alle Ursache, besonders auf die Pferde ein wachsames Auge zu haben. Mehrere Tage lang setzte Hr. Hunt den Weg gegen das von ihm und Hrn. Mac Kenzie am 17 Aug. entdeckte Gebirge fort, das seiner Höhe wegen weithin gesehen ward, und als Wegweiser dienen konnte. Anfangs hatte man es für einen einzeln stehenden Berg gehalten; je näher man aber darauf zukam, um so deutlicher zeigte sich, daß es die höchste Spitze in einer Gebirgskette war. Tag für Tag änderten sich ihre Formen, oder es traten vielmehr, je näher man kam, die niederern Spitzen immer schärfer in ihren Umrissen heraus, bis endlich die untere Hügelreihe vollkommen sichtbar wurde. Auf diesen Hochebenen sind ferne Gegenstände in dieser reinen Atmosphäre so weit hin sichtbar, daß die Reisenden von dem Punkt aus, wo sie das Hauptgebirg zuerst erblickten, noch 150 Meilen zurücklegen mußten, bevor sie den Fuß der Kette erreichten. Hier schlugen sie am 30 Aug. ihr Lager auf, nachdem sie, von dem Dorf der Aricaras aus, fast 400 Meilen weit gewandert waren.

Das Gebirg, das ſich jetzt vor ihnen emporthürmte, gehört zu der Bighornkette, deren Fuß der Fluß gleiches Namens beſpült und die ſich weit hin von Oſten nach Norden und von Weſten nach Süden ausdehnt. Sie iſt ein Theil des großen Syſtems von Granitgebirgen, das einen der Hauptzüge in der Phyſiognomie Nordamerica's bildet, und ſich, der Küſte des ſtillen Meeres parallel laufend, vom Iſthmus von Panama bis faſt zum arktiſchen Ocean ausdehnt und eine den Anden auf der ſüdlichen Hemiſphäre entſprechende Kette darſtellt. Dieſer große Gebirgszug hat wegen ſeiner rauhen, klippenartigen Bildung und der kahlen Granitſpitzen halber die aus ihm emporſteigen, den Namen Rocky Mountains (Felſengebirg) erhalten, eine Benennung, die keineswegs bezeichnend iſt, da alle hohen Gebirgsketten aus Felſen beſtehen. Den frühern Reiſenden war dieſe Kette unter dem Namen Chippewyangebirg bekannt. Da ſie ſich mitten aus unermeßlichen Ebenen und Prairien erhebt, ſich durch mehrere Breitegrade hinzieht, die Waſſerſcheide zwiſchen dem atlantiſchen Ocean und dem ſtillen Meere bildet, und mit ihren Ausläufern zu beiden Seiten die Flächen gleichſam mit ſich zu verbinden ſcheint, ſo hat man ſie figürlich das Rückgrat des nördlichen Continents genannt.

Die Rocky Mountains ſind keine Gebirgskette von gleichmäßiger Erhebung, ſondern ſie beſtehen vielmehr aus Gruppen von Bergen, und gelegentlich aus einzeln ſtehenden Felſen. Obſchon einige bis in die Region des ewigen Schnees und bis zu mehr als 11,000 Fuß über den Spiegel des Ocean ſich erheben, ſo erſcheint ihre Höhe, von ihrem unmittelbaren Fuß aus betrachtet, doch nicht ſo bedeutend, als man glauben ſollte, da ſie von Hochebenen aus emporſteigen, die ſelbſt ſchon mehrere tauſend Fuß über den Meeresſpiegel ſich erheben. Dieſe Hochebenen ſind häufig nichts als eine Sandwüſte, gebildet von dem Geröll, das von den Granitbergen herabfällt, von Gras- und Baumwuchs entblößt, im Sommer von den ſengenden, von den Felſenwänden zurückgeworfenen Sonnenſtrahlen ausgedorrt, und im Winter von eiſigen, von den ſchneebedeckten Gipfeln herabwehenden Winden durchkältet. So ſieht es auf mehrere hundert Meilen weit, nördlich und ſüdlich längs dieſer Gebirge aus, und man hat deßhalb dieſer Gegend nicht mit Unrecht den Namen der „großen americaniſchen Wüſte" beigelegt. Jede Hoffnung auf Anbau ſchwindet hier, und es laſſen ſich dieſe Strecken nur dann mit einiger Sicherheit durch-

reiſen, wenn man ſich in der Nähe der Ströme hält, von denen ſie durchſchnitten ſind. In den höhern Regionen finden ſich indeß ziemlich fruchtbare Flächen, und es ſcheinen dieſe Hochebenen überhaupt einen charakteriſtiſchen Zug in der Phyſiognomie des americaniſchen Continents zu bilden, denn bekanntlich gibt es in den Cordilleren der Anden in einer Höhe von 8000 Fuß über dem Meere Städte, Dörfer und Maiereien.

Die Gruppen und Seitenzweige der Rocky Mountains ſind von tiefen Thälern durchſchnitten, durch die ſich kleine Flüſſe bis in die Niederungen hinabwinden, die auf ihrem Weg immer größer werden, und ſich endlich in jene großen Ströme ergießen, welche die Prairien gleich großen Arterien durchziehen. Während die Granitgipfel der Rocky Mountains bleich und kahl emporſteigen, ſind mehrere der tiefer liegenden Rücken dürftig mit verkrüppelten Fichten, Eichen, Cedern und Stechginſt bekleidet. Mehrere Stellen des Gebirgs zeigen auch unverkennbare Spuren vulcaniſcher Thätigkeit; der Boden vieler der innern Thäler iſt mit Schlacken und zertrümmertem Geſtein offenbar vulcaniſchen Urſprungs bedeckt, und die ſie einſchließenden Felſen ſind von gleichem Charakter. Auf höher gelegenen Kegeln zeigen ſich Spuren von erloſchenen Kratern.

Es war bereits die Rede von der abergläubiſchen Furcht, mit der die Indianer die ſchwarzen Gebirge betrachten; man kann daher leicht denken, mit wie viel größerer Scheu ſie ſich dieſer unermeßlichen Kette nähern, die alles abgränzt, was ihnen von der Welt bekannt iſt und deren Schoß ſo mächtige Ströme entſendet. Sie nennen ſie daher auch die „Spitze der Welt", und glauben, daß Wacondah, oder der Herr des Lebens, wie ſie das höchſte Weſen bezeichnen, ſeinen Wohnſitz auf dieſen luftigen Höhen habe. Die Stämme der öſtlichen Prairien nennen ſie die „Gebirge der untergehenden Sonne" und einige verlegen die „glücklichen Jagdreviere", ihr geträumtes Paradies, in die unzugänglichen Schluchten dieſer Felſen, ſagen aber, dem Auge des Sterblichen ſeyen ſie unſichtbar. Hier iſt auch, ihrem Glauben zufolge, das „Land der Seelen", in welchem die „Städte der edeln und freien Geiſter" liegen, und wo alle, die während ihrer irdiſchen Laufbahn dem Herrn des Lebens wohlgefällig waren, nach dem Tode Freuden aller Art genießen.

Unter den fernen Stämmen, deren Krieger oder Jäger jemals

in die Nähe dieſer Berge kamen, werden Wunderdinge von ihnen erzählt. Einige glauben, daß ſie nach ihrem Tode die Reiſe durch dieſe Gebirge machen und eine der höchſten und rauheſten Spitzen zwiſchen Klippen und toſenden Waldſtrömen erſteigen müſſen. Nach einer mühſeligen Wanderung von mehreren Monaten werden ſie endlich den Gipfel erreichen und von da die Ausſicht über das Land der Seelen haben. Dort wird ihnen vergönnt ſeyn, die glücklichen Jagdreviere und die Geiſter der Tapfern und Guten zu ſchauen, wie ſie in Zelten auf grünen Auen von glänzenden Strömen beſpült ruhen, oder die Heerden der Büffel, Elens und Hirſche jagen, die auf Erden von ihnen erlegt wurden. Dort werden ſie auch die Städte und Dörfer der freien und edeln Geiſter ſehen, gelegen immitten herrlicher Prairien. Haben nun jene Wandrer auf der Felſenſpitze ſich während ihres Lebens gut betragen, dann dürfen ſie hinabſteigen in dieſes glückliche Land; wo nicht, ſo wird der Anblick dieſes reizenden Aufenthalts für ſie zur Qual des Tantalus, und ſie werden hinabgeſtürzt auf jene ſandigen Ebenen, um dort die ewige Pein eines nie zu ſättigenden Hungers und eines nie zu ſtillenden Durſtes zu dulden.

## Achtundzwanzigſtes Capitel.

Wohnſitz der Krähenindianer. — Spione. — Beſuch von Wilden. — Ein indianiſches Lager. — Handel mit den Krähenindianern. — Trennung von denſelben. — Verlegenheit in den Bergen. — Roſe als Wegweiſer. — Reiſe in Geſellſchaft der Wilden.

Unſere Reiſenden waren jetzt in die Nähe der Gebirgsregion gekommen, wo die Krähen-Indianer hauſten. Dieſe raſtloſen Räuber ſind, wie bereits bemerkt, am Saume der Gebirge ſtets auf den Beinen, und ſelbſt wenn ſie in irgend einer Schlucht ſich verborgen halten, ſtellen ſie Schildwachen auf den Klippen aus, die, ohne geſehen zu werden, jedes lebende Weſen unterſcheiden können, das ihren Revieren ſich nähert. Es war nicht zu erwarten, daß die Expedition unbeachtet durch eine Gegend kommen würde, wo ſo ſcharfe Wache gehalten wurde, und ſie hatte eines Abends kaum ihr Lager am Fuß der Sierra des

Big-Horn aufgeschlagen, als auch ein paar wilde Bursche von Indianern, nothdürftig mit Fellen bedeckt, aber gut bewaffnet und auf eben so wild als sie selbst aussehenden Pferden sich vorsichtig näherten. Leicht hätte man sie für ein Paar jener bösen Geister halten können, die in der Mythologie der Indianer eine so furchtbare Rolle spielen.

Rose ward augenblicklich abgeschickt mit ihnen zu sprechen und sie ins Lager einzuladen. Es ergab sich, daß es zwei Spione von derselben Horde waren, deren Spur unsere Reisenden einige Tage zuvor gefunden hatten, und die nun in einiger Entfernung lagerte. Sie ließen sich leicht bereden ins Lager zu kommen, wo sie die beste Aufnahme fanden und erst spät am Abend schieden sie, um den Ihrigen zu berichten, was sie gesehen und gehört.

Der nächste Tag war kaum angebrochen, als ein Trupp dieser wilden Strauchdiebe unter Jubelgeschrei ins Lager gesprengt kam, um die weißen Männer zu einem Besuch bei ihrem Häuptling einzuladen. Die Zelte wurden demnach abgebrochen, die Pferde beladen und bald befand sich die Expedition auf dem Marsch. Die zu ihrer Escorte bestimmten Indianer stellten unterwegs ihre ganze Reitergeschicklichkeit zur Schau, indem sie auf ihren halbwilden Kleppern im schnellsten Lauf zwischen Felsen und Abgründen dahin jagten. Nach einem Weg von 16 Meilen wurde in den Nachmittagsstunden das Lager der Krähen-Indianer sichtbar. Es bestand aus ledernen Zelten, die man am Fuße der Gebirge auf einer Wiese an dem Ufer eines kleinen Flusses aufgeschlagen hatte. Eine große Anzahl von Pferden weidete in der Nähe, wovon wahrscheinlich viele auf dem letzten Zug gestohlen worden waren.

Der Häuptling der Krähen-Indianer kam seinen Gästen unter großen Freundschaftsversicherungen entgegen und geleitete sie zu seinen Zelten, indem er ihnen zugleich einen bequemen Platz bezeichnete, um ihr eigenes Lager aufzuschlagen. Kaum war dieß geschehen, als auch Hr. Hunt einen Ballen öffnen ließ und dem Häuptling einen scharlachenen Teppich nebst etwas Pulver und Kugeln zum Geschenk machte; diesem fügte er noch einige Messer, Spielereien und etwas Tabak zur Vertheilung unter seine Krieger bei, was dem wilden Herrscher einstweilen recht wohl zu gefallen schien. Da indeß die Krähen-Indianer als ebenso treulos und diebisch bekannt waren, als der Vogel, dessen Namen sie führen, und da man wußte, daß ihre

wahren Gesinnungen gegen die Weißen nichts weniger als freundschaftlich seyen, so ward der Verkehr mit ihnen mit großer Vorsicht geführt.

Der nächste Tag ging im Handel mit den Wilden hin, indem man ihnen Büffelmäntel und Felle abkaufte und abgetriebene ermüdete Pferde gegen frische austauschte. Einige der Mitglieder der Expedition kauften sich auch Pferde für ihre eigene Rechnung, so daß die Zahl derselben auf 121 meist kräftige und für die Gebirgsreise geeignete Thiere anwuchs. Als alle Bedürfnisse befriedigt waren und mithin der Handel ein Ende hatte, zeigten sich die Indianer sehr unwillig darüber und drangen darauf, die Geschäfte fortzusetzen. Als sie jedoch sahen, daß ihre Zudringlichkeit zu nichts nützte, wurden sie drohend und unverschämt. Hr. Hunt und seine Gefährten schrieben dieß Benehmen den perfiden Aufhetzereien Rose's zu, den sie noch immer im Verdacht hatten, daß er die Wilden für seine verrätherischen Plane zu stimmen suche. Mac Lellan schwur, nach gewohnter ungestümer Weise, den Nichtswürdigen auf der Stelle zu erschießen, wenn er Unrath merke. Zum Glück kam es indeß nicht so weit; die Indianer wurden wahrscheinlich durch die ruhige, entschlossene Haltung der weißen Männer und durch ihre Wachsamkeit eingeschüchtert, und wenn Rose auch wirklich noch immer seine schurkischen Plane hegte, so mußte er doch merken, daß man ihn im Verdacht habe, und daß jeder Versuch zu ihrer Ausführung ihm selbst verderblich werden müsse.

Am folgenden Morgen beschloß Hr. Hunt aufzubrechen. Er nahm feierlichen Abschied von dem Häupling und seinen räuberischen Kriegern, nachdem er, vorher getroffener Abrede gemäß, ihren würdigen Freund Rose ihrer Freundschaft und brüderlichen Aufnahme empfohlen hatte. Dieser Strauchdieb wurde von den Indianern in der That aufs beste aufgenommen und schien sich auch unter ihnen weit heimischer zu fühlen als unter den Weißen. Diese Auswürflinge, diese herzlosen von der Gerechtigkeit verfolgten Abenteurer sind es, welche den Samen der Feindschaft und der Erbitterung unter den unglücklichen Indianerstämmen an der Gränze ausstreuen, denn es ist eine alte Wahrheit, daß der der erbittertste Feind seines eigenen Volks und Vaterlands wird, den dieses wegen begangener Verbrechen auszustoßen genöthigt war.

Herzlich froh so guten Kaufs von einem Verräther befreit zu

ſeyn, verfolgte Hr. Hunt ſeinen Weg in ſüdlicher Richtung am Fuße der Gebirge, um einen Paß aufzufinden, auf dem er durch dieſelben kommen könnte. Nach einer Reiſe von 15 Meilen zeigte ſich indeß immer noch kein ſolcher, und man ſchlug daher das Lager am Ufer eines kleinen Fluſſes, noch immer außerhalb der Berge, auf. Die grünen Wieſen, von denen dieſe Gebirgsſtröme begränzt werden, ſind reich mit Wild verſehen und ſo erlegten die Jäger bald einige fette Elens, die der Mannſchaft einen genügenden Vorrath von friſchem Fleiſch verſchafften. Am Abend wurden unſere Reiſenden von einem ſehr unwillkommenen Beſuch mehrerer Krähen-Indianer überraſcht, die zu einem andern Stamm als zu dem zuletzt getroffenen gehörten und ihr Lager im Gebirge hatten. Die Ueberzeugung von ſo gefährlichen Nachbarn umgeben und noch immer in der Nähe von Roſe und ſeinen räuberiſchen Geſellen zu ſeyn, machte den Reiſenden die größte Wachſamkeit zur Pflicht, um nicht die eben erſt eingehandelten Pferde wieder zu verlieren.

Am 3 September bemühte ſich Hr. Hunt, da durchaus kein Engpaß ſich öffnen wollte, ſondern das Gebirg noch immer wie eine ununterbrochene Wand ſich erhob, weſtwärts einen Uebergang zu verſuchen, kam jedoch bald in ein ſolches Labyrinth von Klippen und Abgründen, daß alle Mühe den gewünſchten Zweck zu erreichen vergebens blieb. Das Gebirg ſchien größtentheils kahl, rauh und unfruchtbar zu ſeyn, doch war es hie und da mit Strauchwerk und blühenden Pflanzen beſetzt. Auf dieſem mühevollen Weg wurde die Mannſchaft ſehr durch Durſt gepeinigt. Mehrere derſelben ſtiegen ſeitwärts in die Schluchten hinab, in der Hoffnung, eine Quelle zu entdecken, und mancher verirrte ſich ſo ganz, daß er den Weg, den die Expedition eingeſchlagen, nicht wiederfinden konnte.

Nach einem halbtägigen, mühevollen und fruchtloſen Umherklettern gab Hr. Hunt jeden weitern Verſuch in dieſer Richtung durchzukommen auf, und ſchlug, nach dem kleinen Fluß am Saum der Gebirge zurückkehrend, ſein Lager ſechs Meilen von der Stelle auf, wo er die Nacht zuvor zugebracht hatte.

Am folgenden Morgen fand ſich zu allſeitigem Erſtaunen Roſe von einigen Krähenindianern begleitet im Lager ein. Dieſer unwillkommene Beſuch regte allen alten Verdacht wieder auf, doch kündigte ſich Roſe als einen Abgeſandten des Häuptlings an, beauftragt, den Reiſenden, die einen ganz falſchen Weg eingeſchlagen

hätten, einen weit nähern und beſſern zu zeigen. Da man durchaus keine Wahl hatte, ſo mußte man ſich entſchließen unter dieſer ſehr zweifelhaften Begleitung aufzubrechen. Der Zug war noch nicht weit gekommen, als er auch ſchon der ganzen Horde der Wilden begegnete, die denſelben Weg einſchlug. Die weißen und rothen Männer zogen nun gemeinſchaftlich weiter und belebten, mit ihrem eben ſo pittoresken als abenteuerlichen Zug in langer Reihe durch rauhe Engpäſſe auf ſchmalen Pfaden auf- und abſteigend, die einſamen Gebirge.

Unſre Reiſenden hatten hier abermals Gelegenheit die Reitergewandtheit ihrer indianiſchen Begleiter zu bewundern. Alle — Männer, Weiber und Kinder — waren beritten; denn die Krähenindianer haben Pferde in ſo großem Ueberfluß, daß keiner zu Fuß geht. Die Kinder nahmen ſich wie kleine Kobolde auf den Pferden aus, und eines unter andern, noch ſo klein, daß es noch nicht ſprechen konnte, war auf ein zweijähriges Füllen feſtgebunden, handhabte aber dennoch die Zügel gleichſam aus Inſtinct und brauchte ſeine Peitſche mit ächt indianiſcher Freigebigkeit. Hr. Hunt erkundigte ſich nach dem Alter dieſes Kindes, und erfuhr, daß es „zwei Winter geſehen habe.“ Dieß erinnert an die Fabel von den Centauren, und es wird dadurch die Reitergewandtheit dieſer Wilden, deren Wiege der Sattel iſt, erklärlich.

Der Weg durch dieſe rauhen Gebirgspäſſe war beſonders für die Packpferde höchſt beſchwerlich. Man kam daher auch nur ſehr langſam vorwärts und blieb nach und nach hinter den vorausreitenden Indianern zurück. Höchſt wahrſcheinlich zögerte Hr. Hunt abſichtlich, um ſo verdächtiger Begleiter ſich zu entledigen. So viel iſt zum mindeſtens gewiß, daß er erſt dann wieder frei athmete, als er den Renegaten Roſe mit ſeiner wilden Schaar hinter den Felſen, um die der Pfad ſich wand, verſchwinden ſah und das letzte Geſchrei der Indianer in weiter Ferne verhallen hörte. Dann erſt, nachdem man bereits 16 Meilen zurückgelegt hatte, ſchlug er ſein Lager an dem obern Theil des kleinen Fluſſes auf, an dem er am vorigen Tage ſchon verweilte und raſtete hier den ganzen folgenden Tag, theils um die Krähenindianer recht weit von ſich zu entfernen, theils auch um denen ſeiner Leute, die zwei Tage zuvor ſich verlaufen hatten, um Waſſer zu ſuchen, Zeit zu gönnen ſich wieder im Lager einzufinden. Mehrere der erfahrenſten Jäger wurden ausgeſandt, um ſie zu ſuchen,

während andere ſich mit der Jagd beſchäftigten. Das enge, von dem kleinen Fluß bewäſſerte Thal bot reiche Weide und hatte, obſchon im Herzen der Bighorn-Gebirge gelegen, doch Ueberfluß an Büffeln. Mehrere dieſer Thiere wurden erlegt und auch ein grauer Bär. Am Abend fanden ſich, zu großer Freude Aller, die Vermißten wieder ein, und da kein Mangel an Lebensmitteln war, ſo herrſchte die fröhlichſte Laune.

## Neunundzwanzigſtes Capitel.

Eine wandernde Indianerhorde. — Die Shoſhonies und die Flachköpfe. — Wurzelgräber. — Ihre einſamen Wohnungen. — Der Windfluß. — Mangel an Lebensmitteln. — Aenderung des Wegs. — Die Pilot-Knobs. — Arm des Colorado. — Jägerlager.

Am folgenden Morgen ſetzte Hr. Hunt mit ſeinen Gefährten die Reiſe weſtwärts zwiſchen rauhen Bergen und Felſen fort, deren wilde Eintönigkeit hie und da durch kleine grüne Thäler mit friſchen Quellen, breiten, klaren Bächen, Gruppen von Fichten und einer Menge von Pflanzen, die, des kalten Wetters ungeachtet, alle in voller Blüthe ſtanden, belebt wurde. Dieſe anmuthigen Schlupfwinkel gereichten den Reiſenden auf ihrem ſauern Wege zu nicht geringer Erquickung.

Während des Morgens, als ihr Weg ſie eben durch einen Engpaß führte, erblickten ſie eine kleine Horde ſo wild ausſehender Indianer, als die ſie umgebende Scenerie, von der ſie vorſichtig von den Felſen herab beobachtet wurden, ehe ſie näher zu kommen wagte. Einige jener Wilden ritten Pferde mit Zäumen von Büffelleder, von denen ſie das eine Ende auf dem Boden nach ſich ſchleiften. Es zeigte ſich, daß die Horde aus Flachköpfen und Shoſhonies oder Schlangenindianern beſtand. Da von dieſen beiden Stämmen noch öfter die Rede ſeyn wird, ſo möge hier einiges Nähere über dieſelben folgen.

Die Flachköpfe, von denen hier die Rede iſt, dürfen nicht mit dem gleichnamigen Stamm am untern Theil des Columbia verwechſelt werden; auch drücken ſie ihren Kindern die Köpfe nicht flach wie jene. Sie wohnen an den Ufern eines Fluſſes

auf der Weſtſeite der Gebirge, und werden als einfach, ehrlich und gaſtfreundſchaftlich geſchildert. Wie alle Völker von ſolchem Charakter, gleichviel ob civiliſirt oder wild, werden auch ſie dem Betrug zur Beute, und müſſen ſich beſonders von den rohen Schwarzfüßen mißhandeln laſſen, von denen ſie in ihren Dörfern beunruhigt werden und die ihnen ihre Pferde des Nachts oder auch am hellen Tage ſtehlen, ohne daß ſie Verfolgung oder Wiedervergeltung zu fürchten hätten.

Die Shoſhonies ſind ein Zweig des einſt ſo mächtigen Stammes der Schlangenindianer, die ein reiches Jagdrevier in der Nähe der obern Gabeln des Miſſouri bewohnten, wo es Büffel und Biber in Ueberfluß gab. Die Schwarzfüße wagten auch hier einen Einfall, wurden aber von den Schlangenindianern tapfer zurückgeſchlagen, und es entſpann ſich nun ein langer blutiger Krieg mit wechſelndem Erfolg. Endlich kam die Hudſonsbai-Compagnie, die ihren Handel bis ins Innere ausdehnte, in Verkehr mit den Schwarzfüßen, und verſah ſie mit Feuergewehren. Die Schlangenindianer, die mit den Spaniern Handel trieben, bemühten ſich, gleiche Waffen zu bekommen, allein vergebens, denn die Kaufleute jener Nation hüteten ſich wohl, ſie mit ſo furchtbaren Vertheidigungsmitteln zu verſehen. Dieſer Umſtand verlieh natürlich den Schwarzfüßen ein furchtbares Uebergewicht, und ſo wurden denn die armen Schlangenindianer gar bald aus ihrem reichen Jagdrevier vertrieben und immer weiter zurückgedrängt, bis ſie ſich endlich genöthigt ſahen, in den wildeſten Schlupfwinkeln der Rocky Mountains eine Zuflucht zu ſuchen. Aber ſelbſt hier ſind ſie, ſo lange ſie noch Pferde oder irgend etwas beſitzen, das die Räuber in Verſuchung führen kann, nicht ſicher vor Ueberfällen ihrer unverſöhnlichen Feinde. So wurden die Schlangenindianer nach und nach zerſtreut, muthlos und arm, und ſanken von einem mächtigen Jägervolk bis zu einer kleinen Horde herab, die ſich an den einſamen Flüſſen und Strömen des Gebirgs aufhält und größtentheils vom Fiſchfang lebt. Diejenigen unter ihnen, welche noch Pferde beſitzen und ſich zuweilen auf die Jagd hinaus wagen, werden Shoſhonies genannt, die am tiefſten geſunkene, hülfloſeſte Claſſe aber, die man mit dem Namen Shuckers bezeichnet, nährt ſich größtentheils von Wurzeln. Dieſe letztern halten ſich in den verborgenſten Gegenden des Gebirgs auf, wo ſie gleich Gnomen in Höhlen und zwiſchen

Felsenspalten leben. Hier stößt der Wandrer zuweilen auf einen frisch erlegten Büffel oder Hirsch; vergebens sieht er sich in der öden, menschenleeren Wüste nach dem Jäger um, bis er endlich Rauch gewahrt, der zwischen den Klippen emporwirbelt, und geht er darauf zu, so findet er eine Familie jener furchtsamen Wurzelgräber, die nicht wenig erschrickt sich so entdeckt zu sehen. Die Shoshonies dagegen, die, wie bereits bemerkt, noch immer Pferde und Waffen haben, sind beherzter, und wagen sich auf ihren Wanderungen schon weiter hinaus. Im Herbst, wenn der Salm aus den Flüssen verschwindet, und der Hunger sie peinigt, unternehmen sie auch wohl einen Zug auf ihre vormaligen Jagdgründe, um Büffel zu holen; auf diesen gefährlichen Expeditionen werden sie meist von den Flachköpfen begleitet, denn die gemeinsame Noth hat zwischen diesen unglücklichen und verfolgten Stämmen ein festes Bündniß erwirkt. Ihrer vereinigten Kräfte ungeachtet thun sie dennoch jeden Schritt auf diesen streitigen Revieren unter Furcht und Zittern und mit der größten Vorsicht. Ein indianischer Handelsmann versicherte mich, daß er wenigstens 500 von ihnen zum Kampfe gerüstet auf den Gipfeln der Hügel habe Wache halten sehen, während ungefähr fünfzig andere auf der Prairie jagten. Ausflüge dieser Art werden in aller Eile abgemacht; sobald sie Büffelfleisch genug für den Winter zusammengebracht haben, beladen sie ihre Pferde mit der Beute, jagen den Gebirgen zu, und fühlen sich glücklich, wenn sie die Schwarzfüße nicht auf den Fersen haben.

Eine solche vereinigte Horde von Shoshonies und Flachköpfen war es, die unsern Reisenden aufstieß. Sie war eben auf einem freundschaftlichen Zug zu den Arapahoes begriffen, einem Stamme, der die Ufer des Nebraska bewohnt. Alle hatten sich bewaffnet, so gut ihre Armuth es zuließ, und einige der Shoshonies trugen Schilde von Büffelhaut, mit Federn und ledernen Franzen geziert, denen sie Zauberkräfte beimessen, weil sie unter geheimnißvollen Ceremonien von den „Beschwörern" ihres Stammes verfertigt werden. Diese wandernde Horde begleitete die Expedition den ganzen Tag über und am Abend schlugen beide Theile ihr Lager neben einander in einem Engpaß des Gebirgs, an dem Ufer eines nach Norden strömenden Flusses auf, der sich in den Bighorn-River ergießt. Hier gab es Erdbeeren, Johannisbeeren und Stachelbeeren in Menge; auch fanden sich Spuren, daß eine zahllose Heerde von Büffeln durch diesen Paß

gezogen seyn mußte, obschon nicht ein einziges dieser Thiere zu sehen war. Die Jäger erlegten ein Elen und mehrere von den bereits erwähnten Hirschen mit schwarzem Schweif.

Unsere Reisenden befanden sich jetzt im Innern des zweiten Zugs der Bighorn-Gebirge und hatten gegen Westen ein anders hohes Gebirg mit schneebedecktem Gipfel vor sich. Ein Weg von 15 Meilen, den sie am nächsten Tage zurücklegten, führte sie auf eine zwischenliegende, mit Büffeln bedeckte Ebene, wo die Indianer in Gesellschaft der weißen Jäger so glückliche Jagd hatten, daß es Fleisch in Ueberfluß im Lager gab.

Am Morgen des 9 Septembers brach Hr. Hunt in Gesellschaft seiner indianischen Freunde auf und setzte seine Reise in westlicher Richtung fort. Nach einem Weg von 30 Meilen kamen sie Abends an die Ufer eines schönen, klaren aber reißenden und gegen hundert Schritt breiten Stroms; es war dieß der nördliche Arm des Big-Horn, der jedoch wegen des während des Winters an seinen Ufern unausgesetzt wehenden Windes, der hier das Anhäufen von Schnee verhindert, der „Windfluß" genannt wird. Dieser Wind soll, wie es heißt, aus einer engen Gebirgsschlucht kommen, durch die der Fluß sich zwängt.

Eine ganze, aus drei parallel laufenden Ketten bestehende, 80 Meilen lange und 20 bis 25 Meilen breite Reihe von Gebirgen, erhält ihren Namen von diesem Fluß. Eine ihrer Spitzen — die höchste der Rocky Sierra — mag sich wohl gegen 15,000 Fuß über die Meeresfläche erheben. Aus diesen Gebirgen kommt nicht nur der Wind- oder Bighorn-Fluß, sondern auch mehrere obere Zuflüsse des Yellowstone und Missouri im Osten, und des Columbia und Colorado im Westen.

Fünf Tage nacheinander verfolgte Hr. Hunt mit seinen Begleitern den Lauf des Windflusses aufwärts, wohl 80 Meilen weit, indem er ihn hin und her öfter überschritt, je nachdem seine Windungen und die Beschaffenheit seiner Ufer es nöthig machten, wobei die Reisenden bald durch Thäler kamen, bald über Berge und Felsen klettern mußten. Das Land war im Ganzen ohne Bäume, doch kam man zuweilen durch kleine Wälder von acht bis zehn Fuß hohem Wermuth, dessen man sich als Brennmaterial bediente. Wilder Flachs fand sich ebenfalls in großer Menge. Da es in den Gebirgen an Wild mangelte, und den Jägern nichts zu Gesicht kam als

zwei graue Bären, die sich zu fern hielten, als daß man sie hätte schießen können, so fehlte es bald an Fleisch. Zuweilen zog ein Flug einer Art Drosseln und anderer Zugvögel vorüber, sonst aber zeigten sich keine Spuren von animalischem Leben auf den Bergen. Am Abend des 14 Septembers lagerte die Karawane an den Gabeln des Windflusses, von denen die größte aus dem Windflußgebirg herabkam.

Die Jäger, welche auf diesem Theil des Weges als Führer dienten, hatten Hrn. Hunt versichert, daß wenn er den Windfluß aufwärts verfolge und dann nur eine einzige Gebirgskette übersteige, er zu den Quellen des Columbia kommen werde; allein der Mangel an Wild, der auf den unfruchtbaren Bergen, die es zu überschreiten galt, die Reisenden mit Hungersnoth bedrohte, mahnte sie dringend eine andere Richtung einzuschlagen. Es wurde daher beschlossen, nach einem Strom aufzubrechen, der, wie man wußte, seinen Lauf durch die benachbarten Gebirge nahm und an dessen grasreichen Ufern man hoffen durfte, Büffel zu finden. Am folgenden Tag kehrten die Reisenden demzufolge dem Windfluß den Rücken, und schlugen einen betretenen Indianerpfad ein, der die entsprechende Richtung verfolgte.

Im Lauf des Tages erreichten sie eine Anhöhe, die eine fast unbegränzte Aussicht beherrschte. Hier deutete einer der Führer auf drei mit Schnee bedeckte Bergspitzen, die in weiter Ferne auftauchten, indem er bemerkte, daß diese sich oberhalb einer Gabel des Columbia emporthürmten. Diese willkommene Erscheinung wurde mit derselben Freude begrüßt, die Seefahrer nach langer gefährlicher Reise beim Anblick des Leuchtthurms empfinden, der die Nähe des Hafens verkündet; wiewohl sich vermuthen ließ, daß jene Bergspitzen noch mehr als hundert Meilen entfernt seyn müßten. Selbst wenn man diese Landmarken erreicht hatte, waren noch immer Hunderte von Meilen bis zum Ziele der Reise zurückzulegen; doch alle diese Bedenken wurden von der fröhlichen Gewißheit, daß man sich jetzt dem Columbia, dem Ziel der Expedition, nähere, in den Hintergrund gedrängt. Diese merkwürdigen Gebirgsspitzen sind einigen Reisenden unter dem Namen der Tetons bekannt; da sie jedoch Hrn. Hunt auf mehrere Tage lang als Wegweiser gedient hatten, so nannte er sie die Pilot-Knobs.

Die Reisenden setzten ihren Weg ungefähr 40 Meilen weit gegen Südwest in einer so hohen Region fort, daß sie die höheren Berggipfel und die nördlichen Abhänge mit Schnee bedeckt fanden. Endlich erreichten sie den ersehnten Fluß, der gegen Westen strömte, und nichts Anderes war als ein Arm des Colorado, der sich in den Golf von Californien ergießt, und dem von den Jägern der Name „Spanischer Fluß" beigelegt worden war, weil, wie sie von den Indianern erfahren, Spanier an seinem untern Theil wohnten. Der Anblick dieses Flusses und seiner Umgebung gereichte den ermüdeten und hungrigen Reisenden zu großer Erquickung. Seine Ufer waren grün, und grüne Thäler dehnten sich in verschiedener Richtung bis ins Innere der Gebirge aus, in denen Heerden von Büffeln weideten. Fröhlich gingen die Jäger ans Werk und kehrten bald mit Beute beladen zurück.

In diesem Theil der Gebirge fand Hr. Hunt drei verschiedene Arten von Stachelbeeren: die gemeine purpurfarbene, an einem sehr niedern und dornigen Busch wachsend; eine gelbe Art von trefflichem Geschmack, und eine dunkel purpurfarbene, von der Größe und dem Geschmacke der Weinbeere. Johannisbeeren fanden sich gleichfalls drei Arten, eine sehr große und wohlschmeckende, von dunkelrother Farbe, an einem acht bis neun Fuß hohen Busch; eine gelbe an vier bis fünf Fuß hohem Gesträuch, und endlich eine sehr schöne scharlachrothe Art, der Stachelbeere im Geschmack ähnlich, an niederem Gesträuch.

Am 17 gingen die Reisenden 15 Meilen weit in südwestlicher Richtung am Fluß hinab, auf dem es eine Menge Enten und Gänse gab. Fährten von Bibern und Ottern fanden sich ebenfalls, denn man näherte sich jetzt der Gegend, wo diese Thiere, deren Felle einen so wichtigen Handelsartikel ausmachen, in Menge sich finden. Das Nachtlager wurde dem Ende eines gegen Westen gelegenen Gebirgs gegenüber aufgeschlagen, wahrscheinlich die letzte Kette der Rocky Mountains. Am nächsten Morgen verließ Hr. Hunt, acht Meilen weit in westlicher Richtung fortziehend, den spanischen Fluß, und kam an einen seiner kleinen, dem Schooß der Gebirge entspringendem Beiflusse, der sich durch grüne Wiesen schlängelte, auf denen Büffelheerden weideten. Da dieß wahrscheinlich das letztemal war, wo man solchen Thieren begegnete, so wurde beschlossen, mehrere Tage lang an den grünen Ufern des

Fluſſes zu verweilen, um ſich mit einem Vorrath von Fleiſch zu verſorgen, groß genug, um bis zum Columbia auszureichen, wo man dann Fiſche zum Unterhalt der Expedition zu finden hoffte. Zudem bedurften Menſchen und Pferde der Erholung, denn man hatte während der letzten ſiebzehn Tage 260 Meilen durch ein größtentheils rauhes Gebirgsland zurückgelegt.

## Dreißigſtes Capitel.

Reichliche Jagd. — Shoſhonie-Jäger. — Hoback's-River. — Mad-River. — Lager in der Nähe der Pilot-Knobs. — Zurüſtungen zu einer gefährlichen Reiſe.

Fünf Tage brachte Hr. Hunt mit ſeinen Gefährten auf den grünen Auen an den Ufern des kleinen klaren Gebirgſtromes zu. Die Jäger richteten eine gewaltige Niederlage unter den Büffeln an, und die canadiſchen „Reiſenden" waren am Feuer geſchäftig, theils um für den Bedarf des Tags zu kochen und zu braten, theils Vorräthe an Fleiſch für die Reiſe zu trocknen. Die Packpferde, ihrer Bürde entledigt, wälzten ſich im Graſe, oder tummelten ſich auf der üppigen Weide umher, während jene der Reiſenden, die eben der Dienſt nicht rief, ſich dem behaglichen Nichtsthun überließen. Auf einem ihrer Jagdzüge begegnete ein Theil der Mannſchaft einer kleinen Indianerhorde, die beim Anblick der weißen Männer beſtürzt die Flucht ergriff. Es wurde ſogleich ein Bote mit der Nachricht von dieſem Vorfall ins Lager abgefertigt, und Hr. Hunt nebſt noch vier andern ſtieg zu Pferd, um zu recognosciren. Nach einem Ritt von ungefähr acht Meilen kam man in ein einſames grünes Thal, von rauhen Gebirgen umgeben, in welchem ein Trupp berittener Indianer mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, mit der Jagd auf Büffel beſchäftigt war, der jedoch das Erſcheinen Hrn. Hunts und ſeiner Gefährten ein ſchnelles Ende machte. Auf der einen Seite nahmen die Büffel Reisaus, und auf der andern jagten die Wilden davon. Hr. Hunt ſetzte den Letztern nach und holte bald zwei junge Indianer ein, die ſehr erſchrocken waren und ſich für verloren hielten. Durch freundliche Behandlung ward ihre Furcht zwar bald

beſiegt, doch fuhren ſie noch immer fort die Fremdlinge mit einer Miſchung von Scheu und Verwunderung zu betrachten, denn es war das erſtemal in ihrem Leben, daß ſie einen Weißen ſahen.

Die beiden jungen Wilden gehörten zu einer Horde der Schlangenindianer, die über die Gebirge gekommen war, um ſich mit Fleiſch für den Winter zu verſorgen. Nach freundlichem Zureden willigten ſie ein, Hrn. Hunt und ſeine Gefährten in ihr Lager zu führen, das in einem engen Thal am Ufer eines Fluſſes aufgeſchlagen war. Die Zelte beſtanden aus gegerbten Häuten, und einige derſelben waren auf bizarre Weiſe bemalt. Die Ankunft der Fremden erregte eine vorübergehende Unruhe im Lager, doch kaum hatten einige der ältern, durch frühern Verkehr mit den Weißen vertraute Indianer ſich von den friedlichen Abſichten des Beſuchs überzeugt, als ihre Furcht ſich in Freude verwandelte. Hr. Hunt wurde in ein Zelt geführt und bewirthet, ſo gut die Umſtände es geſtatteten.

Dieſe Indianer hatten eine ſehr ergiebige Jagd gehabt und in ihrem Lager fand ſich bereits ein großer Vorrath des beſten und ſehr fetten getrockneten Büffelfleiſches aufgehäuft, von dem Hr. Hunt eine bedeutende Quantität an ſich kaufte, ſo daß ſämmtliche Reitpferde, die für die Theilhaber und das Weib Dorions beſtimmten ausgenommen, damit beladen werden konnten. Einige Biberfelle, die er ebenfalls bei ihnen fand, bezahlte er ihnen reichlich, um ſie dadurch zu reizen, noch mehrere von dieſen Thieren zu fangen, indem er ihnen zugleich eröffnete, daß eine Abtheilung ſeiner Leute die Abſicht habe, im Gebirge zu bleiben, um von den Jägern Pelzwerk einzuhandeln. Die Indianer begriffen die Vortheile, die ihnen hier winkten, gar bald, und verſprachen für den zu hoffenden Verkehr recht viele Biberfelle zu ſammeln.

Mit Lebensmitteln reichlich verſehen, brach Hr. Hunt am 24 Sept. auf und ſetzte die Reiſe in weſtlicher Richtung fort. Nach einem Weg von 15 Meilen über einen Gebirgsrücken kam man an einen ungefähr 50 Schritt breiten Strom, Hoback genannt, den einer der Führer, der im Dienſt des Hrn. Henry in dieſer Gegend Fallen geſtellt hatte, für einen der obern Zuflüſſe des Columbia erkannte. Laut jauchzten die Reiſenden bei der Nachricht, daß der erſte Strom, auf den ſie ſtießen, dem Ort ihrer Beſtimmung zufließe. Zwei Tage lang wanderten ſie an ſeinen Ufern hin, wäh-

rend welcher er durch den Beitritt mehrerer Bäche zu einem kleinen Fluß anwuchs. Da er zwiſchen Felſen und Abhängen ſich hinſchlängelte, ſo waren unſere Reiſenden oft genöthigt, ihn zu durchwaten, und an manchen Stellen war er ſchon ſo reißend, daß mehrere der minder kräftigen von der Mannſchaft in Gefahr geriethen zu ertrinken. Die Ufer traten oft ſo weit ins Waſſer hinein, daß man gezwungen war dieſe rauhen Vorgebirge zu überklettern, wobei die Packpferde oft in großer Gefahr ſchwebten. Eines derſelben ſtürzte von einer Höhe von faſt 200 Fuß in den Fluß hinab, jedoch ohne daß ihm ein Schade geſchah. Endlich kam man aus dieſen beſchwerlichen Engpäſſen heraus und verfolgte den Hobackfluß auf mehrere Meilen weit durch ein düſteres Gebirgsthal, wo er ſich mit einem größern und reißenderen Strome vereinigte, der ſeines ungeſtümen Laufs halber der „tolle Fluß" genannt wurde. Am Zuſammenfluß dieſer Ströme ſchlugen die Reiſenden ihr Lager auf. Ein wichtiger Punkt war jetzt erreicht; wenige Meilen vor ihnen ſtiegen die Tetons, die großen Landmarken des Columbia empor, die ihnen als Wegweiſer durch das Gebirge gedient hatten. An ihrem Fuß ſtrömte der tolle Fluß, groß genug, um mit Canots befahren zu werden, und ſo auf ihm vielleicht in den Hauptſtrom des Columbia zu kommen. Die canadiſchen „Reiſenden" jubelten bei dem Gedanken, bald wieder auf ihrem Lieblingselement ſich bewegen, ihre Pferde gegen Canots vertauſchen und ſtatt über rauhe Gebirge, auf dem klaren Spiegel eines majeſtätiſchen Fluſſes hinabgleiten zu können. Viele, mit dieſer Art zu reiſen nicht vertraut, ſchmeichelten ſich ſchon alle Beſchwerden überwunden zu haben, und das Ziel ihrer Reiſe fröhlich und ohne viele Mühe zu erreichen. Sie ließen ſich von den Gefahren nichts träumen, die in der furchtbaren Wildniß, die zwiſchen ihnen und dem ſtillen Meere ſich ausbreitete, zu Land und Waſſer ihrer warteten.

## Einunddreißigſtes Capitel.

Berathung ob die Reiſe zu Land oder zu Waſſer fortzuſetzen ſey. — Der Bau eines Bootes wird vorbereitet. — Zwei Schlangenindianer finden ſich ein. — Ihr Bericht über den Fluß, der durch die ausgeſandte Mannſchaft beſtätigt wird. — Ankunft in Henry's Fort. — Drei Jäger trennen ſich von der Expedition, um in der Wildniß Biber zu fangen. — Hr. Miller entſchließt ſich, ſie zu begleiten.

An den Ufern des tollen Fluſſes hielt Hr. Hunt mit den übrigen Theilhabern eine Berathung, hinſichtlich der Fortſetzung der Reiſe. Die wilde, reißende Strömung des Fluſſes machte es höchſt zweifelhaft, ob man nicht weiter unterhalb auf Hinderniſſe ſtoßen werde, welche die Fahrt auf demſelben langwierig und beſchwerlich, wo nicht gar unmöglich machen würden. Die Jäger, welche bisher als Führer gedient hatten, wußten hierüber keine Auskunft zu geben, man war daher ſehr im Zweifel, ob man ſich dem wilden tobenden Fluſſe auf gebrechlichen Barken anvertrauen, oder die zwar beſchwerlichere, aber vielleicht ſicherere Reiſe zu Lande fortſetzen ſolle. Die Mehrheit entſchied ſich, wie leicht vorauszuſehen war, für das Einſchiffen; denn wenn ſich der Menſch in ſchwieriger Lage befindet, erſcheint ihm jede Veränderung auch zugleich als eine Verbeſſerung. Es handelte ſich nun vor Allem darum, Bäume zu finden, die groß genug wären, um Canots daraus zu zimmern, denn der Baumwuchs in dieſer Gebirgsgegend beſtand größtentheils aus nichts als Zwergfichten und kleinen Cedern, Eſpen, Mehlbeeren- und Speierlingsbäumen, und aus einer kleinern Art Silberpappeln, deren Laub dem der Weide glich. Zwar fand man auch eine Art großer Tannen, allein dieſe waren ſo voller Knoten und Knorren, daß man beim Fällen alle Aexte ruinirt haben würde. Nach vielem Nachſuchen fanden ſich endlich, weiter flußabwärts, Bäume wie man ſie brauchte, und nun wurde das Lager in deren Nähe verlegt, um die Arbeit ſogleich zu beginnen.

Während dieſer Vorbereitungen zur Fahrt auf dem Fluß ſchickte Hr. Hunt, der noch immer an ihrer Ausführbarkeit zweifelte, den Dolmetſcher Peter Dorion nebſt dem Commis John Reed und John Day, den Jäger, den Fluß hinab, um ſeinen Lauf und ſeine Beſchaffenheit auf einige Tagereiſen weit zu unterſuchen. Nach ihrer Abreiſe zog Hr. Hunt einen nicht minder wichtigen Umſtand in

Erwägung. Er war jetzt an den obern Gewässern des Columbia angekommen, die mit zu den Hauptpunkten gehörten, welche die Unternehmung Astors umfassen sollte. An den Ufern dieser damals von den Jägern noch wenig besuchten Flüsse sollte es Biber in Menge geben, und wirklich war man auch bei dem Aufsuchen von Bauholz auf zahllose Fährten dieser Thiere gestoßen. Alexander Carson, Louis St. Michel, Pierre Detayé und Pierre Delaunay wurden demnach auf den Biberfang ausgeschickt. Da diese Leute, Trapper oder Fallensteller genannt, immer zu zwei und zwei auf den Fang ausgehen, um sich bei diesem gefährlichen Geschäft in der Wüste gegenseitig zu unterstützen, so bildeten Carson und St. Michel das eine und Detayé und Delaunay das andere Paar. Sie wurden mit Fallen, Waffen, Schießbedarf, Pferden, und allem was sie bedurften, versehen, und erhielten den Auftrag, am tollen Fluß und an den benachbarten Gebirgsströmen auf den Fang auszugehen. Dort sollten sie einige Monate verweilen und, wenn sie eine gehörige Anzahl von Biberfellen zusammengebracht haben würden, dieselben auf ihre Pferde laden und sich dann auf dem kürzesten Wege nach der Mündung des Columbia oder nach einem der zwischenliegenden Posten begeben, die von der Compagnie errichtet werden würden. Die muthigen Jäger nahmen Abschied von ihren Cameraden und gingen fröhlich und guter Dinge auf eine Expedition aus, auf der sie sich in keiner bessern Lage befanden, als ein paar Männer, die man auf einem schwachen Kahn in den weiten Ocean hinaus schickt.

Die Jäger waren noch nicht lange fort, als zwei Schlangenindianer in das Lager kamen, die, als sie die Fremden mit Verfertigung von Canots beschäftigt sahen, den Kopf schüttelten, und ihnen begreiflich zu machen suchten, daß der Fluß nicht schiffbar sey, was leider auch durch den inzwischen zurückgekehrten Peter Dorion und seine Begleiter bestätigt wurde. Zwei Tage lang hatten diese die Ufer des Flusses unter großen Beschwerden verfolgt und gefunden, daß die Fahrt wegen der vielen Stromschnellen und des von überhängenden Felsen eingeengten Bettes unmöglich sey. Von dem Gipfel eines hohen Felsens aus hatten sie einen Ueberblick auf eine weite Strecke seines Laufs gehabt und gefunden, daß die Hindernisse sich weiter unterhalb immer mehr häuften. Sie waren deßhalb umgekehrt, überzeugt, daß jede weitere Untersuchung nutzlos seyn würde.

Diese übereinstimmenden Berichte brachten Hrn. Hunt zu dem Entschluß, den tollen Fluß zu verlassen, und einen schiffbareren Strom aufzusuchen, was von allen Theilhabern gebilligt wurde, Hrn. Miller ausgenommen, dem körperliches Leiden die Landreise zuwider gemacht hatte und der darauf bestand, daß man sich auf alle Gefahr einschiffen solle. Da dieser Mann indeß seit einiger Zeit schon sich sehr mürrisch und unzufrieden darüber gezeigt hatte, daß ihm ein kleinerer Antheil als den übrigen Theilhabern zugesichert worden war, so beachtete man seine Einrede nicht, und schickte sich zur Abreise an.

Robinson, Hoback und Rezner, die drei Jäger, welche bisher als Führer gedient hatten, riethen jetzt Hrn. Hunt, nach dem im Jahr zuvor von Hrn. Henry für die Missouri-Compagnie angelegten Posten aufzubrechen. Sie waren alle drei mit Hrn. Henry selbst dort gewesen, und versicherten, daß man, um dahin zu gelangen, nur noch einen eben nicht beschwerlichen Gebirgsrücken zu übersteigen habe. Henry's Posten oder Fort lag an einem der obern Arme des Columbia, der sich ohne Zweifel in Canots leicht abwärts befahren ließ.

Die beiden Schlangenindianer kannten den Posten recht gut, und erboten sich, unsre Reisenden dahin zu geleiten. Ihr Anerbieten ward zum großen Mißvergnügen Hrn. Millers angenommen, der eigensinnig darauf beharren zu wollen schien, den Gefahren des tollen Flusses zu trotzen. Die Witterung war einige Tage hindurch stürmisch gewesen, Regen und Hagel gefallen. In den Rocky Mountains herrschen heftige Westwinde, die sich zu Zeiten zu Orcanen erheben, welche einen oft mehrere Schritte breiten Pfad durch den Wald brechen und Baumstämme und Aeste bis zu ziemlicher Entfernung fortschleudern. Am 3 October, als der Sturm sich gelegt hatte, zeigten sich die umliegenden Bergspitzen mit Schnee bedeckt.

Am 4 October wurde das Lager abgebrochen und der Fluß überschritten. Nach einem Weg von vier Meilen machten unsre Reisenden am Fuß eines Gebirgs Halt, des letzten, wie sie hofften, das sie zu überschreiten haben würden. Vier Tage brauchten sie hiezu und kamen dabei über mehrere Ebenen, von schönen kleinen Flüssen durchschnitten, die sich sämmtlich in den tollen Fluß ergießen. An einer Stelle, wo sie eines Abends ihr Lager aufschlugen, entdeckten sie eine heiße Quelle, aus der gewaltige Dampfwolken emporstiegen.

Dieſe Hochebenen, welche den Gebirgen einen ganz eigenen Charakter verleihen, werden von großen Heerden Antilopen beſucht, die flüchtig wie der Wind darüber hinſauſen.

Am 8 October, nach einem kalten Wintertag, mit ſtarkem Weſtwind und Schneegeſtöber, erreichten unſre Reiſenden den Poſten, wo Hr. Henry ſich feſtgeſetzt hatte, nachdem er durch die Feindſeligkeiten der Schwarzfüße genöthigt worden war, ſeine Niederlaſſung am obern Theil des Miſſouri aufzugeben. Der Poſten war indeß verödet, da Hr. Henry ihn bereits im Frühjahr zuvor verlaſſen hatte, und, wie ſich ſpäter ergab, mit Hrn. Liſa, bald nach Hrn. Hunts Abreiſe, in dem Dorfe der Aricaras zuſammengetroffen war.

Die müden Wanderer nahmen mit innigem Vergnügen Beſitz von den verlaſſenen Hütten, die an dem mehr als hundert Schritt breiten Strome ſtanden, auf dem ſie ſich einzuſchiffen gedachten. Da es in der Nähe Ueberfluß an hochſtämmigem Holze gab, ſo traf Hr. Hunt die nöthigen Anſtalten zu Verfertigung von Canots, und beſchloß zugleich, da er ſeine Pferde zurücklaſſen mußte, aus dem verlaſſenen Platz einen Handelspoſten zu machen, wo die im Lande vertheilten Jäger ſich verſammeln, und wo die Handelsleute auf ihrem Wege von der Mündung des Columbia nach dem Gebirge ausruhen könnten. Er ſetzte die beiden Schlangenindianer von ſeinem Vorhaben in Kenntniß und lud ſie ein, in der Nähe zu bleiben und für die Pferde zu ſorgen, bis die weißen Männer zurückkehren, und ſie reichlich belohnen würden. Es mag freilich ſeltſam erſcheinen, daß Hr. Hunt der Ehrlichkeit zweier Landſtreicher ſo großes Vertrauen ſchenken konnte, allein da man die Pferde auf jeden Fall zurücklaſſen mußte, und ſie ohnedem die Beute der erſten beſten herumziehenden Horde geworden wären, ſo war bei dem Wagniß, ſie den Schlangenindianern zur Obhut zu übergeben, eben nicht viel aufs Spiel geſetzt.

Eine andere Abtheilung von Jäger wurde ausgerüſtet, und von dem Poſten aus ebenfalls auf den Biberfang ausgeſandt. Drei von ihnen, der Veteran Robinſon und ſeine beiden Gefährten Hoback und Rezner, waren bereits mit Hrn. Henry in dieſer Gegend geweſen. Sie wurden mit Pferden, Fallen und allem Nöthigen ausgerüſtet und angewieſen, das erbeutete Pelzwerk entweder nach dieſem Poſten oder nach der Hauptanſtalt an der Mün-

dung des Columbia zu bringen. Noch ein andrer Jäger, Namens Caß, gesellte sich dem Unternehmen bei. Robinson der Kentuckier, der, wie bereits erwähnt, in seinen jüngern Jahren von den Indianern skalpirt worden war, ward zum Anführer der kleinen Streifpartei ernannt. Als diese aber zum Aufbruch sich anschickte berief Hr. Miller die Theilhaber zusammen, und erklärte ihnen, daß er entschlossen sey, seine Actie an der Unternehmung aufzugeben und den abgehenden Jägern sich anzuschließen. Da Hr. Miller ein Mann von guter Erziehung, und überhaupt nicht für die Beschwerden des Jägerlebens gemacht war, so erstaunte die ganze Expedition um so mehr über einen solchen Entschluß, als zudem der zu hoffende Gewinn weit unter dem stand, den ein Theilnehmer an dem ganzen Unternehmen hatte. Hr. Hunt fühlte sich besonders betroffen von diesem Einfalle seines Collegen, weil er es war, der Hrn. Miller zur Theilnahme an dem Unternehmen beredet hatte. Er bot daher Alles auf, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, und machte ihm endlich den Vorschlag, die Reise mit der Expedition bis zur Mündung des Columbia fortzusetzen, wo er ihn dann, wenn er auf seinem Entschluß beharre, auf den Schiffen der Compagnie in seine Heimath bringen lassen wolle. Auf alle diese wohlgemeinten Vorstellungen erwiederte Hr. Miller ganz kurz, daß jedes weitere Wort verloren sey, da er fest beschlossen habe mit den Jägern aufzubrechen, man möge ihn nun zu einem solchen Unternehmen ausrüsten oder nicht.

Ueberzeugt, daß jedes fernere Zureden zu nichts helfen werde, überließen ihn die übrigen Theilhaber, wiewohl mit schwerem Herzen, seinem Schicksal, und versorgten ihn nur noch mit Pferden und Allem, was ihm bei seinem Aufenthalt in der Wildniß von Nutzen seyn konnte. Die beiden Schlangenindianer erboten sich, ihn nebst seinen Gefährten zu einem Lager ihres Stammes, tiefer im Gebirg, zu begleiten, wo man ihm die für den Biberfang am besten geeigneten Stellen zeigen werde. Dann sollten die beiden Indianer nach Fort Henry — so hatte man den neuen Handelsposten genannt — zurückkehren, und die Besorgung der Pferde übernehmen, welche von der Expedition zurückgelassen werden mußten, und von denen, nachdem alle Jäger versehen worden waren, noch 77 übrig blieben. Als alles in Ordnung war, brach Hr. Miller am 10 October mit seinen Gefährten, zum großen Be-

dauern ſeiner Freunde, wirklich auf. Wie es ihm und ſeinen Begleitern in der Folge erging, und wie die Schlangenindianer dem hinſichtlich der Pferde in ſie geſetzten Vertrauen entſprachen, werden wir im Verlaufe dieſer Erzählung ſehen.

## Zweiunddreißigſtes Capitel.

Dürftige Jagdbeute. — Der arme Wurzelgräber. — Einſchiffung auf dem Henryfluß. — Ankunft am Schlangenfluß. — Das Unglück beginnt. — Lager der Schlangenindianer. — Unterredung mit einem Wilden. — Ein neuer Unglücksfall. — Verluſt eines Schiffmanns. — Der Caldron-Linn.

Während die Canots gebaut wurden, ſtreiften die Jäger in der Gegend umher, jedoch mit nur geringem Erfolg. Fährten von Büffeln waren nach allen Richtungen hin ſichtbar, allein keine friſchen. Elens wurden aufgejagt, waren aber ſo wild, daß nur zwei getödtet werden konnten. Auch Antilopen ließen ſich ſehen, konnten aber nicht zum Schuß gebracht werden. In den Fallen fing man jede Nacht einige Biber und im Fluß Lachsforellen von einer kleinen Art; mithin ſah ſich das Lager hinſichtlich ſeiner Nahrung größtentheils auf getrocknetes Büffelfleiſch beſchränkt.

Am 14 kam ein armer halbnackter Schlangenindianer, von der unglücklichen Kaſte der Schuckers oder Wurzelgräber ins Lager. Er war aus ſeinem Verſteck zwiſchen den Felſen herabgeſtiegen und bot ein treues Bild des Elends, zu dem jene armen, oft halb verhungernden, einſam lebenden Flüchtlinge herabſinken. Nachdem er etwas erhalten hatte, um ſeinen Hunger zu ſtillen, verſchwand er, kam aber am dritten Tag wieder und brachte ſeinen Sohn mit ſich, der wo möglich noch elender und ausgehungerter ausſah als der Vater. Beide wurden geſpeiſt, ſchlichen aber immer noch gleich hungrigen Hunden um das Lager, ſtets umherſpähend, ob ſich nicht noch etwas Eßbares finden laſſe, und nachdem ſie die Füße und Eingeweide einiger Biber genommen hatten, ſchlichen ſie ſich mit ihrer Beute in ihre Felſenhöhle zurück.

Am 18 October waren 15 Canots fertig und am folgenden Tag ſchiffte man ſich mit dem Gepäck ein, die Pferde, im Vertrauen auf die Ehrlichkeit der beiden Schlangenindianer, graſend

am Ufer zurücklassend. Die reißende Strömung förderte die Fahrt, und die canadischen „Reisenden", die sich nun wieder auf ihrem Element befanden, gewannen bald die gewohnte Fröhlichkeit wieder. Munter wurden die Ruder gehandhabt, und zum erstenmal hallte das Echo dieser Gebirge die Lieblingslieder dieser Schiffergilde wieder. Im Laufe des Tages kam das kleine Geschwader an dem Zusammenfluß des Henry- und Mad-River, oder „tollen Flusses," die durch ihre Vereinigung einen schönen Strom von lichtem erbsengrünem Wasser bildeten, schiffbar für Boote jeder Größe. Die beiden Flüsse, die vom Punkt ihrer Vereinigung aus den Namen des „Schlangenflusses" annehmen, sollten für unsre Reisenden der Schauplatz mannichfacher Widerwärtigkeiten werden. Die Ufer waren hie und da mit Weidengebüsch und kleinen Silberpappeln besetzt; das Wetter war kalt, es schneite täglich, und ganze Züge von Enten und Gänsen verkündeten den nahenden Winter. Dennoch waren die Reisenden fröhlich und guter Dinge, und schmeichelten sich, als sie so den Strom hinabglitten, mit der angenehmen Hoffnung, bald den Columbia zu erreichen. Nach einer Fahrt von 30 Meilen in einer südlichen Richtung, wurde das Nachtlager in einer Gegend aufgeschlagen, wo man alle Ursache hatte auf seiner Hut zu seyn, da sich frische Fährten von grauen Bären im Dickicht fanden.

Am folgenden Tage wurde der Fluß immer breiter und schöner; parallel mit seinem linken Ufer dehnte sich eine Gebirgskette aus, die sich hie und da in dem lichtgrünen Wasser wiederspiegelte. Die drei schneebedeckten Spitzen der Pilot-Knobs oder Tetons waren noch immer in der Ferne sichtbar. Nach einer raschen, aber angenehmen Fahrt von 20 Meilen begann der Fluß zu toben und zu schäumen, und ganz den wilden Charakter der Ströme westlich vor den Rocky Mountains anzunehmen. Die Flüsse, welche nach dem stillen Ocean hinabströmen, unterscheiden sich in der That wesentlich von denen, welche die großen Prairien auf der Ostseite durchschneiden. Die letztern, wiewohl hie und da reißend, sind doch meist frei von Hemmnissen und leicht zu befahren; die Flüsse westlich von den Gebirgen aber sind weit ungestümer, und die Fahrt auf ihnen wird häufig von Wasserfällen und Stromschnellen unterbrochen. Der letztern gab es besonders viele auf dem Theil des Flusses, den unsre Reisenden jetzt hinabfuhren. In zwei der Canots drang

zwiſchen den Klippen das Waſſer; die Mannſchaft rettete ſich, aber die Ladung war theils verloren, theils beſchädigt, und eines der Fahrzeuge wurde vor der Strömung abwärts geriſſen und zwiſchen den Felſen zerſchellt.

Am folgenden Tag, 21 October, kam das kleine Geſchwader zu einer gefährlichen Straße, wo der Fluß auf eine Strecke von ungefähr einer halben Meile zwiſchen ſenkrechte Felſen gepreßt und dadurch ſein Bett bis auf eine Breite von kaum 20 Schritten verengt ward. Hier mußte man die Canots mit großer Vorſicht von dem überhängenden Ufer herab an Seilen leiten. Mit dieſer Arbeit ging der größte Theil des Tages hin, und kaum hatte man ſich wieder eingeſchifft, als die Fahrt abermals durch Stromſchnellen unterbrochen wurde, und man ſich genöthigt ſah, Canots und Ladung eine ziemliche Strecke weit zu Lande fortzuſchaffen. An ſolchen Stellen, „Landfahrten" genannt, zeigten die Verdienſte der canadiſchen „Reiſenden" ſich in ihrem vollſten Lichte; hier trugen ſie ſchwere Laſten über Felſen und Abgründe, oft durch dornichtes Gebüſch ſich windend, nicht nur ohne Murren, ſondern unter Scherzen, Lachen und Geſang. Die übrige Mannſchaft, deren Lebensgeiſter von dem Augenblick an, wo man die beſchwerliche Landreiſe mit der bequemern Waſſerfahrt vertauſchen konnte, neu aufgefriſcht worden waren, fing jetzt an etwas von ihrer Munterkeit zu verlieren. Die Zukunft war in dichten Schleier gehüllt, denn man kannte den Fluß nicht, dem man ſich anvertraut hatte. Noch nie zuvor war er von weißen Männern befahren worden, und weit und breit war kein Indianer zu ſehen, bei dem man ſich hätte Raths erholen können. Durch eine unermeßliche, gebirgige, lautloſe, und allem Anſchein nach ganz unbewohnte Wildniß führte die Fahrt; kein Wigwam an den Ufern, kein Canot auf dem Fluß wollte unſern Reiſenden aufſtoßen. Die bereits überſtandenen Gefahren ließen auf noch andere und vielleicht größere ſchließen, welche die weitere Fahrt gänzlich unmöglich machen konnten. Der geſunkene Muth begann ſich indeß bei weiterm Verfolg der Reiſe wieder zu heben; die Strömung war zwar heftig aber ſtätig, und obſchon man hie und da auf Stromſchnellen ſtieß, ſo waren ſie doch nicht ſehr gefährlich. Gebirge tauchten nach verſchiedenen Richtungen auf; zuweilen glitt der ſchnelle Fluß durch Prairien dahin, wo ſeine Ufer mit kleinen Sil-

berpappeln und Weiden beſetzt waren. Dieſe Prairien werden zu gewiſſen Jahrszeiten von den weit wandernden Büffelheerden beſucht, deren freilich nicht mehr friſche Fährten man häufig erkannte. Hier fand ſich auch die ſtachelige indianiſche Feige, eine Pflanze, die ſonſt ein mehr ſüdliches Klima liebt. Am Lande flogen ganze Schaaren von Elſtern und americaniſchen Rothkehlchen umher, und aus dem Waſſer erhoben ſich, von den Canots aufgeſcheucht, ganze Züge von Gänſen und Enten, während die zahlreichen Biberbaue am Ufer deutlich zeigten, daß die Einſamkeit dieſes Fluſſes ſelbſt von den allenthalben umherſchweifenden Wilden nur ſelten geſtört worden war.

Faſt 280 Meilen hatten unſre Reiſenden zurückgelegt, ſeit ſie von Fort Henry aufgebrochen waren, ohne auf ein menſchliches Weſen oder eine menſchliche Wohnung zu ſtoßen. Eine wilde Einöde dehnte ſich längs der beiden Ufer des Fluſſes aus, dem Anſchein nach ſogar nicht einmal von Thieren bewohnt. Am 24 October wurden ſie endlich durch den Anblick einiger Zelte erfreut; eilends ſteuerten ſie dem Lande zu, um ſie zu beſuchen, denn es kam natürlich darauf an, Erkundigungen über den Weg einzuziehen, der vor ihnen lag. Kaum hatten ſich aber die Reiſenden den Zelten genähert, als auch die Indianer beſtürzt entflohen. Es zeigte ſich, daß es eine wandernde Horde von Shoſhonies war; in ihren Zelten fand ſich ein bedeutender Vorrath von zwei Zoll langen kleinen Fiſchen, die ſie für den Winter zu trocknen beſchäftigt waren, nebſt Wurzeln und Getreide. Werkzeuge fanden ſich durchaus keine vor, und an Waffen nur Bogen und Pfeile, beide ſehr ſchön gearbeitet. Die erſtern waren aus Fichten- oder Cedernholz verfertigt und ihre Spannkraft noch durch darumgewundene Sehnen verſtärkt; die Pfeile beſtanden aus dem Holz von Roſenbüſchen und waren mit einer Spitze von einem bouteillengrünen Steine verſehen. Ferner fanden ſich noch Körbe von Weidenruthen und Gras vor, die ſo dicht geflochten waren, daß ſie Waſſer hielten, und ſehr ſchöne aus den Faſern des wilden Flachſes und der Neſſeln geſtrickte Netze. Die ärmlichen Geräthſchaften dieſer armen Wilden blieben nicht nur unberührt, ſondern Hr. Hunt ließ auch noch einige Meſſer zurück, die für ſie ohne Zweifel eine Gabe von unſchätzbarem Werthe waren.

Bald nachdem unſre Reiſenden das verödete Lager verlaſſen

und ſich wieder eingeſchifft hatten, begegneten ſie drei Schlangenindianern auf einem dreieckigen Floß von Binſen, die ſämmtlich keine andere Bekleidung als einen kleinen Mantel von Haſenfellen, über die Schultern geworfen, trugen. Die Canots kamen ihnen nahe genug, um ſie genau betrachten zu können, doch waren ſie durchaus zu keiner Unterredung zu bewegen. Ein dreißig Fuß hoch hinabſtürzender Waſſerfall machte jeder weiteren Fahrt für den Tag ein Ende; man mußte daher oberhalb dieſes Hemmniſſes das Nachtquartier aufſchlagen.

Am folgenden Tage kam man bei beſchwerlicher Arbeit und großer Anſtrengung nur wenig vorwärts, da der Fluß ſich durch ein wildes felſiges Bett wand und das Fahrwaſſer häufig durch Stromſchnellen unterbrochen war, die den Canots Gefahr drohten. Am Tag darauf ſtieß man abermals auf das Lager einer wandernden Horde Schlangenindianer, die jedoch ebenfalls beim Anblick der mit weißen Männern angefüllten Canots die Flucht ergriffen.

Da Hrn. Hunt alles daran lag, genaue Erkundigung hinſichtlich des Laufs des Fluſſes einzuziehen, ſo bemühte er ſich durch freundſchaftliche Zeichen aller Art, die Flüchtigen zur Umkehr zu bewegen. Endlich wagte dieß einer von ihnen, der ſich zu Pferde befand, unter Furcht und Zittern. Er war beſſer gekleidet und ſah beſſer aus als alle ſeines Stammes, die Hr. Hunt bis jetzt geſehen. Eine Quantität getrocknetes Fleiſch und Lachsforellen, wahrſcheinlich ſein Wintervorrath, den er im Stich gelaſſen hatte, ſchien ihn hauptſächlich zurückzuführen, denn man ſah dem armen Teufel an, wie die Furcht vor dem Hunger und vor den weißen Männern wechſelsweiſe in ſeinem Innern kämpften. Mit den demüthigſten Gebärden flehte er Hrn. Hunt an, ſeine Lebensmittel nicht wegzunehmen. Dieſer verſuchte ihn auf alle nur mögliche Weiſe zu beruhigen, indem er ihm Meſſer für ſeine Vorräthe anbot, eine Verſuchung, die ſo groß war, daß der arme Indianer nur einen Theil ſeines Fleiſches und ſeiner Fiſche für ſich behielt, über den er jedoch mit ängſtlicher Sorgfalt wachte, damit man ihm dieſen nicht auch noch nehme. Vergebens erkundigte ſich Hr. Hunt nach dem Wege, der Indianner war zu erſchrocken und verdutzt, als daß er hätte Auskunft geben können; er that nichts, als bald den guten Geiſt anrufen, bald Hrn. Hunt bitten,

ihm seine Lebensmittel nicht zu nehmen und so mußte man ihn, für seine Schätze zitternd, verlassen.

Im Laufe dieses und des nächsten Tages machte die Expedition fast 80 Meilen; der Lauf des Flusses, der hier fast eine halbe Meile breit war, richtete sich gegen Südwest, das Wasser war klar und die Ufer von zahllosen Bibern bewohnt. Der 28 October war dagegen ein Tag des Unglücks; das Fahrwasser wurde wieder tobend und ungestüm, und war von einer Menge von Stromschnellen unterbrochen, die ein immer gefährlicheres Ansehen gewannen. Hr. Crooks befand sich im zweiten Canot des Geschwaders und hatte einen alten erfahrnen Steuermann, Namens Anton Clappine, den besten unter den canadischen „Reisenden", bei sich. Das vorausfahrende Canot war eben glücklich durch die tobende Brandung geglitten, und das zweite wollte ihr folgen, als Hr. Crooks bemerkte, daß es gerade auf einen Felsen zutreibe. Er rief dem Steuermann einige warnende Worte zu, allein seine Stimme wurde entweder nicht gehört oder nicht beachtet, und so rannte im nächsten Augenblick schon das Canot auf den Felsen, wurde umgestürzt und zerschellt. Fünf Personen waren an Bord; Hr. Crooks nebst noch einem seiner Gefährten ward in die wirbelnde Fluth geschleudert, doch gelang es beiden, sich schwimmend ans Ufer zu retten. Clappine und noch zwei Andere klammerten sich an die Trümmer des Canots und wurden auf einen Felsen getrieben; hier stieß das Wrack mit dem einen Ende so heftig auf, daß der arme Clappine durch die Erschütterung in den tobenden Fluß geschleudert wurde und ertrank, während die andern beiden sich auf dem Felsen festhielten, bis man sie abholte.

Dieser traurige Vorfall hatte Alle tief erschüttert. Man sah jetzt einen fürchterlichen Weg vor sich, dessen Gefahren selbst dem gewandtesten Schiffer unbesiegbar schienen, und wo keine weitere Fahrt auf dem Fluß mehr möglich war. Die ganze Wassermasse des Stromes drängte sich jetzt in ein Bett von kaum 30 Fuß Breite, zwischen zwei mehr als 200 Fuß hohen Klippenreihen, die einen Abgrund bildeten, in dem der Fluß auf furchtbare Weise tobte und schäumte. Diese Stelle wurde der „Caldron Linn" genannt. Jenseits dieser gräulichen Schlucht, wirbelte und schäumte der Strom fort, bis er sich zwischen überhängenden Felsen verlor.

## Dreiunddreißigſtes Capitel.

Mannſchaft wird ausgeſendet um zu recognosciren. — Niederſchlagende Berichte. — Traurige Lage der Reiſenden. — Neue Abtheilungen werden ausgeſchickt. — Bereitung von Caches. — Rückkehr der einen ausgeſandten Abtheilung. — Devil's Scuttle Hole.

Hr. Hunt lagerte mit ſeinen Gefährten an den Ufern des Caldron-Linn und hielt Rath über den Weg, den man zu nehmen habe. Der eben erlittene Schiffbruch hatte ſelbſt die canadiſchen „Reiſenden" entmuthigt, und das Schickſal ihres Cameraden Clappine, des Geſchickteſten und Erfahrenſten ihrer Gilde, erfüllte ihre Herzen mit einer Trauer, die aller Fröhlichkeit ein Ende gemacht zu haben ſchien.

Der ganze Weg, den unſre Abenteurer von Henry's Fort aus bis zum Caldron-Linn zurückgelegt hatten, wurde auf ungefähr 340 Meilen geſchätzt, und nun ſtand man auf dem Punkte der unüberwindlichen Hinderniſſe halber, die der weitern Fahrt ein Ende machten, die Canots nochmals im Stich laſſen zu müſſen. Es wurde beſchloſſen, Leute an beiden Ufern des Fluſſes auszuſenden, um zu unterſuchen, ob wirklich keine Ausſicht mehr auf Fortſetzung der Fahrt ſey. Am folgenden Morgen gingen demzufolge drei Mann am ſüdlichen Ufer hin, während Hr. Hunt mit drei andern das nördliche zu erforſchen ſich vorbehielt. Nach einem höchſt beſchwerlichen Marſch durch Sümpfe und über Felſen und Abgründe kehrten beide Parteien mit ſehr entmuthigenden Nachrichten zurück. Vierzig Meilen weit hatten ſie den Lauf des Fluſſes unterſucht, der dieſe ganze Strecke entlang fortwährend durch ein tiefes und enges Felſenbett führte, das er ſich im Laufe der Zeit ausgehöhlt hatte. Die bald ſenkrechten, bald überhängenden Felſen zu beiden Seiten waren zwei- bis dreihundert Fuß hoch, ſo daß man, zwei oder drei Stellen ausgenommen, gar nicht einmal zum Waſſer hinabſteigen konnte. Dabei kamen im Fahrwaſſer noch ſo viele gefährliche Stromſchnellen und zuweilen Waſſerfälle von 30 bis 40 Fuß ſenkrechter Höhe vor, daß gar nicht daran zu denken war, eine weitere Fahrt zu verſuchen. Diejenige Abtheilung, welche das ſüdliche Ufer unterſucht hatte, glaubte indeß, ungefähr ſechs Meilen vom Lager eine Stelle gefunden zu haben,

wo sie für mög'lich hielt, die Canots am Ufer hinabzulassen und sie an Seilen und mit Hülfe gelegentlicher Landfahrten den Strom hinabzubringen. Vier der besten Canots wurden zu diesem Versuch ausgewählt, und von sechszehn Männern bis zu der bezeichneten Stelle getragen. Zu gleicher Zeit ward Hr. Reed, der Commis, nebst drei Mann ausgesandt, den Fluß noch weiter abwärts zu untersuchen, als dieß bereits geschehen war, und dabei nach Indianern umherzuspähen, von denen man Lebensmittel und vielleicht auch Pferde bekommen könnte, im Fall man genöthigt seyn sollte, die Reise zu Lande fortzusetzen.

Die Leute mit den Canots kamen am folgenden Tage ganz muthlos und erschöpft zurück. Eines der Canots war mit allen Effecten von vier canadischen Reisenden von dem wilden Strome fortgerissen worden, als man versucht hatte, es an einem Seil über eine Stromschnelle hinabzuziehen, und die andern drei hatten sich zwischen den Felsen festgeklemmt, so daß es unmöglich war sie vorwärts zu bringen. Die Mannschaft kam daher in Verzweiflung zurück und erklärte den Fluß für gänzlich unschiffbar.

Die Lage der unglücklichen Reisenden war jetzt sehr traurig. Sie befanden sich im Innern einer bis dahin noch von keinem Weißen betretenen Wildniß, wußten weder, welchen Weg sie einzuschlagen hätten, noch wie weit sie sich vom Ort ihrer Bestimmung befanden, und hatten auch noch kein menschliches Wesen getroffen, das ihnen die so sehnlich gewünschte Auskunft hätte geben können. Dabei hatten die wiederholten Unfälle mit den Canots ihre Vorräthe an Lebensmitteln so sehr vermindert, daß das noch Vorhandene auf fünf Tage höchstens ausreichte, und es war aller Anschein vorhanden, daß zu ihren ohnehin schon drückenden Leiden sich auch noch die Qualen des Hungers gesellen würden. Dieser letztere Umstand ließ ein längeres Beisammenbleiben nicht als rathsam erscheinen; man beschloß daher nach kurzer Berathung, daß mehrere kleinere Abtheilungen, jede unter Leitung eines der Theilhaber, in verschiedenen Richtungen aufbrechen sollten, und nahmen dabei die Verabredung, daß im Fall eine derselben auf freundschaftlich gesinnte Indianer stoßen würde, von denen man Lebensmittel und Pferde bekommen könnte, sie sogleich zu der Hauptabtheilung zurückzukehren habe; außerdem sollten alle ihren Weg nach den Umständen einrichten, dabei aber immer die Mündung des Co-

lumbia, als das Ziel der Reise, im Auge behalten. Dieser Verabredung zufolge brachen drei verschiedene Abtheilungen in entgegengesetzten Richtungen aus dem Lager von Caldron-Linn auf. Hr. Mac Lellan mit drei Mann ging flußabwärts, Hr. Crooks nebst fünf andern am Strom hinauf, um den beschwerlichen Weg, den man zu Wasser gemacht, zu Lande zurückzulegen, und, wenn er unterwegs keine Hülfe fände, nach Fort Henry zurückzukehren, um die dort gelassenen Pferde abzuholen und mit diesen wieder zur Hauptabtheilung zu stoßen. Die dritte aus fünf Mann bestehende Abtheilung wurde von Hrn. Mac Kenzie geführt, der seinen Weg nordwärts durch die Ebene nahm, in der Hoffnung, den Hauptstrom des Columbia zu erreichen.

Nachdem Hr. Hunt diese drei abenteuerlichen Züge mit schwerem Herzen die gefahrvolle Wanderung hatte antreten sehen, dachte er auf Mittel der unter seiner Obhut gebliebenen Hauptabtheilung, die, außer dem Weibe und den beiden Kindern Peter Dorions, aus 31 Mann bestand, den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Wildpret war in der Nähe nicht zu sehen, nur einige Biber wurden gelegentlich gefangen, deren Fleisch eine kärgliche Nahrung bot, die man in der Hoffnung verzehrte, daß eine der ausgesandten Abtheilungen bald mit Hülfe zurückkehren werde.

Hr. Hunt machte sich jetzt vor allem daran, Caches bereiten zu lassen, in denen man die Waaren und das Gepäck aufbewahren konnte, das auf der beschwerlichen Landreise nicht fortzubringen war. Cache ist ein unter den Jägern und Handelsleuten gebräuchlicher Ausdruck, um ein Versteck zu bezeichnen, wo man Waaren oder andere Gegenstände verbergen kann. Es ist von dem französischen Worte cacher, verbergen, abgeleitet und dankt seinen Ursprung den ersten Colonisten von Canada und Louisiana; allein die Sache selbst war schon lange zuvor, ehe die weißen Männer ins Land kamen, unter den Eingebornen bekannt und im Gebrauch, denn es ist dieß das einzige Auskunftsmittel, durch welches die wandernden Horden ihre werthvollere Habe, während ihrer oft langen Abwesenheit von ihren Dörfern auf Jagd- oder Kriegszügen, gegen Beraubung sichern. Es gehört natürlich die größte Geschicklichkeit und Vorsicht dazu, um solche Verstecke vor den Luchsaugen eines Indianers zu verbergen. Zuvörderst wählt man einen geeigneten Platz, gewöhnlich eine niedrig gelegene Stelle auf einem Thon-

boden am Ufer eines Fluſſes. Iſt die Wahl getroffen, ſo breitet man Teppiche, Pferdedecken, Tücher und dergleichen auf dem Raſen aus, um keine Spur der Arbeit auf dem Boden zurückzulaſſen, und ſticht nun einen Kreis von ungefähr zwei Fuß im Durchmeſſer im Raſen aus, den man mit der an den Wurzeln hängenden Erde ſorgfältig abhebt und an einen ſichern Ort legt, wo er nicht beſchädigt werden kann. Dann wird in der bloßgelegten Stelle ſenkrecht bis zu ungefähr drei Fuß Tiefe eingegraben, und das Loch nach und nach ſo erweitert, daß es eine kegelförmige Höhle von ſechs bis ſieben Fuß Tiefe wird. Die ausgegrabene Erde ſammelt man ſorgfältig in Felle oder Tücher, trägt ſie flußabwärts und wirft ſie mitten in die Strömung. Iſt die Cache zufällig zu weit von einem Fluß entfernt, ſo wird die Erde bis in geraume Entfernung fortgetragen, und ſo ausgeſtreut, daß auch nicht die geringſte Spur von ihr übrig bleibt. Iſt das Loch fertig, ſo füttert man es mit trockenem Gras, Rinde, Zweigen, oder auch wohl mit einem trockenen Thierfell aus; dann werden die zu verbergenden Gegenſtände, nachdem man ſie zuvor gut gelüftet, hineingelegt, ein Fell darüber gebreitet und auf dieſes dürres Gras, Zweige, Steine und Erde geworfen, bis das Loch voll iſt. Hierauf legt man den ausgeſtochenen Raſen auf die Oeffnung, begießt ihn mit Waſſer, damit er ſich gut mit der Oberfläche des Bodens wieder verbinde, und legt dann die Steine oder andere Gegenſtände, die man etwa wegzuräumen genöthigt war, genau wieder auf ihren Platz. Endlich werden die ausgebreiteten Decken weggenommen, das niedergedrückte Gras wieder aufgerichtet, und überhaupt alles mit der größten Sorgfalt in denſelben Stand geſetzt, in dem es früher war. Iſt alles vollendet, ſo verläßt man den Ort während der Nacht, unterſucht ihn dann am folgenden Morgen noch einmal, und kommt nicht eher wieder als bis man das Verborgene abzuholen Willens iſt. Vier Männer reichen hin, um binnen zwei Tagen Waaren von zwei Tonnen an Gewicht zu verbergen. Hr. Hunt mußte neun ſolcher Caches zu Bergung ſeiner Effecten graben laſſen.

Drei Tage waren ſeit dem Abgang der verſchiedenen Abtheilungen verſtrichen, als die unter Hrn. Crooks unerwartet ſich wieder einfand. Große Freude herrſchte auf einen Augenblick im Lager, denn man vermuthete Hülfe nahe; allein Hr. Crooks und ſeine Gefährten kamen, wie ſich bald zeigte, nur zurück, weil ſie unmöglich gefun-

den hatten, Fort Henry auf dem Landweg zu erreichen; ſie waren daher wieder umgekehrt, um das Schickſal ihrer Cameraden zu theileen. Eine Hoffnung war den troſtloſen Reiſenden jetzt zu Waſſer geworden; es blieb ihnen nun nur noch die auf die beiden andern Abtheilungen unter Reed und Mac Lellan, die den Fluß hinabgegangen waren, denn auf Hrn. Mac Kenzie, der den Weg über die Ebene eingeſchlagen hatte, rechnete man nicht mehr, weil man glaubte, auch er werde in der pfadloſen Wildniß mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. Man fuhr indeß fort zu fiſchen und Fallen zu ſtellen; die größeren Fiſche wurden Nachts bei dem Licht von Holzfackeln mit Speeren geſtochen und die kleinern in Netzen gefangen. Der Ertrag dieſer Fiſcherei war indeß ſehr kärglich. Auch der Biberfang lieferte keine große Ausbeute, und von dieſer mußten noch die beſten Stücke Fleiſch nebſt den Schweifen getrocknet und für die Reiſe aufgehoben werden.

Endlich kehrten zwei von den Gefährten des Hrn. Reed zurück und wurden mit der größten Freude aufgenommen. Ihr Bericht diente indeß nur dazu, den allgemeinen Kleinmuth noch zu vermehren. Sie waren mit Hrn. Reed bis unterhalb des Punktes gegangen, bis zu welchem Hr. Hunt gekommen war, hatten aber nirgends eine Spur von Indianern gefunden. Der Fluß tobte noch immer zwiſchen mauer-ähnlichen Felſen fort, und war durchaus unfahrbar. Eine ſchwache Hoffnung, welche mehrere der Reiſenden bis jetzt noch genährt hatten, zu Waſſer ihre Reiſe fortſetzen zu können, mußte nun ganz aufgegeben werden, und in dem Unmuth über die traurigen Erfahrungen, die man an dieſer Stelle gemacht hatte, gaben ihr die Reiſenden den Namen der Devil's Scuttle Hole.

## Vierunddreißigſtes Capitel.

Entſchluß zu Fuße weiter zu gehen. — Traurige Wüſte zwiſchen dem Schlangenfluß und dem Columbia. — Vertheilung des Gepäcks. — Theilung der Expedition. — Zuſammentreffen mit Schlangenindianern. — Pferdehandel. — Ein Pferd wird reclamirt. — Mangel an Nahrung. — Nachrichten von Hrn. Crooks. — Mühſame Reiſe zwiſchen den Bergen. — Bivouac während einer Winternacht. — Rückkehr zum Flußufer.

Der Entſchluß Hrn. Hunts und ſeiner Gefährten, unverweilt zu Fuße aufzubrechen, ſtand nunmehr feſt. Auf die Rückkehr der andern beiden Abtheilungen war nicht zu rechnen, denn es ließ ſich vermuthen, daß ſie ihren Weg durch die Wildniß ſo gut als möglich fortzuſetzen ſuchen würden; und noch länger auf Befreiung durch ſie warten wollen, würde unſre Reiſenden der Gefahr ausgeſetzt haben, Hungers zu ſterben. Zudem nahte der Winter mit ſtarken Schritten, und ſie hatten eine lange Reiſe durch ein unbekanntes Land zu machen, wo Gefahren aller Art ihrer warteten. Noch 1000 Meilen befanden ſie ſich von Aſtoria, aber dieſe Entfernung war ihnen damals noch unbekannt, und alles, was vor ihnen lag oder ſie umgab, war mit dem Schleier der Ungewißheit verhüllt, und bot einen Anblick, der den Muth mehr niederſchlug als belebte.

Wenn die Wanderer den Fluß verließen, mußten ſie über eine pfadloſe Ebene, die ihnen auch nicht das geringſte Nahrungsmittel bot, und wo ſie nur die Ausſicht hatten vor Hunger und Durſt zu verſchmachten. Eine öde traurige Wüſte, mit Sand und Kies bedeckt, dehnt ſich vom Schlangenfluß bis faſt zum Columbia aus, auf der ſich nur hie und da eine dürftige Grasdecke findet, unzulänglich zur Weide für Hornvieh oder Pferde. Dieſe baumloſen Wüſten zwiſchen den Rocky-Mountains und dem ſtillen Meer ſind in der That noch öder und unfruchtbarer als die nackten obern Prairien auf der atlantiſchen Seite; es iſt eine große ſandige Fläche, die jeder Cultur Hohn ſpricht, und die ſich als eine traurige Wüſte, worauf der Wanderer oft Gefahr läuft, vor Hunger und Durſt umzukommen, zwiſchen den von Menſchen bewohnten Gegenden ausbreitet.

Dieſe traurige Ausſicht beſtimmte Hrn. Hunt und ſeine Ge-

fährten sich längs des Flusses zu halten, wo sie wenigstens immer Wasser zur Hand hatten und zuweilen Fische oder Biber fangen konnten, und wo sich ihnen doch eher eine Aussicht bot mit Indianern zusammenzutreffen, von denen sie Lebensmittel und Nachweisungen über den ferner einzuhaltenden Weg zu erhalten hoffen durften.

Es wurden nun die letzten Vorbereitungen zum Aufbruch getroffen. Alles, was ihnen an Lebensmitteln noch geblieben war, bestand in 40 Pfund Mais, 20 Pfund Schmeer, gegen fünf Pfund Suppentafeln und so viel getrocknetem Büffelfleisch, daß auf jeden Kopf noch $5\frac{1}{4}$ Pfund kamen, das man aber für die dringendste Noth aufzusparen beschloß. Nachdem das Mitzunehmende gehörig unter die Mannschaft vertheilt worden war, wurde alles Entbehrliche in die Caches gelegt. Aller Beschränkung ungeachtet, traf doch jeden Mann, außer seinen eigenen Effecten, ein Gewicht von 20 Pfund, das er durch die Wüste schleppen mußte.

Um größere Wahrscheinlichkeit hinsichtlich des Auffindens von Lebensmitteln für sich zu haben, theilte sich die Gesellschaft in zwei Abtheilungen: Hr. Hunt mit 18 Mann nebst Peter Dorion und dessen Familie sollte an der Nordseite des Flusses hinabgehen, während Hr. Crooks ebenfalls mit 18 Mann sich die Südseite vorbehielt.

Am Morgen des 19 Octobers trennten sich beide Parteien und traten ihren Weg an. Hr. Hunt und seine Gefährten gingen am rechten Ufer des Flusses hin, der tief unter ihnen zwischen senkrechten Felsen von 200 bis 300 Fuß Höhe schäumte und tobte. Während der ganzen Strecke von 28 Meilen, die sie an diesem Tage zurücklegten, hatten sie auch nicht eine einzige Stelle gefunden, wo es möglich gewesen wäre bis zum Wasser hinabzusteigen, und nur da erst, wo sie ihr Nachtlager aufschlugen, zeigte sich die Möglichkeit, wiewohl mit der größten Gefahr, einen Kessel voll Wasser für den Bedarf der Mannschaft heraufzuholen. Da es Nachmittags zu regnen angefangen hatte, so suchte man für die Nacht Schutz unter den Felsen. Am nächsten Tage machten unsre Reisenden 32 Meilen in nordwestlicher Richtung längs des Flusses, der immer noch in seinem tiefen Bette dahin strömte. Hie und da zog sich jetzt ein Sandstreifen oder ein schmaler Strich Landes mit Zwergweiden besetzt am Fuße der Felsen hin, und zuweilen

breitete ſich eine kleine ruhige Waſſerfläche gleich einem glatten Spiegel zwiſchen den ſchäumenden Stromſchnellen aus.

Am nächſten Tage fanden unſre Reiſenden auf ihrem ganzen Wege nur eine einzige Stelle, wo ſie bis zum Fluß hinabſteigen konnten, und waren daher genöthigt, ihren Durſt mit dem Waſſer zu ſtillen, das ſich in den Felſenhöhlen angeſammelt hatte. Am Morgen des folgenden Tages ſtießen ſie längs dem Fluß auf einen Pfad, wo die unverkennbaren Spuren von Pferdehufen vermuthen ließen, daß ſie ſich in der Nähe eines indianiſchen Dorfes oder Lagers befanden. Man hatte dieſe Spur noch nicht weit verfolgt, als man auf zwei Schlangenindianer ſtieß, die ſich mit einigem Anſchein von Furcht näherten, indem ſie ein Meſſer empor hielten und zu verſtehen gaben, daß ſie es von einigen weißen Männern der vorausgegangenen Abtheilung erhalten hätten. Nur mit Mühe konnte Hr. Hunt dieſe Wilden bewegen ihn in ihre Wohnungen zu führen. Einen Pfad einſchlagend, der vom Fluß abwärts führte, bekamen unſre Reiſenden, nachdem ſie eine Strecke weit auf der Prairie fortgegangen waren, eine Anzahl von Strohhütten zu Geſicht. Wie bei frühern Gelegenheiten, ſo verbreitete ihr Erſcheinen auch jetzt den größten Schrecken unter den Indianern. Die Weiber verſteckten ihre kleineren Kinder unter das Stroh und flüchteten mit den größern in die Prairie hinaus. Die Männer erwarteten die Fremden zwar, jedoch mit allen Zeichen der Furcht und des Schreckens.

Hr. Hunt ging in die Hütten und bemerkte, als er ſich umſah, gar wohl, wo die Kinder verborgen waren; ihre ſchwarzen Augen funkelten gleich denen der Schlangen durch das Stroh. Er hob die Decke auf, was die armen kleinen Geſchöpfe nicht wenig erſchreckte, und ihre Väter ſtanden zitternd dabei, als ob ein Raubthier im Begriff ſtehe ihre Kinder zu zerreißen. Das freundliche Benehmen des Hrn. Hunt verſcheuchte jedoch dieſe Beſorgniſſe bald, und ſo gelang es ihm eine Quantität herrlichen getrockneten Salm und einen Hund einzuhandeln, ein Thier, deſſen Fleiſch von dieſen Indianern ſehr geſchätzt wird. Als Hr. Hunt wieder zu dem Fluſſe zurückkehrte, ward er von einem Indianer begleitet. Von nun an ſtießen die Reiſenden längs dem Fluſſe öfter auf Indianerhütten, und nach einer Tagreiſe von 26 Meilen, gegen Nordweſt, ſchlugen ſie ihr Lager in einer ſehr belebten Nachbarſchaft auf. Vierzig bis fünfzig Indianer ſtatteten bald einen Beſuch ab, benahmen ſich

aber außerordentlich freundschaftlich. Alle waren recht gut in Büffelfelle gekleidet, die sie sich gegen Salmen von den Jägerstämmen eintauschen. Ihre Wohnungen waren recht bequem eingerichtet; vor einer jeden befand sich ein Haufen Wermuthholz zum Feuern aufgethürmt, und im Innern waren große Vorräthe von Salm, theils frisch, theils getrocknet, aufgehäuft. Sobald die weißen Männer eine Hütte betraten, versteckten sich Weiber und Kinder aus Furcht. Unter den Lebensmitteln, die unsre Reisenden hier erhielten, befanden sich auch zwei Hunde, deren Fleisch ihnen seines Wohlgeschmacks wegen gar sehr behagte.

Während der folgenden drei Tage legten sie ungefähr 63 Meilen, meist in nordwestlicher Richtung zurück. Sie stießen abermals auf mehrere Strohhütten, von deren Bewohnern sie stets unter Furcht und Zittern aufgenommen wurden. Die Weiber, mehr aber noch die Kinder, waren sehr schlecht bekleidet; ihre Bedeckung bestand aus Büffel-, Fuchs-, Wolfs-, Hasen- und Dachsfellen, auch wohl aus zusammengenähten Häuten von Enten, mit den Federn nach außen. Die meisten dieser Felle mußten sie durch Tausch von andern Stämmen, oder auf Jagdzügen in weiter Ferne sich verschafft haben, denn auf den kahlen Prairien, die sie bewohnten, gab es kein anderes Thier als Pferde, von denen sie eine große Menge hielten. Fährten von Büffeln fanden sich zwar, doch waren sie sehr alt.

Am 15 November legten die Reisenden 28 Meilen längs dem Flusse zurück, der jetzt ganz frei von Stromschnellen war. Am Ufer lagen eine Menge todter Salme, welche die Luft mit ihrem Gestank verpesteten. Die Eingebornen, mit denen sie sprachen, gaben zu verstehen, daß Hr. Reed mit seiner Abtheilung durch diese Gegend gekommen sey. Hr. Hunt sah mehrere Pferde, doch wurden diese von den Eigenthümern sorgfältig auf die Seite gebracht. Salmen und Hunde waren die einzigen Lebensmittel, die man sich verschaffen konnte. Am folgenden Tage waren die Wanderer noch schlechter daran, denn sie mußten sich mit gedörrtem Korn und den Ueberresten ihres getrockneten Fleisches begnügen. Der Fluß drängte sich auf dieser Strecke wieder durch ein steiles Felsenbett und bildete abermals gefährliche Stromschnellen. Zwanzig Meilen wurden auf rauhen Pfaden zurückgelegt, und man näherte sich nach und nach

einem mit Schnee bedeckten Gebirge gegen Nordweſt, das unſre Reiſenden ſeit drei Tagen ſchon im Geſicht gehabt hatten.

Am 17 trafen die Reiſenden mit mehreren Indianern zuſammen, von denen einer ein Pferd hatte. Hr. Hunt wünſchte ſehr, es als Packpferd an ſich zu bringen, denn ſeine durch Ermüdung und Hunger erſchöpften Leute fanden die Laſt von zwanzig Pfund, die ſie zu tragen hatten, mit jedem Tage läſtiger und drückender; die Indianer längs des Fluſſes aber wollten ſich von ihren Pferden, die ſie nicht entbehren konnten, durchaus nicht trennen. Der Eigenthümer des fraglichen Roſſes zumal ſchien jeder Verſuchung trotzen zu wollen; ein Gegenſtand um den andern, die ſonſt in den Augen eines Indianers großen Werth haben, wurde vergebens geboten, endlich aber erlag der hartherzige den Reizen eines alten verzinnten Keſſels und der Kauf ward geſchloſſen. Ein großer Theil des folgenden Morgens wurde damit zugebracht, der Mannſchaft das Gepäck abzunehmen und dem Pferde aufzulegen. An der Stelle, wo man für dießmal das Lager aufgeſchlagen hatte, gab es kein Feuerungsmaterial, und ſogar der Wermuth, deſſen man ſich bisher immer bediente, fehlte gänzlich. Während der letzten zwei Tage waren 30 Meilen gegen Nordweſt zurückgelegt worden.

Am 19 war Hr. Hunt ſo glücklich noch ein anderes Pferd einzuhandeln, wofür er einen Tomahawk, ein Meſſer, einen Feuerſtahl und einige Korallen und Bänder gab. In einer böſen Stunde ließ er ſich indeß durch den Rath der Indianer verleiten den Fluß zu verlaſſen und einen in die Prairien führenden Pfad zu verfolgen. Bald hatte er Urſache ſeinen Entſchluß zu bereuen, denn der Weg führte ihn durch eine traurige Einöde ohne alles Grün, wo kein Tropfen Waſſer zu finden war. Die Wanderer begannen nun auch die Qualen des Durſtes zu fühlen, der durch den täglichen Genuß getrockneter Fiſche noch vermehrt, den canadiſchen „Reiſenden" beſonders ſo unerträglich wurde, daß ſie, um ihn zu löſchen, zu den ekelhafteſten Mitteln ihre Zuflucht nahmen. Vierundzwanzig Meilen hatten ſie unter ſolchen Entbehrungen in dieſer ſchrecklichen Einöde bereits zurückgelegt, des Nachts erſchöpft und troſtlos ſich neben ihr Wermuthfeuer niedergelegt, um am folgenden Morgen zu neuen Leiden zu erwachen. Zum Glück regnete es während der Nacht, und das in allen ihnen zu Gebote ſtehenden Gefäßen aufgefangene Waſſer diente ihnen zu nicht geringer Erqui-

ckung. Mit dem ersten Grauen des folgenden Morgens brachen sie wieder auf, und da es den Tag über fortfuhr zu regnen, so litten sie zwar keinen Durst, aber desto mehr Hunger, denn nach einem Weg von 33 Meilen hatten sie zu Nacht nichts als ein wenig geröstetes Korn.

Die folgende Tagreise brachte sie an die Ufer eines schönen kleinen, gegen Westen strömenden, von Pappeln und Weiden begränzten Flusses. Hier fanden sie ein indianisches Lager, in dessen Nähe viele Pferde weideten. Die Bewohner desselben schienen besser gekleidet zu seyn als gewöhnlich. Dieses Lager war ein entzückender Anblick für unsre halb verhungerten Wandrer; sie eilten den Hütten zu, fanden aber hier einen Empfang, der ihre Freude gar sehr herabstimmte. Einer der Indianer legte nämlich sogleich Beschlag auf das Pferd des Hrn. Hunt, indem er behauptete, daß es ihm gestohlen worden sey. Ein Factum, das von so vielen Zeugen erhärtet wurde, ließ sich um so weniger läugnen, als die Gewohnheit der Indianer Pferde zu stehlen, nur zu bekannt war; Hr. Hunt überließ daher seine Rosinante dem frühern Eigenthümer, da dieser durchaus nicht zum Verkauf zu bewegen war.

Unsre Reisenden schlugen ihr Nachtlager in der Nähe der Indianer auf, von denen sie mit Fischen und mit zwei Hunden versehen wurden, die ihnen eine reichliche Mahlzeit gewährten. Am folgenden Tag setzten sie ihre Reise längs des Flusses fort, mußten aber nach einem Weg von zehn Meilen des Regens wegen Halt machen. An dieser Stelle wurden sie abermals von den Indianern mit Fischen und Hunden versorgt, und zwei der Wanderer waren so glücklich, jeder ein Pferd gegen ein Kleid aus Büffelfell einzuhandeln. Der eine dieser Glücklichen war Peter Dorion der Dolmetscher, dessen leidende Familie sich schon längst ein Pferd gewünscht hatte. Das arme Weib des Dolmetschers war ein Muster von der Geduld, Beharrlichkeit und Ausdauer, durch welche die indianischen Weiber sich auszeichnen. Schon sehr weit in ihrer Schwangerschaft vorgerückt, hatte sie noch zwei Kinder, das eine von 4 und das andere von 2 Jahren zu besorgen. Das letztere trug sie, nebst der dem Weibe gewöhnlich aufgelegten Bürde meist auf dem Rücken und erduldete dabei nicht nur alle Beschwerden dieser ermüdenden Reise ohne Murren, son-

dern hielt noch mit den beſten Fußgängern gleichen Schritt. Bei vielen Gelegenheiten zeigte ſie ſelbſt eine Charakterſtärke, die ihr den vollen Beifall der weißen Männer ſicherte.

Hr. Hunt bemühte ſich von den Indianern nähere Erkundigungen hinſichtlich des Landes und des Laufs der Flüſſe einzuziehen; da er ſich jedoch nur durch Zeichen und einige aufgefangene Worte verſtändlich machen konnte, ſo war nichts Beſtimmtes zu erfahren. Alles, was er von den Indianern herauszubringen vermochte, war, daß der große Fluß — der Columbia — noch ſehr fern ſey; hinſichtlich des Wegs aber, den er einzuſchlagen habe, um dahin zu gelangen, konnte er nichts in Erfahrung bringen. Die nächſten zwei Tage ſetzten unſre Wanderer ihre Reiſe mehr als 40 Meilen weit, immer in weſtlicher Richtung längs dem kleinen Fluß fort und überſchritten ihn dann gerade oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Schlangenfluß, der gegen Norden ſtrömte. Vor ihnen thürmte ſich ein von allen Seiten mit Schnee bedecktes Gebirg auf.

Während der nächſten drei Tage legten ſie ungefähr 70 Meilen zurück, und hatten zwei kleine Flüſſe zu durchwaten, deren Waſſer ſehr kalt war. Lebensmittel waren ſelten, und man ſah ſich hauptſächlich auf die Suppentafeln beſchränkt, freilich eine magere Koſt für hungrige Fußgänger. Am 27 November führte der Weg am Fluſſe hin, durch einen Engpaß zwiſchen Felſen, wo kaum durchzukommen war. Oft ſah man ſich genöthigt den Pferden ihre Bürde abzunehmen, weil der Weg zu ſchmal war, und häufig mußte man, um vorragende Felſen und Klippen zu umgehen, durch das Waſſer waten. Alles, was man an dieſem Tage zu verzehren hatte, war ein Biber, den man in der Nacht zuvor gefangen. Abends ſtieg der Hunger ſo hoch und die Ausſicht Lebensmittel zu erhalten ſchwand ſo ſehr, daß man ein Pferd ſchlachten mußte. „Die Mannſchaft," ſagt Hr. Hunt in ſeinem Tagebuch, „fand das Fleiſch ſehr gut, und vielleicht würde ich es eben ſo gefunden haben, wäre meine Anhänglichkeit an das arme Thier minder groß geweſen."

Nachdem unſre Wanderer früh am nächſten Morgen wieder aufgebrochen waren, und zehn Meilen zurückgelegt hatten, ſtießen ſie auf zwei Hütten, von Schlangenindianern bewohnt, die ſo ſehr als ſie ſelbſt aufs äußerſte getrieben zu ſeyn ſchienen, denn ſie hatten eben zwei Pferde geſchlachtet. Außer dem Fleiſch dieſer Thiere

beſaßen ſie keine andern Lebensmittel als die Samenkörner einer wilden Pflanze, die ſie in großer Menge ſammeln und ſehr fein zerſtoßen. Es ſchien eine Art Hanfſamen zu ſeyn. Hr. Hunt kaufte einen Sack voll davon, nebſt einigen kleinen Stücken Pferdefleiſch. Von dieſen Indianern erfuhr er auch, daß mehrere weiße Männer am Fluß abwärts gegangen ſeyen, die einen auf dem dieſſeitigen, die andern auf dem jenſeitigen Ufer. Die letztern waren höchſt wahrſcheinlich die Leute unter Anführung Hrn. Crooks, und es gereichte Hrn. Hunt um ſo mehr zur Beruhigung, dieſe in Sicherheit zu wiſſen, als die Indianer beifügten, ſie hätten einen Hund bei ſich gehabt, was deutlich bewies, daß ſie noch nicht ganz von Lebensmitteln entblößt ſeyn konnten. Da Hr. Hunt fürchtete, mehrere Tage auf dem Wege durch den Gebirgspaß zubringen zu müſſen und ſich und ſeine Leute der Gefahr ausgeſetzt zu ſehen, Hunger zu leiden, ſo ſchlug er ſein Lager in der Nähe der Indianer auf, in der Abſicht, um ein Pferd mit ihnen zu handeln. Der Abend verging unter fruchtloſen Verſuchen; vergebens bot er eine Flinte, ein Kleid aus Büffelfell und mehrere andere Artikel. Die armen Teufel hatten wahrſcheinlich eben ſo gut als er ſelbſt die Ausſicht vor ſich, Hungers zu ſterben. Endlich wurden auch die Weiber den Zweck ſeiner Anerbietungen und dringenden Bitten inne, und erhoben nun ein ſo furchtbares Geheul und Geſchelte, daß er gern von ſeinem Begehren abſtand.

Am nächſten Morgen ſchienen die Indianer alles aufbieten zu wollen, um ihrer Gäſte los zu werden. Auf Hrn. Hunts Frage hinſichtlich des Wegs durch die Gebirge antworteten ſie, daß er noch drei Nächte in denſelben ſchlafen, und daß er nach ſechs Tagereiſen zu den Fällen des Columbia kommen werde, eine Angabe, der er keinen Glauben ſchenkte, weil er vermuthete, man beabſichtige damit nur, ihn zum Aufbruch zu bewegen. Zugleich ſagten ihm dieſe Wilden, daß ſie die letzten Schlangenindianer ſeyen, die er treffen, und daß er nun bald zu einer Nation, die Sciatogas genannt, kommen werde.

Unſere Wanderer traten demnach ihre mühſame Reiſe wieder an, die mit jedem Schritte beſchwerlicher wurde. Ihr Weg führte ſie zwei Tage lang durch ſchmale Engpäſſe, wo ſie oft genöthigt waren ihren Pferden das Gepäck abzunehmen. Zuweilen ſtürzte

der Fluß so steile Abhänge hinab und drängte sich durch so schmale Felsenspalten, daß sie genöthigt waren, sich mit größter Anstrengung einen für Pferde fast ungangbaren Weg über hohe Gebirge zu bahnen. Auf einigen derselben, deren Gipfel mit Schnee bedeckt war, fanden sie mehrere Fichten. Am zweiten Tag dieser mühseligen Reise schoß einer der Jäger einen schwarzgeschwänzten Hirsch, der den halbverhungerten Reisenden eine reichliche Mahlzeit verschaffte. Sie legten während dieser zwei Tage 28 Meilen in nordöstlicher Richtung zurück.

Der December begann mit Regen in den Thälern und mit Schnee auf den Bergen. Es galt jetzt ein Gebirg zu ersteigen, wo der Schnee so tief lag, daß er bis über die Kniee reichte, was die Beschwerden der Wanderer gar sehr erhöhte. Ein kleiner Biber lieferte eine dürftige Mahlzeit, die sie durch halb gefrorene Brombeeren, Mehlbeeren und wilde Kirschen, die sie am Wege sammelten, vermehrten. Die sehr ermüdende Reise dieses Tages betrug nur 13 Meilen, und am nächsten mußte man den ganzen Tag über liegen bleiben, weil ein heftiges Schneegestöber den Aufbruch unmöglich machte. Da nichts Eßbares mehr vorhanden war, so sahen die Reisenden sich abermals genöthigt, ein Pferd zu schlachten. Am folgenden Tage setzten sie ihren mühsamen Weg unter Schnee und Regen fort, konnten aber, aller Anstrengungen ungeachtet, nicht mehr als 9 Meilen zurücklegen, weil man den Pferden das Gepäck wiederholt abnehmen und es selbst tragen mußte. Am nächsten Morgen sah man sich genöthigt den Fluß zu verlassen und die Berge hinanzuklimmen; von dem Gipfel derselben hatten die Wanderer eine weite Aussicht über das umliegende Land, die ganz geeignet war, sie zur Verzweiflung zu bringen. Allenthalben, wohin das Auge blickte, nichts als schneebedeckte Berge, hie und da mit Nadelhölzern besetzt; der Wind heulte durch die traurige Winterlandschaft und schien das Mark in den Gebeinen der trostlosen Reisenden zu Eis erkälten zu wollen. Bei jedem Schritt sanken sie bis über die Kniee in den Schnee.

Nachdem sie diese erschöpfende Tagereise zurückgelegt hatten, machten sie zu ihrem größten Verdruß auch noch die Entdeckung, daß sie sich höchstens vier Meilen von dem letzten Nachtlager befanden, — so labyrinthisch waren die Krümmungen des Flusses in diesen fürchterlichen Gebirgen. Von Hunger gequält, durch Anstrengung

erſchöpft und eine Wildniß vor ſich, die mit jedem Schritt unheimlicher wurde, ſahen die ermüdeten Wanderer mit Furcht auf die Beſchwerden, die während der Nacht mitten im Schnee ihrer warteten. Zum Glück erreichten ſie noch vor Sonnenuntergang ein kleines Fichtengehölz; die Aexte wurden ſogleich in Thätigkeit geſetzt, und bald loderte ein ungeheures Feuer empor, deſſen wohlthätige Wärme die hungrigen und erfrornen Wanderer mit neuer Zuverſicht erfüllte.

Gegen 3 Uhr Morgens begann es abermals zu ſchneien und mit Tagesanbruch fanden ſie ſich in eine Wolke gehüllt, die jede Fernſicht bis auf hundert Schritte unmöglich machte. Dem Geräuſch des fließenden Waſſers nachgehend, kletterten die Reiſenden bis zum Fluß hinab; eines der Pferde rutſchte auf dieſem gefährlichen Wege aus und ſtürzte mehrere hundert Fuß tief hinab, ohne ſich jedoch Schaden zu thun. Die Kälte war im Thale weniger ſtreng als auf den Bergen; der Schnee reichte hier nur bis an die Knöchel, und ein ſanfter Regen fiel. Nach einem mühevollen Wege von ſechs Meilen wurde das Lager am Ufer des Fluſſes aufgeſchlagen, und da es gänzlich an Lebensmitteln fehlte, ſah man ſich nochmals genöthigt ein Pferd zu ſchlachten, um den quälenden Hunger zu ſtillen.

## Fünfunddreißigſtes Capitel.

Unerwartetes Zuſammentreffen. — Fahrt in einem Canot von Fellen. — Leiden Hrn. Crooks und ſeiner Gefährten. — Nachrichten von Hrn. Mac Lellan. — Ein Floß von Weiden. — Uebermenſchliches Leiden einzelner Mitglieder der Expedition. — Krankheit Hrn. Crooks. — Nothwendigkeit die Ermatteten zurückzulaſſen.

Die Wanderer hatten jetzt, ſeit ſie den Caldron Linn verlaſſen, 472 Meilen zurückgelegt; wie weit ſie noch zu gehen hatten und welche fernere Beſchwerden ihrer noch warteten, wußte niemand.

Am Morgen des 6 Decembers brachen ſie aus ihrem traurigen Lager auf, hatten aber ihren Weg kaum angetreten, als ſie zu ihrem großen Erſtaunen weiße Männer am jenſeitigen Ufer herauf kommen ſahen. Bald zeigte ſich, daß dieß Hr. Crooks ſammt ſeinen

Gefährten war, die, ſobald ſie nahe genug gekommen waren, um ſich verſtändlich zu machen, um Lebensmittel baten, da ſie am Verhungern ſtünden. Hr. Hunt kehrte ſogleich ins Lager zurück und hatte bald aus der Haut des in der vergangenen Nacht getödteten Pferdes eine Art Canot gemacht. Er verfuhr dabei ganz auf indianiſche Weiſe, indem er die Ränder der Haut durch Riemen empor zog und dann durch eingefügte Querhölzer auseinander hielt. In dieſem gebrechlichen Fahrzeug unternahm es der Canadier Sardepie einen Theil des noch vorhandenen Pferdefleiſches über den Fluß zu führen und Hrn. Crooks nebſt dem Canadier Le Clerc mit ſich herüber zu nehmen. Die ſtarren erloſchenen Blicke und der kraftloſe Zuſtand dieſer beiden Männer erfüllten Hrn. Hunt und ſeine Begleiter mit tiefem Schmerz; ſie ſelbſt, unter ſich, waren durch das tägliche Anſchauen an die Veränderungen gewöhnt, die Hunger und Mühſeligkeiten an ihren Geſtalten hervorgebracht hatten, der plötzliche Anblick dieſer Männer aber und die Vergleichung ihres frühern Ausſehens mit ihrem jetzigen, war der ſprechendſte Beweis von den Schreckniſſen dieſer Wüſte, und mit geheimem Schauder dachte jeder ſich die Möglichkeit, daß bald vielleicht der Hunger ſie alle aufreiben oder in die gräßliche Nothwendigkeit verſetzen könnte, durch das Loos denjenigen unter ihnen zu beſtimmen, den ein ſchreckliches Verhängniß zur Nahrung ſeiner Leidensgefährten beſtimmt haben würde.

Als Hr. Crooks ſeinen Hunger geſtillt hatte, erſtatte er Hrn. Hunt einen kurzen Bericht über ſeine Reiſe. Auf der Seite des Fluſſes, die ihm zur Erforſchung angewieſen worden war, hatte er nur wenige Indianer getroffen, und dieſe befanden ſich ſelbſt in einer zu traurigen Lage, als daß Hülfe von ihnen zu erwarten geweſen wäre. Während der erſten 18 Tage nach dem Aufbruch aus dem Lager am Caldron Linn, hatten Crooks und ſeine Leute ſich auf eine halbe Ration täglich beſchränkt; für die nächſten drei Tage mußten ſie ſich von einem einzigen Biber, wilden Kirſchen und den Sohlen alter Mocaſſinen erhalten, und während der letzten ſechs Tage beſtand ihre Fleiſchnahrung in nichts als einem unterwegs geſtorbenen Hunde. Sie waren drei Tagreiſen weiter flußabwärts gekommen als Hr. Hunt, und hatten ſich, die ſcharfen in den Strom hineinragenden Felſen überkletternd, ſtets ſo nahe als möglich an ſeinen Ufern gehalten. Endlich waren ſie an eine Stelle gekommen,

wo die Gebirge ſich ſo hoch emporthürmten und nach dem Fluſſe hinab ſo ſteile Wände bildeten, daß es unmöglich war den Weg am Ufer weiter fortzuſetzen. Das Waſſer ſtürzte ſich mit furchtbarer Schnelligkeit, in Katarakten und Stromſchnellen durch einen kaum 30 Schritt breiten Engpaß; es war mithin eben ſo unmöglich ſich auf einem Floß oder einem andern Fahrzeug dem Strom ſelbſt anzuvertrauen. Noch immer entſchloſſen vorwärts zu dringen, verſuchte Hr. Crooks mit ſeinen Gefährten, die vor ihnen liegenden Gebirge zu erklimmen; einen halben Tag lang arbeiteten ſie ſich durch den Schnee bis zu einem Punkt empor, wo ſie eine Ausſicht über das umliegende Land zu haben hofften, da ſie aber, dort angelangt, nichts als ſchneebedeckte Gebirgsketten übereinander gethürmt vor ſich liegen ſahen, kehrten ſie, von Hunger und Anſtrengung erſchöpft, zu den Ufern des Fluſſes zurück, um den Rückweg an demſelben aufwärts wieder anzutreten, auf dem ſie mit Hrn. Hunt und ſeinen Begleitern zuſammentrafen.

Hr. Crooks hatte auch, einige Tage vor ſeinem Zuſammentreffen mit Hrn. Hunt, die HH. Reed und Mac Kenzie geſprochen, die ſich mit ihren Leuten am jenſeitigen Ufer des Fluſſes befanden, wo es unmöglich war hinüberzukommen. Von dieſen erfuhr er, daß Hr. Mac Lellan ſich von dem kleinen Fluß aus über die Gebirge gewendet habe, in der Hoffnung mit einer Horde der Flachköpfe zuſammenzutreffen, welche am weſtlichen Fuß der Rocky Mountains wohnen. Da die Gefährten der HH. Reed und Mac Kenzie gute Jäger waren und auch auf ihrer Seite des Fluſſes mehr Lebensmittel gefunden hatten, ſo befanden ſie ſich in einem Zuſtand, der ſie fähiger machte gegen die Beſchwerden der Reiſe zu kämpfen als die Begleiter Hrn. Crooks, und als dieſer ſie aus dem Geſicht verlor, ſchritten ſie rüſtig immer weiter am Fluß hinab.

Hr. Hunt beſchäftigte ſich eine ganze Nacht mit Ueberlegungen, was er in ſeiner kritiſchen Lage wohl unternehmen könne. Keine Zeit war zu verlieren; er hatte mehr als 20 Menſchen bei ſich, für die er ſorgen mußte, und zu dieſen war nun auch noch Hr. Crooks mit ſeinen Leuten geſtoßen. Der Gedanke, wieder umzukehren, war ihm unerträglich; ungeachtet aller entmuthigenden Berichte über die rauhen Gebirge weiter abwärts am Fluß würde er dennoch den Weg über dieſelben eingeſchlagen haben, allein der tiefe Schnee mit dem ſie bedeckt waren, ſchreckte ihn ab, denn er hatte bereits die

Erfahrung gemacht, daß es unmöglich ſey, ſich einen Weg durch ein Hinderniß ſolcher Art zu bahnen. Der einzige Ausweg ſchien es ihm daher zu ſeyn, wieder umzukehren und die Indianerhorden aufzuſuchen, die längs der kleinen Flüſſe zerſtreut lebten. Von dieſen konnte er vielleicht Pferde genug erhalten, um ſeinen Weg bis zum Columbia fortzuſetzen, denn noch immer nährte er die Hoffnung, während des Winters dieſen Fluß zu erreichen, obſchon mehrere von den Leuten Hrn. Crooks zu ſchwach waren, um ihm folgen zu können. Selbſt wenn er dieſen Weg einſchlug, mußte er ſich darauf gefaßt machen mehrere Tage Hunger zu leiden, denn ſo viele Zeit brauchte man, um die letzten indianiſchen Hütten, die man getroffen hatte, wieder zu erreichen, wobei auf keine andern Lebensmittel zu rechnen war als auf wilde Beeren und ein Pferd, an dem nicht viel mehr als Haut und Knochen war.

Nach einer ſchlaflos zugebrachten Nacht verkündete Hr. Hunt ſeinen Leuten den Entſchluß, den er gefaßt hatte, und es wurden nun Anſtalten getroffen, die HH. Crooks und Leclerc mit dem Ueberreſt des Fleiſches über den Fluß zu ſetzen, da die andere Abtheilung ſich längs dem jenſeitigen Ufer halten ſollte. Das Canot von der Pferdehaut war unglücklicherweiſe während der Nacht verloren gegangen, man mußte daher ein Floß von Bündeln von Weidenruthen bauen, wie die Indianer zu thun pflegen, mit dem man jedoch nicht über die reißende Strömung hinüberkommen konnte. Die Leute wurden demnach angewieſen, ihren Weg längs dem Fluß fortzuſetzen, während die HH. Crooks und Le Clerc in Begleitung Hrn. Hunts gingen. Nach dieſen Anordnungen traten alle ihren Weg mit geſunkenem Muthe an.

Es zeigte ſich bald, daß Crooks und Le Clerc ſo ſchwach waren, daß ſie nur mit Mühe fortkommen konnten; Hr. Hunt war deßhalb genöthigt langſam zu gehen, damit ſie ihm folgen könnten. Ueber dieſen Verzug wurden ſeine Leute ungeduldig; laut beſchwerten ſie ſich, daß noch ein großer, wüſter Strich Landes zu durchſchreiten ſey, bevor man dahin komme, wo Pferde zu finden ſeyen; daß die HH. Crooks und Le Clerc bei ihrer Schwäche ihnen unmöglich folgen könnten, und daß bei ihnen aushalten nur in ihrer Geſellſchaft verhungern heißen würde. Alle drangen daher in Hrn. Hunt die beiden unglücklichen Männer ihrem Schickſal zu überlaſſen und nur auf ſeine und die Sicherheit ſeiner Leute zu denken. Da

der wackere Mann ſich auf keine Weiſe hiezu bewegen ließ, ſo gingen ſie theils einzeln, theils in kleinern Abtheilungen ohne ihn voran. Unter dieſen Abtrünnigen befand ſich auch Peter Dorion der Dolmetſcher, der das einzige noch übrige Pferd beſaß, das jetzt zu einem bloßen Skelett geworden war. Hr. Hunt hatte ihm vorgeſtellt, daß es bei der allgemeinen Noth, in der man ſich befinde, geſchlachtet werden müſſe, wozu der halbblütige Dolmetſcher ſeine Einwilligung geradezu verſagte, und ſich, ſein elendes Thier antreibend, mit der Miene eines Mannes entfernte, der feſt entſchloſſen iſt, ſein Recht zu behaupten. So ſah ſich Hr. Hunt nach und nach von allen ſeinen Leuten verlaſſen, bis auf fünf, die noch treu bei ihm aushielten.

Am folgenden Morgen wurde ein anderes Floß verfertigt, auf dem die HH. Crooks und le Clerc nochmals, und zwar wieder vergebens, den Uebergang über den Fluß verſuchten. Dieß verurſachte einen neuen Aufenthalt, worauf die Reiſe im Schneckenſchritt weiter fortgeſetzt ward. Einige von den Hrn. Hunt treugebliebenen Leuten wurden nun auch ungeduldig und drangen in ihn, ſchneller vorwärts zu gehen, weil ſie ja ſonſt alle Hungers ſterben müßten. — In der Nacht ſtellte ſich eine heftige Kälte ein; Hr. Crooks wurde noch ſchwächer, ſo daß er am folgenden Morgen ſich weniger als jemals im Stande befand, mit ſeinen Gefährten Schritt halten zu können. Die Lage der armen Wanderer war jetzt verzweifelt, denn all' ihr Vorrath von Lebensmitteln beſtand nur noch in drei Biberfellen. Hr. Hunt entſchloß ſich daher voranzugehen, um ſeine Leute einzuholen,und den Dolmetſcher zu zwingen, daß er ſein Pferd zum allgemeinen Beſten opfere. Er ließ demnach zwei Mann bei Crooks und le Clerc zurück, um ihnen ſo gut als möglich vorwärts zu helfen, und gab ihnen zwei von den Biberfellen zu einſtweiliger Nahrung; er ſelbſt nahm das dritte mit ſich, und machte ſich mit den übrigen drei Begleitern auf den Weg.

## Sechsunddreißigſtes Capitel.

Hr. Hunt holt die Vorausgegangenen ein. — Peter Dorion und ſeine Mähre. — Ein Lager der Shoſhonies. — Ein verzeihlicher Raub. — Hr. Crooks trifft im Lager ein. — Ueberfahrt, um ſeine Leute abzuholen. — Wahnſinn Prevoſt's. — Schwäche John Day's. — Hr. Crooks bleibt nochmals zurück. — Zuſammentreffen mit Shoſhonies. — Ein Führer über die Berge wird gewonnen. — Vereinigung mit Crooks' Leuten. — Endliche Entfernung vom Fluß.

Hr. Hunt und ſeine drei Gefährten ſchritten den ganzen Tag voran, ohne auch nur einen Biſſen zu genießen. Zu Nacht hielten ſie ein kärgliches Mahl von ihrem Biberfell, und verſchmachteten faſt vor Hunger und Kälte. Am nächſten Tag, 10 December, holten ſie die Vorausgegangenen ein, die ſämmtlich eben ſo ausgehungert waren als ſie ſelbſt. Hr. Hunt ſchlug jetzt vor, Peter Dorions Pferd zu ſchlachten, wogegen dieſer ſich auf das beſtimmteſte erklärte, ungeachtet er ſelbſt von den Qualen des Hungers gepeinigt wurde. Merkwürdig iſt es, daß die Mannſchaft, ihrer Leiden ungeachtet, ſich zu Gunſten des Dolmetſchers entſchied, indem ſie meinte, daß es beſſer ſey, dieſes letzte Hülfsmittel noch ſo lange als möglich aufzuſparen; die Indianer, die man aufſuche, könnten ihr Lager vielleicht wo andershin verlegt haben, und dann ſey es ja noch immer Zeit das Pferd zu ſchlachten. Hr. Hunt ſah ſich demnach genöthigt, der Roſinante Peter Dorions eine kurze Friſt zu gönnen.

Unſre Reiſenden waren noch nicht weit gekommen, als ſie zum Glück gegen Abend eine Hütte der Shoſhonies mit graſenden Pferden um dieſelbe erblickten. Dieſer Anblick war eben ſo unerwartet als erfreulich. Da man auf dem Wege flußabwärts keine Indianer geſehen hatte, ſo mußten dieſe aus den Gebirgen gekommen ſeyn. Hr Hunt, der ſie zuerſt erblickte, zügelte die Begier ſeiner Begleiter, da er wohl wußte, wie ungern die Indianer Pferde hergeben, und wie gut ſie es verſtehen ſie zu verbergen, ſobald man ihnen Urſache zur Beſorgniß gibt. Man näherte ſich daher ſo verſtohlen und leiſe als möglich, und überraſchte die Wilden, die entſetzt davon liefen. Fünf ihrer Pferde wurden genommen und eines derſelben ward ſogleich geſchlachtet, das Fleiſch ausgehauen und ein Theil davon, ſobald es gekocht war, gierig verſchlungen. Kaum hat-

ten die Ausgehungerten ſich geſättigt, als ſie auch einen Mann zu Pferd mit einem Gericht Fleiſch an Hrn. Crooks und ſeine Begleiter abſchickten. Er erreichte ſie in der Nacht und fand ſie ſo ausgehungert, daß das mitgebrachte Fleiſch ihren Heißhunger ſo ſehr ſteigerte, daß ſie auch das Pferd, auf dem der Bote gekommen war, ſchlachten wollten. Mit Hülfe dieſes Roſſes erreichten ſie das Lager Morgens bei guter Zeit.

Als ſie dort angekommen waren, kränkte es Hrn. Crooks ſehr, daß man bei dem reichen Vorrath von Fleiſch, der jetzt zur Verfügung ſtand, gar nicht an ſeine verlornen und verhungernden Leute am jenſeitigen Ufer gedacht habe. Er ließ deßhalb auf der Stelle ein Canot von Fellen verfertigen und ſogleich Fleiſch in den Keſſeln über das Feuer hängen, um es zum Verzehren bereit überbringen zu können. Der obſchon tiefe Fluß war doch ſo ſchmal, daß man alles hören konnte, was jenſeits vorging. Als alles fertig war, wollte ſich niemand finden, der den Verſchmachtenden die Labung zugeführt hätte: ein faſt abergläubiſches Entſetzen hatte ſich der Mannſchaft bemächtigt, deren Einbildungskraft durch das ausgeſtandene Elend ſo krankhaft reizbar geworden war, daß ſie ihre ausgehungerten, gleich Schattenbildern am jenſeitigen Ufer kauernden Cameraden mit Furcht und Schrecken betrachteten, als ſey etwas Böſes von ihnen zu befürchten. Da Hr. Crooks vergebens verſucht hatte, ſie durch Ermahnungen zur Vernunft zurückzuführen, ſo unternahm er die Fahrt ſelbſt, fand aber ſeine Kraft der heftigen Strömung nicht gewachſen. Endlich gewann das gute Herz bei Ben Jones, dem Kentuckyer, die Oberhand über ſeine Furcht; er unternahm die Fahrt und bald war von den Ausgehungerten alles was er brachte, mit gefräßiger Gier verſchlungen. Ein armer Canadier, Namens Jean Baptiſte Prevoſt, den der Hunger wüthend gemacht hatte, rannte, als Ben Jones wieder zurückgekehrt war, wie wahnſinnig an das Ufer und rief zu Hrn. Hunt hinüber, daß er das Canot ſchicken und ihn aus dieſem furchtbaren Lande des Hungers erlöſen möge, denn er würde außerdem keinen Schritt weiter gehen, ſondern ſich am Ufer niederlegen und ſterben.

Bald darauf ging das Canot mit friſchen Vorräthen, unter Führung des John Delaunay wieder ab. Prevoſt drang darauf, daß man ihn mit hinübernehmen ſolle, was ihm von Delaunay mit dem Bedeuten abgeſchlagen wurde, daß er und ſeine Gefährten

jetzt hinreichend mit Fleisch versehen seyen. Prevost erwiederte, dieses Fleisch sey nicht zubereitet, und er müsse sterben, wenn er nicht auf der Stelle etwas bekomme, um seinen Hunger zu stillen. Da er endlich sah, daß das Canot ohne ihn abstoßen wollte, so erzwang er die Aufnahme mit Gewalt. Als man sich dem jenseitigen Ufer näherte, und der Unglückliche das am Feuer zum Rösten aufgehängte Fleisch erblickte, schrie er in wahnsinniger Freude laut auf, schlug in die Hände und tanzte im Canot herum, bis es umschlug. Der arme Teufel wurde von der Fluth fortgerissen und ertrank, und nur mit Mühe konnte Delaunay sich schwimmend ans Ufer retten.

Hr. Hunt schickte nunmehr alle seine Leute, bis auf zwei oder drei, voraus. Am Abend ließ er noch ein Pferde schlachten, aus der Haut desselben ein anderes Canot verfertigen und den Leuten am jenseitigen Ufer einen neuen Vorrath von Fleisch zuführen. Das Canot brachte den Kentuckyschen Jäger John Day mit zurück, der durchaus bei seinem frühern Patron, dem Hrn. Crooks, seyn wollte. Der sonst so kräftige und gewandte Schütze, war jetzt zu einem eben so ausgehungerten Schattenbild herabgesunken als seine Gefährten. Hr. Crooks hatte indeß wegen seiner früher geleisteten Dienste und seiner Treue eine solche Zuneigung zu ihm gefaßt, daß er beschloß, sich nicht mehr von ihm zu trennen; er bat daher Hrn. Hunt nur immer zu den Andern voraus zu gehen, da seine Gegenwart für das Ganze nothwendig sey, und blieb nebst einem canadischen „Reisenden", Namens Jean Baptiste Dubreuil bei John Day zurück. Hr. Hunt ließ ihnen zwei Pferde nebst dem noch vorhandenen Fleisch, was, wie er hoffte, zu ihrem Unterhalt hinreichen möchte, bis man das indianische Lager erreicht haben würde.

Eine der größten Gefahren, denen Hr. Crooks und seine Gefährten durch ihr Zurückbleiben sich aussetzten, war die, daß sie von den Indianer überfallen werden konnten, denen man die Pferde genommen hatte. Hr. Hunt hoffte indeß ihren Zorn zu besänftigen, indem er mehrere Gegenstände in der Hütte zurückließ, die den Werth der geraubten Pferde hinlänglich aufwogen.

Am Abend traf Hr. Hunt mit den vorausgegangenen Leuten wieder zusammen. Am folgenden Tag, 13 December, erblickte er

mehrere Indianer mit drei Pferden am jenſeitigen Ufer des Fluſſes, und erreichte ſpäter die beiden Hütten, die er auf ſeinem Weg flußabwärts bereits geſehen hatte. Vergebens bot er hier eine Flinte für ein Pferd; nur gegen einen alten Keſſel von verzinntem Blech und einige Glascorallen konnte der Kauf abgeſchloſſen werden. Die beiden folgenden Tage waren kalt und ſtürmiſch; der Schnee häufte ſich immer mehr, und der Fluß ging ſtark mit Eis. Der Weg wurde indeß beſſer, und nach zwanzigtägigen Beſchwerden aller Art kamen unſre Reiſenden wieder aus den Bergen heraus auf die offene Ebene.

Sie ſchlugen jetzt ihr Lager an dem kleinen mit Weiden beſetzten, von Oſten kommenden Fluß auf, den ſie am 26 November überſchritten hatten. Hier fanden ſie etwa ein Duzend Hütten von Shoſhonies bewohnt, die vor kurzem erſt eingetroffen waren, und von denen ſie erfuhren, daß wenn ſie ihren Weg flußabwärts noch weiter fortgeſetzt hätten, ſie endlich auf ſchlechterdings unüberwindliche Hinderniſſe geſtoßen ſeyn würden. Dieſe Nachricht machte Hrn. Hunt wegen des Schickſals Hrn. Mac Kenzie's und ſeiner Leute, die jenen Weg noch immer fortſetzten, ſehr beſorgt.

Hr. Hunt verfolgte jetzt den kleinen Fluß, und lagerte in der Nähe einiger Hütten der Shoſhonies, von denen er ein Paar Pferde, etwas getrocknete Fiſche, Wurzeln und Beeren erhielt. Zwei oder drei Tage wurden damit zugebracht, um Nachricht wegen des Wegs einzuziehen, und wie lange man brauche, um zu den Sciatogas zu kommen, einem gaſtfreundlichen Stamme an der Weſtſeite der Gebirge, der, wie es hieß, im Beſitz vieler Pferde ſeyn ſollte. Die Antworten lauteten ſehr verſchieden, ſtimmten jedoch ſämmtlich darin überein, daß die Entfernung groß ſey, und man wohl ſiebzehn bis zwanzig Nächte brauchen würde. Hr. Hunt verſuchte jetzt ſich einen Führer zu verſchaffen, allein obſchon er in alle Hütten längs des Fluſſes ſandte und Gegenſtände bot, die ſonſt in den Augen der Indianer von hohem Werthe ſind, ſo wollte doch keiner ſich zur Begleitung verſtehen. Der Schnee, ſagten ſie, ſey ſehr tief, und ſie wieſen alle Anerbietungen mit Kopfſchütteln und den Worten zurück: „Wir müſſen frieren!“ Zugleich drangen ſie in Hrn. Hunt, mit ſeinen Leuten den Winter über bei ihnen zu bleiben.

Hr. Hunt befand ſich in einer höchſt unangenehmen Alternative. Ohne Führer den Weg durch die Berge zu wagen, hätte ihm

und ſeinen Leuten den ſichern Tod gebracht, und da zu bleiben, wo er ſich befand, nachdem er bereits ſo lange ſchon auf einer ſo koſtſpieligen Reiſe begriffen war, ſchien ihm, wie er ſagte, ärger als der Tod. Er nahm daher einen andern Ton gegen die Indianer an, indem er ſie geradezu beſchuldigte, ſie hätten ihn hinſichtlich der Gebirge belogen; es fehle ihnen an Muth und ſie wären Weiber und keine Männer, wenn ſie vor den Gefahren einer ſolchen Reiſe zurückſchreckten. Endlich erbot ſich doch einer der Wilden, durch dieſe Spottreden oder den anſehnlichen Lohn gereizt, zum Führer — denn der gebotene Preis war für einen Indianer allerdings lockend, da er außer einer Flinte, einer Piſtole, drei Meſſern und zwei Pferden auch noch von Allem, was die Expedition beſaß, einen Antheil bekommen ſollte, was ihn zum reichſten Manne ſeines Stammes erhob.

Am 21 December wurde endlich die abenteuerliche Reiſe nochmals mit friſchem Muthe unternommen. Noch zwei andere Indianer begleiteten den Führer, der den Weg zum Schlangenfluß zurück einſchlug, deſſen Ufer man eine Zeit lang verfolgte, um ein indianiſches Floß aufzuſuchen, auf dem man hinüberſetzen könnte. Da ſich keines finden wollte, ſo ließ Hr. Hunt ein Pferd ſchlachten und aus deſſen Haut ein Canot verfertigen. Am jenſeitigen Ufer kamen die dreizehn Mann von Hrn. Crooks Partei zum Vorſchein, die ihren Weg flußaufwärts beharrlich verfolgt hatten, und Hrn. Hunt hinüber riefen, daß ſie Hrn. Crooks mit ſeinen beiden Begleitern ſeit dem Tage nicht mehr geſehen, an dem ſie ſich von ihm getrennt hätten.

Da das Canot ſich als zu klein erwies, ſo wurde noch ein Pferd getödtet, und deſſen Haut der des erſtern angefügt. Die Nacht brach ein, ehe noch die kleine Barke die Fahrt über den Fluß zweimal zurückgelegt hatte. Da das Fahrzeug mangelhaft gemacht war, ſo wurde es während der Nacht am Feuer auseinander genommen, und nochmals zuſammengefügt. Die Nacht war kalt und die Mannſchaft fühlte ſich ſehr ermüdet und muthlos. Düſter und ſchwermüthig kroch man näher um das Feuer zuſammen, und viele ſprachen den Wunſch aus, den Winter über da zu bleiben, wo man ſich befinde. Die Nothwendigkeit über den Fluß zu ſetzen, machte mehrere noch muthloſer, denn die Strömung war heftig und ging ſtark mit Eis, und zudem erinnerten ſich alle daran, daß be-

reits zwei ihrer Cameraden in dieſem Fluß ihr Leben verloren hatten. Andere ſahen mit Unmuth auf die Beſchwerden, die ihrer nach der gefährlichen Ueberfahrt auf einer langen Reiſe in einem wüſten, menſchenleeren Lande warteten.

Morgens früh am 23 December wurde die Fahrt über den Fluß begonnen. Maſſen von Eis hatten ſich während der Nacht auf beiden Ufern angeſetzt, die man zu durchbrechen genöthigt war. Endlich hatten alle das jenſeitige Ufer erreicht, und neuer Muth belebte die geſunkenen Gemüther, als die gefährliche Ueberfahrt glücklich vorüber war. Hrn. Crooks Leute ſtießen jetzt wieder zu ihnen, mit einem kürzlich eingehandelten Pferd und einem Hunde. Die armen Burſche waren ganz erſchöpft, und drei von ihnen ſo muthlos geworden, daß ſie den Wunſch äußerten, bei den Schlangenindianern zu bleiben. Hr. Hunt gab ihnen daher das Canot nebſt einigen Handelsartikeln, um ſich das Nöthige zu verſchaffen, bis ſie zu Hrn. Crooks ſtoßen würden. Ein anderer ebenfalls ganz erſchöpfter Mann, Namens Michel Carrière, entſchloß ſich dagegen bei Hrn. Hunt auszuharren. Am Abend wurde das Lager am Fluß aufgeſchlagen, und es war dieß die letzte Nacht, welche die Reiſenden an ſeinen Ufern zubrachten. Einen Weg von mehr als 800 Meilen und viele mühevolle Tage hatte er ihnen gekoſtet; kein Wunder, daß ihnen ſogar die Erinnerung an dieſen Strom verhaßt war, und die canadiſchen „Reiſenden" ihn nie anders als la maudite rivière enragée nannten.

## Siebenunddreißigſtes Capitel.

Abſchied vom Schlangenfluß. — Beſchwerlicher Weg. — Vermehrung der Dorion'ſchen Familie. — Ein Lager der Shoſhonies. — Neujahrsfeier unter den Schlangenindianern. — Milderes Klima. — Ein Lager der Sciatogas. — Große Gefahren. — Sitten der Sciatogas. — Schickſal Carrière's. — Der Umatalla. — Ankunft an den Ufern des Columbia. — Nachrichten von Aſtoria. — Ankunft bei den Fällen.

Am 24 December, nachdem alles in Ordnung gebracht war, wendete Hr. Hunt den unheilvollen Ufern des Schlangenfluſſes den Rücken, und nahm ſeinen Weg weſtwärts gegen die Gebirge

zu. Seine Begleitung, durch die Leute des Hrn. Crooks vermehrt, belief ſich jetzt auf 32 Weiße, 3 Indianer und das Weib nebſt den zwei Kindern des Dolmetſchers Peter Dorion. Fünf abgetriebene, halb verhungerte Pferde trugen das Gepäck und waren beſtimmt, im äußerſten Nothfall geſchlachtet zu werden. Nur mit Mühe legte man 14 Meilen des Tags auf Ebenen und zwiſchen Hügeln zurück, ein Weg der durch den häufig fallenden Schnee und Regen noch trauriger und beſchwerlicher wurde, als er ohnehin ſchon war. Die Nahrung der Wanderer beſtand aus einem kargen Mahl von Pferdefleiſch in je 24 Stunden.

Am dritten Tage gerieth der arme Canadier Carrière von Hrn. Crooks Partei in Verzweiflung, und legte ſich mit der Erklärung auf den Boden, daß er nicht weiter könne. Man that alles, um ihm Muth zu machen, überzeugte ſich aber bald, daß der arme Teufel ganz erſchöpft ſey, und nicht mehr auf den Füßen ſtehen könne. Er ward daher auf eines der Pferde geſetzt, das ſich in einem nicht viel beſſern Zuſtande befand als der Reiter ſelbſt.

Am 28 kamen unſre Reiſenden an einen kleinen Fluß, der ſich nach Norden zu durch ein ſchönes ebenes Thal wand. Hier zeigten ihnen ihre indianiſchen Freunde eine von Norden nach Süden ſtreichende, mit Waldung und Schnee bedeckte Gebirgskette zur Linken, die man zu überſteigen hatte. Der Weg führte am 29 December 21 Meilen weit durch das Thal, wo die armen Wanderer nicht nur viel von Regen und Schnee zu leiden hatten, ſondern auch genöthigt waren, den mit Eis gehenden Fluß zweimal zu durchwaten. Am folgenden Morgen wurde das Weib Peter Dorions, das bis jetzt ohne Murren alle Beſchwerden ertragen hatte, plötzlich von Geburtswehen befallen, und beſchenkte ihren Mann abermals mit einem Kinde. Da die Unverdroſſenheit und das gute Benehmen des armen Weibes ſie bei der ganzen Geſellſchaft ſehr beliebt gemacht hatten, ſo erregte ihre Lage große Unruhe und Beſtürzung. Peter dagegen nahm die Sache auf die leichte Achſel und meinte, daß deßhalb kein weiterer Aufenthalt nöthig ſey. Er blieb nebſt ſeinen übrigen Kindern und dem Pferde bei ſeinem Weibe zurück und verſprach, ſich bei der Geſellſchaft, die indeß ihren Weg fortſetzte, bald wieder einzufinden. Da der kleine Fluß ſich in die Gebirge wendete, ſo verließ man ſeine Ufer und hielt ſich einige Meilen weit zwiſchen Hügeln. Hier ſank ein

anderer Canadier, Namens la Bonté, vor Schwäche zusammen, und man mußte daher auch ihn auf ein Pferd setzen. Da dieses jedoch zu schwach war um den Reiter sammt dem Gepäck zu tragen, so nahm Hr. Hunt das letztere selbst auf die Schultern. Unter diesen mit jedem Schritt sich mehrenden Schwierigkeiten setzten die Reisenden halb verhungernd und niedergeschlagenen Herzens ihren Weg zwischen den Bergen fort, als plötzlich ein langes, mehrere Meilen breites Thal, durch das ein schöner Fluß sich schlängelte, vor ihren Blicken sich ausdehnte. Ein milderes Klima schien hier zu herrschen, denn obschon der Schnee ringsum auf den Bergen lag, so war doch im Thal selbst keiner zu sehen. Mit Entzücken betrachteten unsre müden Reisenden die schöne sonnige Landschaft, und ihre Freude erreichte den höchsten Gipfel, als sie sechs Hütten der Shoshonies von Pferden und Hunden umgeben am Ufer des Flusses erblickten. Alle eilten vorwärts und hatten bald das Lager erreicht. Hier war ihre erste Sorge sich Lebensmittel zu verschaffen. Für eine Flinte, eine alte Muskete, einen Tomahawk, einen blechernen Kessel und etwas Munition, erhielten sie vier Pferde, drei Hunde und mehrere Wurzeln. Ein reichliches Mahl wurde sogleich bereitet und auf der Stelle verzehrt; bald waren alle wieder munter und guter Dinge, und am nächsten Morgen fand auch Peter Dorion mit seiner Familie sich wieder ein. Peter schritt mühsam voraus, am Zügel sein skelettähnliches Roß nach sich ziehend, auf dem sein Weib mit dem neugebornen Kinde im Arme saß; ihr zur Seite hing der zweijährige Knabe in eine Decke gewickelt. Die Mutter sah aus, als ob ihr gar nichts widerfahren sey; so leicht hilft sich die Natur in der Wildniß, wo die den Körper schwächenden Verfeinerungen des Luxus und die Hülfsmittel der Kunst fremd sind.

Mit dem nächsten Morgen brach ein neues Jahr (1812) an. Hr. Hunt stand eben im Begriff aufzubrechen, als er von seinen Leuten um die Erlaubniß angegangen wurde, das Fest zu feiern. Auch jetzt waren es besonders die canadischen „Reisenden," von denen die Bitte ausging, da diese, wie bereits erwähnt, unter keinerlei Umständen die Feier eines Festes sich entgehen lassen, und der Neujahrstag zudem einer der von ihnen am heiligsten gehaltenen Tage war. Hr. Hunt konnte sich diesem Ansinnen nicht widersetzen, und so wurde denn der Tag in Ruhe zugebracht. Die armen Ca-

nadier vergaßen ihr Elend bei Geſang und Tanz und bei einem reichlichen Mahl von Hunde- und Pferdefleiſch.

Nach zwei Raſttagen traten unſere Wanderer ihre mühſame Reiſe aufs neue an. Die Indianer deuteten auf eine ferne Schlucht und gaben zu verſtehen, daß man auf dem Weg über den Gebirgsrücken durch dieſe kommen werde. Uebrigens verſicherten ſie, daß die Reiſenden nur wenig mehr von Schnee beläſtigt werden, und daß ſie binnen drei Tagen zu den Sciatogas kommen würden. Hr. Hunt war indeß durch ſolche Nachrichten von den Indianern ſchon zu oft getäuſcht worden, als daß er auf dieſe ein beſonderes Gewicht hätte legen ſollen. Er ſetzte mit ſeinen Leuten die Reiſe in weſtlicher Richtung durch fünf Tage fort, ging durch das Thal und kam dann in die Gebirge. Hier wurde der Weg außerordentlich beſchwerlich; große Steine und gefallene Bäume lagen am Boden umher, und oft ſanken die Wanderer bis an den halben Leib in Schnee. Die Witterung war außerordentlich kalt und der Himmel ſo mit Wolken überzogen, daß viele Tage lang kein Sonnenſtrahl durchbrach. Auf dem höchſten Punkt des Gebirgrückens bot ſich den Reiſenden eine traurige Ausſicht über wilde ſchneebedeckte Gebirge.

Am 6 Januar, als ſie den Gipfel der Gebirgskette überſtiegen hatten, befanden ſie ſich augenſcheinlich unter dem Einfluß eines mildern Klima's. Der Schnee begann ſich zu vermindern, die Sonne brach durch den dichten Wolkenſchleier, und gegen Weſten dehnte ſich eine Ebene aus, die von unſern Wanderern begrüßt wurde wie das gelobte Land von den Iſraeliten; denn ſie ſchmeichelten ſich ſchon, daß dieß die große Ebene des Columbia ſey, und daß ihre mühſame Pilgerfahrt nun ein Ende haben werde.

Seit fünf Tagen hatten ſie die Hütten der Shoſhonies verlaſſen und in dieſer Zeit nur etwa 60 Meilen zurückgelegt, und doch verſicherten die Führer, daß ſie am nächſten Tage ſchon die Sciatogas ſehen würden. Am folgenden Morgen wurde daher die Reiſe in aller Eile fortgeſetzt, und bald befand man ſich an einem kleinen Fluß, der durch ein tiefes von ungeheuren Bergen eingeſchloſſenes Thal führte. Hier zwiſchen Felſen und Abgründen fanden ſich Fährten von ſchwarzgeſchweiften Hirſchen, und bald ſahen die Reiſenden nach allen Richtungen hin große Heerden von Pferden. Der Schnee war gänzlich verſchwunden, und die Hoffnung, bald zu einem india-

niſchen Lager zu kommen, trieb Hrn. Hunt zur Eile. Mehrere ſeiner Leute waren indeß ſo geſchwächt, daß ſie mit den übrigen nicht Schritt halten konnten, ſondern oft zurückblieben, und einige fanden ſich ſogar nicht im Nachtlager ein. An dieſem Tage ſtarb das neugeborne Kind Peter Dorions.

Die Reiſe wurde am nächſten Morgen bei guter Zeit wieder angetreten, ohne auf die Nachzügler zu warten. Der Fluß, den die Reiſenden am Tag zuvor verfolgt hatten, war durch den Beitritt eines andern gewachſen, die Abhänge der Berge wurden grün und die Thäler waren mit Gras bedeckt. Endlich ließ ſich der freudige Ruf: „ein indianiſches Lager!“ hören. Es lag noch fern, mitten in einem grünen Thale; man konnte indeß unterſcheiden, daß es aus vielen Hütten beſtehe und daß ringsum Hunderte von Pferden weideten. Die Ausſicht auf Ueberfluß an Pferdefleiſch verbreitete allgemeine Freude, denn die Vorräthe waren gänzlich aufgezehrt, und man hatte nichts mehr als Peter Dorions elendes Thier nebſt noch einem ähnlichen, dem man während der Reiſe oft eine neue Lebensfriſt geſchenkt hatte.

Ein tüchtiger Marſch brachte die müden und hungrigen Wanderer bald in das Lager. Es zeigte ſich, daß man ſich bei einer ſtarken Abtheilung von Sciatogas und Tus-che-pas befand, die in 34 aus Matten aufgeſchlagenen bequemen Hütten wohnten. Dieſe Indianer waren beſſer gekleidet als alle die wandernden Horden, die man auf dieſer Seite der Rocky Mountains bis jetzt noch getroffen hatte. Jeder hatte einen Mantel, Jagdhemd und Beingamaſchen von Hirſchfell, und mehr als zweitauſend Pferde weideten um das Lager. Was Hrn. Hunt aber am meiſten erfreute, war, daß er beim Eintritt in die Hütten kupferne Keſſel, Aexte und andere Artikel bemerkte, welche deutlich zeigten, daß dieſe Indianer mit den Stämmen an der Seeküſte in Verbindung ſtehen mußten, die mit den Weißen Handel treiben. Bei näherer Erkundigung erfuhr er, daß der große Fluß (der Columbia) nur noch zwei Tagreiſen entfernt ſey, und daß mehrere Weiße denſelben vor kurzem erſt abwärts gefahren wären, die, wie Hr. Hunt vermuthete, die HH. Mac Lellan und Mac Kenzie mit ihren Gefährten ſeyn könnten.

Mit der innigſten Freude und dem herzlichſten Dank gegen die Vorſehung ſah Hr. Hunt ſich und ſeine erſchöpften Leute glücklich am Ende des beſchwerlichſten und gefährlichſten Theils ſeiner

langen Reiſe und die Ausſicht vor ſich, endlich das Ziel zu erreichen, dem er unter ſo vielen Leiden und Anſtrengungen entgegengegangen war. Alle Zurückgebliebenen fanden ſich nach und nach ein, bis auf den canadiſchen „Reiſenden" Carrière, den man indeß auch bald eintreffen zu ſehen hoffte. Das Erſte, was Hr. Hunt vornahm, war, Lebensmittel für ſeine Leute zu beſorgen. Etwas Wildpret und Wurzeln war indeß das Einzige, was er an demſelben Abend noch erhalten konnte, am folgenden Tage aber gelang es ihm, eine Stute nebſt einem Füllen einzuhandeln, die ſogleich geſchlachtet und zubereitet wurden.

Mehrere Tage blieben unſre Wanderer in der Nähe der Indianer, von ihren Beſchwerden ausruhend und von dem Pferdefleiſch und den Wurzeln ſchmauſend, die ihnen die Indianer überließen, von denen Pferde zu weit billigern Preiſen als von den Schlangenindianern zu bekommen waren. Eine Decke, ein Meſſer oder einige Schnüre blaue Glasperlen waren der Preis für ein Roß, zu dem mehrere von der Mannſchaft Pferde für ihren eigenen Gebrauch einhandelten.

Die Indianer, bei denen unſre Reiſenden ſich befanden, werden als ſtolz und außerordentlich reinlich geſchildert. Niemals aßen ſie Pferde oder Hunde, und geſtatteten auch durchaus nicht, daß das rohe Fleiſch dieſer Thiere in ihre Hütten gebracht wurde. In jeder Wohnung befand ſich ein kleiner Vorrath von Hochwild, den ſie jedoch ſo hoch im Preiſe hielten, daß unſre Reiſenden bei ihrer damaligen Verarmung ſich außer Stand ſahen, etwas davon zu kaufen. Dieſe Indianer pflegten das Wild zu Pferde zu jagen, indem ſie einen Kreis bildeten, in den ſie es einſchloſſen, und ſie waren treffliche Reiter, die ihre Bogen und Pfeile mit großer Geſchicklichkeit zu brauchen wußten. Sie ſchienen, ſelbſt wenn die Vortheile der Civiliſation ihnen geboten wurden, dennoch die Gewohnheiten des wilden Lebens vorzuziehen, denn obſchon ſie Aexte beſaßen, bedienten ſie ſich doch ſteinerner Schlägel und Keile von Elenhorn, um ihr Holz zu ſpalten, und ließen ihre Keſſel oft unbenutzt liegen, während ſie ihr Waſſer in Gefäßen von Weidenruthen geflochten holten, in denen ſie auch mittelſt heißer Steine, ihr Fleiſch kochten. Ihre Weiber trugen ſehr niedlich geflochtene und hübſch geſtaltete Mützen von Weidenruthen.

Da Carrière ſich nach zwei oder drei Tagen noch immer nicht

eingestellt hatte, so wurden Reiter ausgesandt ihn zu suchen, die jedoch ohne Erfolg zurückkehrten. Die Hütten der Schlangenindianer, in deren Nähe man ihn zuletzt gesehen hatte, waren abgebrochen und keine Spur mehr von ihnen zu entdecken. Da noch einige Tage ohne Kunde von dem Vermißten verstrichen, so fürchtete man, daß er entweder verschmachtet, oder von den Indianern ermordet worden sey, oder daß er vielleicht auch die Fährten von Jägern für die der Expedition gehalten, und sich so verirrt haben könne.

Der Fluß, an welchem Hr. Hunt mit seinen Leuten sich befand, ergießt sich in den Columbia und wird von den Eingebornen Eu-o-tal-la oder Umatalla genannt; an seinen Ufern gab es eine Menge von Bibern. Während des Aufenthalts in dem Thal, das er bewässerte, wurde das Lager zweimal abgebrochen, und nach und nach dreißig Meilen weiter abwärts seines gerade nach Westen gehenden Laufes aufgeschlagen. Ein heftiger Regen verursachte ein Austreten des Flusses, wobei drei Pferde ertranken. Die weitern Unterredungen mit den Indianern überzeugten Hrn. Hunt immer mehr, daß er sich in der Nähe des Columbia befinde, und die von den Wilden angegebene Zahl der weißen Männer, die ihn, ihrer Angabe zufolge, kürzlich erst abwärts befahren haben sollten, stimmte genau mit der der Gefährten Mac Lellan's und Mac Kenzie's überein, was ihn herzlich freute, da es seine Hoffnung, daß sie glücklich durch die Wildniß gekommen seyn möchten, immer mehr verstärkte.

Die Sciatogas erzählten viel von weißen Männern, die zu ihnen gekommen wären, um Handel mit ihnen zu treiben, und sprachen besonders von zweien, Namens Ke-Koosh und Jacquean, die ihnen Tabak gegeben und mit ihnen geraucht hätten. Jacquean, sagten sie, habe ein Haus am großen Flusse besessen. Die canadischen „Reisenden" vermutheten, daß von niemand anderm die Rede seyn könne, als von einem Commis der Nordwestcompagnie, Namens Jacquean Finlay, und daß das erwähnte Haus nichts als ein Handelsposten an irgend einem der Beiflüsse des Columbia seyn könne. Die Indianer waren sehr erfreut, als Hr. Hunt ihnen sagte, daß er wieder kommen werde, um Handel mit ihnen zu treiben, und versprachen recht viele Biberfelle zu sammeln. Am 20 Januar nahm

Hr. Hunt Abſchied von ſeinen freundlichen Wirthen und dem Fluß, an dem er gelagert, und ſetzte ſeine Reiſe nach Weſten fort.

Am folgenden Tag wurde den Wanderern die Freude, den lang geſuchten Columbia vor ſich zu ſehen; mit Jubel begrüßten ſie den majeſtätiſchen Fluß, als ob alle Beſchwerden nun ein Ende gehabt hätten, was ſich, obſchon dem nicht ſo war, doch leicht erklären läßt, wenn man einen Blick auf die Leiden zurückwirft, die ſie bereits überſtanden hatten. Seit ſie den Schlangenfluß verlaſſen, hatten ſie 240 Meilen durch eine gebirgige, mit Schnee bedeckte Wüſte zurückgelegt, und während der ſechs Monate, die ſeit ihrer Abreiſe aus dem Dorfe der Arricaras verfloſſen, waren ſie durch Beſchwerden und Entbehrungen aller Art zu Boden gedrückt worden. Die ganze Länge des von jenem Dorfe aus zurückgelegten Wegs zu Land und zu Waſſer ſchätzten ſie auf 1751 Meilen. Um das gefährliche Land der Schwarzfüße zu umgehen, hatten ſie einen Umweg gegen Süden machen, und eine große bisher noch nie betretene Wildniß durchwandern müſſen.

Die Stelle, wo ſie den Columbia erreichten, befand ſich in einiger Entfernung unterhalb der Vereinigung ſeiner beiden großen Arme, des Lewis- und Clarke-River, und nicht weit vom Eintritt des Wallah-Wallah. Es war ein ſchöner Strom, den die Reiſenden jetzt vor ſich hatten, drei Viertel einer Meile breit, ganz frei von Bäumen, an einigen Stellen von ſteilen Felſen und an andern von kieſigen Ufern begränzt. An den Ufern des Columbia fand man eine ärmliche Indianerhorde, Akai-chies genannt, die keine andere Kleidung trugen, als dürftige Mäntel von Fellen. Ihre Hütten waren zeltförmig geſtaltet, ſehr licht und warm, und mit Binſenmatten bedeckt. Neben den Zelten befanden ſich noch Gruben im Boden, mit Matten ausgefüttert, in denen die noch leichter als die Männer bekleideten Frauen hausten. Dieſe Indianer erhielten ſich hauptſächlich vom Fiſchfang, den ſie mit Canots betrieben, die aus nichts als einem durch Feuer ausgehöhlten Fichtenſtamm beſtanden. Ihre Hütten waren mit großen Vorräthen von getrocknetem Lachs verſehen, und auch an friſchen, ſehr wohlſchmeckenden Lachsforellen, die ſie an der Mündung des Umatalla fingen, hatten ſie Ueberfluß, von dem Hr. Hunt einen Theil an ſich brachte.

Da ſich zeigte, daß der Weg an der Nordſeite des Fluſſes

hinlief, so setzten die Reisenden hinüber und gingen fünf bis sechs Tage lang am Ufer abwärts, wobei sie durch das Verlaufen der Pferde und die Versuche der Indianer, sie zu stehlen, sehr aufgehalten wurden. Oft kamen sie an Hütten vorüber, in denen sie Fische und Hunde erhielten. An einer Stelle waren die Eingebornen eben von einem Jagdzug zurückgekehrt und hatten viel Elen- und Hirschfleisch mitgebracht, für das sie aber einen für die Mittel der Reisenden so hohen Preis forderten, daß diese sich entschlossen, sich mit Hundefleisch zu begnügen, das sie weit besser als das bisher fast ausschließlich genossene Pferdefleisch fanden. Von diesen Jägern erhielt Hr. Hunt abermals Nachricht von den weißen Männern, die den Fluß hinabgefahren seyn sollten, und die er, wie bereits erwähnt, für die HH. Mac Kenzie und Mac Lellan, nebst ihren Leuten hielt; eines ihrer Canots war, wie die Indianer berichteten, umgeschlagen, und durch diesen Unfall ein Theil des Gepäcks verloren gegangen. Alle diese zerstreuten Nachrichten von den Gefährten wurden natürlich mit der wärmsten Theilnahme aufgenommen.

Die Witterung war fortwährend gemäßigt, ein Beweis von dem weit mildern Klima auf dieser Seite der Gebirge. Das Land in der Nähe des Flusses breitete sich größtentheils in eine weite, nach und nach aufwärts steigende Ebene aus, und war, mit Ausnahme einiger Weidenbüsche, fast ganz von Bäumen und Gesträuch entblößt. Nach einer Reise von ungefähr 60 Meilen kamen die Wanderer auf ein mehr hügeliges Land, wo der Fluß zwischen Felsenufern strömte und wo sein Lauf durch eine Menge von Stromschnellen unterbrochen war. Die Indianer dieser Gegend waren besser gekleidet und schienen wohlhabender zu seyn, als die weiter oberhalb getroffenen. Der Wohlstand erzeugt bei den Wilden so gut als im civilisirten Leben Uebermuth — eine Bemerkung, die sich auch bei diesen Indianern bestätigte.

Von ihnen erhielt Hr. Hunt die erste, wiewohl noch dunkle Kunde von dem Theil der Expedition, der zur See bis an die Mündung des Columbia gegangen war. Die Indianer erzählten von einer Anzahl weißer Männer, die an der Mündung des großen Flusses ein großes Haus gebaut, und es mit Pallisaden umumgeben hätten. Keiner von ihnen war selbst in Astoria gewesen, allein das Gerücht hatte sich von Mund zu Mund weit un-

ter den indianischen Stämmen verbreitet, und war durch wandernde Horden und Jäger bis in das Herz der Wildniß gedrungen. Die Nachricht von Errichtung eines Handelspostens an jener Stelle erregte große Sensation auch in den fernsten Gegenden, und war ganz geeignet, so zu sagen den Puls der großen Lebensader — des Columbia — zu berühren und diese Vibration auch allen seinen Nebenströmen mitzutheilen.

Auffallend war es, wie selbst diese entfernten Stämme durch bloßes Gerücht von den Absichten der Colonisten in Astoria unterrichtet waren, und es ist dieser Umstand ein Beweis, daß die Indianer keineswegs so gleichgültig und sorglos sind, als man sie gewöhnlich schildert. Sie erzählten Hrn. Hunt, daß die weißen Männer mit Verlangen auf ihre Freunde warteten, die den großen Fluß herabkommen sollten, und sehr betrübt gewesen seyen, weil sie gefürchtet, sie nicht wieder zu sehen. Jetzt aber werde ihre Ankunft die Thränen trocknen und sie würden vor Freude singen und tanzen.

Am 31 Januar kam Hr. Hunt an die Fälle des Columbia und lagerte bei dem Dorfe Wish-ram, an der Spitze des gefährlichen Passes gelegen, den wir bereits unter dem Namen der Long Narrows kennen gelernt haben.

## Achtunddreißigstes Capitel.

Das Dorf Wish-ram. — Die Wohnungen der Eingebornen. — Nachrichten von Astoria und dem Schicksal des Tonquin. — Diebe umschwärmen das Lager. — Eine Bande Großsprecher. — Einschiffung. — Ankunft in Astoria. — Freudiger Empfang. — Abenteuer Reed's, Mac Lellans und Mac Kenzie's. — Festlichkeiten in Astoria.

Von dem Dorfe Wish-ram und dem Fischmarkt der Eingebornen am Columbia, war in einem frühern Capitel bereits die Rede. Hr. Hunt fand diese Indianer verschmitzter und intelligenter als alle übrigen, mit denen er bisher zu thun gehabt hatte. Der Handel hatte ihren Verstand, wiewohl auf Kosten ihrer Ehrlichkeit, geschärft. Ihre Wohnungen standen mit ihren Umständen im Verhältniß, und waren weit vorzüglicher als die, welche unsere Reisenden westlich von

den Rocky Mountains gefunden hatten. Die Wohnstätten der Wilden auf dieser Seite der großen Felsengränze waren bloße Hütten oder Zelte aus Matten, Fellen oder Stroh, da es in jener Gegend an Bauholz fehlt; in Wish-ram dagegen bestanden die Häuser aus Holz und waren mit weit herabhängenden Dächern versehen. Der Boden war bis auf sechs Fuß vertieft, und auf der Giebelseite befand sich eine außerordentliche niedere, schmale Thüre, durch die man kriechen und dann eine Leiter hinabsteigen mußte. Dieser unbequeme Eingang hatte den Zweck, die Vertheidigung zu erleichtern, und dicht unter dem Dache war eine Art Schießscharten angebracht, aus denen die Bewohner im Fall einer Belagerung mit Pfeilen herausschossen. Da jedes Haus meist drei Familien zur Wohnung diente, so waren sie von bedeutender Größe. Innerhalb befanden sich rings an den Wänden die mit Matten belegten Schlafstellen, die ungefähr die eine Hälfte des Gebäudes einnahmen; die andere diente zu Aufbewahrung der Vorräthe von getrockneten Fischen.

Die Handelsverbindungen der Bewohner von Wish-ram setzten sie in den Stand, Hrn. Hunt bestimmtere Nachricht von Astoria und den Angelegenheiten der neuen Colonie geben zu können. Einer der Einwohner war auf dem von David Stuart angelegten Posten am Oakinagan gewesen, und hatte dort einige englische Worte aufgeschnappt. Von diesem Wilden erhielt Hr. Hunt nähere Auskunft über diesen Posten und das ganze Unternehmen. Andere nannten den Namen des unglücklichen Mac Kay, der sich mit dem Tonquin in die Luft gesprengt hatte, und theilten Einiges über diese traurige Begebenheit mit. Sie sagten, Mac Kay sey ein Häuptling unter den weißen Männern gewesen und habe ein großes Haus an der Mündung des Flusses gebaut, es aber bald wieder verlassen, um mit einem großen Schiffe gegen Norden zu segeln, wo er von schlechten Indianern in Canots angegriffen worden sey, die ihn nebst allen seinen Leuten umgebracht hätten. Diese Nachrichten, obschon er sie nur zur Hälfte glaubte, erfüllten Hrn. Hunt dennoch mit banger Ahnung. Er betrieb die Anstalten zur Abreise aufs eifrigste, und suchte sich Canots zu verschaffen, konnte aber oberhalb der Narrows oder Flußengen keine bekommen, wie er sie brauchte. Er ging deßhalb zwölf Meilen weiter abwärts, und schlug sein Lager am Ufer des Flusses auf. Hier sah er sich von

Eingebornen umschwärmt, die nur auf die Gelegenheit lauerten zu stehlen; da dieß jedoch durch die Wachsamkeit der Mannschaft verhindert wurde, so suchten sie ihren Zweck durch andere Mittel zu erreichen. Gegen Abend fand sich eine Anzahl Krieger, bemalt und gerüstet wie zur Schlacht, im Lager mit der Nachricht ein, daß eine Horde von 30 oder 40 Tapferen aus einem Dorfe anrücke, um das Lager zu überfallen und die Pferde wegzunehmen, daß sie aber entschlossen seyen, dieß nicht zu dulden und daß sie vielmehr Weißen beschützen wollten. Hr. Hunt nahm sie sehr kalt auf, und als sie ihre Erzählung geendet hatten, ließ er ihnen Pfeifen reichen; dann rief er seine Leute zusammen, stellte nach allen Seiten Wachen aus und empfahl ihnen wohl auf ihrer Hut zu seyn. Die Krieger waren augenscheinlich sehr betroffen über diese Anstalten und zogen, nachdem sie ihre Pfeife geraucht und noch viel von ihrer Tapferkeit geprahlt hatten, wieder ab. Das Possenspiel war aber hiermit noch nicht zu Ende. Die Krieger kehrten bald wieder mit einem andern, noch heldenmäßiger herausgeputzten Wilden an der Spitze zurück, den sie als den Häuptling des kriegslustigen Dorfes, aber auch zugleich als Friedensvermittler ankündigten. Seine Leute hatten, wie er vorgab, durchaus die Fremden angreifen wollen; ihr tapferer Führer aber war als ein Freund der weißen Männer ins Mittel getreten, und hatte durch sein Ansehen und seine Kühnheit jede Feindseligkeit verhütet. Nachdem er seine Verdienste noch gewaltig herausgestrichen, erfolgte eine bedeutungsvolle Pause, der, wie alle zu erwarten schienen, irgend eine angemessene Belohnung folgen werde. Hr. Hunt ließ indeß abermals Pfeifen bringen, rauchte mit dem Häuptling und seinen würdigen Begleitern, bezeigte jedoch durchaus keine Lust, seine Dankbarkeit weiter zu treiben. Die Indianer blieben die ganze Nacht im Lager und kehrten mit Tagesanbruch ziemlich verdutzt und kleinlaut nach Hause zurück, ohne durch ihre sinnreiche List etwas Anderes als eine Pfeife Tabak gewonnen zu haben.

Hrn. Hunts erste Sorge war es jetzt, sich Canots zu verschaffen, deren er mehrere sehr gut gebaute, mit hohem Stern und Vordersteven in der Nähe sah, von denen einige wohl 3000 Pfund zu tragen vermochten. Mit den schlauen Eigenthümern, die weit lieber plündern als rechtlichen Verkehr treiben zu wollen schienen, war indeß sehr schwer zu handeln. Der strengen Bewachung

ungeachtet wurden mehrere Gegenstände gestohlen und auch einige Pferde fortgetrieben, unter denen sich leider die vielgeliebte Rosinante Peter Dorions befand. Aus Eigensinn hatte der Dolmetscher sein Zelt in einiger Entfernung von den übrigen aufgeschlagen und sein Pferd daneben angebunden, von wo es zum großen Verdruß seines halbblütigen Eigenthümers in einer Nacht abhanden kam.

Nach mehrtägiger Unterhandlung gelang es Hrn. Hunt endlich, die erforderliche Anzahl von Canots zusammenzubringen, und so gern er nun augenblicklich seine diebische Nachbarschaft verlassen hätte, wurde er doch durch heftige, von Schnee und Regen begleitete Gegenwinde bis zum 5 Februar aufgehalten. Selbst als er sich schon auf der Fahrt befand, hatte er noch mit ungestümem Wetter zu kämpfen; die Strömung war ihm jedoch günstig, und nachdem unsre Abenteurer die Landschaft an den großen Stromschnellen glücklich zurückgelegt, und ein zwischenliegendes Cap umschifft hatten, lag die entstehende, so lange schon ersehnte Colonie Astoria vor ihren Augen. Nach eilfmonatlicher Wanderung in der Wildniß, auf größtentheils ungebahnten Pfaden, wo ein Wigwam der Wilden unter die Seltenheiten gehörte, kann man sich einen Begriff von der Freude machen, mit der unsre Reisenden die Embryo-Anstalt mit ihren Magazinen, Wohnungen und Bollwerken auf der hohen, eine schöne kleine Bay, in der die Sloop ruhig vor Anker lag, beherrschenden Landspitze erblickten. Von raschen Ruderschlägen getrieben, eilten die Canots dem Ufer zu, wo sich ihnen befreundete Hände zum fröhlichen Willkommen entgegenstreckten. Unter den Begrüßenden drängten sich ihnen zuerst ihre Cameraden und Leidensbrüder entgegen, die unter der Leitung der HH. Reed, Mac Lellan und Mac Kenzie am Caldron Linn von ihnen geschieden waren. Diese hatten Astoria etwa um einen Monat früher erreicht und, nach dem schließend, was sie selbst ausgestanden, Hrn. Hunt sammt seinen Leuten bereits aufgegeben. Um so herzlicher war ihre Freude, als sie die verloren Geglaubten wieder erblickten, und die canadischen „Reisenden" besonders zeichneten sich wie gewöhnlich, so auch hier, durch ein Uebermaß von Liebkosungen aus.

Als der erste Jubel vorüber war, tauschten die verschiedenen Abtheilungen die Berichte über ihre Abenteuer aus, die ihnen, seit sie am Schlangenfluß sich getrennt hatten, begegnet waren, und

von denen wir hier nur das Hauptſächlichſte bemerken wollen. Der Leſer wird ſich erinnern, daß eine kleine Abtheilung unter Führung des Hrn. John Reed, eines Commis der Geſellſchaft, den Fluß hinabgegangen war und daß zwei andere, unter den HH. Mac Lellan und Mac Kenzie andere Richtungen eingeſchlagen hatten. Nach einer mehrtägigen Wanderung, auf der ihnen eben ſo wenig ein Indianer aufgeſtoßen war, als ſie auch nur die geringſten Lebensmittel ſich zu verſchaffen vermochten, trafen alle drei Abtheilungen unvermuthet in den Gebirgen des Schlangenfluſſes zuſammen, und zwar in einiger Entfernung unterhalb der unglücklichen Stelle, die den Namen der Devil's Scuttle Hole erhalten hatte. Als ſie ſich ſo vereinigt ſahen, beſtand die ganze Geſellſchaft, außer den HH. Mac Kenzie, Mac Lellan und Reed, aus acht Mann, größtentheils canadiſchen „Reiſenden.“ Da alle ſich in derſelben Bedrängniß, ohne Pferde, Lebensmittel und Kenntniß des Wegs befanden, kamen ſie darin überein, daß es verlorne Mühe ſeyn würde, zu Hrn. Hunt zurückzukehren und ihn, der ſich ſelbſt nicht zu helfen wußte, mit noch mehr verhungernden Menſchen zu überhäufen. Alles wohl überlegt, hielten ſie es für das beſte, wenn ſie ſo gut als möglich aus dieſem Land des Hungers hinauszukommen und den Columbia zu erreichen ſuchten. Sie ſetzten demzufolge ihren Weg am Schlangenfluſſe hinab fort, überkletterten Felſen und Gebirge und trotzten allen Gefahren dieſer rauhen Wege, die ſpäter durch den fallenden Schnee noch unendlich beſchwerlicher wurden.

Obſchon ſtets dem Fluß ſo nahe, daß ſie ſeinen Lauf faſt immer im Geſicht behielten, hatten ſie dennoch durch nichts mehr als gerade durch Durſt zu leiden. Der Strom rauſchte zwiſchen hohen und ſteilen Felſen hin, wo die faſt verſchmachtenden Wanderer nur äußerſt ſelten einen gefährlichen Pfad bis zu ſeinem Waſſer entdeckten. — Oft litten ſie meilenweit alle Qualen des Tantalus — die Labung ſtets vor Augen und dennoch von dem brennendſten Durſt gepeinigt. Hie und da fanden ſie Regenwaſſer in den Felſenſpalten, aber nur zu oft waren ſie zu dem letzten ekelhaften Mittel genöthigt, um ein kümmerliches Daſeyn zu friſten. Die Qualen des Hungers waren nicht minder verzehrend. Wild war nicht zu ſehen, und ſo mußten ſie denn zuweilen einige Streifen aus den Biberfellen ſchneiden, die ſie bei ſich hatten, und dieſe verſpeiſen, nachdem ſie ſie vorher auf Kohlen geröſtet hatten. Dieſe dürftige Nahrung reichte

kaum hin, die Ausgehungerten zu erhalten, und endlich war auch das letzte Fell verzehrt, ohne daß sich eine Hoffnung zur Aenderung ihrer Lage gezeigt hätte. Noch immer schleppten sie sich mühsam fort, bis endlich ein furchtbares Schneegestöber ihnen Stillstand gebot. Gegen dieses zu kämpfen, war ihnen bei ihrem erschöpften Zustand unmöglich, und so kauerten sie sich denn unter einen überhängenden Felsen am Fuß eines steilen Gebirges, mit Hingebung ihre unvermeidlich scheinende Auflösung erwartend. In dieser kritischen Lage warf Hr. Mac Lellan den erloschenen Blick empor und bemerkte ein Ahsahta oder Bighorn, das sich auf einer Anhöhe unter einem schützenden Felsen verborgen hatte. Da er noch mehr bei Kräften als die übrigen und dabei ein trefflicher Schütze war, so brach er auf, um sich bis auf Schußweite an das Wild heranzuschleichen, von den ängstlichen Blicken seiner Gefährten begleitet, deren Leben an dem Erfolg hing. Er nahm einen Umweg, klimmte so vorsichtig als möglich die Anhöhe hinan, und kam endlich in die erforderliche Nähe. Hier legte er an, und von dem tödtenden Blei getroffen stürzte das Thier zu Boden — ein höchst glücklicher Umstand, denn das bloß verwundete noch zu verfolgen, hätte sein erschöpfter Zustand ihm nicht gestattet. Der steile Abhang machte es leicht, die Beute den harrenden Gefährten entgegenzurollen, die sie eilends zerlegten, doch aber so viele Selbstverläugnung besaßen, durch Unmäßigkeit nicht ihr Verderben herbeizuführen, sondern sich vor der Hand mit etwas Suppe zu begnügen und das Fleisch für eine künftige Mahlzeit aufzubewahren. Diese Hülfe in der höchsten Noth verlieh ihnen Kräfte zu Fortsetzung ihrer Reise; aber noch oft sahen sie sich in ähnlichen Mangel versetzt, und hatten es nur ihrer geringen Anzahl, die natürlich auch weniger bedurfte, zu danken, daß sie lebend dieser Wüste entkamen.

Nach einundzwanzigtägigen Leiden kamen sie endlich aus den Bergen heraus an einen Beifluß desjenigen Arms des Columbia, der der Lewis-River genannt wird, und dessen südliche Gabel der Schlangenfluß bildet. Hier fanden sie wilde Pferde, die ersten die ihnen westlich von den Rocky Mountains zu Gesicht kamen. Von hier aus schlugen sie den Weg nach dem Lewis-River ein, wo sie einen Indianerstamm fanden, von dem sie bereitwillig mit dem Nöthigen versehen wurden. An diesem Fluß verschafften sie sich zwei Canots, auf denen sie stromabwärts in den Columbia einliefen, und dann

nach Aſtoria kamen, wo ſie ganz erſchöpft und mit Lumpen bedeckt anlangten.

So waren nun alle Leute von Hrn. Hunts Expedition wieder beiſammen, Hrn. Crooks ausgenommen, den man, in Betracht des elenden Zuſtandes, in dem man ihn in der Wildniß verlaſſen hatte, kaum mehr wiederzuſehen hoffen konnte. Ein ganzer Tag ging unter Feſtlichkeiten zur Feier der Ankunft Hrn. Hunts und ſeiner Gefährten hin: die Flaggen wurden aufgehißt, die Kanonen nebſt dem kleinen Gewehr abgefeuert, und die Tiſche mit Fiſchen, Biberfleiſch und Wildpret beſetzt — Gerichte, die den Wanderern, die ſo lange mit Pferde- und Hundefleiſch ſich hatten begnügen müſſen, vortrefflich ſchmeckten. Der Grog, der dabei reichlich geſpendet wurde, erhöhte die allgemeine Freude, und der Tag ward von den canadiſchen „Reiſenden" wie gewöhnlich mit einem Tanz beſchloſſen, der bis tief in die Nacht hinein ſich verlängerte. *)

## Neununddreißigſtes Capitel.

Kärglicher Unterhalt während des Winters. — Wiederkehr der Fiſchzeit. — Die verſchiedenen Arten von Fiſchen an der Mündung des Columbia. — Beſchaffenheit des Landes an der Küſte. — Die vierfüßigen Thiere, Vögel und Reptilien an der Küſte. — Klima und Boden an der Küſte und im Innern.

Der Winter war in Aſtoria ruhig vergangen, und die Befürchtungen von Feindſeligkeiten von Seite der Eingeborenen hatten ſich allmählich gelegt, denn ſo wie die Jahreszeit rauher wurde, verſchwanden die Indianer aus der Nachbarſchaft der Factorei und verließen die Seeküſte, ſo daß die Coloniſten dadurch zuweilen Mangel an Lebensmitteln litten. Die Jäger der Anſtalt unternahmen zwar weite Ausflüge, aber ſtets mit nur geringem Erfolg. Es hausten wohl Hirſche, einige Bären und eine Menge

*) Die Entfernung von St. Louis nach Aſtoria, auf dem Wege, den Hr. Hunt zurückgelegt hatte, betrug mehr als 3500 Meilen, in gerader Linie aber nur 1800.

Elens in der Nähe, allein die Gegend war so wild und die Waldungen so dicht und unzugänglich, daß es fast unmöglich wurde das Wild aufzujagen. Der unaufhörliche Regen während des Winters machte es zudem dem Jäger außerordentlich schwierig, sein Gewehr immer in Ordnung zu halten; die Jagdbeute fiel daher nur sehr schmal aus, und es wurde oft nöthig, die Mannschaft auf sehr kleine Portionen herabzusetzen. Mit Eintritt des Frühjahrs, wo die Fischzeit begann, herrschte dagegen wieder Ueberfluß in Astoria. Anfang Februars fand sich ein kleiner, ungefähr sechs Zoll langer, dem Stint (salmo eperlanus) ähnlicher Fisch, von den Eingebornen Uthlecan genannt, in großer Menge an der Mündung des Flusses ein. Er soll von vortrefflichem Geschmack und so fett seyn, daß er wie ein Licht brennt, statt dessen sich die Indianer seiner auch oft bedienen. Er kommt in ganzen Zügen, in feste Massen zusammengedrängt, die oft fünf bis sechs Fuß Tiefe haben, in den Fluß, und wird von den Eingebornen mit kleinen Netzen an langen Stangen herausgeschöpft, so daß ein Canot bald ganz damit angefüllt ist. Diese Fische, die ein Hauptnahrungsmittel der Wilden sind, werden von den Weibern getrocknet und an Schnüre gereiht. Da der Uthlecan nur am untern Theil des Flusses zu finden ist, so führte sein Erscheinen die Indianer bald wieder an die Küste zurück, und es fehlte nun in der Factorei nicht mehr an Lebensmitteln.

Bald nach dem Uthlecan fand sich der Stör ein, der von den Indianern auf verschiedene Weise gefangen wurde. Einige stachen ihn mit dem Speer heraus, während andere sich des Netzes und der Angel bedienten. Zuweilen senkten sie auch eine Schnur ins Wasser, an deren unterem Ende ein schweres Gewicht befestigt war, während das obere durch ein daran gebundenes Stück leichten Holzes schwimmend erhalten wurde; an dieser Schnur waren mehrere Angelhaken, ungefähr einige Fuß weit auseinander, an kurzen Faden befestigt. Diesen Apparat, dessen Angelhaken mit kleinen Fischen als Köder versehen waren, ließen sie gewöhnlich über Nacht im Wasser und waren dann sicher, am nächsten Morgen mehrere Fische gefangen zu haben; denn der Stör, obschon ein großer und starker Fisch, leistet doch, wenn er einmal an der Angel hängt, nur geringen Widerstand.

Der Salm, der Hauptfisch des Columbia, der für die Fischerei

treibenden Indianer von derselben Bedeutung ist, wie der Büffel den Jägerstämmen auf den Prairien, zieht nicht eher in den Fluß ein, als gegen Ende Mai's, von wo an er bis Mitte August entweder mit dem Speer oder mit dem Schlagnetz in großer Menge und zwar meist im seichten Wasser gefangen wird. Auf ihn folgt eine geringere Art desselben Fisches, die vom August bis December sich einfindet. Diese letztere Art zeichnet sich durch eine doppelte Reihe sehr scharfer und einen halben Zoll langer Zähne aus, weßhalb sie auch unter dem Namen des hundszähnigen Salms bekannt ist. Auch dieser Fisch wird meist mit Speeren erlegt und für den Winter geräuchert. Wie die Salmen an den Fällen des Columbia gefangen und für den Handel zugerichtet werden, ist in einem frühern Capitel erwähnt worden. Von der Ausbeute dieser Fischereien bezog die Colonie Astoria den größten Theil dessen, was sie für ihren Lebensunterhalt bedurfte.

Ein Aufenthalt von einem Jahr an der Mündung des Columbia, und mehrere Expeditionen ins Innere, hatten den Colonisten einen ungefähren Begriff von dem Lande verschafft. Die ganze Küste wird als sehr wild und gebirgig geschildert, mit dichten Waldungen von Schierlingstannen, Pechtannen, weißen und rothen Cedern, Pappeln, weißen Eichen, Eschen und Weiden, nebst einigen wenigen Wallnußbäumen bedeckt. Das dichte Gesträuch, die vielen Schlingpflanzen und wilden Weinstöcke, die sich an den Bäumen emporrankten, machten diese Waldungen fast undurchdringlich. Unter dem Gesträuche befanden sich viele Stachel- und Johannisbeerbüsche von verschiedenen Arten, nebst mehrerem anderem eßbare Beeren tragendem Buschholz.

Unter den Weinstöcken zog besonders eine Art die Aufmerksamkeit der Colonisten auf sich. Jede Blüthe bestand aus sechs schönen carmoisinrothen, auf der innern Seite weiß gefleckten Kelchblättern; das schöne grüne Laub stand zu je drei Blättern beisammen. Diese Weinreben stiegen an den Bäumen empor, und hatten sie die höchsten Zweige des Wipfels erreicht, so liefen sie senkrecht wieder herab, und fuhren immer so von Baum zu Baum zu wachsen fort, bis alle Bäume von ihren Reben durchflochten waren wie das Takelwerk eines Schiffes. Diese Reben sind zäher und biegsamer als Weidenruthen, und erreichen eine Länge von 50 bis zu 100 Klaftern. Aus den Fasern flechten die Indianer Körbe, welche Wasser halten.

Von vierfüßigen Thieren hatte man bemerkt: den Edelhirsch, den Damhirsch, den schwarzen und den grauen Bär, die Antilope, das Ahsahta oder Bighorn, den Biber, die See- und Flußotter, die Bisamratte, den Fuchs, den Wolf und auch — wiewohl äußerst selten — den Panther. Die einzigen Hausthiere der Wilden waren Pferde und Hunde.

Wasser- und Landvögel, wie z. B. Schwane, wilde Gänse, Enten von allen nur möglichen Arten, Pelikane, Reiher, Möven, Schnepfen, Regenpfeifer, Adler, Geyer, Krähen, Raben, Elstern, Spechte, Tauben, Rebhühner, Pfauen, Haselhühner gab es in großer Menge und dabei auch noch viele Singvögel.

Unter den Reptilien waren die einzigen gefährlichen die Klapperschlange, und eine schwarz, gelb und weiß gestreifte Art von ungefähr vier Fuß Länge. Von den Eidechsen war eine 18 bis 20 Zoll lange und drei Zoll im Umfang haltende Art merkwürdig. Der Schweif war rund und machte gerade die Hälfte der Länge des ganzen Thieres aus. Der dreieckige Kopf und der obere Theil des Körpers waren mit kleinen grünen, gelben, schwarzen und blauen Schuppen bedeckt und die fünf Zehen an jedem Fuße mit starken Nägeln versehen. Diese Eidechsenart lebte auf den Ebenen in Löchern, die sie sich in den Boden grub.

Das Land westlich von den Rocky Mountains zeichnet sich durch sein ganz besonders mildes und gleichförmiges Klima aus. Jene große Gebirgsscheidewand scheint den Continent, selbst unter gleichen Breitegraden, in verschiedene Klima's zu theilen. Die strengen Winter, die schwülen Sommer und überhaupt die Ungleichheit und Unbeständigkeit, welche auf der atlantischen Seite der Gebirge herrschen, sind auf der westlichen kaum bemerkbar, und es erfreuen sich diese Gegenden eines Klimas, das dem europäischen unter gleichen Breitegraden nahe kommt. Auf den Ebenen und in den Thälern fällt den Winter hindurch nur wenig Schnee, der in der Regel gleich wieder schmilzt und nur selten länger als zwei Tage liegen bleibt, ausgenommen auf den höchsten Spitzen der Gebirge. Der Winter ist mehr regnerisch als kalt. Der Regen hält fünf Monate an, von Mitte October bis Mitte März, während welcher Zeit er nur selten aussetzt und oft von heftigen Gewittern begleitet ist. Die während dieser Zeit herrschenden Winde sind der Süd und Südost, die gewöhnlich Regen zu bringen pflegen. Der Nord- und Südwestwind

dagegen iſt der Vorbote ſchöner Witterung. Die übrige Zeit des Jahres von Mitte März bis Mitte October herrſcht ein heiteres und freundliches Wetter und es regnet nur äußerſt ſelten; dennoch aber verliert das Land nichts von ſeinem friſchen Grün, da feuchte Nebel des Morgens und ſtarker Thau bei Nacht den Boden befruchten. Weder der Thau noch der Nebel ſcheinen der Geſundheit ſchädlich zu ſeyn, da Europäer und Eingeborne ohne allen Nachtheil unter freiem Himmel ſchlafen. Die Gipfel der hohen Gebirge ſind dagegen mit ewigem Schnee bedeckt, weßhalb ſie auch bis auf eine weite Entfernung ſichtbar bleiben. Die in dieſem Lande herrſchende gemäßigte Temperatur wird von Einigen den vom ſtillen Meer her wehenden Winden zugeſchrieben, welche die Hitze des Sommers eben ſo wohl als die Strenge des Winters ſo ſehr mildern, daß die Bewohner das ganze Jahr hindurch eine und dieſelbe Kleidung tragen können.

Der Boden in der Nähe der Seeküſte iſt von einer braunrothen Farbe, eine Miſchung von Thonerde und Sand und meiſt unfruchtbar. Im Innern, und beſonders in den Thälern der Rocky Mountains, iſt er größtentheils ſchwärzlich, zuweilen aber auch gelb. Häufig zeigt er ſich mit Mergel und verfaulten Seepflanzen gemiſcht. Dieſe Bodenart erſtreckt ſich, wie dieß aus den Schluchten und Flußbetten erhellt, bis zu bedeutender Tiefe in den Boden. Die Vegetation iſt in dieſen Thälern weit üppiger als an der Küſte, und auf dieſen fruchtbaren Strecken, von Felſen eingeſchloſſen, oder von kahlen Wüſten begränzt, müſſen die Menſchen ſich anſiedeln, wenn dieſe Gegenden jenſeits der Gebirge jemals der Civiliſation zugänglich werden ſollten.

## Vierzigſtes Capitel.

Die Eingebornen in der Nähe von Aſtoria. — Ihre Sitten und Gebräuche. — Ihre religiöſen Begriffe. — Ihre Beſchwörer. — Die rivaliſirenden Götzenbilder. — Sie zeigen ſich als vorſichtige Handelsleute. — Ihr Abſcheu vor der Trunkenheit.

Der Stämme oder Horden an der Mündung des Columbia, zur Zeit der Anſiedelung, iſt bereits Erwähnung geſchehen; es möge nun hier noch einiges Nähere über dieſelben folgen. Die vier Stämme in der Nähe von Aſtoria, mit denen die Coloniſten am meiſten in Verkehr ſtanden, waren, wie bereits gemeldet, die Chinooks, die Clatſops, die Wahkiacums und die Cathlamets. Die Chinooks wohnten größtentheils an dem Ufer eines Fluſſes gleiches Namens, der durch ein niederes Land voller ſtehender Waſſer mit der Küſte parallel läuft und ſich einige Meilen von Cap Diſappointment in die Bakers Bay ergießt. Dieß war der Stamm, den der einäugige Häuptling Comcomly beherrſchte, der 214 ſtreitbare Männer ins Feld ſtellen konnte. Dieſe Indianer lebten größtentheils von Fiſchen und nur gelegentlich von dem Fleiſch der Hirſche, Elens und dem wilden Geflügel, das ſie an den Sümpfen erlegten.

Die Clatſops wohnten an den beiden Seiten von Point Adam und waren die Ueberreſte eines Stammes, der, durch die Kinderpocken faſt aufgerieben, nur noch 180 kampffähige Männer ins Feld ſtellen konnte.

Die Wahkiacums oder Waak-i-cums lebten auf der Nordſeite des Columbia und zählten 66 Krieger. Sie waren von gleicher Abſtammung mit den Chinooks, allein ein Zwiſt, der ſich, etwa zwei Menſchenalter vor der Gründung von Aſtoria, zwiſchen dem herrſchenden Häuptling und ſeinem Bruder Wahkiacum erhoben hatte, gab Anlaß, daß der Letztere mit ſeinen Anhängern ſich von dem Stamme trennte und eine eigene Horde bildete, die noch immer ſeinen Namen führt.

Die Cathlamets hausten dem untern Dorf der Wahkiacums gegenüber und zählten 94 Krieger.

Dieſe vier Stämme, oder vielmehr Clans, einander in Körperbildung, Kleidung, Sprache, Sitten und Gebräuchen vollkom-

men ähnlich, waren ohne Zweifel von gleicher Abkunft. Männer und Weiber waren meiſt kaum fünf Fuß hoch, hatten geſchweifte Beine und dicke Fußknöchel, welche Verunſtaltung ſie ſich durch das Kauern auf dem Boden ihrer Canots zuziehen; eine Stellung, die ſie aus Gewohnheit auch am Lande beizubehalten pflegen. Die Weiber erhöhen dieſe Difformität noch durch feſte Bandagen um die Knöchel, welche den Blutumlauf hemmen und eine Anſchwellung der Beinmuskeln zur Folge haben.

Keines von beiden Geſchlechtern kann ſich perſönlicher Schönheit rühmen; das Geſicht iſt rund, die Augen klein aber lebhaft, die Naſe breit, an der Wurzel fleiſchig, die Spitze platt gedrückt und die Naſenlöcher ſind ſehr groß. Der weite von dicken Lippen umſchloſſene Mund iſt mit kurzen, unregelmäßigen und nichts weniger als weißen Zähnen beſetzt. Ueberhaupt ſind gute Zähne bei den Indianern weſtlich von den Rocky Mountains, die größtentheils von Fiſchen leben, ſehr ſelten.

In den früheſten Zeiten ihres Verkehrs mit den weißen Männern waren dieſe Wilden nur dürftig bekleidet. Im Sommer gingen die Männer ganz nackt, und im Winter oder bei ſchlechter Witterung trugen ſie nichts als einen bis auf den halben Schenkel reichenden Ueberwurf von Fellen, oder aus einem aus der Wolle der Gebirgsſchafe verfertigten Zeug. Gelegentlich warfen ſie auch wohl über dieſe Kleidung noch einen Mantel aus Matten, um ſich gegen Regen zu ſchützen, bedeckten aber damit nur den Rücken und die Schultern und ließen den übrigen Theil des Körpers nackend. Die Weiber trugen ähnliche, noch kürzere Röcke oder Ueberwürfe, hatten aber daneben noch einen Unterrock aus dem Baſt der Ceder oder aus Seidengras geflochten. Aus dieſer Kleidung beſtand ihre Sommertracht, der ſie bei ſchlechter Witterung noch eine Art Weſte aus Fellen beifügten. Die Männer riſſen jedes Haar ihres Bartes, den ſie als eine Verunſtaltung betrachteten, ſorgfältig aus, und die Schnurbärte oder das ganz behaarte Kinn der weißen Männer, die ſie ſpöttiſch „Langbärte" zu nennen pflegten, war ihnen ein Gräuel. Mit großer Vorliebe pflegten ſie dagegen ihr ſchwarzes, ziemlich borſtiges Haupthaar, das ſie lang wachſen und theils in Zöpfen herabhängen ließen, theils in Flechten um den Kopf wanden. Man konnte ſie nicht tiefer kränken, als wenn man ihnen eine Haarlocke abſchnitt.

Als Kopfbedeckung trugen sie kegelförmige Hüte aus Gras oder Bast verfertigt und mit verschiedenen Figuren eingeflochten, meist nur aus einfachen Drei- oder Vierecken bestehend, oft aber auch Canots mit fischenden Figuren darin vorstellend. Diese Hüte waren wasserdicht und außerordentlich dauerhaft. Der Lieblingsschmuck der Männer bestand in Halsbändern aus Bärenklauen, den Trophäen ihrer Jagden, auf die sie sich viel zu Gute thaten, während Weiber und Kinder eine ähnliche Zierde aus Elenszähnen trugen. Der Verkehr mit den Weißen bewirkte indeß bald eine große Veränderung in der Toilette beider Geschlechter. Sie fanden großen Geschmack daran, sich mit Allem zu behängen, was sie von europäischen Kleidungsstücken nur immer auftreiben konnten, und man sah daher oft die abenteuerlichsten Figuren unter ihnen. Besonderes Wohlgefallen fanden sie an messingenen, eisernen oder kupfernen Armbändern, und an weißen, besonders aber an blauen Glascorallen, die sie an Schnüre gereiht um die Mitte des Leibes, um die Handgelenke und um den Hals gewunden trugen, und aus denen sie sich auch Ohrgehänge verfertigten. Die Männer besonders, die im wilden Zustand noch weit mehr Leidenschaft für den Putz zeigen als selbst die Weiber, glaubten nur dann vollkommen geschmückt zu seyn, wenn ihnen auch von der Nase herab ein Ring oder eine Schnur Glasperlen baumelte. So herausgeputzt, das Haar mit Fischthran gesalbt und den Körper mit rother Erde beschmiert, hielten sie sich für unwiderstehlich.

Auf Kriegszügen bemalten sie, wie die americanischen Wilden überhaupt, ihre Gesichter auf das scheußlichste. Ihre Waffen bestanden aus Bogen, Pfeilen, Lanzen und Keulen. Einige trugen auch wohl eine Art Panzerhemd aus Stücken harten Holzes, mit Gras zusammengefügt, und eine Art Helm aus Cederrinde oder Leder, stark genug, um den Kopf gegen einen Keulenschlag oder einen Pfeil zu schützen. Einen noch vollständigern Schutz gewährte ein bis auf die Füße herabreichendes Hemd aus Elenfellen, mit Löchern für den Kopf und die Arme versehen. Durch ein solches Hemd drang kein Pfeil, und es wurde von den Beschwörern oder Zauberern des Stammes gewöhnlich noch besonders geweiht und mit mystischen Zeichen versehen.

Von der sonderbaren Gewohnheit dieser Indianer, den Kindern den Kopf platt zu drücken, war bereits die Rede. Es ist dieß

eines der ſeltſamen Beiſpiele von menſchlicher Laune, von dem man eben ſo wenig einen Grund aufzufinden vermag, als von der ſeltſamen Gewohnheit der chineſiſchen Frauen, ihre Füße zu verkrüppeln. Dieſe Verunſtaltung der Köpfe herrſcht beſonders unter den Stämmen an der Seeküſte und an den untern Theilen des Fluſſes. Mehrere Stämme auf der Nord- und Südſeite des Columbia haben ſie unter ſich eingeführt, aber alle ſprechen die Sprache der Chinooks und gehören alſo wahrſcheinlich zu einem und demſelben Stamme. Den entfernter lebenden Horden, welche eine ganz verſchiedene Sprache ſprechen, iſt dieſe Gewohnheit fremd. Man findet dieſen abſcheulichen Gebrauch indeß auch unter Stämmen, welche von den Küſten des ſtillen Meeres entfernter, weiter nach dem Innern zu wohnen, und auch unter einigen Horden in den Rocky Mountains bemerkt man Spuren davon; jenſeits der Gebirge aber verſchwindet er gänzlich. Jenen Indianern am obern Theil des Columbia und jenen einzelnen Gebirgsſtämmen, welche mit den Namen der „Flachköpfe" bezeichnet werden, iſt jedoch dieſe Verunſtaltung fremd, und es iſt dieß nichts als ein Name, den die Jäger öſtlich von der Gebirgskette allen weſtlichen Stämmen, mit Ausnahme der Schlangenindianer, gegeben haben.

Der religiöſe Glaube der Stämme in der Nähe von Aſtoria war außerordentlich beſchränkt, oder, was noch wahrſcheinlicher, die Erklärung, die ſie davon gaben, wurde von den Europäern, die ſie deßhalb befragten, nicht richtig verſtanden. Sie hatten einen Begriff von einem wohlthuenden und allmächtigen Geiſt, dem Schöpfer aller Dinge, der, wie ſie glaubten, nach Belieben allerlei Geſtalten, vorzugsweiſe aber die eines ungeheuren Vogels annehme. Er bewohne gewöhnlich die Sonne, durchfliege aber oft die Räume des Himmels und ſehe Alles, was auf der Erde vorgehe. Bemerke er hier etwas ihm Mißfälliges, ſo gebe er ſeinen Unwillen durch furchtbare Stürme und Gewitter zu erkennen. Der Blitz ſey das Leuchten ſeiner Augen und der Donner das Rauſchen ſeiner Schwingen. Um ſich ſeiner Gunſt zu verſichern, brachten ihm die Indianer jährliche Opfer von Salm und Wildpret, den Erſtlingen ihres Fiſchfangs und ihrer Jagd. Außer dieſem Luftgeiſt glaubten ſie auch noch an einen unterirdiſchen, der das Feuer bewohne und vor dem ſie in beſtändiger Furcht waren, weil bei ihm, obſchon er gleiche Macht zum Guten wie zum Böſen beſitze, der Hang zu letzterem vorherrſche. Sie

bemühten sich daher ihn durch häufige Opfer in guter Laune zu erhalten. Auch maßen sie ihm großen Einfluß bei dem geflügelten Geist, ihrem Schützer und Wohlthäter, bei. Sie riefen ihn daher als Vermittler an, wenn sie um gute Jagd, reichen Fischfang, gehorsame Weiber und männliche Nachkommenschaft baten.

Diese Indianer hatten ihre Priester, Beschwörer oder Heilkundigen, die sich des besondern Vertrauens der Gottheiten rühmten. Jeder derselben hatte die Bildnisse dieser Götzen in der grotesken Gestalt eines Pferdes, Bärens, Bibers, Vogels oder Fisches in Holz geschnitten, nebst Amuletten, Votivgaben aus Biberzähnen, Bären- und Adlerklauen u. s. w. bestehend, in seiner Wohnung aufgehängt.

War ein Häuptling dem Tode nahe oder krank, so wurden die Beschwörer gerufen. Jeder brachte dann seine Götzenbilder mit, und alle setzten sich mit denselben in ein Canot, um Rath zu halten. Da Doctoren selten gleicher Meinung sind, so erhob sich gewöhnlich ein großer Streit über die Krankheit des Patienten und die Art, wie er zu behandeln sey. Um diesen Zwist zu entscheiden, schlugen sie ihre Götzenbilder heftig aneinander, und das welches zuerst einen Zahn oder eine Klaue verlor, ward als besiegt angesehen, und sein Besitzer mußte aus der Berathung sich zurückziehen.

Vielweiberei war nicht allein erlaubt, sondern galt auch für ehrenvoll, und je mehr Weiber ein Mann unterhalten konnte, in um so höherem Ansehen stand er bei seinem Stamme. Das erste Weib behauptete indeß den Rang über alle übrigen und war Frau vom Hause. Man kann leicht denken, daß es ohne Eifersuchtsscenen und Zänkereien nicht abging, und der Mann vollauf zu thun hatte, um Ruhe und Eintracht unter seinen Weibern zu erhalten. In dem Manuscript, dem diese Angaben entnommen sind, heißt es auch, daß stets der zum Häuptling eines Dorfes gewählt worden sey, der die meisten Weiber, Sklaven und Kinder männlichen Geschlechts besaß, eine Berechtigung zur Würde, die uns bis jetzt noch nirgends vorgekommen ist.

Streitigkeiten fielen unter diesen Stämmen häufig vor, waren aber selten von großen Folgen. Gelegentlich ward ein Zwist mit den Waffen in der Hand an einem bestimmten Tag und einem bezeichneten Ort — meist am Ufer eines Baches oder Flusses — ausgefochten. Die Gegenpartei versammelte sich am jenseitigen Ufer,

und da ſie aus ſolcher Entfernung ihre Wurfgeſchoſſe ſchleuderten, ſo verging oft geraume Zeit, ohne daß Blut gefloſſen wäre. Die Zahl der Getödteten und Verwundeten überſtieg ſelten ein halbes Dutzend, und war der Verluſt auf beiden Seiten gleich, ſo ward der Krieg als ehrenvoll geſchloſſen betrachtet. Verlor aber der eine Theil mehr als der andere, ſo war er berechtigt, eine Entſchädigung an Sklaven oder ſonſtigem Beſitzthum anzuſprechen, widrigenfalls die Feindſeligkeiten am folgenden Tag erneuert wurden. Einfälle auf das Gebiet ihrer Feinde und ſelbſt ihrer befreundeten Nachbaren, unternahmen dieſe Wilden ſehr oft, und ſtießen ſie auf eine geringere Streitmacht als die ihrige, oder auf ein ſchwach vertheidigtes Dorf, ſo ſchlugen ſie alle Männer todt und ſchleppten Weiber und Kinder als Sklaven mit ſich fort. Das geraubte Eigenthum ward auf Pferde geladen, die ſie zu dieſem Zweck mitbrachten. Als Krieger waren ſie feig und ſchlecht, und ſtanden an Muth den Wilden auf den Prairien an der Oſtſeite der Gebirge weit nach.

Ein großer Theil ihrer Zeit ward mit Tanz, Muſik und Spiel hingebracht. Die Muſik verdient dieſen Namen kaum, denn ihre Inſtrumente waren von der unvollkommenſten Art. Ihr Geſang war rauh und mißtönend, und der Text meiſt eine Stegreifdichtung, die ſich entweder auf vergangene Begebenheiten, eine eben gegenwärtige Perſon oder einen andern Umſtand bezog, der gerade die Aufmerkſamkeit des Sängers erregte. Tänze hatten ſie mehrere Arten, von denen einige ziemlich gefällig waren. Den Weibern ward ſelten mit den Männern zu tanzen geſtattet, ſondern ſie mußten abgeſonderte Gruppen bilden.

Für das Spiel hatten dieſe Indianer die größte Leidenſchaft, und, einmal im Verluſt, ſetzten ſie Alles, ſelbſt ihre Weiber und Kinder. Ihre Neigung zum Diebſtahl iſt bekannt, und ſie pflegten ſich der Geſchicklichkeit, mit der ſie dabei zu Werke gingen, zu rühmen. Wer eine beſondere Fertigkeit im Entwenden erlangt hatte, ward hochgeachtet und geprieſen, der ungeſchickte Dieb aber, der ſich ertappen ließ, war Gegenſtand des Spottes und der Verachtung, und wurde oft noch obendrein empfindlich gezüchtigt.

Dieß ſind die weſentlichſten Charakterzüge der Indianer, die ſich damals in der Nähe von Aſtoria befanden. Sie ſcheinen uns in vieler Hinſicht weit unter den Stämmen öſtlich vom Gebirg zu

ſtehen und viel Aehnliches mit den Eskimos zu haben. Der Handel, der an den Fällen des Columbia auftauchte, hatte längs der Küſte großen Einfluß geübt. Die Chinooks und andere Indianer an der Mündung des Fluſſes zeigten ſich bald als erfahrne Handelsleute, und erkundigten ſich ſorgfältig nach dem wahren Werth eines Artikels. Dabei waren ſie ſehr zudringlich und pflegten ſich gern auf Koſten der Fremden luſtig zu machen.

In Einem jedoch bewieſen ſie eine unter ihren Landsleuten ſeltene Selbſtbeherrſchung, nämlich durch ihre Enthaltſamkeit von geiſtigen Getränken; denn ein Trunkener war ihnen Gegenſtand des größten Abſcheues. Ein Sohn Comcomly's hatte ſich einſt in der Factorei ſo ſehr zum Trunk verleiten laſſen, daß er, nachdem er allerhand Poſſen getrieben, in eine Betäubung verfiel, die zwei Tage lang anhielt. Der Vater kam mit zornglühendem Geſicht zu Mac Dougal und machte ihm die bitterſten Vorwürfe darüber, daß er ſeinen Sohn verführt habe ſich zum Vieh zu erniedrigen, und ſeinen Sklaven zum Spott zu werden.

## Einundvierzigſtes Capitel.

Frühlingseinrichtungen in Aſtoria. Mehrere Expeditionen brechen auf. — Die räuberiſchen Bewohner von Wish-ram. Angriff von ihrer Seite und Vertheidigung der Expedition. — Unterhandlungen. — Die Expedition kehrt zurück. Crooks und John Day finden ſich wieder ein. — Bericht ihrer Leiden. — Ankunft in Aſtoria.

So wie der Frühling eintrat, ſtellte ſich auch in Aſtoria neues Leben ein, und die Coloniſten trafen die erforderlichen Vorbereitungen, um mehrere Expeditionen auszurüſten. Zuerſt war es nöthig, den von Hrn. David Stuart im Herbſt zuvor errichteten Poſten am Okinagan mit Waaren zu verſorgen; dann mußten die von Hrn. Hunt am Caldron Linn angelegten Caches geöffnet und die darin verborgenen Effecten nach Aſtoria geſchafft werden, und endlich drittens waren Abgeordnete zu Land an Hrn. Aſtor nach New-York zu ſenden, um ihn von dem Stand der Dinge und dem Erfolg der verſchiedenen Expeditionen in Kenntniß zu ſetzen.

Der Auftrag, Waaren nach dem Okinagan zu überbringen,

ward dem Hrn. Robert Stuart zu Theil, einem muthigen und unternehmenden jungen Mann, und Neffen deſſen, der den Poſten errichtet. Um die Caches aufzuſuchen, wurden zwei Commis, Namens Ruſſell Farnham und Donald Mac Gilles, von einem Führer und acht Mann begleitet, abgeſendet.

Die Sendung an Aſtor fiel dem Commis Hrn. Reed zu, demſelben, der eine Abtheilung der Mannſchaft des Hrn. Hunt vom Schlangenfluß bis nach Aſtoria geführt hatte. Er erhielt den Auftrag, den Rückweg durch die Gebirge zu nehmen, die er vor kurzem erſt durchwandert hatte, und zwar mit keiner andern Begleitung, als Ben Jones, dem Kentucky-Jäger, und zwei Canadiern. Da man hoffte, er werde Hrn. Crooks auf dieſem Wege treffen, ſo wurde er mit dem Nöthigen verſehen, um dieſem Mann nebſt ſeinen Gefährten den Weg nach Aſtoria zu erleichtern. Hr. Mac Lellan erklärte ſeinen Entſchluß, Hrn. Reed auf ſeiner Reiſe zu begleiten. Schon lange war er mit dem kleinen Antheil unzufrieden geweſen, der ihm als Theilhaber zufiel, und hatte deßhalb eine Vermehrung gefordert. Als ihm dieſe abgeſchlagen worden war, beſchloß er gänzlich aus der Geſellſchaft zu treten, und da man ihn als einen ſehr eigenwilligen und entſchloſſenen Mann kannte, über den kein Zureden etwas vermochte, ſo hielt man dieſes für nutzlos und ließ ihn ziehen.

Reed traf die Vorbereitungen zu ſeiner Reiſe mit allem Eifer eines ächten Iren. Die Papiere für Aſtor verwahrte er in einer blechernen Kapſel, die er ſich umhing, und nicht eher abzulegen gelobte, als bis er ſie an ihre Behörde übergeben könnte.

Da der Weg, den dieſe verſchiedenen Expeditionen einzuſchlagen hatten, bis auf nahe an 400 Meilen am Columbia aufwärts derſelbe war, und innerhalb dieſer Entfernung die räuberiſchen Stämme hauſten, von denen die bedeutendſte Gefahr zu fürchten war, ſo wurde beſchloſſen, an einem und demſelben Tage aufzubrechen und beiſammen zu bleiben. Am 22 März brachen alle, 17 Mann an der Zahl, in zwei Canots auf. Wir können hier nicht umhin, auf die Kühnheit dieſes Unternehmens aufmerkſam zu machen. Als Hunt im Jahr zuvor in Montreal und St. Louis Begleiter warb, hielt man es für gefährlich, die Rocky Mountains mit weniger als 60 Mann zu überſchreiten, und jetzt unternahm es Hr. Reed, mit nur drei Begleitern dieſe gefährliche

Reiſe zu wagen. Das Gemüth wird eben ſo wie der Körper durch das Vertrautwerden mit der Gefahr abgehärtet.

Die kleine Expedition fuhr unter der Oberaufſicht des Hrn. Robert Stuart den Fluß hinauf, und kam Anfangs April an die Long Narrows. Hier mußten die Canots ausgeladen und dieſe ſelbſt nebſt den Waaren zu Lande an dieſer unfahrbaren Stelle vorübergetragen werden. Da die Mannſchaft zu dieſem Unternehmen nicht ausreichte, ſo mußte ſie die Cathlasco-Indianer um Beiſtand anſprechen, die es auch über ſich nahmen, die Waaren auf ihren Pferden zu transportiren. Die erſte Ladung wurde von Hrn. Reed und fünf Bewaffneten geleitet, wobei der wackere Ire, mit ſeiner glänzenden Capſel von verzinntem Blech auf dem Rücken, ſtolz voranſchritt. Als der Weg durch einen felſigen, ſehr ſchmalen Engpaß ſich wand, wendeten einige der räuberiſchen Indianer ihre Pferde und jagten mit zwei Ballen Waaren und mehrern kleinern Artikeln davon. Sie verfolgen wäre nutzlos geweſen, denn man hatte vollauf zu thun, die übrige Ladung ſicher fortzubringen, da der Wache ſogar ihre Tücher und Meſſer auf dem Weg aus der Taſche geſtohlen wurden, und ſelbſt die glänzende Capſel mit den Depeſchen in Gefahr gerieth.

Hr. Stuart hatte kaum von dieſen Diebereien gehört, als er auch ſogleich zur Hülfe herbeieilte, den Transport aber nicht eher als mit Einbruch der Dämmerung erreichen konnte, wo er bereits in dem uns ſchon bekannten Dorfe Wiſh-ram eingetroffen war. Hier befand ſich die Expedition, an einem fremden Ort und von räuberiſchen Wilden umgeben, allerdings nicht in der angenehmſten Lage. Alle brachten daher die Nacht ſchlaflos und unter den Waffen zu; kaum graute der Tag, ſo beeilte man ſich auch ſchon Anſtalten zu ſofortiger Abfahrt zu treffen und entfernte ſich, ohne den geringſten Verſuch zu Wiedererlangung des Geſtohlenen zu machen, froh, aus dieſem Räuberneſt erlöst zu werden. Die Bewohner von Wiſh-ram, deren Habſucht durch das bereits Geſtohlene und die Strafloſigkeit, mit der ihr Frevel ihnen hingegangen, noch mehr rege geworden war, wollten ihre Gäſte nicht ſo wohlfeilen Kaufs entlaſſen, ſondern noch einen weitern Tribut von ihnen erheben, und hatten dabei ihr beſonderes Augenmerk auf die glänzende blecherne Capſel gerichtet, die, weil John Reed ſie ſo ſorgfältig verwahrte,

nothwendig eine „große Medicin" enthalten mußte, wie die Wilden zu ſagen pflegen.

Hr. Stuart und ſeine Gefährten waren daher noch nicht weit gekommen, als eine ganze Bande Indianer am Ufer ſchreiend und ſchimpfend einherlief, und kaum waren unſre Reiſenden unterhalb der Fälle des Columbia gelandet, als ſie ſich auch ſchon von wenigſtens vierhundert dieſer mit Bogen, Pfeilen und Keulen bewaffneten Wegelagerer umringt ſahen, die ſich zudringlich erboten, die Canots und Waaren auf der Landfahrt zu transportiren. Hr. Stuart lehnte dieß unter dem Vorwand, daß es bereits zu ſpät ſey, entſchieden ab, machte ihnen aber, um ſie bei guter Laune zu erhalten, Hoffnung, daß man am nächſten Morgen ihre Dienſte in Anſpruch nehmen werde und bat ſie, indeß einſtweilen die Canots auf ihren Schultern fortzuſchaffen, was denn auch unter Begleitung von acht Bewaffneten geſchah. Als man oberhalb der Fälle angekommen war, brach der Unmuth unter den Wilden aus, und ſie wollten durchaus die Canots zertümmern, wahrſcheinlich um die weißen Männer am Weiterreiſen zu hindern und ſie um ſo ungehinderter ausplündern zu können. Nur mit Mühe konnten ſie durch Vermittlung eines alten Mannes hieran gehindert werden, der in Anſehen bei ihnen zu ſtehen ſchien. In Folge einer Rede, die der Alte an ſie hielt, ging die Bande, mit Ausnahme von etwa fünfzig, auf das nördliche Ufer hinüber, wo ſie ſich, weiteres Unheil brütend, lagerte.

Hr. Stuart, der mit dem Gepäck unterhalb der Fälle zurückgeblieben war, und wohl wußte, daß der angebotene Beiſtand der Wilden keinen andern Zweck hatte, als eine Gelegenheit zum Plündern abzupaſſen, entſchloß ſich mittlerweile, bei Nacht heimlich aufzubrechen, um den Räubern aus dem Wege zu gehen. Gegen 1 Uhr nach Mitternacht trug er daher ſeinen Leuten auf, das Gepäck bei dem hellen Mondſchein ſelbſt über die Fälle hinauf zu tragen, ehe noch die ſchlafenden Wilden etwas von ſeiner Abſicht merkten. Alle legten ſogleich Hand ans Werk, in der Hoffnung, ſämmtliches Gepäck noch vor Tagesanbruch an Ort und Stelle bringen zu können. Hr. Stuart begleitete die erſte Ladung ſelbſt und wartete am Anfang der Landfahrt, während Reed und Mac Lellan unterhalb zurückblieben, um den Transport der übrigen Güter zu beaufſichtigen. Der Tag brach an, ehe man noch mit

der Arbeit fertig geworden war. Einige von den 50 Indianern, die auf der Südseite des Flusses geblieben waren, merkten jetzt was vorging, und da sie selbst sich zu einem Angriff für zu schwach hielten, so riefen sie ihren Cameraden am jenseitigen Ufer zu, von denen etwa hundert sich sogleich in mehreren großen Canots einschifften. Noch zwei Ladungen von den Waaren waren fortzuschaffen; Hr. Stuart schickte daher einige seiner Leute ab, um den übrigen tragen zu helfen, und ließ Hrn. Reed zugleich sagen, daß er so viele Mannschaft bei sich behalten möge, als ihm zu Beschützung des Gepäcks erforderlich scheine, indem er von Seite der Indianer Feindseligkeiten besorge. Reed weigerte sich jedoch mit der Versicherung, daß er und Mac Lellan hinreichend seyen, das Wenige zu beschützen, was von dem Gepäcke noch zurück sey. Während dessen war ein Theil der Canots vom jenseitigen Ufer herübergekommen. So wie sie sich dem Ufer näherten, fiel den Wilden sogleich die unglückliche, wie der Helm des Euryalus, von weitem glänzende blecherne Capsel John Reeds in die Augen, und kaum hatten sie das Land erreicht, so eilten sie auch schon mit Kriegsgeschrei die Felsen hinan dem schimmernden Kleinod entgegen. Mac Lellan, der sich am Ufer befand, um die Waaren zu bewachen, wurde von einem Indianer beschlichen, der ihm mit der einen Hand seinen Mantel von Büffelfell über den Kopf zu werfen suchte, um ihn dann mit der Lanze in seiner andern zu erstechen. Mac Lellan sprang jedoch weit genug zurück, um dem Stoß auszuweichen, hob sein Gewehr und schoß den Wilden mitten durch das Herz.

Reed der inzwischen, mit aller Unvorsichtigkeit eines ächten Iren, das lederne Futteral von seinem Flintenschloß abzunehmen vergessen hatte, nestelte noch immer an den Riemen die es festhielten, als er mit einer Keule einen Schlag auf den Kopf erhielt, der ihn bewußtlos zu Boden streckte. In einem Augenblicke war er seines Gewehrs und seiner Pistolen beraubt, und die blecherne Capsel, die Ursache alles dieses Unheils, wurde im Triumph davongetragen.

In diesem kritischen Augenblick eilte Hr. Stuart, der das Kriegsgeschrei gehört hatte, mit Ben Jonas und noch sieben Mann dem Schlachtfeld zu, und kam gerade in dem Augenblick, als ein Indianer mit einem Tomahawck sich über den in seinem Blute liegenden

Reed beugte, um ihn vollends zu tödten. Ben Jones legte seine Büchse an und schoß den Elenden auf der Stelle nieder. Die übrige Mannschaft feuerte auf die dichteste Masse der Wilden, die sogleich aus einander stiebte und die Flucht ergriff. Reed ward jetzt aufgehoben und, noch immer bewußtlos, nach dem obern Ende der Landfahrt getragen. In aller Eile wurden Anstalten getroffen, die Canots in den Fluß hinabzulassen, und sie wieder zu beladen, allein leider zeigte sich, daß sie nicht nur zu leck waren, um sich flott zu erhalten, sondern daß man auch in der Eile die Ruder unterhalb der Fälle zurückgelassen hatte. Die Verwirrung stieg jetzt auf das höchste; die Indianer zeigten sich unter gräßlichem Geschrei wieder in der Ferne, ein panischer Schrecken bemeisterte sich der Mannschaft, besonders der Canadier, und zwei junge Leute der Expedition fielen sogar in Ohnmacht. Sobald sie wieder zu sich kamen, befahl Hr. Stuart, daß man ihnen ihre Waffen wegnehmen, die Beinkleider ausziehen, und ein Stück Zeug wie einen Weiberrock um die Hüften binden solle — eine indianische Strafe für Feigheit. So ausgerüstet wurden sie in eines der Canots geschickt, um sich hinter dem Gepäck zu verbergen. Diese Strafe belebte den Muth der Uebrigen aufs neue; da die Indianer wieder auf die Nordseite des Flusses zurückgegangen waren, so wurden einige von der Mannschaft ausgesandt, die Ruder zu holen, während die Uebrigen die Canots kalfaterten und ins Wasser hinabließen. Bald war die ganze Expedition eingeschifft und setzte die Fahrt am südlichen Ufer fort.

Kaum waren indeß die beiden Fahrzeuge vom Lande abgestoßen, als auch die Indianer wieder auf das Schlachtfeld zurückkehrten, ihre beiden niedergeschossenen Cameraden, von denen der eine noch lebte, aufnahmen und nach ihrem Dorfe zurückkehrten. Hier schlachteten sie ein Pferd und tranken das warme Blut, um ihren Muth zu beleben; bemalten sich aufs neue für die Schlacht, führten den Todtentanz um den Erschlagenen auf, und stimmten dann den Kriegs- und Rachegesang an. Vierhundertundfünfzig von ihnen bestiegen hierauf ihre Pferde und eilten am nördlichen Ufer des Flusses hinauf, um die Canots zu überholen und eine fürchterliche Rache an den weißen Männern zu nehmen.

Schon war es ihnen gelungen, unbemerkt über die beiden Fahrzeuge hinauszukommen, durch den Fluß zu schwimmen, und sich an

dem Ufer in den Hinterhalt zu legen, an welchem die Expedition aufwärts fuhr, als dieſe zum Glück bemerkte was vorging. Hr. Stuart und ſeine Gefährten waren ſogleich auf den Beinen. So wie ſie dem Platz näher kamen, wo die Wilden über den Fluß gegangen waren, ſahen ſie ihre Feinde auf den überhängenden Felſen aufgeſtellt, an denen ſie vorüber mußten. Da die Wilden den Vortheil der Stellung voraus hatten, ſo machten unſre Reiſenden etwa 500 Schritt von ihnen Halt und ſtiegen ans Land. Hier wurde ein Feuer angemacht, die Wunden Reed's verbunden und die Canots ans Ufer gezogen, um den Angriff der Feinde zu erwarten.

Noch nicht lange hatte Hr. Stuart dieſe Anordnungen getroffen, als er ein Canot heranrudern ſah, in dem ſich der Kriegshäuptling des Stammes nebſt dreien ſeiner Hauptleute befand. Er kam näher, und hielt eine lange Rede an die Weißen, in der er ihnen zu Gemüth führte, wie ſie einen Mann ſeines Volks getödtet und einen andern verwundet hätten; die Verwandten des Erſchlagenen ſchrieen um Rache, und er ſey gekommen die weißen Männer zum Kampfe zu fordern. Da er jedoch unnützes Blutvergießen verabſcheue, ſo ſchlage er vor, Hrn. Reed, der ohnehin als ein todter Mann zu betrachten ſey, auszuliefern, damit er den Manen des Erſchlagenen geopfert werde. Dieß werde den Zorn ſeiner Freunde beſänftigen und beide Parteien wollten dann in Frieden ſcheiden. Die Antwort fiel natürlich verneinend aus, und da der Häuptling ſah, daß man zum Kampf gerüſtet war, ſo ging er zu ſeinen Leuten zurück, mit denen er eine lange Berathung hielt. Blut für Blut, lautet das Ehrengeſetz der Indianer; da aber die Bewohner von Wiſh-ram nicht bloß Krieger, ſondern auch Handelsleute waren, ſo wollten ſie dießmal dem Gewinn vor der Ehre den Vorzug geben. Es wurde daher eine Unterhandlung mit den weißen Männern eröffnet, und eine Decke für den Todten und etwas Tabak für die Lebenden gefordert. Als dieß zugeſtanden war, gingen die Helden von Wiſh-ram nochmals über den Fluß und kehrten in ihr Dorf zurück, um das Fleiſch des Pferdes zu verzehren, deſſen Blut ſie zum Kampfe begeiſtert hatte; unſre Reiſenden aber ſetzten ihre Fahrt ungehindert fort.

Die blecherne Capſel mit den wichtigen Depeſchen für New-York war unwiederbringlich verloren; denn gerade die Vorſicht des ehrlichen Iren hatte die glänzende Hülle ſeiner Papiere recht augenfällig gemacht, und die Wilden zum Raub verlockt. Da durch dieſen

Verluſt der Zweck ſeiner Landreiſe vereitelt war, ſo begab er ſich mit Hrn. Robert Stuart nach dem Poſten am Oakinagan, und nachdem man ſich dort einige Tage aufgehalten hatte, gingen alle zuſammen, in Begleitung Hrn. David Stuarts nach Aſtoria zurück. David Stuart hatte während ſeines Aufenthalts am Oakinagan eine bedeutende Menge von Biberfellen geſammelt, hielt es aber nicht für gerathen, ſie jetzt, wo die Aufregung unter den räuberiſchen Bewohnern von Wiſh-ram noch zu groß war, mit ſich zu nehmen. Auf ihrer Fahrt den Columbia hinab wurden die Reiſenden eines Tages in engliſcher Sprache vom Ufer her angerufen, und erblickten am Ufer zwei elende, ausgehungerte und ganz nackte Menſchen. Man ruderte dem Lande zu, und erkannte bald, daß es Hr. Crooks nebſt ſeinem treuen Begleiter John Day ſey, die beide während der Expedition des Hrn. Hunt auf dem Wege zurückgeblieben waren.

Der Leſer wird ſich erinnern, daß Hr. Crooks nebſt John Day und den vier Canadiern durch Hunger und Erſchöpfung ſo ſehr zurückgekommen war, daß Hr. Hunt ſich genöthigt ſah, ihn im Monat December an den Ufern des Schlangenfluſſes zu verlaſſen. Die Lage dieſer Männer war höchſt kritiſch, da ſie ſich in der Nähe jener Horde Shoſhonies befanden, deren Pferde mit Gewalt weggenommen worden waren, um die hungrige Mannſchaft zu ſpeiſen. Hr. Crooks blieb 20 Tage lang in jener Gegend, da er mit dem ganz erſchöpften John Day nicht weiter konnte und dieſen doch nicht zurücklaſſen wollte, weil er ſich während ſeines frühern Dienſtes bei der Miſſouri-Compagnie ſtets treu und anhänglich gezeigt hatte. Zum Glück wurden ſie von den Shoſhonies, die noch nie weiße Männer geſehen hatten und eine abergläubiſche Furcht vor ihnen zu hegen ſchienen, durchaus nicht beläſtigt; vielmehr brachen dieſe Indianer ihre Zelte während der Nacht ab, und waren bald aus der Gegend verſchwunden. Als Day ſich wieder ſo weit erholt hatte, daß er die Reiſe fortſetzen konnte, machte ſich Crooks mit ſeiner Begleitung wieder auf den Weg, und kam im Februar an den kleinen Fluß, den Hr. Hunt paſſirt hatte, als er bemüht war Indianer aufzuſuchen. Hier verließen ihn drei von den Canadiern. Hr. Crooks verfolgte die im Schnee ſichtbaren Spuren Hunts und ſeiner Leute mehrere Tage lang, die Nacht ſtets unter freiem Himmel zubringend und Beſchwerden aller Art erduldend. Endlich kam er auf eine Prairie wo jede Spur ſeiner Vorgänger ver-

ſchwand, und nun irrte er den ganzen Winter über in den Bergen umher, theils von Pferdefleiſch, von Bibern und deren Fellen, theils von Wurzeln lebend. Gegen Ende März mußte er auch den vierten Canadier in einer Hütte der Shoſhonies zurücklaſſen, er ſelbſt aber und John Day verſuchten es, da der Schnee ſich bedeutend vermindert hatte, den letzten Gebirgsrüken zu überſteigen. Dieß gelang ihnen glücklich, und ſie erreichten nun am Ufer eines kleinen Fluſſes, Wallah-Wallah genannt, eine Horde Indianer gleichen Namens, bei denen ſie eine gaſtfreundliche Aufnahme fanden. Ein Pferd wurde geſchlachtet, um die Hungrigen zu ſpeiſen und ihnen dann von den Indianern der Weg zum Columbia gezeigt, den ſie Mitte Aprils erreichten, und gegen hundert Meilen an ſeinen Ufern abwärts gingen, bis ſie endlich bis auf 20 Meilen von ſeinen Fällen kamen. Hier ſtießen ſie auf eine Abtheilung der räuberiſchen Indianer dieſer Gegend, von denen ſie freundſchaftlich aufgenommen und geſpeiſt wurden. Während ſie aber ihren Hunger ſtillten, nahmen ihnen die Wilden ihre Flinten und jagten die müden Wanderer fort, nachdem ſie ſie noch vorher nackend ausgezogen hatten. Aller Bitten Hrn. Crooks ungeachtet gaben ſie ſelbſt ein Feuerzeug nicht mehr heraus, das man ihm geraubt hatte, ſondern bedrohten ihn und ſeinen Gefährten mit dem Tode, wenn er ſich nicht augenblicklich auf den Weg machen werde. In dem traurigſten Zuſtande traten die beiden Unglücklichen ihre Wanderung aufs neue an, um den Rückweg zu den gaſtfreundlichen Wallah-Wallahs zu ſuchen, und hatten bereits gegen 80 Meilen am Fluß zurückgelegt, als ſie zum Glück gerade an dem Morgen, an dem ſie den Columbia verlaſſen wollten, die Canots des Hrn. Stuart erblickten. Die Freude der armen Wanderer, ſich wieder unter ihren Landsleuten zu befinden, läßt ſich nicht beſchreiben und nicht minder herzlich war auch der Willkommen, mit dem ſie von dieſen empfangen wurden. Die ganze Expedition ſetzte jetzt die Fahrt flußabwärts fort, und kam am 11 Mai glücklich wieder nach Aſtoria.

# Zweiundvierzigſtes Capitel.

Kurze Ueberſicht der Vorgänge in New-York. — Verſorgung der ruſſiſchen Pelzhandelscolonie. — Der Biber wird ausgerüſtet. — Inſtructionen für deſſen Capitän. — Die Sandwichsinſeln. — Ankunft des Bibers an der Mündung des Columbia.

Nachdem wir den beiden Expeditionen zur See und zu Land bis zur Mündung des Columbia gefolgt ſind und einen Ueberblick über die Angelegenheiten zu Aſtoria gewonnen haben, wollen wir einen Augenblick zu dem leitenden Haupt der Unternehmung in New-York zurückkehren.

Man wird ſich erinnern, daß es mit in dem Plane Aſtors lag, die ruſſiſche Pelzhandelcolonie an der Nordweſtküſte regelmäßig mit Lebensmitteln zu verſehen, damit ſie in Zukunft unabhängig von Schiffen bleibe, die nicht nur den Handel hemmen, ſondern auch die Eingebornen mit Waffen verſehen konnten. Dieſer Plan ward eben ſowohl von der americaniſchen Regierung als auch von dem Grafen Pahlen, dem ruſſiſchen Geſandten in Waſhington, unterſtützt. Da nun Aſtors Plane ſehr umfaſſend waren, und ſich in einem großen Handelsrayon bewegten, ſo wünſchte er mit der ruſſiſch-americaniſchen Pelzhandelscompagnie ein beſonderes, von der ruſſiſchen Regierung beſtätigtes Abkommen zu treffen. Zu dieſem Zweck ſchickte er im März 1811 einen Agenten mit der Vollmacht nach St. Petersburg die erforderlichen Unterhandlungen einzuleiten. Die Unionsregierung ließ den Agenten auf dem John Adams, einem Kriegsſchiff, nach einem europäiſchen Hafen bringen.

Der nächſte Schritt den Aſtor that, war, daß er, dem Hauptplan des Unternehmens zufolge, das jedes Jahr nach Aſtoria beſtimmte Schiff abſchickte. Da ihm der Erfolg der frühern Expeditionen zu dieſer Zeit noch nicht bekannt war, ſo mußte er natürlich vorausſetzen, daß Alles ſo geſchehen ſey, wie er es in ſeinen Inſtructionen beſtimmt hatte; er rüſtete deßhalb ein ſchönes Schiff von 490 Tonnen, der Biber genannt, aus, und befrachtete es mit einer bedeutenden für die Factorei an der Mündung des Columbia, den Handel längs der Küſte und für die ruſſiſche Colonie beſtimmten Ladung. Mit dieſem Schiff ſchickte er zugleich noch einen Theilhaber, fünf Commis, fünfzehn americaniſche Arbeiter

und ſechs canadiſche Reiſenden ab. Als Aſtor die Agenten zu ſeiner erſten Expedition wählte, war er genöthigt, ſein Augenmerk hauptſächlich auf brittiſche, im canadiſchen Pelzhandel erfahrne Unterthanen zu richten; fürs künftige aber nahm er ſich vor, ſo viel möglich nur auf Americaner Rückſicht zu nehmen, damit der americaniſche Einfluß vorherrſchend bei ſeinem Unternehmen und dieſes entſchieden national werde. Hr. John Clarke, dem er bei dieſer neuen Expedition die Leitung übertragen hatte, war ein Eingeborner der Vereinigten Staaten, hatte aber den größten Theil ſeines Lebens im Nordweſten zugebracht und ſich ſeit ſeinem ſechszehnten Jahre mit dem Pelzhandel beſchäftigt. Die Commis waren meiſt junge Leute von gutem Herkommen aus americaniſchen Städten, von denen ſich die einen in Hoffnung eines Gewinns, die andern aber aus der der Jugend ſo eigenen Sucht nach Abenteuern einſchifften.

Die Inſtructionen, welche Aſtor dem Capitän Sowle, dem Befehlshaber des Bibers ertheilte, waren, der Ungewißheit wegen, in der er ſich hinſichtlich des Erfolgs der frühern Expeditionen befand, einigermaßen hypothetiſch. Der Capitän ſollte an den Sandwichinſeln landen, ſich nach dem Tonquin erkundigen und zu erfahren ſuchen, ob eine Factorei an der Mündung des Columbia errichtet worden ſey oder nicht. Wäre das Erſtere der Fall, ſo ſollte er ſo viele Sandwichsinſulaner anwerben, als ſein Schiff beherbergen könne, und ſich nach der Factorei begeben. An der Mündung des Columbia angekommen, möge der Capitän mit äußerſter Vorſicht zu Werke gehen, da es der Fall ſeyn könne, daß die Factorei bald nach ihrer Errichtung in feindliche Hände gefallen. Er ſolle deßhalb nur wie von ungefähr landen, ſich für einen Küſtenfahrer ausgeben und nicht eher verrathen, daß das Schiff Eigenthum Aſtors ſey, als bis er ſich überzeugt habe, daß Alles in Ordnung ſey. In dieſem Falle war der Capitän angewieſen, den für die Factorei beſtimmten Theil ſeiner Ladung zu löſchen und mit den dem ruſſiſchen Poſten gehörigen Vorräthen nach Neu-Archangel zu ſegeln, wo er Pelzwerk an Zahlungsſtatt einzunehmen habe. Mit dieſem ſolle er nach Aſtoria zurückkehren, die dort aufgehäuften Pelzwaaren laden, und ſich, wenn er durch Handel an der Küſte ſeine Ladung vervollſtändigt haben würde, nach Canton begeben. Hinſichtlich des Verkehrs mit den Wilden wurde ihm dieſelbe Vorſicht eingeſchärft, wie dem Capitän Thorn, und zur Pflicht gemacht, ja

nie mehr als höchstens zwei Indianer zu gleicher Zeit an Bord zu lassen.

Der Biber verließ den Hafen von New-York am 10 Oct. 1811 und erreichte die Sandwichsinseln ohne Unfall. Hier vernahmen unsre Seefahrer das erste Gerücht von dem Schicksal des Tonquin, und es erhob sich nun natürlich großer Zweifel, ob eine Factorei an der Mündung des Columbia errichtet worden sey oder nicht. Nach langem Berathen nahm der Capitän dennoch auf jeden Fall zwölf Sandwich-Insulaner für den Dienst von Astoria an Bord, und setzte seine Fahrt fort.

Am 6 Mai kam er auf der Höhe der Mündung des Columbia an, und feuerte, dem Lande so nahe als möglich, zwei Signalschüsse ab, auf die weder eine Antwort erfolgte, noch irgend ein Signal gegeben wurde. Da die Nacht anbrach, so ging das Schiff wieder in die See hinaus, und kehrte am folgenden Morgen so nahe als möglich nach dem Lande zurück, nochmals einen Signalschuß abfeuernd, der jedoch wieder unbeantwortet blieb. Ein Boot wurde ausgesandt, um den Canal zu sondiren, und die Einfahrt zu versuchen, mußte aber, der furchtbaren Brandung wegen, wieder umkehren. Gegen Abend wurden wiederholte Signalschüsse abgefeuert, die ebenfalls unbeantwortet blieben, und das Schiff ging Nachts nochmals in die hohe See hinaus. Der Capitän gab jetzt alle Hoffnung auf, eine Colonie am Lande zu finden, und begann zu fürchten, daß seine Vorgänger entweder gleich bei ihrer Landung von den Wilden ermordet worden seyn müßten, oder daß, im Fall sie wirklich eine Factorei errichtet, diese später von den Eingebornen überfallen und zerstört wurde.

Mitten in dieser Ungewißheit erklärte Hr. Clarke, daß er im schlimmsten Falle selbst eine Factorei an der Mündung des Flusses gründen wolle, ein Entschluß, der von der Mannschaft beifällig aufgenommen wurde. Am nächsten Morgen steuerte das Schiff demzufolge nochmals dem Lande zu, und feuerte drei Signalschüsse ab, die zur allgemeinen Freude mit drei andern vom Ufer her beantwortet wurden. Capitän Sowle, der Instructionen Astors eingedenk, beschloß jedoch mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen. Es war nicht unmöglich, daß jene drei Schüsse von den Wilden, die der Factorei sich bemächtigt haben konnten, abgefeuert worden waren, um ihn ans Ufer zu locken, und sich des Schiffs durch

Verrath zu bemächtigen. Endlich wurde auf Cap Disappointment eine weiße Flagge aufgehißt, und mit Einbruch der Nacht ein großes Feuer angezündet. Die Passagiere deuteten im Triumph auf diese Signale, die der zweifelsüchtige Capitän jedoch immer noch für verrätherisch hielt. Am nächsten Morgen, 9 Mai, gelang es dem Schiff, auf der Höhe vom Cap Disappointment, an der Außenseite der Barre Anker zu werfen, und gegen Mittag steuerte ein indianisches Canot auf den Biber zu. Die Mannschaft an Bord wurde zur Wachsamkeit aufgefordert, und einige Minuten später sah man dem Canot eine Barke folgen. Je näher die beiden Fahrzeuge kamen, um so gespannter wurde die Erwartung der Mannschaft an Bord des Schiffes. Der Capitän, der noch immer Verrath fürchtete, ließ einen Theil seiner Leute unter Waffen treten. Das Canot legte zuerst an; Comcomly nebst sechs Indianern befand sich in demselben, und in der Barke folgten die HH. Mac Dougal, Mac Lellan und acht Canadier. Eine kurze Unterredung mit diesen Herren machte allen weitern Besorgnissen ein Ende, und der Biber ging, von den Indianern gelootst, glücklich in der Baker's Bay vor Anker.

## Dreiundvierzigstes Capitel.

Thätigkeit in Astoria. — Mehrere Expeditionen werden ausgerüstet. — Robert Stuart bricht nach New-York auf. — Mißgeschick John Day's. — Gefährliche Landfahrt. — Klapperschlangen. — Ankunft bei den Wallah-Wallahs. — Die verschiedenen Expeditionen trennen sich.

Die Ankunft des Bibers mit einer Verstärkung an Mannschaft und frischen Vorräthen gab dem Leben in Astoria einen neuen Schwung. Zwei Parteien wurden sogleich ausgerüstet, die sich unter der Leitung der HH. Mac Kenzie und Clarke zu Fuß aufmachen sollten, um Handelsposten oberhalb der Gabeln des Columbia zu errichten, wo die größte Opposition von Seite der Nordwestcompagnie zu befürchten stand. Eine dritte Abtheilung sollte sich mit Hrn. David Stuart nach dem Posten dieses Herrn am Oakinagan begeben, um neue Vorräthe an Waaren und Lebens-

mitteln dahin zu bringen, und eine vierte endlich war noch abzuschicken, um statt des unglücklichen John Reed, die Berichte über alles bisher Geschehene an Hrn. Astor nach New-York zu überbringen. Die Ausführung dieses letztern Auftrags war von höchster Wichtigkeit, da Hr. Astor nur erst nach einem Bericht über den Stand der Angelegenheiten die weitern Schritte bemessen konnte, die er noch zu thun hatte. Das Unternehmen war indeß eben so gefährlich als beschwerlich, und erforderte einen Mann von Muth und Entschlossenheit. Die Ausführung wurde Hrn. Robert Stuart anvertraut, einem jungen Manne, der, obschon er den Weg über die Rocky-Mountains noch nicht gemacht, dennoch mehrere Beweise von seiner Fähigkeit für ein solches Unternehmen gegeben hatte. Vier treue und erprobte Männer von der Expedition des Hrn. Hunt wurden ihm als Führer und Jäger mitgegeben; diese waren Ben Jones und John Day, die Kentuckyer, und Andreas Vallar und Francis le Clerc, zwei Canadier. Hr. Mac Lellan erklärte nochmals, diese Gelegenheit benützen zu wollen, um nach den atlantischen Staaten zurückzukehren, und auch Hr. Crooks war entschlossen, lieber noch einmal allen Beschwerden und Gefahren zu trotzen, als in Astoria zu bleiben. Diese Handvoll Abenteurer wollen wir jetzt auf ihrer langen und beschwerlichen Pilgerschaft begleiten.

Die verschiedenen Abtheilungen, die wir oben aufgezählt haben, brachen vereint am 29 Junius unter einem Abschiedsgruß der Kanonen vom Fort auf. Sie sollten zu gemeinschaftlicher Vertheidigung gegen die räuberischen Indianer bis über deren Gebiet hinaus beisammen bleiben, und erst an den Gabeln des Columbia sich trennen, um ihren verschiedenen Bestimmungen entgegen zu gehen. Ihre Anzahl belief sich auf im Ganzen auf nahe an sechszig Männer — Theilhaber, Commis, canadische Reisende, Sandwichinsulaner und americanische Jäger — die sich in zwei Barken und zehn Canots einschifften.

Kaum befand man sich unterwegs, als John Day, der kentuckysche Jäger, auf einmal launisch, mürrisch und sehr unruhig zu werden begann, was um so mehr auffiel, als er sich stets durch ein offnes, männliches Benehmen ausgezeichnet hatte. Man vermuthete, daß die Erinnerung an überstandene Leiden bei dem Anblick der Gegenden, wo er sie erduldet, in ihm erwache, und wirklich nahm seine Aufregung zu, je weiter die Expedition

vorwärts kam. Er begann unzusammenhängend zu sprechen, und es stellten sich alle Anzeichen von Geistesverwirrung bei ihm ein. Hr. Crooks entdeckte jetzt seinen Gefährten, daß der arme John Day schon auf seinen einsamen Wanderungen mit ihm, am Schlangenfluß, von diesem Unglück befallen worden sey. Man hoffte noch immer, daß seine Aufregung sich legen werde, allein sie stieg mit jedem Tage höher. Seine Cameraden bemühten sich, ihn aufzuheitern, erbitterten ihn aber dadurch nur noch mehr, so daß er endlich Spuren von förmlichem Wahnsinn blicken ließ, der bis zur Wuth stieg, wenn er einen Indianer erblickte. Am Abend des 2 Julius kam der Wahnsinn förmlich zum Ausbruch, und John Day versuchte sich selbst zu tödten. Nachdem er entwaffnet worden war, zeigte er tiefe Reue über das Verbrechen, das er zu begehen Willens gewesen, wurde immer ruhiger und stellte sich endlich, als ob er schliefe. Vor Tagesanbruch aber sprang er plötzlich auf, ergriff ein paar Pistolen und richtetete sie gegen seinen Kopf. In der Eile, mit der dieß geschah, feuerte er jedoch zu hoch und blieb unverletzt. Er wurde nun augenblicklich gebunden, und in einem der Boote unter Aufsicht gestellt. Es entstand jetzt die Frage, was man mit ihm anfangen solle, da es unmöglich war, ihn bei der Expedition länger zu behalten. Glücklicherweise traf Hr. Stuart einige Indianer, die nach Astoria Handel zu treiben pflegten; diese erboten sich, den armen John Day wohlbehalten nach der Factorei zurückzuführen. Mit dem tiefsten Bedauern trennten sich seine Cameraden von ihm, denn seine ausgezeichnete Geschicklichkeit als Jäger, so wie sein offenes männliches Wesen hatten ihn zu einem Liebling Aller gemacht. Die Indianer erfüllten ihr Versprechen treulich, und brachten den wackern Jäger nach Astoria, wo er jedoch nach Verlauf eines Jahres starb.

Am Abend des 6 Julius kamen unsre Reisenden an den von den räuberischen Indianern unsicher gemachten Theil des Flusses, und lagerten unterhalb der ersten Stromschnelle. Am nächsten Morgen, ehe sie noch ihre Landfahrt antraten, wurden die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen, um gegen lauernden Verrath gerüstet zu seyn. Jeder setzte sein Gewehr in Stand, und füllte seine Patrontasche. Alle hatten sich mit einer Art Oberrock aus Elenfellen versehen, der vom Hals bis zu den Knieen reichte, und die Stelle eines Panzerhemds vertrat, denn er war nicht nur un-

durchdringlich für Pfeile, ſondern ſelbſt eine Musketenkugel konnte ihm in einer Entfernung von 90 Schritten nichts anhaben. So bewaffnet und ausgerüſtet wurde die Mannſchaft ganz auf militäriſchen Fuß vertheilt. Fünf von den Officieren ſtellten ſich an beiden Enden der zwiſchen drei und vier Meilen langen Landfahrt auf, und ein Theil der Mannſchaft ſtand, jeder in geringer Entfernung von dem andern, auf den Anhöhen Wache, von denen aus man den Fluß überſchauen konnte, während die übrigen, durch dieſe Anordnungen gegen jeden Ueberfall geſchützt, damit beſchäftigt waren, die Barken und Canots nebſt dem Gepäck zu Lande bis über die Stromſchnellen hinauszutragen. Bei dieſen Vorkehrungen blieben unſere Reiſenden ganz unbeläſtigt, und der einzige Unfall, der ihnen begegnete, war, daß eines der Canots zufällig umſchlug, und Einiges von dem darin geladenen Gepäck unterſank, das übrige aber den Strom hinabgetrieben wurde. Bei dieſer Gelegenheit zeigte ſich die räuberiſche Wachſamkeit der Wilden recht deutlich. Kaum war das Canot umgeſchlagen, als ſie auch ſchon in den Fluß ſtürzten, und einen Ballen Waaren auf eine Inſel ſchleppten, und die eine Hälfte des Inhalts unter ſich theilten, die andere aber verſteckten. Hr. Robert Stuart machte ſich jedoch ſogleich in einem Canot nebſt fünf Mann und einem Dolmetſcher auf, und jagte den Räubern ihre Beute wieder ab.

Aehnliche, nur noch ausgedehntere Vorſichtsmaßregeln als die eben angeführten, wurden auch an den Long Narrows und den Fällen beobachtet, wo die Angriffe der diebiſchen Bewohner von Wiſh-ram zu befürchten waren. Kaum hatten die Reiſenden hier ihre erſte Nachtwache ausgeſtellt, als auch ſchon der Allarmruf: „Indianer!“ erſcholl. Alle griffen zu den Waffen, und jeder eilte auf ſeinen Poſten. Es zeigte ſich bald, was vorgegangen war: eine Abtheilung von Kriegern der Shoſhonies hatte nämlich ein Canot der Eingebornen gerade unterhalb des Lagers überfallen, vier Männer und zwei Weiber umgebracht, und man fürchtete, ſie würden nun auch einen Angriff auf das Lager ſelbſt unternehmen. Die Boote und Canots wurden ſogleich ans Land gezogen und eine Art Bollwerk daraus gebildet, hinter dem die Mannſchaft die Nacht über ſtehen blieb.

Mit Tagesanbruch war inzwiſchen alles ruhig, und die Landfahrt wurde ohne Beläſtigung zurückgelegt. Die Wilden lauerten

zwar in der Ferne, die Waarenballen mit sehnsüchtigen Blicken betrachtend; als sie aber die „Langbärte" so furchtbar gerüstet sahen, wagten sie sich nicht näher, und wurden dann später von Hrn. Stuart zum Lohn für ihre Bescheidenheit mit Tabak beschenkt. Fünfzehn Tage waren erforderlich, um die Fälle zu passiren — ein Weg von zwar nur ungefähr 18 Meilen, aber voller Hemmnisse. Nachdem die Reisenden diese beschwerliche Landfahrt zurückgelegt hatten, kamen sie am 19 Julius in das glattere Flußwasser und setzten ihre Fahrt stromaufwärts schneller und bequemer fort.

Sie befanden sich eben an der Stelle, wo Hr. Crooks und John Day einige Monate zuvor so verrätherisch ausgeplündert worden waren, und hielten daher die Nacht über im Lager sorgfältige Wache. Am nächsten Morgen fand sich eine Bande Indianer ein, die während des Frühstücks um das Lager umherstrich, und unter der Hr. Crooks zu seinem größten Vergnügen zwei von den Strauchdieben erkannte, die ihn ausgeraubt hatten. Sie wurden auf der Stelle ergriffen, an Händen und Füßen gebunden und in ein Canot geworfen. Hier lagen sie in banger Erwartung einer summarischen Execution. Hr. Crooks war indeß nicht so rachsüchtig, sondern erklärte ihren Cameraden, daß er die Schuldigen freilassen werde, sobald die geraubten Gegenstände zur Stelle geschafft seyn würden. Mehrere der Indianer brachen sogleich in verschiedenen Richtungen auf, und fanden sich noch vor Einbruch der Nacht mit den Flinten, die Hrn. Crooks und John Day abgenommen worden waren, wieder ein; andere kleinere Gegenstände, konnten jedoch nicht mehr aufgefunden werden. Die Bande der beiden Verbrecher wurden sogleich gelöst, und diese säumten nicht, sich schleunigst aus dem Staube zu machen, kaum ihren Sinnen trauend, daß sie der erwarteten und verdienten Züchtigung wirklich entgangen waren.

Das Land zu beiden Seiten des Flusses nahm jetzt einen ganz andern Charakter an. Die Hügel, Felsen und Waldungen verschwanden, und machten großen sandigen, hie und da mit kurzem, von der Sonnenhitze ausgedorrtem Gras bedeckten, weit hin nach Norden und Süden sich ausdehnenden Ebenen Platz. Der Fluß war hie und da von Felsen und Strudeln gesperrt, aber häufig fanden die Reisenden auch einen glatten Wasserspiegel mit sanfter Strömung, die den Schiffleuten gestattete, ihre Arbeit durch

Aufſpannung eines Segels ſich zu erleichtern. Die Eingebornen an dieſem Theil des Columbia hausten ausſchließlich auf der Nordſeite des Fluſſes; ſie trieben eben ſowohl Jagd als Fiſchfang, und hatten Pferde in Menge. Von den letztern brachte Hr. Stuart mehrere durch Tauſch an ſich, und ließ ſie auf der Stelle ſchlachten, um Vorrath an Fleiſch zu haben, wiewohl es oft an Brennholz fehlte, um es zu kochen. Eine der größten Gefahren, welche den Reiſenden hier drohte, boten die Klapperſchlangen, die in den Felſen oberhalb der Strudel und Landfahrten in Menge hausten, und die ſich nicht ſelten bis in die Nähe des Lagers ſchlichen. Einmal fand man einen ganzen Knäuel dieſer ſcheußlichen Thiere beiſammen, die ſich an den Strahlen der Sonne wärmten. Durch eine ganze auf einmal abgefeuerte Salve wurden 37 theils getödtet, theils verwundet. Um dieſen unwillkommenen Beſuch vom Lager fern zu halten, wurde häufig Tabak um daſſelbe herumgeſtreut — ein Kraut, vor dem ſie einen beſondern Abſcheu hegen.

Am 28 Julius gelangten unſre Reiſenden an die Mündung des Wallah-Wallah, eines klaren, ungefähr ſechs Fuß tiefen und gegen 55 Schritt breiten Stromes, der raſch über einen Sand- und Kiesgrund dahinfließt und ſich einige Meilen unterhalb des Lewisfluſſes in den Columbia ergießt. Hier gedachten die verſchiedenen Expeditionen, die bisher in Geſellſchaft ihre Reiſe fortgeſetzt hatten, ſich zu trennen und den Weg nach ihren verſchiedenen Beſtimmungsorten anzutreten.

An den Ufern des Wallah-Wallah wohnte der gaſtfreundliche Stamm gleiches Namens, der Hrn. Crooks und ſeinen Leidensgefährten John Day ſo hülfreich unterſtützt hatte. Kaum war die Ankunft der Expedition dieſen Indianern kund geworden, als ſie auch herbeieilten, um ſie zu begrüßen. Sie zündeten ein großes Freudenfeuer in der Nähe des Lagers an, um das Männer und Weiber ſich fröhlich tanzend unter dem Geſang von Liedern bewegten, in denen ſie die weißen Männer prieſen, und ſie in ihrem Lande willkommen hießen.

Am folgenden Tage wurde der Handel eröffnet, um für die zu Lande weitergehenden Expeditionen Pferde einzutauſchen. Die Wallah-Wallahs ſind ein pferdezüchtender Stamm, doch iſt die Ausrüſtung ihrer Roſſe eben ſo unvollkommen als unbequem. Hohe, ſchlecht gemachte Sättel von Hirſchhaut und mit Haaren ausge-

ſtopft, drücken den Rücken dieſer edeln Thiere wund; die Steigbügel ſind von Holz und mit Riemen aus rohen Häuten umwunden, und die Stelle des Zaums vertreten Schnüre von Roßhaaren die um die untere Kinnlade des Pferdes feſtgebunden werden. Dennoch ſind dieſe Wilden, gleich den meiſten Indianern, kühne, verwegene Reiter, die, furchtlos und ohne Schonung für ſich und ihre Roſſe, über die gefährlichſten Stellen dahin jagen.

Von dieſen Wilden kaufte Hr. Stuart zwanzig Pferde für ſich und ſeine Leute, theils zum Reiten, theils für ſein Gepäck. Für ſich ſelbſt hatte er das Glück ein ſehr ſchönes Thier zu bekommen, das von den Indianern als ſehr ſchnell und fehlerfrei geprieſen und ſehr hoch gehalten wurde. Niemand verſteht ſich beſſer auf den Werth eines Pferdes als dieſe Indianer, bei denen die Schnelligkeit ein Haupterforderniß iſt, da ſie die Antilopen häufig zu Roſſe verfolgen. Selbſt als der Kauf ſchon geſchloſſen war, ſchlich der Indianer, dem es gehört hatte, noch immer um das ſchöne Thier herum, gleichſam als ob es ihm ſchwer werde ſich von ihm zu trennen.

Hr. Stuart verwendete noch einige Tage zu Vertheilung der Ladung, zu Einrichtung der Packſättel und zu andern Vorbereitungen auf ſeine lange, beſchwerliche Reiſe. Durch den Abgang John Day's war er jetzt auf ſechs Mann beſchränkt — eine ſehr kleine Anzahl für eine ſolche Expedition. Alle waren indeß junge, muthvolle Männer, die den Gefahren heitern Sinnes entgegengingen.

Am Morgen des 31 Julius waren alle Vorbereitungen getroffen; Hr. Stuart ſtieg mit ſeinen Leuten zu Pferd, und nahm nun Abſchied von ſeinen Reiſegefährten, die den Scheidenden noch drei herzliche Zurufe nachſandten. Der Weg, den Hr. Stuart einſchlug, führte in ſüdöſtlicher Richtung nach dem berüchtigten Schlangenfluß. In weiter Ferne ſtieg ein rauhes Gebirg empor, das die Reiſenden zu überſteigen hatten; es war dasſelbe, in dem einige von ihnen während des vergangenen Winters ſo viel von Hunger und Kälte gelitten hatten, und das, der azurnen Färbung wegen, die es, von ferne betrachtet, hatte, die „Blauen Berge" genannt worden war.

## Vierundvierzigſtes Capitel.

Weg des Hrn. Stuart. — Traurige Wüſte. — Die blauen Berge. — Eine fruchtbare Ebene in der Wildniß. — Eine Schwefelquelle. — Weg am Schlangenfluß. — Gerüchte von weißen Männern. — Der Schlangenindianer und ſein Pferd. — Der verſchmitzte Dieb. — Unerwartetes Zuſammentreffen mit alten Cameraden. — Die Salmenfälle. — Der Salmenfang. — Ankunft am Caldron Linn. — Die Caches ſind geplündert. — Unerwarteter Entſchluß der drei Kentuckier.

Indem Hr. Stuart denſelben Weg verfolgte, auf dem Hr. Hunt und ſeine Leute im Winter zuvor ſo großes Ungemach erlitten hatten, vertraute er auf die günſtigere Jahrszeit, die er vor ſich hatte, in der ſich nicht nur bequemer reiſen, ſondern auch erwarten ließ, daß allenthalben Lebensmittel zu finden ſeyn würden. Jede Jahrszeit hat indeß ihre eigenen Beſchwerden, und unſre Reiſenden waren noch nicht weit gekommen, als ſie ſich ſchon von kahlen, rauhen Gebirgen umringt ſahen, mit einem Ueberzug von Sand und Thon bedeckt, der ſo feſt zuſammengebacken war, daß es ſchien, als habe der Thau des Himmels ſich noch niemals auf dieſen unfruchtbaren Boden herabgeſenkt. Keine Quelle, kein Pfuhl und noch weit weniger ein laufendes Waſſer war zu ſehen, wohl aber durchſchnitten tiefe Schluchten den ſonnenverbrannten Boden, in denen des Winters die von dem geſchmolzenen Schnee erzeugten Bergſtröme dahinrauſchten.

Einen langen Sommertag hindurch hatten unſre Wanderer ihren Weg verfolgt, eine brennende Sonne über ihren Häuptern, einen ausgedorrten Boden unter ihren Füßen, und eben noch Wind genug, um den leichten Sand vom Boden aufzujagen und ſie in dichte Staubwolken zu hüllen. Die Qualen des Durſtes wurden immer heftiger; ein ſchöner junger Hund, der einzige Gefährte dieſer Art, den ſie bei ſich hatten, blieb ſterbend am Wege liegen, und der Abend brach eben herein, ohne daß ſich eine Ausſicht auf Hülfe in dieſer Noth geboten hätte, als die Reiſenden in der Ferne einen Gegenſtand erblickten, der ſich gleich dem Saume eines Waldes am Horizonte hinzog. Alle fühlten ſich von neuer Hoffnung belebt, und beſchleunigten ihre Schritte, denn ſie wußten wohl, daß ſich in ſolchen dürren Wüſten in der Nähe der Bäume ſtets Waſſer befindet. Auch die Pferde ſchienen von gleicher Hoffnung

beseelt, denn sie eilten rasch vorwärts, ohne daß es der Peitsche oder des Sporns bedurft hätte, um sie anzutreiben. Aller Anstrengungen ungeachtet war es doch bereits Nacht geworden, ehe die erschöpften Wanderer die Bäume vor sich sahen. So wie sie näher kamen, hörten sie mit Entzücken das Rauschen eines seichten Stromes, und kaum hatten die Pferde diesen erquickenden Laut vernommen, als sie auch unaufhaltsam vorwärts eilten und so anhaltend tranken, daß man glauben mußte, sie würden bersten. Die Reiter ließen es sich nicht minder wohl seyn, denn ein Weg von 45 Meilen über eine Wüste, die an Dürre mit der africanischen wetteifern kann, hatte ihren Durst auf das höchste gesteigesteigert. Die Reisenden auf diesen americanischen Wüsten haben in der That oft mehr zu leiden, als die auf den africanischen und asiatischen, weil sie weniger an solche Beschwerden gewöhnt und darauf vorbereitet sind als diese letztern.

An den Ufern dieses gesegneten Stroms schlugen unsre Reisenden ihr Nachtlager auf, und sanken bald in einen tiefen Schlaf, aus dem sie erst spät am folgenden Morgen wieder erwachten. Sie erkannten jetzt, daß der kleine Fluß der Umatalla sey, derselbe, an dessen Ufer Hr. Hunt und seine Leute nach ihrem beschwerlichen Weg durch die Blauen Berge gekommen waren, und wo sie in dem Lager der Sciatogas eine so freundliche Aufnahme gefunden hatten. Jene Kette der Blauen Berge thürmte sich jetzt vor den Augen unsrer Reisenden empor, wo der arme Michel Carrière umgekommen war. Sie bilden die südöstliche Gränze der großen Ebenen längs dem Columbia und die Wasserscheide seines Hauptstromes von dem Lewis-River. Sie sind ein Theil der langen Kette, die sich weit über das Land erstreckt und die Gebirge des Schlangenflusses unter ihre Glieder begreift.

Die Sonne stand bereits hoch, als unsre Wanderer die schattigen Ufer des Umatalla verließen. Ihr Weg ging allgemach den Blauen Bergen zu, die immer wilder erschienen, je näher man ihnen kam. Hie und da waren sie mit dichten, düstern Waldungen bedeckt und von tiefen Schluchten durchschnitten, wo die Pferde oft in große Gefahr geriethen. Zuweilen verfolgten die Reisenden den Lauf eines brausenden Stromes, der in einem tiefen Felsenbett schäumte und dessen Klippen und Vorgebirge ein wiederholtes Uebersteigen nöthig machten. Einige Meilen hatten sie sich be-

reits durch dieſe beſchwerlichen Engpäſſe gewunden, als ſich mit Einemmale wie durch Zauberſchlag die ganze Landſchaft änderte. Die rauhen Schluchten und Gebirge verwandelten ſich in anmuthige Hügel, mit grünen Wieſen dazwiſchen, durch die ſich auf reinem Kiesgrund klare Bäche wanden. Ein wahres Arkadien lag vor den Augen der ſtaunenden Wanderer, und überraſchte ſie um ſo mehr, weil es ſo urplötzlich im Innern der rauheſten Wildniß auftauchte.

Von den Blauen Bergen herab kamen unſre Reiſenden auf eine weite wohl 60 Meilen im Umkreis haltende Ebene, nach allen Richtungen von Flüſſen durchſchnitten, deren mäandriſcher Lauf durch die Silberpappeln und Weiden an ihren Ufern bezeichnet war, an denen Biber und Ottern in Menge hausten. Als ſie dieſe Ebene durchzogen, kamen ſie, dicht am Fuße der Gebirge, an einen großen wohl 300 Schritt im Umkreis haltenden Teich, der von einer etwa zehn Fuß im Durchmeſſer haltenden Schwefelquelle geſpeist wurde, die in einer Ecke des Teichs hervorſprudelte. Der aufſteigende Dampf erfüllte die Gegend bis auf eine weite Entfernung mit einem läſtigen Geruch, und doch war dieſer Pfuhl häufig von den Elens des benachbarten Gebirgs beſucht, deren Hörner, die ſie im Frühjahr abzuſetzen pflegen, überall umhergeſtreut lagen.

Am 20 Auguſt erreichten die Reiſenden den Woodpile Krihk, denſelben Fluß, an dem Hr. Hunt ein Jahr zuvor, bald nach ſeiner Trennung von Hrn. Crooks, aufwärts gegangen war. An den Ufern dieſes Gewäſſers erblickten ſie eine Heerde von neunzehn Antilopen — ein in dieſem Theil des Landes ſo ungewöhnlicher Anblick, daß die Reiſenden ihren Augen kaum glauben wollten. Sie bemühten ſich, einige zum Schuß zu bekommen, aber dieſe flüchtigen Thiere waren ſo ſcheu, daß ſie den Jägern bald aus dem Geſicht verſchwanden.

Am 12 Auguſt kamen die Reiſenden an die Ufer des Schlangenfluſſes, für Alle — mit Ausnahme Hrn. Stuarts — der Schauplatz ſo vielen Unglücks und ſo vieler Leiden. Sie kamen gerade oberhalb der Stelle an den Fluß, wo er in die Berge tritt, und wo Hr. Crooks und Le Clerc ſich vergebens bemüht hatten, hinüber zu kommen. Der Fluß war hier ein gegen 400 Schritt breiter, ſehr reißender Strom, mit hohen, hie und da mit Weiden beſetzten ſandigen Ufern. Die Reiſenden gingen an ſeiner ſüdlichen Seite aufwärts, um die von Hrn. Hunt am Caldron Linn angelegten Caches aufzuſuchen.

Am zweiten Abend beſuchte zu ziemlich ſpäter Stunde ein einzelner Schlangenindianer das Lager, und berichtete den Reiſenden daß ungefähr eine Tagreiſe weiter am Ufer aufwärts ein weißer Mann in einem Lager ſeines Stammes wohne. Alle vermutheten, daß dieß der arme Burſche ſeyn müſſe, den Hr. Hunt im vergangenen Winter ſich genöthigt geſehen hatte zurückzulaſſen, und beſchloſſen ſogleich vorwärts zu eilen und den verlornen Cameraden abzuholen. Am nächſten Morgen wurde dieſer Entſchluß ausgeführt, allein zwei Tage verſtrichen, ohne daß eine Spur von Indianern zu finden geweſen wäre. Am Abend des zweiten Tages gelangten die Wanderer an eine Stelle, wo ein großer Fluß, bei allen wandernden Horden der Schlangenindianer wegen ſeiner Salmenfiſcherei berühmt, ſich mit dem Schlangenfluß vereinigte. Hier pflegten ſich während der Fiſchzeit die Indianer von nah und fern einzufinden, um ſich mit einem Vorrath von dieſen Fiſchen zu verſehen, die, nebſt einigen Arten eßbarer Wurzeln die Hauptnahrung der Bewohner dieſer unfruchtbaren Gegenden ausmachen.

Am Ufer eines kleinen in den Schlangenfluß ſich ergießenden Stromes, fand Hr. Stuart ein Lager der Shoſhonies, bei denen er ſich nach dem weißen Mann erkundigte, die Antwort war, daß bei ihnen kein ſolcher wohne, daß ſich aber am jenſeitigen Ufer des Fluſſes weiße Männer nebſt einigen Indianern ihres Stammes aufhielten. Hr. Crooks war der Meinung, daß dieß keine andern als jene Leute ſeyn könnten, die, durch die ausgeſtandenen Beſchwerden entmuthigt, beſchloſſen hatten unter den Indianern zu bleiben, während Andre glaubten, daß es Hr. Miller nebſt den Jägern ſeyn müſſe, die zu Henry's Fort zurückgeblieben waren, um an den Ufern der Gebirgsſtröme Biber zu fangen. Hr. Stuart machte deßhalb in der Nähe der Hütten der Shoſhonies Halt und ſchickte einen Indianer über den Fluß, um die weißen Männer aufzuſuchen und in das Lager zu bringen.

Unſre Reiſenden brachten eine unruhige, ſchlafloſe Nacht zu, denn ihr Lager wurde von Myriaden von Muskitos umſchwärmt, die durch ihr Geſumm und ihre Stiche die Ruhe verſcheuchten. Am Morgen befanden ſich alle in einem fieberiſchen, aufgeregten Zuſtand, und ihre üble Laune wurde noch durch den ohne Nachricht von den weißen Männern zurückkehrenden Indianer vermehrt. Sie glaubten ſich von den Wilden getäuſcht und beſchloſ-

ſen den Schlangenindianern nichts mehr zu glauben. Dieſer Entſchluß war indeß bald wieder vergeſſen. Am nächſten Morgen kam ein Schlangenindianer ins Lager geſprengt und war kaum abgeſtiegen, als er auch ſchon ſeine Arme um das Pferd des Hrn. Stuart ſchlang, und es mit Küſſen und Liebkoſungen überhäufte. Hr. Stuart, der ſein Pferd ſehr werth hielt, war von dieſem Entzücken, deſſen Urſache ſich bald kundgab, nichts weniger als erbaut. Der Wilde erklärte, daß das Pferd ſein Eigenthum, und zwar ſein beſtes geweſen, und daß es ihm von den Wallah-Wallahs geſtohlen worden ſey. Hr. Stuart war über dieſe Erkennungsſcene weder erfreut, noch Willens, irgend einen Anſpruch von Seite des frühern Eigenthümers gelten zu laſſen, denn das Thier war ein Muſter ſeiner Race, und er hatte die Abſicht, es mit ſich nach New-York zu nehmen und Hrn. Aſtor zum Geſchenk zu machen.

Mehrere von Hrn. Stuarts Leuten, die inzwiſchen herbeigekommen waren, erkannten in dem Schlangenindianer einen alten Freund und Bekannten, denn er war in der That einer der beiden Führer, die Hrn. Hunt und ſeine Begleiter über die Gebirge des tollen Fluſſes nach Fort Henry gebracht und ſpäter Hrn. Miller und ſeinen Gefährten einen guten Jagdgrund zu zeigen verſprochen hatten. Der Leſer wird ſich erinnern, daß dieſe beiden Schlangenindianer von Hrn. Hunt den Auftrag erhielten, die Pferde in ihre Obhut zu nehmen, die er zu Fort Henry zurückzulaſſen beabſichtigte, im Fall er ſich auf dem tollen Fluß einſchiffen würde. Der Indianer wurde mit Fragen beſtürmt, allein ſeine Antworten waren ſehr unbeſtimmt und nur zum Theil verſtändlich. Von den Pferden erzählte er eine lange Geſchichte, aus der hervorging, daß ſie von wandernden Horden geſtohlen und nach verſchiedenen Richtungen hin zerſtreut worden waren. Die Caches waren entdeckt und die darin befindlichen Gegenſtände geſtohlen worden. Die Nachrichten in Betreff Hrn. Millers und ſeiner Gefährten lauteten eben ſo wenig tröſtlich; ſie hatten ſich eine Zeit lang an den obern Flüſſen mit dem Biberfang beſchäftigt und waren dann räuberiſchen Horden der Krähenindianer in die Hände gefallen und von dieſen rein ausgeplündert worden. Auf jede neue Frage erfolgte eine Unheil verkündende Antwort. Etwa zehn Tage früher hatte der Bericht erſtattende Indianer drei andere weiße Männer getroffen, die zwar jeder noch ein Pferd, aber alle zuſammen nur

eine einzige Flinte hatten. Auch sie waren den Krähen in die Hände gefallen. Der Schlangenindianer bemüht sich, die Namen der drei weißen Männer auszusprechen, und so viel sich aus seinem unvollkommenen Versuch schließen ließ, waren jene Männer drei von den vier Jägern Carson, St. Michael, Detayé und Delaunay, die Hr. Hunt am 28 September des vergangenen Jahrs auf den Biberfang an den obern Gewässern des Columbia ausgeschickt hatte.

Im Lauf der Unterredung sagte der Indianer Hrn. Stuart, daß der von Hrn. Hunt eingeschlagene Weg über die Rocky Mountains nicht nur sehr schlecht sey, sondern auch weit umführe, und daß er einen weit nähern und bequemern wisse. Hr. Stuart drang in ihn, die Reise mitzumachen und versprach ihm dafür eine Pistole nebst Pulver und Kugeln, ein Messer, einen Pfriem, einige blaue Glasperlen, einen Teppich und ein Fernglas. Einer solchen Menge kostbarer Dinge konnte der arme Indianer nicht widerstehen; zudem sehnte er sich nach den Prairien, denn er sey, wie er sagte, des Salms überdrüssig, und verlange nach Büffelfleisch. Er entfernte sich daher eilig, um seine Waffen und seine Kleidung zu holen, und versprach am nächsten Tage wieder zu kommen. Er hielt Wort, und da er wegen seines geliebten Pferdes keine weitere Erwähnung gegen Hrn. Stuart machte, so wurde die Reise in bester Eintracht fortgesetzt.

Noch nicht viele Meilen waren zurückgelegt, als man an eine große Biegung des Flusses kam, wo der Schlangenindianer die Reisenden versicherte, daß sie, durch die Berge gehend, einen Umweg von vielen Meilen ersparen würden. Die Reise durch das Gebirg würde indeß einen vollen Tag in Anspruch nehmen, weßhalb es gerathen sey, da Nachtlager zu halten, wo man sich befinde, und am nächsten Morgen zeitig aufzubrechen. Man that, wie er sagte, obschon man an diesem Tage nicht weiter als 9 Meilen gekommen war.

Am folgenden Morgen riß sich alles noch vor Anbruch des Tages aus den Armen des Schlafes, um den Weg in die Gebirge anzutreten; als sich die Mannschaft versammelte, vermißte man den indianischen Führer. Da man ihn indeß in der Nähe vermuthete, so trieb man einstweilen die Pferde zusammen, konnte jedoch das schöne Roß des Hrn. Stuart nicht finden. Vergebens spähte man nach dem vermißten Pferd und dem Indianer umher, beide waren verschwunden. Die Spuren von zwei Rossen, die eine hinter der andern, wurden entdeckt und bis auf einige Meilen oberhalb des

Lagers verfolgt. Es war nun klar, daß der Schlangenindianer die Nacht benützt und sich nicht nur mit seinem, sondern auch noch mit einem andern Pferd über den Fluß aus dem Staube gemacht hatte. Das Gelübde niemals wieder irgend einem Indianer zu trauen, wurde erneuert und zugleich beschlossen, in Zukunft die Pferde während der Nacht unter strenger Aufsicht zu halten. Eben so wenig wollte man jetzt den Weg verfolgen, den der flüchtige Indianer, der sich als einen so verschmitzten Betrüger erwiesen, bezeichnet hatte, sondern lieber die Reise längs dem Flusse fortsetzen. Die Hitze war drückend, und die Pferde wurden von den Stichen der Fliegen oft bis zur Wuth getrieben. Auch die Nächte vergingen ohne Ruhe, denn die Schwärme der Muskitos und die schwüle Luft verscheuchten den Schlaf von den Augen der müden Wanderer.

Am 20 August traten sie ihre Reise auf der Prairie, dem Schlangenfluß parallel, wieder an. Der Tag war schwül und einige unserer Reisenden gingen, von Durst gepeinigt, dem Flusse zu, um zu trinken. Das Ufer war dicht mit Weiden besetzt, hinter denen sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen einen Mann fanden, der sich mit dem Fischfang beschäftigte. Kaum hatte dieser die Wanderer bemerkt, als er ein Freudengeschrei erhob, denn der Fischende war niemand Anderer als John Hoback, einer der verlorenen Cameraden. Kaum hatte man sich gegenseitig begrüßt, als noch drei andere Männer aus dem Gebüsch hervorkrochen, in denen man Joseph Miller, Jacob Rezner und Robinson, den scalpirten Kentuckier, erkannte.

Der Leser wird sich erinnern, daß Hr. Miller seine Stelle als Theilhaber freiwillig aufgab, und zu Fort Henry nebst den drei genannten Jägern und einem vierten, Namens Caß, sich von Hrn. Hunt trennte. Der entblößte Zustand, in dem diese Männer sich befanden und ihre hohlen Wangen und Augen verriethen nur zu sehr, was sie gelitten. Nachdem sie Hr. Hunt verlassen, hatten sie einen Weg von 200 Meilen gegen Süden gemacht, wo sie an einem Fluß Biber fingen, der sich, ihren Angaben zufolge, südlich vom Columbia in den Ocean ergießen sollte, der aber vermuthlich kein anderer als der Bärenfluß war; ein Strom, der seine Gewässer in den See Bonneville entleert — eine ungeheure Masse von Salzwasser, westlich von den Rocky Mountains. Nachdem sie eine bedeutende Menge von Biberfellen zusammengebracht hatten, vertheilten sie dieselben in

Ballen, mit denen sie ihre Pferde beluden, und zweihundert Meilen gegen Osten vordrangen. Hier kamen sie zu einem Lager der Arapahays, von 60 Hütten, eine verbannte Horde der Arapahoes, die als verwegene Räuber berüchtigt waren. Diese fielen über die armen Jäger her, nahmen ihnen ihr Pelzwerk, den größten Theil ihrer Kleidung und die meisten ihrer Pferde ab. Sie mußten noch froh seyn mit dem Leben davon zu kommen, und nachdem sie noch 50 Meilen weiter gezogen waren, machten sie Halt, um zu überwintern.

Mit dem Beginn des Frühjahrs traten sie ihre Wanderung wieder an, wurden aber unglücklicherweise von derselben räuberischen Bande wieder eingeholt, die sie abermals beraubte, und ihnen die noch übrigen Pferde bis auf zwei abnahm. Mit diesen setzten sie unter Beschwerden und Entbehrungen aller Art ihre Reise fort. Flinten und Schießbedarf waren ihnen zwar geblieben, allein sie befanden sich in einer Wüste, wo es weder vierfüßige Thiere noch Vögel gab. Das einzige Mittel sich das Leben zu fristen bestand darin, sich immer am Fluß aufzuhalten und Fische zu fangen. Zu Zeiten wollte ihnen auch dieß nicht gelingen, und dann erreichten ihre Leiden eine furchtbare Höhe. Eins ihrer Pferde wurde ihnen im Gebirge von den Schlangenindianern gestohlen, und das andere von Caß entführt, der sie in der höchsten Noth treulos verließ. Zu Fuß mußten die armen Wanderer ihren Weg mehrere hundert Meilen weit fortsetzen, von Hunger, Durst und all dem Ungemach gepeinigt, das die Reise in einer Wüste mit sich bringt. Als Hrn. Stuarts Leute auf sie stießen, waren sie eben beschäftigt Fische zu fangen, um den quälenden Hunger zu stillen. Hätten die Leute, von denen sie aufgefunden wurden, nicht jenen Abstecher gemacht, um ihren Durst zu löschen, so wären sie wahrscheinlich unentdeckt geblieben, und hätten in der Wildniß umkommen müssen. Ihre Freude, sich wieder unter ihren alten Cameraden zu sehen, war gränzenlos, und nicht minder herzlich wurden auch sie von diesen begrüßt; alle Hände waren beschäftigt die geringen Vorräthe abzupacken und den ausgehungerten Wanderern eine stärkende Mahlzeit zu bereiten.

Am folgenden Morgen brachen alle zusammen auf, denn Hr. Miller und seine Gefährten hatten beschlossen das Jägerleben aufzugeben und Hrn. Stuart nach St. Louis zu begleiten. Mehrere Tage lang verfolgte man den Lauf des Schlangenflusses, und machte nur gelegentlich kleine Abstecher über Hügel und Vorgebirge, da

wo die Biegungen des Stroms dieß nothwendig machten. Die Reisenden kamen auf ihrem Wege durch mehrere Lager der Shoshonies, von denen sie nur zuweilen Salme erhielten, da die Wilden sich meist selbst in sehr dürftigen Umständen befanden. Hr. Stuart wünschte Pferde für Hrn. Miller und seine Gefährten einzuhandeln, allein die Indianer wollten durchaus keine ablassen, weil sie, wie sie sagten, deren nur gerade genug für ihren eigenen Bedarf hätten.

Am 25 August erreichten unsere Wanderer einen großen Fischplatz, dem sie den Namen der „Salmen-Fälle" gaben. Hier befand sich auf der Nordseite des Flusses ein senkrechter Wasserfall von 20 Fuß Höhe, während die Südseite eine fortlaufende Reihe von Stromschnellen bot. Hier werden die Salmen, indem sie versuchen über den Wasserfall zu springen, in ungeheurer Menge gefangen, und da eben die Zeit des Fischfangs war, so hatten die Shoshonies gegen hundert Hütten am Ufer aufgeschlagen und waren eifrig beschäftigt, die gefangenen Fische zu trocknen und aufzubewahren. Der Salm beginnt den Sprung über den Wasserfall bald nach Sonnenaufgang; zu dieser Zeit nun schwammen die Indianer bis zum Mittelpunkt des Falles, wo sie sich theils auf die Felsen stellten, theils bis zum halben Leib im Wasser stehen blieben, und die Fische, so wie sie den Sprung versuchten oder erschöpft zurück fielen, mit Speeren herausstachen. Der Zudrang der Salme auf diesem Punkt war so groß, daß die Indianer auch nicht einen Augenblick unbeschäftigt blieben.

Die Speere zu diesem Fischfang sind von ganz eigner Form. Die Spitze besteht aus einem etwa sieben Zoll langen Stück Elenhorn und ist am äußersten Ende mit einem, mit stark gummirten Fäden befestigten Widerhaken versehen. Diese Spitze steht durch eine starke Schnur mit einem langen Stab von Weidenholz in Verbindung. Wenn nun der Fischer einen sichern Stoß führt, so dringt die Spitze des Speers durch den Leib des Salms, und dieser wird nun mit leichter Mühe aus dem Wasser gezogen, da er, weil die Schnur mit durch den Leib geht, nicht los kommt, was außerdem durch die Schwere und das Zappeln des gespießten Thieres leicht der Fall seyn würde. Hr. Miller war auf seinen Wanderungen bereits an diesen Fällen gewesen und hatte in einem einzigen Nachmittag mehrere tausend Salme auf diese Weise fangen sehen.

Er versicherte, daß er Salme oft dreißig Fuß hoch, vom äußersten Ende des Wasserfalls bis zu dessen Spitze hinan, habe springen sehen.

Nachdem Hr. Stuart einen bedeutenden Vorrath von den Fischern gekauft hatte, trat er seine Reise wieder an und kam am 29sten an den Caldron Linn. Hier sah er noch eines der Canots zwischen zwei Felsen stecken; man bemühte sich hinabzusteigen, allein die Ufer waren zu hoch und zu steil.

Man begann jetzt die Caches aufzusuchen, in der Absicht die Hrn. Crooks, Hrn. Mac Lellan und den Canadiern gehörigen Gegenstände herauszunehmen. Als man jedoch die Stelle erreichte, fand sich zum größten Erstaunen Aller, daß sechs der Caches offen und, bis auf einige Bücher, die zerstreut umherlagen, ausgeleert waren. Allem Anschein nach waren sie bereits im vergangenen Sommer geplündert worden. Da man nach allen Richtungen hin Fährten von Wölfen entdeckte, so vermuthete Hr. Stuart, daß diese Thiere durch den Geruch der Felle angelockt worden seyn und dadurch den Indianern das Geheimniß verrathen haben könnten.

Die drei noch übrigen Caches waren unberührt; sie enthielten Munition, nebst andern Gegenständen, und Biberfelle. Hievon nahm Hr. Stuart, was er bedurfte, legte dann sein überflüssiges Gepäck und die zerstreuten Bücher und Papiere in die Caches und ließ sie sorgfältig verschließen. Die unbezähmbare Jagdlust der westlichen Jäger gab sich bei dieser Gelegenheit auf schlagende Weise kund, denn kaum hatte das Kleeblatt der Kentuckier gesehen, daß die Caches vieles von dem enthielten, was sie bedurften, um nochmals auf den Biberfang auszugehen, als sie auch schon alle ihre Leiden vergessen hatten, und lieber ihr Glück nochmals in der Wildniß versuchen, als kahl und abgerissen nach Hause zurückkehren wollten. Hr. Miller dagegen erklärte, seine Reiselust sey vollkommen befriedigt und er entschlossen nach St. Louis und von da in den Schooß der Civilisation zurückzukehren.

Die drei Jäger wurden, ihrem Verlangen gemäß, mit dem Erforderlichen für eine zweijährige Jagd ausgerüstet; da sich indeß nicht alles vorfand, was sie bedurften, so beschlossen sie in dieser Gegend die Ankunft des Hrn. Reed abzuwarten, der zwanzig Tage nachdem Hr. Stuart sich am Wallah-Wallah von ihm getrennt hatte, nach den Caches aufbrechen sollte. Hr. Stuart stellte dem Jäger Robinson ein Schreiben für Hrn. Reed zu, in welchem er ihm Nach-

richt von seiner Reise und dem Zustande gab, in welchem er die Caches gefunden, und eine Abschrift dieses Briefes wurde in der Nähe der verborgenen Waaren an eine Stange befestigt. Als alles geordnet war, nahm Hr. Stuart mit seiner kleinen, jetzt sieben Mann starken Begleitung Abschied von den drei kühnen Jägern und wünschte ihnen von Herzen Glück. Auch wir wollen sie für jetzt ihrem Schicksal überlassen, um später den Bericht über ihr gefahrvolles Unternehmen zu beschließen.

## Fünfundvierzigstes Capitel.

Die Wüsten am Schlangenfluß. — Räuberische Indianer. — Der riesige Krähenhäuptling. — Der zurechtgewiesene Poltron. — Indianische Signale. — Der tolle Fluß. — Die Reisenden kommen um ihre Pferde. — Indianischer Scherz. — Der gekränkte Scharfschütze.

Am 1 September setzten Hr. Stuart und seine Gefährten ihre Reise in östlicher Richtung längs dem Schlangenfluß fort. Je weiter sie vorwärts drangen, um so offener wurde das Land. Die Berge, welche den Fluß bisher eingeengt hatten, traten zu beiden Seiten zurück und ließen große, sandige Ebenen zwischen sich und den Ufern des Stromes. Zuweilen fanden sich kleine Oasen guten Weidelandes auf diesen dürren Steppen, und die Ufer des Flusses waren mit Weiden und Pappeln besetzt, so daß er sich, mitten durch eine weite von der Sonne versengte Landschaft gleichsam unter einem schattigen Dache dahin wand; allein der Boden war im Ganzen genommen äußerst schlecht und nur an einigen Stellen mit kleinen Wermuthbüschen und einigen dem Poley ähnelnden Salzpflanzen bedeckt. Zudem hatte die Sonnenhitze auch die wenigen Weideplätze fast ganz ausgedörrt. Das Wildpret war ganz verschwunden, und vergebens schaute der Jäger in die leblose Landschaft hinaus, über deren grauen Boden zu Zeiten nur einige Antilopen flüchtig wie Schatten dahin eilten, die zu erlegen auch dem geübtesten Schützen unmöglich war. Eine ganze Woche lang wanderten unsre Reisenden über diese ausgedörrte Wüste, auf der ein quälender Hunger ihr treuer Begleiter war, denn ihre Nahrung bestand in nichts als den wenigen Fischen, die sie aus dem Fluß fingen, und

dann und wann aus einer geringen Ration getrocknetem Salm oder einem Hund, den sie von den Shoshonies, denen sie hie und da begegneten, erhielten.

Dieser traurigen Einöde endlich müde, verließen sie am 7 September die Ufer des Schlangenflusses unter Leitung des Hrn. Miller, der während seiner Jagdzüge sich einige Kenntniß des Landes erworben und es über sich genommen hatte, Hrn. Stuart und seine Leute auf einem bessern und noch weiter aus dem Bereich der Schwarzfüße gelegenen Wege als der über Fort Henry, über die Gebirge zu führen. Er zeigte sich jedoch bald als einen unzuverlässigen Führer, denn unsre Reisenden verirrten sich zwischen rauhen Bergen, unbekannten Strömen und ausgedorrten Prairien. Endlich erreichten sie einen Fluß, wo Hr. Miller Biber gefangen, und dem er seinen Namen gegeben hatte, der aber, wie bereits bemerkt, wahrscheinlich kein andere als der Bärenfluß war, der sich in den See Bonneville ergießt. An diesem Fluß und seinen Armen wanderten sie drei Tage lang aufwärts, von den wenigen Fischen ihr Leben fristend, die sie fingen. Bald bemerkten sie jedoch, daß sie sich in einer sehr gefährlichen Nachbarschaft befänden. Am 12 September, als sie eben ihr Lager früher als gewöhnlich aufgeschlagen hatten, gingen sie mit ihren Angeln aus, um zu fischen. Bei ihrer Rückkehr fanden sie das Lager von Indianern umschwärmt, die sie, zu ihrem größten Schrecken bald für Upsarokas oder Krähenindianer erkannten. Ihr Häuptling, ein herculischer, über sechs Fuß hoher Mann, mit einem wahren Diebsgesicht, trat mit zuversichtlicher Miene näher, benahm sich aber anständig und schickte einige seiner Leute nach ihrem nicht weit entfernten Lager, von wo sie bald mit einem unsern Reisenden sehr angenehmen Vorrath von Büffelfleisch zurückkehrten. Der Häuptling erzählte Hrn. Stuart, daß er sich auf dem Wege zu den Schlangenindianern am westlichen Fuß der Gebirge unterhalb Fort Henry befinde, mit denen er Handel zu treiben pflege, da dort ein sehr guter, von den Gebirgsstämmen sehr gesuchter Tabak gebaut werde. Trotz aller dieser friedlichen Aeußerungen lag indeß so viel Unheimliches in der Miene dieses Indianers, daß unsere Reisenden sich eines lebhaften Mißtrauens nicht erwehren konnten. Nach und nach wurden der Indianer immer mehrere, bis endlich gegen Mitternacht 21 sich im Lager versammelt hatten, die sich sehr unruhig und unverschämt benahmen. Hr. Stuart war der

Pferde und des Gepäcks wegen in nicht geringer Unruhe und empfahl deßhalb ſeinen Leuten während der Nacht die ſtrengſte Wachſamkeit. Der Morgen brach indeß an, ohne daß auch nur das Geringſte vorgefallen wäre, und nachdem Hr. Stuart den Wilden noch alles Büffelfleiſch abgekauft hatte, das ſie entbehren konnten, ſchickte er ſich zur Weiterreiſe an. Die Indianer hätten indeß den begonnenen Handel gern noch weiter fortgeſetzt und zeigten vor Allem großes Verlangen nach Schießpulver, wofür ſie Pferde abzulaſſen ſich erboten. Hr. Stuart lehnte es natürlich ab, ſie mit einer ſo gefährlichen Waare zu verſehen, und nun wurden die Wilden ſo zudringlich, daß er ihnen ihr Begehren rund abſchlagen mußte. Der rieſige Häuptling trat auf dieſe Weigerung einige Schritte näher, nahm eine hohe Miene an und gab, indem er ſich auf die Bruſt ſchlug, zu verſtehen, daß er ein angeſehener, bedeutender Mann ſey. Er erklärte ferner, wie es Sitte ſey, daß wenn große Häuptlinge einander begegnen, ſie ſich gegenſeitig Geſchenke machen müßten, und Hr. Stuart möge daher nur von dem Pferde, auf dem er ſitze, herab ſteigen und es ihm überlaſſen. Da Hr. Stuart ſein Roß ſehr werth hielt, ſchüttelte er zu dem Verlangen des indianiſchen Würdenträgers den Kopf, worauf dieſer auf ihn zuſchritt und, ihn bei den Schultern faſſend, im Sattel hin und her bewegte, gleichſam als ob er Hrn. Stuart hätte begreiflich machen wollen, daß er für ſeine rieſigen Fäuſte nicht viel mehr als ein Kind ſey. Hr. Stuart behauptete ſeine ruhige Haltung und fuhr noch immer fort, den Kopf zu ſchütteln. Der Häuptling fiel hierauf dem Pferd in den Zügel und gab ihm einen Hieb, daß es ſich bäumte und ſeinen Reiter beinahe abgeſetzt hätte. Jetzt riß Hr. Stuart eine Piſtole aus der Halfter und ſetzte ſie dem Raufbold an den Kopf. In einem Augenblick hatte die Poltronerie des ungeſchlachten Wilden ein Ende und er verkroch ſich hinter ſein Pferd, um dem Schuß, den er befürchtete, auszuweichen, während Hr. Stuart ſeinen Leuten befahl ihre Gewehre auf die in einiger Entfernung dem Auftritt zuſchauenden Indianer anzuſchlagen, aber nicht zu feuern, worauf das Geſindel wie Spreu auseinander ſtob und ſich hinter den nächſten Gebüſchen auf den Boden warf.

Der jetzt ganz verlaſſene Häuptling ſtand einen Augenblick in Verwirrung, faßte ſich aber mit ächt indianiſcher Schlauheit bald wieder und brach in ein lautes Gelächter aus, indem er ſich bemühte

den ganzen Auftritt als einen Scherz von seiner Seite darzustellen. Hr. Stuart fand an einer so zweideutigen Kurzweil durchaus kein Behagen, allein da er Streit um jeden Preis vermeiden wollte, so stimmte er, so gut es ihm möglich war, in das Gelächter des spaßhaften Riesen ein, und machte ihm, um ihn für das verweigerte Pferd zu entschädigen, ein Geschenk mit zwanzig Patronen. Die Wilden schieden hierauf unter Freundschaftsversicherungen, obschon es keinem Zweifel unterlag, daß nur die geringe Anzahl seiner Begleiter und die entschlossene Haltung der Weißen den Krähenhäuptling von offner Gewalt abgehalten hatten. Die diebischen Wilden hatten indeß während ihrer kurzen Anwesenheit doch Mittel gefunden, einen Sack zu entwenden, der fast das ganze Küchengeräth der Expedition enthielt.

Die Reisenden setzten nach diesem Intermezzo ihren Weg in östlicher Richtung über eine Hügelkette fort. Der eben noch glücklich zurückgewiesene Angriff hatte sie überzeugt, daß sie sich in einer gefährlichen Gegend befänden, und sie waren in der That noch nicht weit gekommen, als sich ihnen abermals eine beunruhigende Aussicht eröffnete. Von den Gipfeln einiger der höchsten Gebirge sahen sie nämlich Rauchsäulen in verschiedenen Richtungen emporsteigen, die, wie sie vermutheten, von den Signalfeuern herrühren konnten, welche der Krähenhäuptling hatte anzünden lassen, um seine ganze Bande zu nachdrücklicher Verfolgung der Weißen aufzubieten. Um diesen Freibeutern so viel möglich aus dem Wege zu gehen, änderte Hr. Stuart seine Richtung, indem er sich gegen Norden wendete und, den Millers-Fluß verlassend, sich einem großen, aus dem Gebirg kommenden Arm desselben zuwandte, wo er nach einem ermüdenden Marsch von 25 Meilen das Lager aufschlagen ließ. Da die Nacht eben hereinbrach, so wurden die Pferde dicht am Lager angebunden und bis zum Anbruch des Tages Wachen ausgestellt. Mit Sonnenaufgang brachen die Wanderer wieder auf und kamen, noch immer eine nördliche Richtung verfolgend, über Berge, auf deren Gipfel sie eine weite Aussicht über das umliegende Land hatten. Zwar war keine Spur von den Krähenindianern zu entdecken, allein dieß verbürgte noch keineswegs Sicherheit, da ihnen bekannt war, wie schlau diese Wilden sich zu verbergen wissen, wenn sie auf Raub ausgehen. Nach einem Weg von 21 Meilen über die Gebirge, wurde das

Lager am Ufer eines nach Norden strömenden Flusses aufgeschlagen. Am Abend forderte der Ruf: „Indianer!" die Mannschaft unter die Waffen; dießmal waren es indeß nur drei armselige Schlangenindianer, die kaum erfuhren, daß eine Bande Krähen in der Nähe seyen, als sie auch schon in größter Bestürzung entflohen.

Noch einige beschwerliche Tage und unruhige Nächte brachten unsre Reisenden an einen bedeutenden und reißenden, gerade nach Norden fließenden Strom, den sie für einen der obern Arme des Schlangenflusses hielten — wahrscheinlich war es der Salzfluß. Sie beschlossen den Lauf dieses Stromes zu verfolgen, um noch weiter aus der Nachbarschaft der Krähen zu kommen, und dann den von Hrn. Hunt im Herbst zuvor über die Gebirge eingeschlagenen Weg einzuhalten. Der Versuch unter Hrn. Millers Leitung eine andere Straße zu finden, hatte einen großen Umweg gegen Süden zur Folge gehabt; lenkten sie nun auf den von Hrn. Hunt eingeschlagenen Weg ein, so waren sie mindestens sicher nicht irre zu gehen. Sie verfolgten demnach den Lauf des Flusses, und kamen nach drei Tagen an eine Stelle, wo er sich mit einem noch größern vereinigte, zugleich aber auch, zwischen Felsen und Abgründen dahin brausend, einen ungestümern Charakter annahm. Es zeigte sich später, daß unsere Reisenden sich jetzt an dem aus dem Tagebuch Hrn. Hunts bereits bekannten „tollen Fluß" befanden, wo sie am 18 September bei guter Tageszeit ihr Lager aufschlugen.

Sechs Tage waren seit dem Auftritt mit den Krähen verstrichen, und die Reisenden hatten während dieser Zeit einen Weg von nahe an 150 Meilen gegen Norden und Westen zurückgelegt, ohne auch nur eine Spur von jenen Freibeutern entdeckt zu haben. Sie hielten sich daher für gesichert und wurden lauer in ihrer Wachsamkeit, indem sie den Pferden größere Freiheit auf ihren Weideplätzen gestatteten. Diese armen Thiere bedurften der Ruhe und Erholung, denn sie hatten Eilmärsche über rauhe Anhöhen, zwischen Felsenstücken und gefallenen Bäumen oder über sumpfige durch den Bau der Biber überschwemmte Niederungen machen müssen. Dieses fleißige Thier hält sich an allen Gebirgsströmen, wo es Weidenbäume zu seinem Unterhalt findet, in Menge auf, und hier führt

es zuweilen so hohe Dämme auf, daß sich Teiche oder Lachen bilden, durch welche die Reisenden oft auf ihrem Wege gehemmt wurden.

Am 19 September stand die Mannschaft sehr früh auf, und begann Anstalten zum Abmarsch zu machen. Die Pferde waren zwar zusammengebunden worden, doch hatte man ihnen gestattet auf der naheliegenden Weide zu grasen. Hr. Stuart befand sich am Ufer des Flusses, in geringer Entfernung vom Lager, als plötzlich der Ruf erscholl: „Indianer! Zu den Waffen!" Ein berittener Wilder, mit einer rothen Fahne, jagte hinter dem Lager einen Hügel hinan, machte auf dessen Gipfel Halt und schwenkte sein leuchtendes Banner. Jenseits des Lagers, in der Gegend, wo die Pferde grasten, ertönte in demselben Augenblicke ein fürchterliches Geschrei, und eine kleine Abtheilung Wilder jagte unter einem betäubenden Lärm heran. Die dadurch scheu gemachten Pferde eilten gerade durch das Lager dem rothen Bannerträger zu, dessen wehende Flagge ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, und nun gab dieser seinem Pferde die Sporneu, und sprengte von den durch das Geschrei der Wilden hinter ihnen immer scheuer werdenden Pferden gefolgt davon.

Hr. Stuart und seine Leute, die schon beim ersten Alarmruf zu ihren Gewehren gegriffen hatten, suchten die ihre Pferde verfolgenden Indianer abzuschneiden, allein in demselben Augenblicke ließ sich Geschrei von einer andern Seite her hören, wo eine Reserve der Wilden im Begriff stand über das Gepäck herzufallen. Unsere Reisenden eilten nun natürlich zu dessen Schutz herbei, waren aber kaum an dem bedrohten Punkt angelangt, als die Wilden unter Siegesgeschrei und Gelächter davon jagten. Der spaßhafte riesige Häuptling, der sich unter dieser Reservepartei befand, hatte die Frechheit sein Pferd anzuhalten, als er an Hrn. Stuart vorüberkam, sich im Sattel zu erheben, mit der Hand auf den unanständigsten Theil seines Körpers zu schlagen, und dabei einige höhnische Worte zu sagen, welche jedoch nicht verstanden wurden. Ben Jones hatte im Augenblick seine Büchse angeschlagen, um dem erbärmlichen Spaßmacher eine Kugel in seine so höhnend zur Schau gestellte Kehrseite zu senden, als er durch den Ruf Hrn. Stuarts: „Bei Eurem Leben, haltet ein! Ihr verderbt uns Alle!" zurückgehalten wurde.

Es kostete dem ehrlichen Ben viele Ueberwindung, die Büchse

abzuſetzen, denn das Ziel war ſo ſchön und der Hohn gar zu plump. „Ach, Hr. Stuart!“ rief er aus, „laßt mich den Schuft aufs Fell brennen, und ich ſchenk' euch meinen ganzen Lohn!“

Der Häuptling hatte inzwiſchen ſeine Bande wieder erreicht, und die ganze Teufelshorde verſchwand nun mit den geraubten Pferden in den Schluchten, die rothe Fahne hoch emporſtreckend und unter einem Geſchrei und Gelächter, daß die Felſen wiederhallten. Die unberittenen Reiſenden ſtarrten ihnen in düſterer Verzweiflung nach, während Hr. Stuart dennoch nicht umhin konnte, den Scharfſinn zu bewundern, mit dem die Indianer ihren Angriff ausgeführt hatten, den er eine der kühnſten Thaten nannte, von denen er je unter den Indianern gehört. Die ganze Anzahl der Krähen belief ſich auf höchſtens zwanzig, und auf ſolche Art entführt eine kleine Abtheilung dieſer Strauchdiebe oft einer ganzen Kriegerhorde ihre Pferde, die, wenn ſie durch den Lärm einmal ſcheu gemacht worden ſind, wie toll davon rennen.

Niemand war verdrießlicher über den Unfall als Ben Jones, der ſich nochmals hoch und theuer vermaß, lieber einen ganzen Jahreslohn, als die Gelegenheit zu einem ſolchen Capitalſchuß verlieren zu wollen. Hr. Stuart ſtellte ihm indeß die Folgen einer ſo raſchen Handlung vor. Leben um Leben iſt des Indianers Grundſatz, und der ganze Stamm würde gemeinſame Sache gemacht haben, um den Tod des Kriegers zu rächen. Die Expedition beſtand aus nur ſieben Mann ohne Pferde, die eine weite Gebirgsgegend zu durchwandern hatten, wo alle Indianer durch Signalfeuer binnen kurzer Zeit aufgeboten werden konnten, und der eben erlittene Verluſt bewies zur Genüge, wie beharrlich dieſe Wilden ſind, wenn ſie ſich einmal irgend etwas vorgenommen haben. Augenſcheinlich waren ſie den Reiſenden eine ganze Woche lang nachgeſchlichen, und hatten ſich auf einem Weg von 150 Meilen den Tag über zu verbergen und bei Nacht um das Lager zu ſchleichen gewußt, um den günſtigen Augenblick zur Ausführung des Raubes zu erlauern. Die Drohung Hrn. Stuarts, den Häupling zu erſchießen und die ſchußfertigen Gewehre der Mannſchaft hatten ohne Zweifel den dieſen Wilden eigenen Hang zum Pferdediebſtahl noch erhöht, ja die Ausführung des Unternehmens ſo zu ſagen zu einem Ehrenpunkt gemacht, und ſie würden den Reiſenden eher auf ihrem ganzen Weg über die Rocky Mountains gefolgt ſeyn, als ihren Plan aufgegeben haben.

## Sechsundvierzigſtes Capitel.

Zurüſtungen zur Fußreiſe. — Lauernde Spione. — Die raubſüchtigen Wilden werden in ihren Hoffnungen getäuſcht. — Fahrt auf dem Waſſer. — Spuren von Wilden. — Hartnäckigkeit Mac Lellan's. — Ausſicht vom Gebirg herab. — Ferne Vulcane. — Krankheit Hrn. Crooks.

Tief fühlten es unſre Wanderer, daß es in dieſer wechſelvollen Welt nicht leicht einen unglücklicheren und gebeugteren Menſchen geben könne, als einen Reiſenden, der mitten in der Wüſte ſeines Pferdes beraubt wird. Ein weiter Weg über rauhe Gebirge und unermeßliche Prairien lag vor ihnen, den ſie nicht nur zu Fuße zurücklegen, ſondern auch noch Alles, was ſie an Gepäck, Lebensmitteln und Waffen bei ſich hatten, ſelbſt tragen mußten. Ihre Muthloſigkeit war jedoch nur vorübergehend, und bald fanden ſie ſich mit jener Bereitwilligkeit, welche das Leben in der Wüſte lehrt, in ihre veränderte Lage.

Ihre Aufmerkſamkeit war zuvörderſt darauf gerichtet, von ihrem Gepäcke nur das auszuwählen, was zur Reiſe unumgänglich nothwendig war und das Uebrige in Caches unterzubringen. Der ganze Tag ging unter dieſer Beſchäftigung hin, und nach einem ſpärlichen Mahl legten ſich unſre Reiſenden mit ſchwerem Herzen zur Ruhe. Am nächſten Morgen ſtanden ſie bei guter Zeit auf, um die Laſt, die jedem zufiel, in tragbaren Stand zu ſetzen, während Ben Jones eine Biberfalle heimſuchte, die er Tags zuvor in geringer Entfernung vom Lager aufgeſtellt hatte. Zu ſeiner herzlichſten Freude fand er einen mittelgroßen Biber darin, der für ihn und ſeine hungrigen Cameraden gerade zum Frühſtück hinreichte. Als er den Rückweg mit ſeiner Beute antrat, bemerkte er ein paar Köpfe über den Rand eines überhängenden, mehrere hundert Fuß hohen Felſens hervorragen, die er für ein paar Wölfe hielt. Während ſeines Marſches blickte er zuweilen nach ihnen empor, und ſah ſie ſtets unverrückt an derſelben Stelle Wache halten. Jetzt begann ein Verdacht bei ihm aufzuſteigen, daß es vielleicht ein paar indianiſche Spione ſeyn könnten, und wären ſie nicht außer Schußweite geweſen, ſo würde er ſie ohne Zweifel mit einer Kugel begrüßt haben. Im Lager angekommen, lenkte er ſogleich die Aufmerkſamkeit ſeiner Cameraden auf die Späher in der Höhe; auch ſie hielten ſie Anfangs

für Wölfe, allein ihre unbewegliche Wachſamkeit überzeugte ſie bald, daß es Indianer waren, die ohne Zweifel lauerten, wohin die Reiſenden das Gepäck, das ſie nicht fortbringen konnten, verbergen würden. Daß die Caches ihren Luchsaugen entgehen würden, war nicht wahrſcheinlich, und der Gedanke, daß dieſen Strauchdieben noch mehr Beute in die Hände fallen ſolle, war Allen unerträglich. Um ihre Hoffnung zu zerſtören, legten die Reiſenden daher Alles, was ſie nicht fortbringen konnten, auf einen Haufen, den ſie auf der Stelle anzündeten, und dann das, was nicht verbrannt war, in den Fluß warfen. Kaum war dieß geſchehen als ſie auch ſchon ihr Gepäck auf die Schultern warfen, und gegen 10 Uhr Morgens ihre Fußwanderung antraten.

Sie ſchlugen den Weg längs der Ufer des tollen Fluſſes ein, der ſich durch die Schluchten der Gebirge drängt, und auf der Ebene unterhalb Fort Henry in den Schlangenfluß ergießt. Hr. Stuart hoffte dort Lager von Schlangenindianern zu treffen, von denen er ein paar Pferde zum Transport des Gepäcks einhandeln könnte. In dieſem Fall wollte er dann den Weg gegen Oſten über die Gebirge wieder einſchlagen, und noch vor Eintritt des Winters den Cheyenne-Fluß zu erreichen ſuchen. Sollte es ihm jedoch nicht gelingen, Pferde zu bekommen, ſo blieb ihm wahrſcheinlich nichts übrig als dieſſeits der Gebirge, etwa am obern Theil des Colorado, zu überwintern.

Ungeachtet aller Vorſicht, nur das Nöthigſte mitzunehmen, waren die armen Fußgänger doch ſehr ſchwer beladen, und ihre Bürde machte den rauhen Weg noch beſchwerlicher. Dabei hatten ſie viel vom Hunger zu leiden, denn die wenigen Fiſche, die ſie fingen, reichten nicht hin, ihn zu ſtillen; ihre bedeutendſte Hülfsquelle blieb daher eine alte Biberfalle, die ſie zum Glück mitgenommen hatten, und ſo oft ſie ſo glücklich waren, einen Fang zu machen, wurde die Beute ſogleich vertheilt.

Nach einem mühſamen Marſch von 18 Meilen, zu dem ſie volle zwei Tage brauchten, machten unſere Reiſenden am 21 Halt, um zwei Floſſe zu bauen, mit denen ſie auf die Nordſeite des Fluſſes hinüberzuſetzen gedachten. Am nächſten Morgen ſchon ſchifften ſie ſich auf denſelben ein, und ſtießen vom Lande ab. Da ſie die Floſſe feſt genug für die heftige Strömung fanden, ſo änderten ſie ihren Plan und wagten es, den Fluß hinab zu fahren. Der Strom

war in der That sehr reißend, von einhundert bis zu zweihundert Schritten breit, und wand sich in allen Richtungen durch schwarze, sehr harte und mit Fichten und Cedern besetzte Felsen. Die Gebirge östlich vom Fluß waren Ausläufer der Felsenkette und sehr hoch; die gegen Westen aber waren nicht viel mehr als kahle, nur hier und da dürftig mit Gras bekleidete Hügel.

Der tolle Fluß, obschon seiner heftigen Strömung wegen diesen Namen verdienend, war doch frei von Strudeln und Fällen und strömte in einem einzigen Canal zwischen kiesigen Ufern, zuweilen dicht mit Zwergweiden und Pappeln besetzt, die einer Menge von Bibern Nahrung gaben, so daß es den Reisenden nun nicht mehr an Lebensmitteln fehlte. Ben Jones erlegte zudem noch einen Damhirsch und einen Vielfraß, und da man das Fleisch auf dem Floß leicht unterbringen konnte, so war die Speisekammer wohl versehen. Unsre Reisenden fuhren so drei Tage lang mit der Strömung den Fluß hinab, und brachten die Nächte stets am Lande zu. Gegen Abend des dritten Tags landeten sie an einer kleinen Insel, wo sie die Fährte von Elens entdeckten. Ben Jones war so glücklich eines dieser Thiere zu verwunden, das sich augenblicklich ins Wasser flüchtete, aber, zu schwach der Strömung zu widerstehen, ungefähr eine Meile weit fortgerissen und ans Ufer geworfen wurde. Hier holten es unsre Reisenden wieder ein, und da eben ein Gewitter im Anzuge war, so schlugen sie ihr Lager am Ufer auf, wo sie den ganzen folgenden Tag blieben, und sich so gut als möglich gegen den mit Schnee und Hagel vermischten Regen schützten, der ihnen einen Vorschmack von den Beschwerden des Winters gab. Als die Mannschaft das erlegte Elen ausweidete, fand sich, daß es etwa eine Woche früher schon von Jägern verwundet worden seyn mußte, denn man fand zwei ältere Wunden, in deren einer eine Pfeilspitze und in der andern eine Kugel stack. In der Wildniß erweckt auch der geringfügigste Umstand Aufmerksamkeit; die Schlangenindianer hatten keine Feuerwaffen, die Kugel konnte daher von keinem solchen Wilden herkommen. Man befand sich aber an den Gränzen der Gegend, wo die Schwarzfüße umherschwärmten, welche Flinten führten, und schloß daher, daß das Elen von einigen dieser räuberischen Wilden gejagt worden seyn müsse, diese mithin in der Nähe seyn könnten. Dieser Gedanke machte dem Trost, den unsere Reisenden in der bequemen Wasserfahrt gefunden hatten, plötzlich ein Ende.

Noch drei Tage ſetzten ſie die Fahrt auf dem Floſſe fort. Das Wetter war ſeit dem letzten Ungewitter ſehr kalt geworden. Ungefähr 90 Meilen auf dem Fluß abwärts gekommen, bemerkten ſie, daß die Gebirge rechter Hand jetzt bis zu mäßigen Hügeln herabgeſunken waren; ſie ſtiegen daher ans Land, und ſchickten ſich an, die Reiſe zu Fuß fortzuſetzen. Nachdem ſie einen Tag damit zugebracht hatten, ſich Mocaſſinen zu verfertigen, und ihr getrocknetes Fleiſch in Portionen zu 20 Pfund für den Kopf zu vertheilen, wendeten unſere Reiſenden dem Fluß am 29 Sept. den Rücken, und ſchlugen eine nordöſtliche Richtung ein, indem ſie am ſüdlichen Saume des Gebirgs hinzogen, an dem Fort Henry liegt.

Ihr Marſch war eben ſo langſam als beſchwerlich; zum Theil führte er über einen Alluvialboden, dicht mit Gebüſch von Weiden, Pappeln und Hagedorn bedeckt, zum Theil über rauhe Anhöhen. Drei Antilopen kamen bis auf Schußweite heran, allein man wagte nicht auf ſie Jagd zu machen, aus Furcht durch das Schießen die Schwarzfüße herbeizulocken. Im Laufe des Tags kamen die Reiſenden auf die dem Anſchein nach etwa drei Wochen alten Spuren von mehrern Pferden, und am Abend ſchlugen ſie ihr Lager am Ufer eines kleinen Fluſſes, und zwar an derſelben Stelle auf, wo die Eigenthümer jener Pferde gelagert hatten.

Am nächſten Morgen verfolgten ſie dieſe Spur noch eine Strecke weit, kamen aber dann an eine Stelle, wo ſie ſich nach allen Richtungen hin zerſtreute und verlor; ein Beweis, daß jene Horde ſich hier in mehrere kleine Jagdpartien aufgelöst hatte, und ſich wahrſcheinlich noch in der Nähe befand; es war daher die äußerſte Vorſicht erforderlich. Jede Anhöhe am Wege wurde ſcharf ins Auge gefaßt, ob nicht etwa ein Spion dort laure oder eine Rauchſäule emporſteige; allein es war durchaus nichts zu ſehen: regungslos und ausgeſtorben lag die Landſchaft vor den Blicken der Wanderer.

Gegen Abend kamen ſie an mehrere heiße Eiſen- und Schwefelquellen, welche die Atmoſphäre mit dichtem Dampf erfüllten. Hier, in einer tiefen Höhle, ſchlugen ſie ihr Lager auf. Hr. Crooks, der ſich ſchon ſeit zwei Tagen unwohl gefühlt hatte, wurde in dieſer Nacht, zum großen Bedauern Aller, von einem heftigen Fieber befallen. Bald nach Tagesanbruch traten die Reiſenden in-

deß dennoch ihren Marsch wieder an. Als sie aus der Schlucht empor stiegen wurde Rath gehalten über den einzuschlagenden Weg. Setzten sie ihre Reise rings um den Saum des Gebirges fort, so geriethen sie in Gefahr, den Jagdzügen der Schwarzfüße in der Ebene zu begegnen. Es schien daher besser, gerade über die Gebirge zu gehen und die Beschwerden eines solchen Wegs, der größern Sicherheit wegen, die er bot, nicht zu achten. Dieser Rath wurde indeß von Mac Lellan als feig verworfen. Aufbrausend und ungeduldig, wie wir ihn ohnehin schon kennen, war er durch die Beschwerden der Reise und seine wunden Füße nur noch reizbarer geworden. Er konnte den Gedanken an eine weitere Gebirgsreise und ihre Mühen nicht ertragen und schwur, lieber ganz allein allen Schwarzfüßen des Landes die Spitze bieten zu wollen. Er wurde indeß überstimmt, und die Reisenden eilten die Gebirge hinan, indem sie sich mit dem frohen Muthe der Jugend einer den andern an Schnelligkeit zu überbieten suchten. Mac Lellan, doppelt so alt als mancher seiner Gefährten, verlor bald den Athem und blieb zurück. Bei Vertheilung des Gepäcks war ihm die Biberfalle zu seinem Antheil zugefallen; ärgerlich und gereizt, schwur er, sie nicht mehr tragen zu wollen, und warf sie den halben Berg hinab. Man bot ihm statt derselben einen Pack mit getrocknetem Fleisch, allein auch dieses warf er zornig auf den Boden, indem er sagte, jene möchten es tragen, die es bedürften, ihm schaffe seine Flinte, was er täglich brauche. Mit diesen Worten trennte er sich von seinen Gefährten, und schlug den Weg am Fuß der Gebirge ein, indem er noch beifügte, daß er das Gebirgsteigen denen überlasse, die das Herz nicht hätten, einem Indianer ins Gesicht zu sehen. Vergebens führte ihm Hr. Stuart sein übereiltes Benehmen und die Gefahren, denen er sich aussetze, zu Gemüthe; er schlug jede Warnung in den Wind, und selbst die Vorstellung, daß er auch seine Gefährten in Gefahr bringe, wenn er auf der nackten Ebene von Indianern entdeckt werde und sie dadurch auf die Vermuthung bringe, daß noch mehr weiße Männer in der Nähe seyn müßten, machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Mac Lellan war ein Mann von eisernem Willen, der keine Furcht kannte, und so mußte man ihn denn gern oder ungern ziehen lassen.

Hr. Stuart und seine Begleiter fanden den Uebergang über die Gebirge, des Schnees wegen, der an einigen Stellen schon von bedeutender Tiefe war, wiewohl der October eben erst begonnen hatte,

etwas schwierig. Die Reisenden überschritten den Gipfel bald nach Mittag und erblickten eine Ebene unter sich, die sich ungefähr 20 Meilen weit ausdehnte und an die Pilot Knobs stieß, die Hrn. Hunt auf einem großen Theil seines Wegs als Landmarken gedient hatten. Durch die zwischenliegende Ebene schlängelte sich ein gegen 50 Schritt breiter Fluß, dessen Wasser dem Auge sehr oft durch das dichte Weidengebüsch an seinen Ufern verborgen war. Diejenigen unter den Wanderern, welche diese Reise bereits gemacht hatten, zeigten Hrn. Stuart, wo das verödete Henry's Fort liegen müsse, wo sie ihre Pferde verlassen und sich eingeschifft hatten, und unterrichteten ihn zugleich, daß der durch die Ebene sich windende Strom halbwegs zwischen dem Fort und der Mündung des Schlangenflusses in den Henry-River falle. Der Charakter dieser ganzen Gebirgsregion war entschieden vulcanisch, und gegen Nordwesten, zwischen Henry's Fort und den Quellen des Missouri, bemerkte Hr. Stuart mehrere sehr hohe mit Schnee bedeckte Gebirgsspitzen, von welchen aus zweien starke Rauchsäulen emporstiegen.

Als unsre Wanderer das Gebirge hinabstiegen, sahen sie Mac Lellan in der Ferne über die Ebene hinschreiten. Ob er sie gewahr wurde oder nicht, ließ sich nicht bestimmen; allein so viel war gewiß, daß er keine Lust zu haben schien wieder zu ihnen zu stoßen, denn er setzte seinen einsamen Weg rasch fort. Noch sechs Meilen mußten die Wanderer, nachdem sie in die Ebene herabgekommen waren, zurücklegen, ehe sie den Fluß erreichten, der etwa knietief war; hier schlugen sie das Nachtquartier auf. Hrn. Crooks Fieber wurde in der Nacht so heftig, daß er nicht weiter konnte. Einige von der Mannschaft drangen in Hrn. Stuart, die Reise ohne den Kranken fortzusetzen, indem sie ihn an die Gefahren erinnerten, denen längeres Verweilen in dieser Gegend sie aussetzen würde. Nicht nur die Schwarzfüße waren zu fürchten, auch der Winter rückte immer näher, die Gebirge waren des Schnee's wegen fast nicht mehr zu passiren, und ungeachtet ihrer erschöpften Mundvorräthe durften sie doch nicht wagen, ihre Flinten zu brauchen, aus Furcht die Schwarzfüße herbeizuziehen.

Diese Gründe waren zu wichtig, als daß sich ihnen hätte widersprechen lassen, allein der Gedanke einen Mitmenschen, einen Cameraden im hülflosesten Zustande in einer Wüste zu verlassen, war zu empörend für sein Gefühl, als daß Hr. Stuart auch nur einen

Augenblick in ſeinem Entſchluß hätte ſchwanken können. Er ſtellte ſeinen Leuten vor, daß die Krankheit des Hrn. Crooks von keiner langen Dauer ſeyn könne, und er wahrſcheinlich binnen einigen Tagen ſchon im Stande ſeyn werde, die Reiſe fortzuſetzen. Nur mit Mühe gelang es ihm jedoch ſeine Leute zum Ausharren zu bewegen, und es bedurfte des dringendſten Zuredens, um der Menſchlichkeit über die Furcht den Sieg zu verſchaffen.

## Siebenundvierzigſtes Capitel.

Ben Jones und ein grauer Bär. — Spuren von Mac Lellan. — Beſonderer Töpferthon. — Erdfarben. — Traurige Lage Mac Lellans. — Hungersnoth. — Gräßlicher Vorſchlag. — Hülfe in der Noth. — Ein indianiſches Grab. — Gaſtfreundliche Schlangenindianer. — Ein Bündniß zu Schutz und Trutz.

Da unſre Reiſenden ſich in einer Gegend befanden, wo der Knall einer Flinte ihnen die Wilden auf den Hals ziehen konnte, ſo waren ſie hinſichtlich ihres Unterhalts auf ihre Biberfalle beſchränkt. An dem kleinen Fluß, wo ſie lagerten, fanden ſich viele Biberfährten, und Ben Jones machte ſich mit Tagesanbruch auf den Weg, um einen geeigneten Platz zum Fang aufzuſuchen. Als er ſo mit der Flinte in der Hand und der Falle auf der Schulter, längs dem Weidendickicht hinſchritt, hörte er plötzlich ein krachendes Geräuſch und ſah, als er ſich umwandte, einen ungeheuern grauen Bär mit ſchrecklichem Gebrumm auf ſich zueilen. Den kühnen Kentuckier ſetzte das Ungeheuer durchaus nicht in Schrecken; er legte an und drückte ab. Der Bär war verwundet, aber nicht tödtlich; ſtatt jedoch, wie dieſe Thiere gewöhnlich zu thun pflegen, auf ſeinen Feind loszuſtürzen, zog er ſich ins Gebüſch zurück; Jones verfolgte das Ungeheuer mit gehöriger Vorſicht, allein der Graue entkam.

Da wegen der Krankheit Hrn. Crooks ein mehrtägiger Aufenthalt nöthig wurde, und die Biber nicht ſo häufig in die Falle gingen, daß man ſich hinſichtlich des Unterhalts allein auf ſie hätte beſchränken können, ſo wurde es durchaus nöthig, ſelbſt auf die

Gefahr der Entdeckung hin, einen Jagdzug zu unternehmen. Ben Jones erhielt daher Erlaubniß, mit seiner Flinte die Gegend um das Lager abzusuchen, und machte sich, allen Bären und Schwarzfüßen zum Trotz, am Fluß hinauf auf den Weg. Mit großer Freude kehrte er nach wenigen Stunden schon mit der Nachricht zurück, daß er einige Meilen vom Lager Fährten von Elens entdeckt und auch bereits fünf erlegt habe. Der glückliche Jäger wurde mit Jubel begrüßt, und die gesammte Mannschaft brach sogleich nach der Stelle auf, wo das Wild lag. Hr. Crooks mußte die ganze Strecke getragen werden, denn er war unfähig zu gehen. Unsre Reisenden ruhten nun drei Tage aus, ließen sich das Elenfleisch trefflich schmecken, und trockneten so viel, als nur immer fortzubringen möglich war.

Am 5 October befand sich Hr. Crooks durch einige einfache Mittel und einen „indianischen Schweiß" so weit hergestellt, daß er wieder aufbrechen konnte; man machte sich daher langsam wieder auf den Weg und vertheilte sein Gepäck unter die Uebrigen. Die erste Tagereise betrug nur acht Meilen in südlicher Richtung, größtentheils durch Sümpfe, welche durch die sinnreiche Arbeit des Bibers erzeugt worden waren; denn diese Thiere hatten eine Menge kleiner Bäche, die von dem Pilot Knobsgebirg herabkamen, aufgedämmt und fast das ganze niedre Land unter Wasser gesetzt. Auf dem Wege wurde ein grauer Bär erlegt, der in den Weichen einen mehr als drei Zoll dicken Schmeer hatte — eine recht angenehme Zugabe zu dem Vorrath von Elenfleisch. Am folgenden Tag fühlte Hr. Crooks sich wieder stark genug, seine Flinte und seine Pistolen tragen und einen Marsch von 17 Meilen längs des Saumes der Ebene machen zu können.

Der Weg wurde mit jedem Tage beschwerlicher. Das Bett eines Flusses aufwärts verfolgend überstiegen die Reisenden den rauhen Gipfel des Pilot Knob, der bereits mit neun Zoll tiefem Schnee bedeckt war. Mehrere Tage nach einander hielten sie sich so viel möglich gegen Osten, über felsige Anhöhen, reißende Ströme und durch tiefe Thäler wandernd. Oft führte der schwindelnde Pfad am Rande mehr als hundert Fuß tiefer Abgründe hin, wo ein einziger Fehltritt den unvermeidlichen Sturz in einen unten brausenden Bergstrom zur Folge haben mußte. Eine der größten Beschwerden für unsre Wan-

dere, war das häufige Durchwaten der eiskalten, in zahllosen Krümmungen ihren Weg durchschneidenden Berggewässer.

Zu allen diesen Mühsalen gesellten sich nun auch noch die Qualen des Hungers. Der kleine Vorrath von Bären- und Elenfleisch reichte nur auf eine kurze Zeit aus, und zudem daß die Reisenden, der Eile wegen, zu welcher die Jahrszeit sie drängte, sich die Zeit zum Jagen nicht nehmen konnten, ließ sich auch fast gar kein Wild sehen. Drei Tage lang mußten sie sich mit einer kleinen Ente und einigen Forellen begnügen. Zuweilen sahen sie wohl Heerden von Gazellen, und versuchten alles nur Mögliche, um sie zum Schuß zu bringen; allein diese Thiere waren noch scheuer als gewöhnlich, und spotteten durch ihre Schnelligkeit allen Anstrengungen der Jäger. Endlich gelang es ihnen dennoch ein solch flüchtiges Thier zu erlegen, von dem unsre Reisenden mehrere Tage lang zehrten, obschon es sehr mager war.

Am 11 lagerten sie an einem kleinen Fluß unweit der Gebirge des spanischen Flusses. Hier trafen sie auf Spuren von dem einsamen Wanderer Mac Lellan, der noch immer ihnen voraus durch die öden Gebirge zog. Er hatte die Nacht zuvor an diesem Flusse zugebracht, denn es fand sich noch die Asche von dem Feuer, an dem er geschlafen, und die Ueberbleibsel von seinem elenden Nachtmahl. Auch Mac Lellan hatte wahrscheinlich Hunger gelitten, allein er war doch noch immer besser daran als unsere Wanderer, die an diesem Abend auch nicht einen Mundvoll zu essen hatten. Am folgenden Morgen standen sie mit leerem Magen wieder auf, und begannen mit Tagesanbruch das steile Gebirg zu erklimmen, auf dem sich nach verschiedenen Richtungen hin Spuren vulcanischer Thätigkeit zeigten. Es fand sich hier auch jene Art von Thon, aus dem die Indianer ihr irdenes Geschirr verfertigen. Er ist sehr leicht, fein, von angenehmem Geruch, und von brauner gelb gefleckter Farbe. Er löst sich sehr leicht auf, und die aus ihm verfertigten Gefäße sollen den in ihnen aufbewahrten Flüssigkeiten einen sehr angenehmen Geruch mittheilen. In diesen Gebirgen gibt es auch eine Menge von Erdfarben, deren sich die Indianer bedienen, um den Körper damit zu malen; besonders häufig sind eine blaßrothe und eine zinnoberrothe, welch' letztere von den Wilden besonders geschätzt wird.

Gegen Mittag erreichten die Reisenden die obern aus mehrern

kleinen Bächen bestehenden Gewässer des Flusses, und kamen gegen Abend an den Hauptstrom — ein etwa 160 Schritte breiter, aber seichter Fluß, der sich durch ein Gebirgsthal dahin schlängelte. Hier hatten die hungrigen Wanderer Büffel zu finden gehofft, und sich in Gedanken schon an dem delicaten gerösteten Rippenfleisch erlabt; allein zu ihrem größten Mißvergnügen fanden sie die Ufer des Flusses ganz verödet, und einige ältere Fährten zeigten, daß vor einiger Zeit wohl Heerden von Büffeln hier vorübergezogen sein mochten; jetzt aber war weder ein Horn noch ein Huf von diesen Thieren in der verödeten Landschaft zu erblicken. Einige Antilopen schauten zwar von dem Rücken eines Hügels neugierig herab, eilten aber, flüchtig wie der Wind, davon, sobald ein Jäger sich nahte.

Vom wüthendsten Hunger gepeinigt, gingen unsere Reisenden mehrere Meilen weit am Flusse hinab, um nach Fährten von Bibern zu spähen. Als sie deren fanden schlugen sie ihr Lager in der Nähe auf, und Ben Jones stellte sogleich seine Falle auf. Kaum war dieß geschehen, als man gegen Südwest eine starke Rauchsäule aufsteigen sah, die mit Freudengeschrei begrüßt wurde, weil Alle der Meinung waren, sie verkünde die Nähe eines indianischen Lagers, wo man Lebensmittel zu finden hoffte, denn der quälende Hunger hatte selbst die Furcht vor den Schwarzfüßen überwunden. Le Clerc, einer der Canadier, wurde sogleich auf Kundschaft ausgesandt, und alle Uebrigen blieben bis spät in die Nacht hinein auf, seine Rückkehr erwartend; allein die Mitternacht kam heran und Le Clerc wollte sich noch immer nicht einfinden. Nochmals mußte man sich mit leerem Magen niederlegen, und sich mit der Hoffnung trösten, am nächsten Morgen einen Biber zum Frühstück in der Falle zu finden.

Mit Tagesanbruch eilten alle von Hunger gespornt der Falle zu, fanden aber nichts als die Vorderpfoten eines Bibers, ein Anblick, der sie fast zur Verzweiflung brachte. Niedergeschlagenen Muthes traten unsre Reisenden ihre Wanderung wieder an, und waren noch nicht weit gekommen, als sie den Canadier Le Clerc in der Ferne bemerkten. In der freudigen Hoffnung guter Nachrichten eilten ihm Alle entgegen, allein der arme Le Clerk hatte keine solchen zu geben. Nicht weit von dem Feuer, dessen Rauch bei unsern Reisenden so frohe Hoffnungen erregte, fand er den einsamen Wanderer Mac Lellan mit Fischen beschäftigt, und in einem nicht minder trostlosen Zustand als seine ehemaligen Cameraden. Es wollte

kein Fisch anbeißen, und überhaupt hatte er während der zwölf Tage, die er ganz allein in den Gebirgen umherzog, kaum so viel gefunden, um sein Leben nothdürftig zu fristen. Ungeachtet eines bedeutenden Uebelbefindens war er dennoch vorwärts gegangen, jetzt aber hatten seine Kräfte sich erschöpft, und er war deßhalb sehr erfreut, Hrn. Stuart mit seinen Leuten so nahe zu wissen. Er erklärte, ihn da erwarten zu wollen, wo er sich befände, denn ohne vorher etwas gegessen zu haben, könne er keinen Schritt weiter gehen.

Als unsere Reisenden zu jener Stelle kamen, fanden sie den armen Mac Lellan, mehr einem Skelett als einem lebenden Menschen ähnlich, am Boden liegen, und so schwach, daß er kaum das Haupt erheben oder sprechen konnte. Die Gegenwart seiner Cameraden schien den schwachen Lebensfunken etwas anzufachen; leider aber konnten die selbst ganz Ausgehungerten ihm keine Labung reichen. Sie drangen in ihn, aufzustehen und sie zu begleiten; er schüttelte aber den Kopf, indem er sagte, es sey vergebens, ohne eine Erquickung könne er nicht weiter, und da keine Aussicht auf eine solche sey, und er also doch auf dem Wege sterben würde, so zöge er vor, da liegen zu bleiben, wo er sich befinde. Durch vieles Zureden brachte man ihn endlich so weit, daß er sich aufraffte; seine Flinte und sein übriges Gepäck trugen seine Cameraden, die den ganz Ermatteten führten und unterstützten, und auf diese mühsame Weise gegen 17 Meilen mit ihm zurücklegten. Der Weg führte über eine sandige Ebene, und da man in der Nähe eines kleinen Flusses einige Antilopen bemerkte, beschloß man hier das Lager aufzuschlagen, und alle, die noch einer Anstrengung fähig waren, auf die Jagd auszusenden. Ihre Mühe war jedoch abermals vergebens, und mit Einbruch der Nacht kehrten die Jäger, der Verzweiflung nahe, zu ihren bis zum Tode ermatteten Cameraden ins Lager zurück.

Als man Vorbereitungen traf, um sich zum drittenmale mit leerem Magen schlafen zu legen, trat Le Clerc, der Canadier, mit der Flinte in der Hand, zu Hrn. Stuart heran und sagte: „Es ist vergebens, wenn wir versuchen, ohne Nahrung auch nur einen Schritt weiter zu gehen. Wir haben eine drei bis vier Tagereisen lange sandige Ebene vor uns, auf der auch nicht das geringste Eßbare zu finden ist, und müssen alle umkommen, ehe wir noch das Ende

dieſer Sandfläche erreichen. Es iſt daher beſſer, daß Einer ſterbe, um die Uebrigen zu retten.“ Sein Vorſchlag ging dahin, Looſe zu ziehen, und um Hrn. Stuart zu Annahme des Vorſchlags geneigt zu machen, ſollte dieſer, als ihr Anführer, von dem Looſen ausgenommen werden.

Hr. Stuart ſchauderte vor einem ſo entſetzlichen Anſinnen zurück, und bemühte ſich, den Canadier zur Vernunft zu bringen; da aber alles Zureden nichts fruchten wollte, legte er ſein Gewehr an und drohte den Wahnſinnigen niederzuſchießen, wenn er ferner noch auf einem ſo gräßlichen Vorſchlag beharre. Der arme Teufel fiel bei dieſer Drohung auf die Kniee, und ſchwur unter den demüthigſten Betheuerungen, nie wieder an einen ſolchen Gräuel zu denken. Da die Ruhe im Lager nun wieder hergeſtellt war, legte ſich Alles ſchlafen; Hr. Stuart aber war durch den empörenden Auftritt ſo erſchüttert, daß er kaum ſein elendes Lager zu erreichen vermochte. Seiner Erſchöpfung ungeachtet, brachte er eine ſchlafloſe Nacht mit Betrachtungen über ſeine traurige Lage zu. Vor Tagesanbruch brachen unſre Reiſenden wieder auf, denn nichts hielt ſie auf, da ſie kein Frühſtück zu bereiten hatten, um den nagenden Hunger zu ſtillen. Hier und da lagen Büffelknochen am Weg, ein deutlicher Beweis, daß ſolche Thiere hier erlegt worden waren, und zugleich ein Anblick, der dazu diente, den Verſchmachtenden ihr Elend noch fühlbarer zu machen. Nach einem Marſch von neun Meilen über die ſandige Ebene ſtiegen ſie eine Hügelkette hinan, und hatten kaum noch zwei weitere Meilen zurückgelegt, als ſie zu ihrer größten Freude einen alten verſprengten Büffelſtier entdeckten, auf den wahrſcheinlich Jagd gemacht worden war, und der ſich von ſeiner Heerde verloren hatte. Alle brachen auf um das Thier zu umringen, und die Beute ſich nicht entgehen zu laſſen, an der ihr Leben hing. Mit vieler Mühe gelang es den ermatteten Wanderern das Thier zu erlegen, und kaum war es gefällt, ſo ſtürzten alle darüber her, um es aufzubrechen, wobei manches Stück Fleiſch roh verſchlungen wurde. Die köſtliche Beute ward nun in die Nähe eines Baches geſchleppt, ein Feuer angezündet und Zurüſtungen zu einem ſo lange ſchon entbehrten Mahl gemacht. Hr. Stuart befürchtete mit Recht, daß ſeine ausgehungerten Leute ſich durch Unmäßigkeit ſchaden möchten; er ließ daher zuerſt eine Suppe kochen und vertheilen, was die gute

Wirkung hatte, daß niemand unwohl wurde, obschon man bis tief in die Nacht hinein tafelte.

Am nächsten Morgen wurde von neuem geschmaust, und gegen Mittag brachen unsre nun wieder etwas zu Kräften gekommenen Reisenden wieder auf, und nahmen ihren Weg auf ein Gebirge zu, das gegen Osten sich vor ihnen aufthürmte und in dessen Nähe sie den Missouri zu finden hofften. Die nach allen Richtungen hin zerstreuten Gerippe von Büffeln bewiesen deutlich, daß die Indianer hier unlängst eine große Jagd gehalten hatten. Weiter hin trafen sie auf eine etwa 14 Tage alte gegen Norden gehende Spur eines Indianerzugs, die, wie unsre Reisenden vermutheten, von einer zahlreichen Bande Krähen herrühren mochte, die sich den Sommer über hier mit Fleisch versorgt hatten.

Am nächsten Morgen gingen sie über einen bedeutenden Strom, dessen Ufer dicht mit Fichten besetzt waren, und wo sich die Spuren eines großen Indianerlagers, höchst wahrscheinlich das Hauptquartier der Jäger, fanden. Dieses Lager war, dem Anschein nach, vor etwa einem Monat verlassen worden. Im Mittelpunkte desselben befand sich eine Hütte von 150 Fuß im Umkreis, von 20 gegen 12 Zoll im Durchmesser haltenden und 44 Fuß hohen Baumstämmen getragen. Der Raum zwischen diesen Stämmen war mit Weiden- und Fichtenreisern durchflochten. Am westlichen Ende, der Thür gerade gegenüber, lagen drei Leichname, mit den Füßen gegen Osten gekehrt, in der Erde; zu Häupten eines jeden war ein Zweig von einer rothen Ceder in den Boden gepflanzt, und zu seinen Füßen lag ein schwarz bemalter Büffelschädel. Zierrathen der Wilden und mehrere Mocassinen hingen an den Wänden umher. Der Größe des Gebäudes und dem Fleiß nach zu schließen, den man auf dessen Errichtung gewendet, lagen hier wahrscheinlich die Leichname berühmter Krieger oder Jäger begraben.

Am folgenden Tag, 17 October, kamen unsre Reisenden über zwei große Beiflüsse des Colorado, die aus den gegen Osten sich ausdehnenden sehr hohen, steilen, fast ganz kahlen, schwarzen und und zum Theil schon mit Schnee bedeckten Bergen des Windflusses herabströmten. An diesem Tage sahen sie einige Büffel und Antilopen, waren aber nicht so glücklich eines dieser Thiere zu erlegen. Am 18 über einen Gebirgsrücken kommend, stießen unsre Reisenden, nachdem sie eine Ebene durchschritten und über einen der Arme des

Colorado gegangen waren, auf 130 Schlangenindianer, von denen sie freundlich aufgenommen und in ihr Lager geführt wurden. Es war ungefähr drei Meilen entfernt und bestand aus etwa 40 größtentheils aus Fichtenzweigen errichteten Wigwams. Die Indianer waren, gleich den meisten ihres Stamms, sehr arm, da vor kurzem erst eine Horde der Krähen sie ganz ausgeplündert und ihnen sogar mehrere ihrer Weiber entführt hatten. Ihrer Armuth ungeachtet zeigten sie sich doch sehr gastfrei, und gaben unsern Reisenden gegen einige Kleinigkeiten Fleisch und besonders Büffelfelle, deren sie sehr bedurften, um sich Mocassinen zu verfertigen. Für eine Axt, ein Messer und einige Spielereien überließen ihnen die Indianer auch noch ihr einziges Pferd — zwar ein schon altes, werthloses Thier, aber den ermüdeten Wanderern doch als Packpferd hoch willkommen.

Bitter beklagten sich diese armen Wilden über die Krähenindianer, die, wie sie sagten, unweit von ihnen gegen Osten an einem Flusse lagerten, und so zahlreich seyen, daß sie nicht wagen dürften Rache an ihnen zu nehmen. Sie bemühten sich ihre Gäste durch Erzählungen von Räubereien und Mordthaten aufzubringen, welche die Krähen und Schwarzfüße an den Weißen begangen haben sollten, und von denen augenscheinlich die meisten bloße Erdichtungen waren. Hr. Stuart versicherte sie, daß der Tag nicht mehr fern sey, wo die Weißen ihre Macht durch das ganze Land fühlbar machen und Rache für diese Schandthaten nehmen würden. Die Indianer bezeugten große Freude über diese Nachricht, und boten ihre Dienste zu Unterstützung der guten Sache an, indem sie sich vermuthlich an dem geheimen Gedanken ergötzten, daß nun unter dem Schutz so mächtiger Verbündeter die Reihe, Pferde zu stehlen und Weiber zu entführen, an sie kommen werde. Ihre Anerbietungen wurden natürlich angenommen, die Friedenspfeife ward herbeigeholt, die beiden befreundeten Mächte rauchten auf ewige Freundschaft, und schwuren den räuberischen Krähen Rache.

## Achtundvierzigſtes Capitel.

Der ſpaniſche Fluß und ſeine Scenerie. — Spur von Krähenindianern. — Nachtlager unter Schneegeſtöber. — Die Salzebene. — Vulcaniſche Reſte. — Lager auf der Prairie. — Glückliche Jagd. — Romantiſche Gegend. — Die Fiery Narrows.

Am nächſten Morgen (19 October) beluden unſere Reiſenden ihr altes Pferd mit Büffelfleiſch auf fünf Tage, und machten ſich, von den armen aber gaſtfreundlichen Schlangenindianern Abſchied nehmend, in einer ziemlich heitern Stimmung auf den Weg, obſchon die ſteigende Kälte und der Anblick der ſchneebedeckten Gebirge, die ſie zu überſteigen hatten, hinreichten, ihren Muth zu erſchüttern. Das Land längs dieſem Arm des ſpaniſchen Fluſſes war, ſo weit das Auge reichte, vollkommen eben, und gegen Oſten und Weſten von hohen Gebirgen begränzt. Ungefähr drei Meilen hatten ſie gegen Süden zurückgelegt, als ſie auf die Spur einer großen Horde von Krähenindianern kamen, die vor etwa vier Tagen dieſen Weg gegangen ſeyn mußte. Es war ohne Zweifel dieſelbe räuberiſche Bande, welche die Schlangenindianer geplündert hatte, und die jetzt den Berichten der letztern zufolge an einem Fluß gegen Oſten lagern ſollte. Da die Spur immer gegen Südoſt fortlief und ſo ausgetreten war, daß ſie eine förmliche Straße bildete, ſo wurde ſie von unſern Wanderern eingehalten, mit dem Entſchluß, ſie ſo weit zu verfolgen, als die Sicherheit es geſtatten würde; denn das jetzige Lager der Krähen war ſehr wahrſcheinlich ſchon weit entfernt, und daß dieſe Wilden auf demſelben Weg wieder zurückkommen würden, ließ ſich nicht vermuthen. Die Wanderer ſetzten deßhalb ihre Reiſe den ganzen Tag auf der Spur ihrer gefährlichen Vorgänger fort, die ſie über Gebirgsſtröme, auf Bergrücken hin und durch enge Thäler immer gegen Südoſt führte. Der Wind blies kalt aus Nordoſt und brachte Schneegeſtöber, das unſre Reiſenden veranlaßte ihr Lager bei guter Zeit an den geſchützten Ufern eines Baches aufzuſchlagen. Die beiden Canadier, Vallée und Le Clerc, erlegten am Abend einen jungen Büffel, der den hungrigen Wanderern ein tüchtiges Abendeſſen verſchaffte. Die vollen Keſſel wallten und die Spieße drehten ſich luſtig an dem Feuer, um das unſre Reiſenden kauerten,

und mit Verlangen dem Augenblick entgegengeſahen, wo die wärmende Speiſe zum Genuß fertig ſeyn würde, während der pfeifende Wind mit den Schneeflocken ſpielte. Kein Genuß hat größern Reiz als der, den man mitten unter Mühſalen und Gefahren erhaſcht, und auch unſern ermüdeten Wanderern hatte es vielleicht lange nicht ſo gut geſchmeckt, als in dieſer von Schneegeſtöber umſchleierten Wildniß und in der unheimlichen Nähe der Krähen.

Etwas ſpäter als gewöhnlich beluden die Reiſenden ihr einziges Packpferd, und traten in dem Schnee, der während der Nacht gefallen war, ihre Wanderung wieder an. Sie waren noch nicht weit gekommen, als die Spur der Krähenindianer, der ſie bisher gefolgt waren, plötzlich ihre Richtung änderte und ſich gegen Nordoſt wendete. Auf ihrer Wanderung bis zu dieſer Stelle hatten die Reiſenden ſchon wiederholt gefürchtet, von den Spionen entdeckt zu werden, welche dieſe räuberiſchen Wilden beſtändig ausſtellen; ſie verließen daher den bisherigen Pfad, und ſetzten ihren Weg 18 Meilen weit in ſüdöſtlicher Richtung durch ein ſchönes hügeliges Land fort; die Hauptkette des Gebirgs zur Linken und ziemlich hohe Berge zur Rechten. Hier nimmt der Gebirgsrücken, welcher den Windfluß von den obern Gewäſſern des Columbia und des Colorado ſcheidet, ein plötzliches Ende, und wird, ſich gegen Nordoſten wendend, die Waſſerſcheide zwiſchen einem Arm des Bighorn- und des Cheyenne-River, ſo wie der obern Gewäſſer, welche ſich unterhalb des Landes der Sioux mit dem Miſſouri vereinen.

Da der Gebirgsrücken rechter Hand jetzt ſehr niedrig geworden war, ſo gingen unſre Reiſenden hinüber, und kamen in eine Ebene von ungefähr zehn Meilen im Umkreis und bis zu mehr als einem halben Fuß Dicke mit Salz, ſo weiß als Schnee, bedeckt; dieſes Salz wird von Quellen abgelagert, welche beſtändig aufſprudeln, aus ihren Ufern treten und die ſchönſten Kryſtalle bilden. Die Indianerſtämme im Innern ſind ſehr begierig nach dieſem Salze, und kommen in dieſes Thal, um ſich damit zu verſorgen. Die Bewohner an der Seeküſte dagegen verſchmähen es ſo ſehr, daß ſie durchaus nichts genießen wollen, was damit eingeſalzen oder zubereitet worden iſt.

An dieſem Abend lagerten die Reiſenden an dem Ufer eines kleinen Fluſſes in der offenen Prairie. Der Nordoſtwind wehte kalt und ſchneidend, und da kein anderes Brennmaterial zu haben

war als etwas Wermuthholz, so blieben sie auf ihre Decken beschränkt, in die gehüllt sie sich bald zur Ruhe legten. Während des Abends erlegte Mac Lellan, der wieder ganz zu Kräften gekommen war, einen Büffel. Da das Wild indeß in ziemlicher Entfernung vom Lager gefällt wurde, so beschloß man, es erst am nächsten Morgen aufzusuchen und sich mit Fleisch zu versorgen.

Am folgenden Tag (21 October) hielten Kälte und Schneegestöber an. Die Reisenden setzten ihren mühsamen Weg gegen Ostnordost fort, auf ein hohes Gebirg zu, das sie übersteigen mußten. Ehe sie noch den Fuß desselben erreichten, kamen sie über eine andere Spur von Krähenindianern, die wahrscheinlich auf einem Jagdzug, weiter nach dem spanischen Fluß hinab, hier vorübergekommen waren.

Die strenge Witterung nöthigte unsre Wanderer schon nach einem Weg von nur 15 Meilen ihr Lager am Fuß des Gebirgs aufzuschlagen, wo sie zwar dürres Espenholz genug zum Feuern, aber kein Wasser fanden. Mit Tagesanbruch machten sie sich wieder auf den Weg, und legten, am Gebirgsabhang hinkletternd, einen mühsamen Weg von acht Meilen zurück. Aus den in Hrn. Stuarts Tagebuch sich vorfindenden Andeutungen läßt sich vermuthen, daß dieses Gebirg den Geologen ein reiches Feld zu Forschungen bieten dürfte. Man kam hier über eine etwa drei Meilen im Durchmesser haltende Ebene, mit Bimssteinen und andern vulcanischen Producten bedeckt, in deren Mitte sich ein See befand, wahrscheinlich vormals der Krater des Vulcans. Hier fanden sich auch an einigen Stellen Seemuscheln, was zu beweisen scheint, daß diese Gebirge einst von den Wogen des Meeres bedeckt waren.

Nach einigen Augenblicken einer mit Betrachtung der großartigen, aber wilden Scenerie zugebrachten Ruhe, begannen unsre Reisenden an der Ostseite des Gebirgs abwärts zu steigen. Der Weg war wildromantisch und führte durch tiefe Schluchten, über welche schauerliche Klippen hereinhingen, zwischen denen das Bighorn furchtlos umhersprang. Zwei dieser Thiere wurden von den Schützen erlegt.

Am Fuß des Gebirgs angekommen, stießen die Reisenden auf einen Bach, der aus der Erde hervorbrach, und dessen Wasser in Aussehen und Geschmack dem des Missouri glich. Hier blieben sie über

Nacht, von dem Fleiſch der erlegten Bighorns ſchmauſend, das ſie ſehr wohlſchmeckend fanden.

Der Morgen war ſchön, aber ſehr kalt; noch bei guter Zeit erreichte man einen zwiſchen niedern Hügeln von bläulicher ſtark nach Vitriol ſchmeckender Erde ſich fortſchlängelnden Fluß. Hr. Stuart hielt dieſen für einen der obern Arme des Miſſouri, und beſchloß, ſeinem Laufe zu folgen. Nach einem Marſch von 26 Meilen kam er indeß auf den Gipfel eines Hügels, von dem er eine Ausſicht hatte, die ihn bewog, ſeinen Plan zu ändern. Er überſchaute gegen Südoſt eine weite, nur vom Horizont begränzte Ebene, durch die der Fluß in ſüdlicher und ſüdöſtlicher Richtung ſtrömte. Es konnte mithin kein Arm des Miſſouri ſeyn; er gab daher den Gedanken, ſeinem Lauf zu folgen, auf, und richtete ſeinen Weg einer ungefähr 60 Meilen entfernten, gegen Oſten ſich aufthürmenden Gebirgskette zu, in deren Nähe er einen andern Fluß zu finden hoffte.

Die Kälte wurde jetzt ſo ſtreng und die Beſchwerden der Reiſe ſo groß, daß man einmüthig beſchloß, am erſten paſſenden Ort zu überwintern. Nachts mußte das Lager auf der offenen Prairie, an einem dürftigen Waſſerpfuhl und ohne Holz zur Feuerung aufgeſchlagen werden. Der Nordoſtwind pfiff ſchneidend über die kahle Ebene, und gern brachen unſre Reiſenden noch vor Tagesanbruch aus dieſer ungaſtlichen Nachtherberge auf. Zwei Tage lang verfolgten ſie ihren Weg in öſtlicher Richtung, gegen ſchneidende Winde und Schneegeſtöber kämpfend. Mangel an Waſſer verurſachte ihnen große Pein, und da es ganz an Weide fehlte, wurde ihr Packpferd immer kraftloſer. Viele Fährten von Büffeln ſtießen ihnen auf, doch bekamen ſie nur wenige dieſer Thiere zu Geſicht, die ſich raſch entfernten, ſo wie ſie die Jäger erblickten.

Am 26 October kamen die Reiſenden in oſtnordöſtlicher Richtung durch eine bewaldete Schlucht in einem Gebirge, an deſſen Fuß ſie zu ihrer herzlichen Freude einen von Weiden beſchatteten Fluß entdeckten. Hier wurde das Nachtlager aufgeſchlagen, und da Ben Jones ſo glücklich war, nicht nur einen Biber zu fangen, ſondern auch zwei Büffelſtiere zu erlegen, ſo blieb die Expedition auch den nächſten Tag noch liegen, um ſich und dem abgetriebenen Roſſe Ruhe zu gönnen.

Der Strom, an dem die Reiſenden lagerten, war einer der obern Arme des Platte-River, der ſich in den Miſſouri ergießt, und

zwar die nördliche Gabel dieſes Fluſſes, was ſie jedoch erſt lange nachher erfuhren. Den Lauf dieſes Stromes ungefähr 20 Meilen weit verfolgend, kamen ſie an eine Stelle, wo er ſich zwiſchen einer niedern Hügelkette mit Cedern bedeckt hindurch in ein niederes Land drängte, das zahlloſen Büffelheerden üppige Weide bot. Hier wurden drei Kühe erlegt, deren Fleiſch den Reiſenden trefflich behagte, da das der Stiere, mit dem ſie bisher ſich hatten begnügen müſſen, zu dieſer Jahreszeit ſehr mager iſt.

Spät am Nachmittag des 30ſten kamen ſie an Schluchten von 200 Fuß Tiefe, in denen der jetzt zu bedeutender Größe angewachſene Fluß zwiſchen Felſen von rothem Geſtein dahin brauste, und ſich endlich durch eine Felſenſpalte drängte, die den Reiſenden in der grauen Dämmerung ſchauerlich entgegengähnte. Während eines Theils des nächſten Tages führte der Fluß auf ſeinem bizarren mäandriſchen Laufe den Reiſenden ſehr oft Scenerien der überraſchendſten Art vor die Augen. Bald befanden ſie ſich auf Hochebenen, von Heerden von Büffeln durchzogen, bald zwiſchen felſigen Engpäſſen von Abgründen umgeben, wo der ſchwarzgeſchwänzte Hirſch von Klippe zu Klippe ſprang und das Bighorn ſich in ſchwindelnder Höhe an den Strahlen der Sonne wärmte.

Gegen Ende des Tages ſahen ſie ſich von einer Landſchaft umgeben, die alles bisher Geſchilderte an wilder Größe übertraf. Sie hatten auf eine ziemliche Strecke einen Gebirgspaß durchwandert, der mit dem Fluß parallel lief, der ſchäumend und toſend in einer tiefen Schlucht unter ihnen brauste. Zuweilen führte ihr Pfad am Rande von Klippen hin, an deren Fuß die Wellen des Fluſſes ſich brachen, oder, zwiſchen Felſenmaſſen mitten im Bett, im ſchäumenden Wirbel dahinflogen. Als ſie, vorſichtig ihr Pferd am Zügel leitend, auf der ſchwindelnden Höhe dahin krochen, kamen die Wanderer plötzlich an eine Stelle, wo der Fluß ſich in eine Reihe von Abgründen ſtürzte und unter donnerähnlichem Getöſe Wolken von Schaum emporſpritzte. Staunend betrachteten ſie den furchtbar ſchönen Katarakt, den Hr. Stuart, der Farbe der überhängenden Felſen wegen, den Namen der *Fiery Narrows* gab.

## Neunundvierzigſtes Capitel.

Winterſtürme. — Winterquartier. — Schöner Jagdgrund. — Hr. Crooks und der graue Bär. — Der Wigwam. — Ueberfluß an Lebensmitteln. — Süße Träume. — Unwillkommene Gäſte. — Die hungrigen Wilden. — Abſchied von dem Winterquartier.

Die Reiſenden ſchlugen ihr Nachtlager am Ufer des Fluſſes unterhalb des Katarakts auf. Die Nacht war kalt, Regen- und Hagelſchauer fielen. Ein düſterer Morgen brach an, der Himmel war dicht umzogen und drohte mit neuen Schauern, aber die kleine Reiſegeſellſchaft brach dennoch auf. Nach einem Wege von ungefähr 30 Meilen längs der Ufer des Fluſſes wurden ſie indeß durch die Kälte, die ſich in dieſen Gebirgen und auf dieſen kahlen Hochebenen ſchon ſehr zeitig einzuſtellen pflegt, bald zum Anhalten und zu einer reiflichen Berathung genöthigt. Alle waren überzeugt, daß jeder Verſuch, die Reiſe in ſo rauher Jahrszeit zu Fuße fortzuſetzen, vergebens ſeyn werde. Noch viele hundert Meilen waren zurückzulegen, bevor ſie hoffen konnten, den Hauptſtrom des Miſſouri zu erreichen, und der Weg dahin führte über unermeßliche kahle Prairien, wo nicht der geringſte Brennſtoff zu finden war. Es erhob ſich nun die Frage, wo man überwintern, und ob man noch weiter flußabwärts gehen könne oder nicht. Unſre Reiſenden waren zuerſt der Meinung geweſen, daß ſie ſich an einem der obern Gewäſſer oder Beiflüſſe des Miſſouri befänden; dann hatten ſie geglaubt, es ſey der Rapid- oder Quicourt-River, wobei ſie der Wahrheit um nichts näher gekommen waren, und nun meinten ſie, eben ſo irrig, daß der Fluß, an dem ſie ſich befanden, ſeiner nordöſtlichen Richtung wegen, der Cheyenne ſeyn müſſe. War dem ſo, ſo mußten ſie, wenn ſie ihn weiter abwärts verfolgten, zu den Indianern kommen, deren Namen der Fluß führte, und unter denen ſie ſicher waren Sioux-Indianer zu finden. Dieſe konnten ihre Stammverwandten, die piratiſchen Sioux am Miſſouri, von der Ankunft der weißen Handelsleute in Kenntniß ſetzen, und dann waren unſre Reiſenden der Gefahr ausgeſetzt, im Frühjahr auf ihrer Fahrt den Miſſouri abwärts beraubt zu werden.

Selbſt wenn der fragliche Fluß der Quicourt war, ſchien es nicht rathſam, weiter abwärts an demſelben zu überwintern, weil

sie dann in die Nachbarschaft der Poncas, eines eben so gefährlichen Stammes als die Sioux, geriethen. Es wurde daher der Beschluß gefaßt, nicht weiter abwärts zu gehen, sondern in dieser einsamen Gegend zu überwintern, wo sie mindestens sicher waren, unbelästigt zu bleiben. Der Umstand, daß sie bald darauf an einen Platz kamen, der ihnen alle nur wünschenswerthe Bequemlichkeit bot, bestärkte sie noch mehr in ihrem Vorhaben. Es war dieß eine sanfte Biegung des Flusses gegen Nordost, gerade unterhalb einer Stelle, wo die Wanderer aus dem Gebirg heraustraten. Hier fanden sie eine schöne niedere Landspitze mit Pappeln und Weiden besetzt, die ihnen nicht nur Schutz und Brennstoff, sondern auch Holz zum Bauen boten. Der stark strömende Fluß war hier gegen 150 Schritte breit. Gegen Südosten erhoben sich mäßig hohe Gebirge, von denen die nächsten etwa zwei Meilen entfernt lagen, die ganze Kette aber dehnte sich nach Osten, Süden und Südwesten aus so weit das Auge reichte. Ihre Gipfel waren mit Pechtannen und hie und da mit Espen bedeckt, deren Laub im Winde zitterte. Weiter unterhalb breiteten sich dichte Waldungen von Tannen und rothen Cedern aus, die an mehreren Stellen selbst aus den Spalten der Felsen hervorragten. Die Gebirge waren zackig und steil, und zwischen den Bäumen erhoben sich ungeheure Felsenmassen, in deren Schluchten das Bighorn heerdenweise hauste, während es in den Wäldern Bären und schwarzgeschwänzte Hirsche in Menge gab. Dieß, nebst den Büffeln, die in den Niederungen umherzogen, versprach den Reisenden Fleisch in Menge für den Winter.

Am 2 November schlugen sie daher ihre Winterquartiere auf der erwähnten Landspitze auf, und dachten dann zuvörderst daran, sich Vorrath an Lebensmitteln für den Winter einzulegen. Ben Jones und die beiden Canadier machten sich demnach von noch zwei Jägern begleitet auf den Weg; ihre Jagd war ungewöhnlich glücklich, denn sie erlegten binnen zwei Tagen 32 Büffel. Zum Glück fror bald darauf der Fluß zu, so daß man die Beute mit geringer Mühe ins Lager schaffen konnte. An einem der folgenden Tage kam eine ganze Büffelheerde in das Gehölz am Fluß, von der ebenfalls 15 Stück erlegt wurden.

Bald wurden indeß unsre Reisenden gewahr, daß sich ein Wild von gefährlicherer Art in ihrer Nähe befinde. Hr. Crooks hatte sich eines Tages ungefähr eine Meile weit vom Lager entfernt und

einen Hügel beſtiegen, der die Ausſicht auf den Fluß beherrſchte. Er war ohne Flinte — ein ſeltener Fall, da man ſonſt in dieſen wilden Gegenden niemals unbewaffnet ſich vom Lager entfernt. Der Hügel bot die Ausſicht auf den Platz, wo die Büffel erlegt worden waren, und als er ſo rund um ſich blickte, fiel ihm unterhalb ein grauer Bär mit zwei jungen in die Augen, die gerade auf ihn loskamen. Ein Baum, auf den er hätte klettern können, befand ſich nicht in der Nähe, und Davonlaufen hätte den Bär nur zum Verfolgen gereizt, wobei Crooks bald überholt worden wäre; er warf ſich alſo flach auf den Boden und bewachte die Bewegungen des Thiers in der größten Spannung. Der Bär ſchritt bis zum Fuß des Hügels fort, wo er zum Glück umkehrte und dem Walde zueilte. Hr. Crooks lief nun raſch dem Lager zu, herzlich froh, dießmal dem ſichern Tod entgangen zu ſeyn, und feſt entſchloſſen, nie wieder unbewaffnet auszugehen. Bald nach dieſem Vorfall erlegte Hr. Miller einen grauen Bär in der Nähe des Lagers.

Da die ergiebige Büffeljagd unſre Reiſenden hinlänglich mit Lebensmitteln verſorgt hatte, ſo legten ſie nun Hand ans Werk, um ſich einen bequemen Wigwam zu bauen. Bald hallte das Echo die Schläge der Aexte zurück; mehrere hohe Bäume wurden gefällt, und am zweiten Abend ſchon war die Hütte vollendet. Sie war 8 Fuß breit und 18 lang, die Wände 6 Fuß hoch und das Ganze mit Büffelfellen bedeckt. Der Herd befand ſich in der Mitte und der Rauch entwich durch das Dach.

Jetzt wurden die Jäger ausgeſandt, um Hirſchfelle zu Kleidern, Mocaſſinen und andern Zwecken zu ſchaffen. Die Berge hallten von ihren Schüſſen wieder, und nach zweitägiger Jagd waren 28 Bighorns und ſchwarzgeſchwänzte Hirſche erlegt.

Unſre Einſiedler ſchwammen jetzt im Ueberfluß. Nach allem Ungemach, das ſie durch Hunger, Kälte und beſchwerliche Fußreiſen erlitten, nach allen Gefahren, denen ſie durch verrätheriſche Wilde ausgeſetzt geweſen, erfreuten ſie ſich der Ruhe in der warmen, ſelbſt — wie ſie glaubten — den Späherblicken des indianiſchen Spions verborgenen Hütte, und ſahen, mit Leibesnahrung und Nothdurft verſehen, einem angenehmen Winter entgegen, den ſie am traulichen Feuer ſchwatzend und unter Verfertigung von Canots von Büffelfellen hinzubringen gedachten, mit denen ſie,

wenn erſt der Frühling die Natur aus ihrem Winterſchlafe geweckt haben würde, den Fluß hinabfahren könnten.

Aus ſolchen angenehmen Träumen wurden ſie eines Morgens mit Tagesanbruch durch einen indianiſchen Ruf geweckt. Alle ſprangen auf und ergriffen ihre Flinten, während der Ruf von zwei oder drei Stimmen wiederholt wurde. Vorſichtig aus der Hütte blickend, ſahen ſie zu ihrem Schrecken mehrere indianiſche Krieger zwiſchen den Bäumen, alle bewaffnet und kriegeriſch bemalt, und allem Anſchein nach nichts Gutes im Schilde führend. Miller erblaßte ob dieſem Anblick. „Da ſind wir ſchön in der Patſche," flüſterte er ſeinen Gefährten zu, das ſind einige von den ſchurkiſchen Arapahays, die mich im vergangenen Jahr ausplünderten." Die Uebrigen erwiderten kein Wort, ſondern rüſteten ſich zum Kampf. Mac Lellan, der ſein Gewehr am vergangenen Tage auseinandergenommen hatte, ſetzte es eilig wieder zuſammen. Er ſchlug vor, Löcher in die Thonerde zu ſchlagen, mit der die Wände überzogen waren, und ſich ihrer als Schießſcharten zu bedienen.

„Noch nicht," erwiederte Hr. Stuart, „ehe wir Furcht oder Mißtrauen zeigen, müſſen wir mit dem Feind ſprechen. Einige von uns müſſen hinaus und ihnen als Freunde entgegen gehen." Wer ſollte aber das gefährliche Wagſtück unternehmen? „Der Anführer," ſagte Miller, „hat ſtets den Vortritt." — „Gut!" erwiederte Hr. Stuart, „ich bin bereit." Raſch trat er hinaus, von einem der Canadier gefolgt, während die übrigen in der Hütte blieben, um die Wilden im Schach zu halten.

Stuart ſchritt vorwärts, in der einen Hand die Flinte haltend, und die andere dem Wilden entgegen ſtreckend, den er für den Häuptling hielt. Der letztere ging ihm entgegen, die dargebotene Rechte ergreifend, während ſeine Leute ihm folgten und alle nach der Reihe Hrn. Stuarts Hand ſchüttelten. Die Wilden erklärten ſich jetzt näher; ſie waren Krieger der Arapahays, aus einem mehrere Tagreiſen gegen Oſten an einem Fluß gelegenen Dorfe, das während ihrer Abweſenheit von einer Bande Krähenindianer überfallen und zerſtört worden war. Nicht damit zufrieden, hatten die Räuber auch noch mehrere Weiber und ſämmtliche Pferde mit ſich fortgeſchleppt. Die Arapahays waren ausgezogen, um Rache zu nehmen; ſechzehn Tag lang hatten ſie die Spur der Räuber in den Gebirgen fruchtlos verfolgt, und waren, da ſie nur wenig Wild auf

ihrem Wege gefunden, halb verhungert. Zwei Tage zuvor war der Knall der Schüſſe aus dem Lager unſrer Einſiedler zu ihren Ohren gedrungen, und dieſe Richtung verfolgend, hatten ſie eine Stelle erreicht wo ein Hirſch getödtet worden war, von wo aus ſie mit leichter Mühe den Weg zur Hütte fanden.

Hr. Stuart lud jetzt den Häuptling nebſt einem Indianer, der ſein Lieutenant zu ſeyn ſchien, in die Hütte ein, während er den übrigen, 23 an der Zahl, vor der Thür zu bleiben befahl. Alle waren mit Bogen und Pfeilen, Tomahawks und Skalpiermeſſern und nur einige wenige mit Flinten bewaffnet. Hr. Miller erkannte unter ihnen mehrere von denen, die ihn im Jahr zuvor beraubt hatten, und bezeichnete ſie ſeinen Cameraden. Unſere Reiſenden hielten ſich bereit, den erſten feindſeligen Angriff zurückzuweiſen, indeß benahmen ſich die Wilden ſehr ruhig und beſcheiden.

Beim Eintritt in die Hütte warfen der Häuptling und ſein Lieutenant lüſterne Blicke auf den Fleiſchvorrath unſrer Reiſenden, und Hr. Stuart machte aus der Noth eine Tugend, indem er ſeine Gäſte einlud, ſichs ſchmecken zu laſſen. Nun begann ein gaſtronomiſches Schauſpiel, von dem nur der ſich einen Begriff machen kann, der die bei einem Indianer ſtets rege und hier durch langes Faſten noch mehr geſchärfte Eßluſt kennt. Der Häuptling und ſein Lieutenant übertrafen alle Uebrigen an Kraft und Ausdauer ihrer Kinnladen, und Hr. Stuart ermangelte nicht, ſie durch die ausgeſuchteſten Biſſen bei ſich feſtzuhalten, weil ſie ihm als Geiſeln für das gute Betragen der andern dienen mußten. Nur Einmal während des Tags ging der Häuptling hinaus, und wurde von Hrn. Stuart und noch einem Bewaffneten begleitet, ohne jedoch das geringſte Mißtrauen blicken zu laſſen. Der wackere Eſſer kehrte indeß bald zurück und ſetzte nun, ſammt ſeinen würdigen Genoſſen, die Angriffe auf die gefüllten Fleiſchtöpfe ſo lange fort, bis beide ſich nicht mehr rühren konnten.

Gegen Abend machten die Indianer ihre Zurüſtungen zum Nachtlager, wie ſie im Felde zu thun pflegen. Sie warfen nämlich in der Nähe der Hütte zwei Bollwerke auf, innerhalb welcher ſie ſich bei Zeiten zur Ruhe legten, und bald wie die Murmelthiere ſchliefen. Der Häuptling und ſein Lieutenant brachten die Nacht in der Hütte zu, ſtanden aber noch zwei oder dreimal auf um zu eſſen. Unſere Reiſenden hielten abwechſelnd Wache bis zum Morgen.

Kaum graute der Tag, als auch die Wilden schon wieder zu essen begannen, was sie bis gegen 10 Uhr fortsetzten, wo sie sich zum Aufbruch rüsteten. Noch sechs Tagreisen hatten sie, ihrer Angabe zufolge, zurückzulegen, ehe sie hoffen durften, die Krähenindianer zu erreichen, die an einem Flusse gegen Norden lagern sollten. Ihr Weg führte durch ein Land des Hungers, wo es kein Wildpret gab; Hr. Stuart erbot sich daher, sie mit Lebensmitteln zu versorgen, was mit Begierde angenommen wurde. Nachdem sie sich reichlich mit Fleisch beladen hatten, war ihre nächste Bitte, daß man ihnen doch Munition ablassen möchte, da sie wohl Flinten, aber weder Pulver noch Kugeln hätten. „Wir sind jetzt arm," sagten sie, „und müssen zu Fuße gehen. Aber bald werden wir mit Beute beladen und alle beritten zurückkehren; dann sollt ihr jeder ein Pferd haben, damit ihr nicht mehr nöthig habt euch müde zu laufen."

„Gut," erwiederte Hr. Stuart, „bringt ihr die Pferde, so sollt ihr Pulver und Blei haben, aber eher nicht." Da die Indianer dem entschlossenen Ton, womit diese Worte gesprochen wurden, wohl anmerkten, daß alle weiteren Bitten fruchtlos seyn würden, so machten sie sich, von innen und außen wohl mit Lebensmitteln versorgt, auf den Weg, mit dem Versprechen, in 14 Tagen wieder zu kommen. Kaum waren sie fort, als unsre Reisenden abermals Rath hielten. Die geträumte Sicherheit ihrer Hütte war zu Ende; sie befanden sich jetzt zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite ihre alten Feinde, die Krähen, und auf der andern die nicht minder gefährlichen Arapahays. Es wurde daher beschlossen, die Rückkehr der letztern gar nicht abzuwarten, sondern sich so schnell als möglich aus dem Staube zu machen. Der eben gehabte Besuch bestärkte unsre Reisenden in der irrigen Meinung, daß sie sich am Quicourt befänden. Sie beschlossen daher an demselben abwärts bis zu seiner Vereinigung mit dem Missouri zu gehen; sollte ihnen aber die rauhe Jahreszeit nicht gestatten, so weit zu kommen, so wollten sie wenigstens bis zu einer Stelle des Flusses vorzudringen suchen, wo sie Mittel finden würden, sich stärkere Canots als aus Büffelfellen zu bauen.

Am 13 December trennten sie sich mit schweren Herzen von ihrem bequemen Winterquartier, wo sie fünf Wochen lang alle Annehmlichkeiten der Ruhe und eingebildeter Sicherheit genossen hatten. Noch immer waren sie von ihrem alten Packpferd begleitet, das die

Arapahays zu ſtehlen unterlaſſen hatten, entweder weil ſie es bei der Rückkehr mitzunehmen dachten, oder weil ſie es des Stehlens nicht werth achteten.

## Fünfzigſtes Capitel.

Beſchwerliche Winterreiſe. — Eine weite öde Ebene. — Zweites Winterquartier. — Neujahrsfeſt. — Rückkehr des Frühlings. — Canots werden gebaut. — Schlechte Fahrt. — Neue Wanderung zu Fuß. — Ein einſames Lager. — Weiber der Pawnees. — Ein Otto-Indianer. — Kriegsnachrichten. — Der Miſſouri. — Fort Oſage. — Ankunft in St. Louis.

Die Ruhe und Bequemlichkeit welche unſre Reiſenden in ihrem Wigwam genoſſen hatten, machten ihnen, während der erſten beiden Tagereiſen, die ſich wieder erneuernden Beſchwerden faſt unerträglich. Der Schnee lag ſehr tief und war auf der Oberfläche gefroren, jedoch nicht hinlänglich, um ſie tragen, ſie brachen daher bei jedem Schritt ein, was natürlich ſehr dazu beitrug, ihre Ermüdung zu vermehren. Bald waren alle ſo erſchöpft und entmuthigt, daß ſie meinten, ſie hätten beſſer gethan, auf die Gefahr hin, von den Indianern getödtet zu werden, in der Hütte zu bleiben, als am Wege umzukommen. Dem elenden Pferde ging es nun nichts beſſer als ſeinen Herren ſelbſt, denn es hatte die erſten beiden Tage kein anderes Futter als die Spitzen der Weiden- und Pappelzweige.

Je weiter indeß unſre Wanderer vorwärts kamen, um ſo mehr gewannen ſie ihre frühere Ausdauer wieder, und ſo legten ſie denn binnen vierzehn Tagen ungefähr 130 Meilen zurück. Einige Tagereiſen weit liefen die Gebirge, die ſie in der Nähe ihres Wigwams geſehen, in geringer Entfernung parallel mit dem Fluß, ſanken aber endlich zu bloßen Hügeln herab. Zuweilen war der Strom von Alluvialboden begränzt, auf dem Weiden und Pappeln wuchſen, oft aber war das umliegende Land ganz kahl und unfruchtbar. An einer Stelle wand ſich der Fluß auf eine bedeutende Strecke durch Felſen und Vorgebirge, mit Cedern und Fichten bedeckt und von Bighorns und Gebirgshirſchen bevölkert, und dann ſtrömte er wieder durch Prairien von Antelopen und Büffeln belebt. Je weiter unſre Wanderer flußabwärts kamen, um ſo mehr Eſchen und weiße Eichen be-

merkten ſie zwiſchen den Weiden, und endlich erblickten ſie auch wilde Pferde auf fernen Prairien. Die Witterung war ſehr veränderlich; bald lag tiefer Schnee, bald ſtellten ſich einige heitere milde Tage ein, und dann fror der Fluß wieder ſo feſt, daß man hinübergehen konnte.

Während der letzten drei Tage der vierzehntägigen Reiſe, änderte ſich jedoch die Phyſiognomie des Landes gänzlich. Des Holzes wurde immer weniger, und kaum konnte noch ſo viel zuſammengebracht werden, als man zum Kochen bedurfte. Das Wild wurde immer ſeltener und bald war nichts zu ſehen, als einige magere Büffelſtiere, des Pulvers nicht werth um ſie zu ſchießen. Der Schnee lag 15 Zoll hoch, und das Gehen wurde außerordentlich beſchwerlich. Endlich kamen die Wanderer auf eine unermeßliche Ebene, wo keine Spur von Holz zu ſehen war, und wo auch nicht ein einziges vierfüßiges Thier die öde Landſchaft belebte. Hier ſank ihnen der Muth und eine neue Berathung wurde gehalten. Die Breite des Fluſſes, die mehr als eine Meile betrug, ſeine außerordentliche Seichtigkeit, der häufige Triebſand und andere Kennzeichen hatten die Reiſenden endlich von dem Irrthum überzeugt, in dem ſie ſich bisher hinſichtlich dieſes Stromes befanden, und ſie kamen nun zu dem richtigen Schluß, daß ſie ſich an dem Ufer des Platte- oder Uvallo-River befänden. Was war jetzt zu thun? Seinen Lauf bis zum Miſſouri in dieſer Jahrszeit zu verfolgen, ſchien außerordentlich gefährlich. Auf Nahrung und Holz war durchaus keine Hoffnung; an Bäumen fehlte es gänzlich, und obſchon vielleicht Treibholz längs der Ufer liegen mochte, ſo war es doch zu tief im Schnee begraben, als daß man es hätte finden können. Das Wetter drohte zudem ſich zu ändern, und ein Schneegeſtöber in dieſer gränzenloſen Einöde konnte leicht ſo verderbenbringend werden, als ein Wirbelwind in der arabiſchen Wüſte. Nach einer traurigen Berathung wurde endlich beſchloſſen, die letzten drei Tagereiſen von 27 Meilen wieder bis zu einer Stelle zurück zu machen, welche die Reiſenden ſich gemerkt hatten, und wo ſich ein Gehölz befand. in dem es Ueberfluß an Wildpret gab. Hier wollten ſie noch einmal ein Winterquartier aufſchlagen und das Frühjahr erwarten, um dann in Canots den Fluß hinab zu fahren.

Am 27 December wurde der Rückweg angetreten, und am 30 hatten unſre Wanderer die bezeichnete Stelle erreicht. Hier war der

Alluvialboden gegen zwei Meilen breit und dicht mit Bäumen besetzt, während Heerden von Büffeln die benachbarte Prairie durchzogen. Am Ufer des Flusses in einem Gehölz, wo es große Bäume zu Canots gab, wurde das Lager aufgeschlagen, und augenblicklich Hand an Erbauung einer Hütte gelegt. Der Neujahrstag brach an, ohne daß mehr als eine einzige Wand der neuen Wohnung fertig gewesen wäre, aber dennoch durfte der feierliche Tag nicht unbegangen bleiben. Alle Arbeit wurde eingestellt, und gesotten und gebraten. Büffelzungen und Keulen nebst den schönsten Markbeinen wurden aufgetragen und als ein besonderes Regal manche Pfeife von dem noch übrigen wenigen Tabak verdampft. Dem Ueberfluß im Schoße, vergaßen unsre Reisenden alle vergangenen und noch kommenden Mühsale und ihr einsamer Wigwam hallte von lauter Fröhlichkeit wieder.

Am nächsten Tage wurde der Bau fortgesetzt und am 6 Jan. vollendet. Dann ward eine große Niederlage unter den Büffeln angerichtet und Vorrath an Fleisch aufgehäuft. Unsre Reisenden waren in ihrem zweiten Quartier glücklicher als im ersten. Der Winter ging ohne Besuch von Indianern vorüber und an Wildpret herrschte stets Ueberfluß. Zwei große Bäume wurden gefällt und zu Canots gestaltet, und kaum hatte der Frühling sich eingestellt und das Eis zu schmelzen begonnen, das den Fluß bedeckte, so wurden auch alle Anstalten zum Einschiffen getroffen. Am 8 März ließen die Reisenden ihre Canots ins Wasser hinab, fanden aber bald, daß der Fluß selbst für so kleine Fahrzeuge noch zu seicht sey. Er dehnte sich in einen zwar breiten aber seichten Strom mit vielen Sandbarren und Canälen aus. Mit großer Mühe gelang es ihnen, ihre Fahrzeuge, meist im Wasser watend und sie nach sich ziehend, einige Meilen weit flußabwärts zu bringen, und endlich mußten sie jeden weitern Versuch aufgeben und mit Hülfe ihres alten Packpferdes, das während der Ruhe des Winters wieder zu Kräften gekommen war, ihren Weg nochmals zu Fuße fortsetzen.

Eine strengere Witterung als selbst während des Winters, die sich auf einige Tage eingefunden hatte, verursachte einen kurzen Aufenthalt, am 20 März aber wurde die Reise aufs neue fortgesetzt. Nach Verlauf von zwei Tagen erreichten die Reisenden jene kahle Prairie, deren trauriger, winterlicher Anblick sie im December zur Umkehr vermocht hatte. Sie war jetzt mit dem frischen

Grün des Frühlings bekleidet, und von Schaaren von Wildpret belebt. Noch immer fanden jedoch die Reisenden die Nacht unter freiem Himmel, bei dem dürftigen Feuer von Büffeldung zugebracht, sehr kalt. Einst strich eine Büffelheerde so nahe an ihrem Nachtlager vorüber, daß die Jäger drei erlegten, und zwar größtentheils der Felle wegen, deren sie sich zu Decken für die Nacht zu bedienen gedachten.

Mehr als hundert Meilen wurden auf dieser ungeheuren Prairien zurückgelegt, die sich immer weiter auszudehnen schienen, je rüstiger die Wanderer voranschritten. Kleine Hügel unterbrachen wohl zuweilen den eintönigen Weg, aber kein Baum war zu sehen. Einst wurde ein Rudel von ungefähr 60 wilden Pferden sichtbar, sonst aber belebten nur Büffel die weite Ebene. An den großen Sümpfen, die sich hie und da ausdehnten, gab es wilde Gänse und anderes Wassergeflügel, worunter auch einige Schwäne und eine unendliche Menge von Enten der verschiedensten Art. Der Fluß setzte seinen gekrümmten Lauf gegen Ostnordost fort, blieb aber immer noch zu seicht für die Schifffahrt. Das Land war ringsum nichts als eine unendliche nur vom Horizont begränzte Fläche — gegen Norden ausgenommen, wo eine Kette von Hügeln gleich einem langen Vorgebirge sich ausdehnte. Die ermüdende Einförmigkeit der Prairie begann unsern Reisenden außerordentlich lästig zu werden. Mit innigem Verlangen sahen sie einem Wald oder auch nur einer einzelnen Baumgruppe entgegen und mit Begierde wurde jeder Gegenstand aufgefaßt, der hoffen ließ, daß sie sich dem Ende der traurigen Wildniß näherten. So wurde das Vorkommen einer besondern Grasart freudig begrüßt, welche anzudeuten schien, daß man sich nicht weit mehr vom Gebiet des Missouri befinde, und mit Jubel bemerkte man mehrere Prairiehennen, eine Art Rebhühner, die nur selten weit im Innern gefunden werden. An einigen Stücken des Treibholzes, das man zum Kochen anlas, zeigten sich Spuren einer Axt, was zu vielen Vermuthungen, hinsichtlich der Personen, von denen und über die Zeit, wann dieses Holz gefällt worden seyn mochte, Anlaß gab. Es ging unsern Wanderern wie den Seefahrern, die auf jedes treibende Schilf, und auf jeden Vogel — den Vorboten des nahenden Landes — lauschen.

Gegen Ende des Monats ward die Witterung außerordentlich mild, so daß den schwerbeladenen Reisenden um Mittagszeit oft

warm genug wurde. Am 30 kamen ſie zu drei verlaſſenen Jagdlagern der Pawnees oder Ottoes, um welche herum eine Menge von Büffelſchädeln zerſtreut lagen. Wahrſcheinlich hatten jene Indianer im Herbſt zuvor hier gejagt. Mehrere Tage lang verfolgten unſre Wanderer ihren Weg, auf jedes Zeichen merkend, das ihnen andeuten konnte, wo oder wie weit ſie ſich noch vom Miſſouri entfernt befänden. Alle Fährten von Jagdzügen, die ihnen aufſtießen, waren ſämmtlich nicht aus neuerer Zeit. Das ganze Land ſchien verödet, und die einzigen menſchlichen Weſen, die ihnen aufſtießen, waren drei Weiber der Pawnees in einer Hütte, mitten in einem verödeten Lager. Alle ihre Leute waren gegen Süden auf die Büffeljagd gegangen und hatten dieſe armen Geſchöpfe, die zu krank oder ſchwach waren, als daß ſie hätten folgen können, zurückgelaſſen. Es iſt eine bei den Pawnees und wahrſcheinlich bei allen umherziehenden Stämmen herrſchende Sitte, bei jeder Expedition in ferne Gegenden, die weder langen Aufenthalt noch Hemmniſſe irgend einer Art duldet, die Alten und Kranken mit einem Vorrath von Lebensmitteln zurückzulaſſen. Iſt dieſer aufgezehrt, ſo müſſen ſie verhungern, wenn ihren Leiden nicht etwa früher ſchon von umherziehenden Räubern ein Ende gemacht wird.

Die armen Weiber erwarteten von den Weißen eine gleiche Begegnung, und obſchon ſie von dieſen auf das liebreichſte angeredet und mit Büffelfleiſch beſchenkt wurden, ſo wollte es dennoch nicht gelingen, ſie zu beruhigen, oder irgend eine Auskunft hinſichtlich des Wegs von ihnen zu erhalten.

Die erſte Landmarke, welche unſre Reiſenden in den Stand ſetzte, mit einiger Gewißheit die Gegend zu beſtimmen, wo ſie ſich befanden, war eine ungefähr 70 Meilen lange Inſel, die, wie ſie vermutheten, die „Große Inſel" ſeyn könnte. War dem wirklich ſo, ſo befanden ſie ſich noch 140 Meilen vom Miſſouri. Mit neuem Muth ſetzten ſie daher ihre Reiſe fort, und begegneten nach Verlauf von drei Tagen einem Otto-Indianer, der ihre Vermuthungen beſtätigte. Von demſelben Wilden erhielten ſie jedoch auch eine Nachricht von nicht ſo angenehmer Art; ſeinen Berichten zufolge war Krieg zwiſchen den Vereinigten Staaten und England, der ſchon ein Jahr gedauert hatte, während deſſen unſre Reiſenden ſich ganz außer dem Bereich aller Kunde von der civiliſirten Welt befanden.

Der Otto führte ſie in ſein unweit des Platte-River gelegenes Dorf, wo ſie zu ihrer Freude zwei Weiße, die HH. Dornin und Roi, zwei unlängſt von St. Louis gekommene Handelsleute, trafen, von denen ſie Auskunft über Alles erhielten, was ſich, ſeit ſie in der Wildniß begraben geweſen, zugetragen hatte. Unſre Reiſenden rüſteten ſich jetzt, die traurige Landreiſe aufzugeben und ſich einzuſchiffen. Ein Tauſch wurde mit Hrn. Dornin geſchloſſen, der ſich anheiſchig machte, ſie mit einem Canot und mit Lebensmitteln für die Reiſe zu verſehen, wenn ſie ihm ihren alten wohl geprüften Gefährten — das Pferd von den Schlangenindianern — ablaſſen wollten. Die von Hrn. Dornin gemietheten Indianer bauten demzufolge ein 20 Fuß langes, 4 Fuß breites und 18 Zoll tiefes Canot. Das Gerippe beſtand aus Pfählen und Weidenruthen und der Ueberzug aus mit Sehnen zuſammengenähten Elen- und Büffelfellen. Die Näthe waren mit einer fettigen Erde kalfatert. In dieſem Fahrzeug ſchiffte ſich Hr. Stuart mit ſeinen Leuten ein und fuhr zehn Meilen weit ſtromabwärts, wo gelandet wurde, um die Ruder zu verfertigen, die man in dem indianiſchen Dorfe nicht hatte bekommen können.

Nach einer abermaligen Fahrt von 35 Meilen kamen unſre Abenteurer in die breite Strömung des Miſſouri, von der ſie raſch dahin getragen wurden. Ihr gebrechliches Fahrzeug begann jedoch nach einer Fahrt von ein paar hundert Meilen aus ſeinen Fugen zu weichen; indeß erreichten ſie glücklich ein öbes Winterlager irgend einer Jagdexpedition, wo ſie zwei alte hölzerne Canots fanden, von denen ſie das größte ſich zueigneten, und endlich nach 55 weiter zurückgelegten Meilen, Fort Oſage erreichten. Hier fanden ſie den Lieutenant Brownſon, der Hrn. Hunt und ſeine Leute ſo gaſtlich aufgenommen hatte, noch immer im Commando, und erfreuten ſich einer gleichen freundlichen Aufnahme von dem alten Krieger. Das größte Vergnügen machte den Reiſenden der Genuß des ſo lange entbehrten Brodes. Ihr Aufenthalt im Fort war kurz; bald ſchifften ſie ſich wieder ein, und kamen am 30 April glücklich nach St. Louis, nachdem ſie 10 Monate auf ihrer gefahrvollen Expedition von Aſtoria aus zugebracht hatten. Ihre Ankunft machte Aufſehen in St. Louis, weil man von ihnen die erſte Nachricht von der glücklichen Reiſe des Hrn. Hunt über die

Rocky Mountains, und von der neuen Colonie am Geſtade des ſtillen Oceans erhielt.

## Einundfünfzigſtes Capitel.

Uebereinkunft zwiſchen Aſtor und der ruſſiſchen Pelzhandel-Compagnie. — Krieg zwiſchen den Vereinigten Staaten und England. — Inſtructionen für Capitän Sowle. — Der Lark wird ausgerüſtet. — Nachrichten von der Ankunft Hrn. Stuarts.

Wir müſſen nun nach dieſem Ausflug zu Aſtor und ſeinem Unternehmen zurückkehren. Sein Plan, hinſichtlich der ruſſiſchen Colonien längs der Nordweſtküſte, wurde eifrig verfolgt. Der von ihm nach St. Petersburg geſendete Agent, der in ſeinem Namen, als Präſident der amerikaniſchen Pelzhandel-Compagnie, unterhandeln ſollte, hatte unter Genehmigung der ruſſiſchen Regierung bereits ein vorläufiges Uebereinkommen mit der ruſſiſchen Compagnie getroffen, das im Jahr 1813 von Aſtor ratificirt wurde, und welchem zufolge die beiden Compagnien ſich verpflichteten, weder Eingriffe auf ihre gegenſeitigen Handels- oder Jagdgebiete ſich zu erlauben, noch den Indianern Waffen oder Munition zu liefern. Der americaniſchen Compagnie ſollte das ausſchließliche Recht zuſtehen, die ruſſiſchen Poſten mit ihren Bedürfniſſen zu verſehen, und Pelzwerk zu beſtimmten Preiſen dafür zu empfangen. Auch ſollte ſie, wenn der ruſſiſche Gouverneur es verlangen würde, die Pelzwaaren der ruſſiſchen Compagnie nach Canton führen, ſie dort in Commiſſion verkaufen, und für den Erlös Waaren als Rückfracht nehmen, wie ſie je nach Zeit und Umſtänden vorgeſchrieben werden würden. Dieſer Vertrag ſollte vier Jahre in Kraft beſtehen, und nach deren Verlauf auf eine ähnliche Zeit erneuert werden, wofern nicht unvorhergeſehene Umſtände eine Aenderung nöthig machen würden.

Als weſentlich nutzbringend für die aufblühende Colonie Aſtoria wurde erachtet, der feindſeligen Rivalität von Seite fremder Compagnien in der Nähe von Aſtoria ein Ende zu machen, und dem ungeregelten Handel längs der Küſte einen mächtigen Schlag

zuversetzen. Astor ging deßhalb damit um, eigene, nicht tief im Wasser gehende Küstenfahrzeuge von geringem Tonnengehalt anzuschaffen. Diese, im Hafen von Astoria geschützt, konnten bei gutem Wetter kurze Reisen an der Küste machen, und hatten dadurch, daß sie sich stets an Ort und Stelle befanden, vor andern großen Schiffen, die mit zahlreicher Mannschaft lange Fahrten machen mußten und sich nur zu gewissen Jahrszeiten der Küste nähern konnten, große Vortheile voraus. Astor hoffte auf diese Art seine Colonie zu dem großen Emporium des americanischen Pelzhandels im stillen Ocean und zu einem Kern zu machen, aus dem mit der Zeit ein mächtiger americanischer Staat sich bilden könnte. Leider brach aber, wie bereits bemerkt, ein Krieg zwischen den Vereinigten Staaten und Großbritannien aus, und Astor befand sich dadurch in einer sehr gefährlichen Lage. Der Hafen von New-York wurde aller Wahrscheinlichkeit nach blokirt, und dadurch die jährlich auf den Herbst bestimmte Abfahrt eines Proviantschiffes unmöglich.

In dieser Noth schrieb Astor an den Capitän Sowle, Befehlshaber des Bibers. Das Schreiben wurde nach Canton gerichtet, und dem Capitän darin die Weisung ertheilt, sich nach der Factorei an der Mündung des Columbia zu begeben, und solche Gegenstände mit sich dahin zu nehmen, wie die Colonie sie brauchen könnte. Uebrigens solle er dort bleiben und den Weisungen Hrn. Hunts folgen, wenn nämlich derselbe die Leitung der Colonie bereits angetreten haben würde.

Der Krieg dauerte fort. Noch waren keine Nachrichten von Astoria eingelaufen, denn Hr. Reed hatte, wie wir gesehen haben, seine Depeschen an den Fällen des Columbia verloren, und die Ankunft Hrn. Stuarts war durch den Verlust seiner Pferde verspätet worden. Gleiche peinliche Ungewißheit herrschte hinsichtlich Hrn. Hunt's und seiner Leute. Seit ihrer Abreise aus dem Dorfe der Aricaras hatte man nichts von ihnen vernommen; Lisa, der sich dort von ihnen trennte, sagte ihren Untergang voraus, und mehrere Handelsleute der Nordwestcompagnie hatten wirklich das Gerücht verbreitet, daß sie von den Indianern ermordet worden seyen. Es war daher ein kräftiger Beweis von dem Muth und der Ausdauer eines Privatmannes, jetzt noch, nachdem er bereits so viel aufgewendet, und wo die Gefahr des Verlustes immer augenfälliger wurde, noch eine zweite kostspielige Expedition auszurüsten.

Dennoch beſchloß Aſtor noch ein Schiff nach ſeiner Colonie abzuſenden. Er wählte zu dieſem Zweck einen Schnellſegler, den Lark, der jedoch durch die Zeitumſtände ſo aufgehalten wurde, daß er noch im Februar im Hafen lag.

Während dieſer Zeit erfuhr Aſtor, daß die Nordweſtcompagnie ein Schiff, Namens Iſaak Todd, von 20 Kanonen ausrüſte, um eine Niederlaſſung an der Mündung des Columbia zu begründen; eine Nachricht, die ihn nicht wenig beunruhigte. Ein bedeutender Theil der in ſeinen Dienſten ſtehenden Leute waren Schotten und Canadier, und mehrere von ihnen hatten bereits in Dienſten der Nordweſtcompagnie geſtanden. Befand Hr. Hunt ſich noch nicht in Aſtoria, ſo ſtand die Niederlaſſung unter der Leitung des Hrn. Mac Dougal, von deſſen Treue Capitän Thorn ſehr nachtheilig geſprochen hatte. Zudem konnte die brittiſche Regierung ſich veranlaßt ſehen, eine Kriegsmacht gegen Aſtoria abzuſchicken, wozu ſie überdieß vor einiger Zeit ſchon von der Nordweſtcompagnie aufgefordert worden war.

Unter dieſen Umſtänden ſchrieb Aſtor an den damaligen Staatsſecretär Monroe und verlangte Schutz von der Unionsregierung. Er ſtellte die Wichtigkeit ſeines Unternehmens in commercieller Hinſicht vor, und machte auf den Schutz aufmerkſam, den es americaniſchen Schiffen in jenen Gegenden bieten könne. Alles was er verlangte war, daß die Regierung 40 bis 50 Mann in das Fort von Aſtoria legen möchte, was zu ſeiner Vertheidigung hinreichen würde, bis er ſich im Stande ſehe, Verſtärkungen zu Lande zu abzuſchicken.

Vergebens wartete er auf eine Antwort auf ſein Schreiben, die ohne Zweifel wegen der damals ungewöhnlich ſich häufenden Geſchäfte ausblieb. Im März erhielt der Lark von Aſtor den Befehl, in See zu gehen. Der das Schiff commandirende Officier weigerte ſich, unter ſo gefährlichen Umſtänden dem Verlangen ſeines Patrons zu genügen, und ſo ſah dieſer ſich genöthigt, den Befehl an Hrn. Northrop, den Steuermann, zu übertragen; Hr. Nicolaus G. Ogden, ein Mann von hoher Rechtſchaffenheit und großen Talenten, machte die Fahrt als Supercargo mit. Der Lark ſegelte Anfangs März 1813 ab.

Aſtor ſchrieb bei dieſer Gelegenheit an Hrn. Hunt: „Ich lebe der Hoffnung, daß Sie ſich wohl befinden, und daß ich Sie wiederſehen werde.“ Dann warnte er ihn, gegen etwaigen Ueberfall

von Seite der Nordweſtcompagnie auf ſeiner Hut zu ſeyn, und ſprach ſich unwillig über das unwürdige Benehmen aus, das dieſe Geſellſchaft ſeinen offenen, redlichen Anträgen entgegenſetze. „Wäre ich an Ort und Stelle," fuhr er fort, „und hätte ich die Leitung der Angelegenheiten, ſo würde ich Allem Trotz bieten. So aber beruht alles auf Ihnen und Ihren Freunden. Unſer Unternehmen iſt groß und verdient Erfolg, und ich hoffe, Gott wird uns dieſen verleihen. Hätte ich bloßen Gewinn im Auge, ſo würde ich ſagen, es wäre am beſten, wenn wir retteten was zu retten iſt, und den Platz verließen; allein, da dieß der Fall nicht iſt, ſo gibt der bloße Gedanke an ſolch ein Ende mir einen Stich ins Herz."

Woche auf Woche, Monat auf Monat verſtrich, ohne daß die auf dem Unternehmen laſtende Ungewißheit ſich aufgeklärt hätte. Obſchon ein Mann von entſchloſſenem und nicht ſo leicht zu erſchütterndem Gemüth, begann Aſtor dennoch nach und nach muthlos zu werden, wenn er die Gefahren überſchaute, die er gegen ſeinen Lieblingsplan ſich erheben ſah. So ſaß er eines Abends am Fenſter, an das unglückliche Schickſal des Tonquin und ſeine Mannſchaft denkend, und ein ähnliches für die Abenteurer befürchtend, die den Weg über die Rocky Mountains eingeſchlagen hatten, als man ihm die Zeitungen brachte. Der ihm zuerſt in die Augen fallende Artikel berichtete die Ankunft Hrn. Stuarts und ſeiner Begleiter in St. Louis und enthielt zugleich die Nachricht, daß Hr. Hunt mit ſeinen Leuten glücklich an der Mündung des Columbia eingetroffen ſey. Dieß war der erſte Sonnenſtrahl, der durch die düſtre Wolke der Ungewißheit brach, und mit neuer Hoffnung blickte Aſtor nun der Ausführung aller ſeiner Plane entgegen.

# Zweiundfünfzigſtes Capitel.

Die Ufer des Wallah-Wallah. — Abreiſe David Stuarts nach dem Oakinagan. — Hrn. Clarks Weg nach dem Lewis-River. — Die Nez Percés. — Ihre Sitten und äußere Erſcheinung. — Ein neuer Handelspoſten. — Mac Kenzie und ſeine Expedition. — Reed's Reiſe zu den Caches. — Abenteuer wandernder Jäger und canadiſcher Reiſenden.

Wir kommen jetzt im Verlauf unſrer Erzählung in die Gegenden jenſeits der Gebirge zurück, um die verſchiedenen Abtheilungen auf ihrem Wege zu begleiten, die mit Hrn. Robert Stuart von Aſtoria aufbrachen und die er an den Ufern des Wallah-Wallah zurückließ. Bald nach ſeiner Abreiſe trennten auch ſie ſich, um ihren verſchiedenen Beſtimmungen entgegenzugehen, nachdem ſie vorher noch Abrede genommen, ſich Anfangs Junius des kommenden Jahres mit dem im Innern geſammelten Pelzwerk wieder an den Ufern des Wallah-Wallah zu treffen, um dann vereint die gefährlichen Stellen am Columbia zu paſſiren.

Hr. David Stuart, der Führer einer der Parteien, begab ſich mit ſeinen Leuten nach dem von ihm errichteten Poſten am Oakinagan. Nachdem er dieſen mit den erforderlichen Waaren zum Tauſchhandel und mit Munition verſehen hatte, ging er noch 300 Meilen am Fluß aufwärts, und errichtete in einer für den Handel bequem gelegenen Gegend einen zweiten Poſten.

Hr. Clarke, ein anderer Theilhaber, führte ſeine kleine Abtheilung am Lewisfluſſe hinauf bis zur Mündung eines kleinen von Norden her in denſelben fallenden Stromes, dem die Canadier den Namen Pavion gaben. Hier fanden ſie ein Lager oder Dorf von vierzig Zelten oder Hütten mit Matten bedeckt, und bewohnt von Nez Percés, oder Indianern mit durchbohrten Naſen, wie ſie von den Handelsleuten genannt werden; ſie ſelbſt aber nennen ſich Chipunniſh. Dieſe Indianer ſind ein kühner, arbeitſamer aber dabei diebiſcher Stamm, der ein ſehr precaires Leben führt, während des Sommers und Herbſtes fiſcht und Wurzeln gräbt, im Winter mit Schneeſchuhen an den Füßen Hirſche jagt, und im Frühjahr über die Rocky-Mountains geht, um von den Jägerſtämmen am Miſſouri Büffelfelle einzuhandeln. Auf dieſen Wanderungen werden ſie häufig von den wegelagernden Schwarz-

füßen und andern räuberiſchen Stämmen angegriffen und oft mit Verluſt ihrer Pferde und vieler ihrer Cameraden über die Gebirge zurückgetrieben.

Eine ſo unſeßhafte und precaire Lebensweiſe muß den Menſchen eigennützig machen, und ſo fand denn auch Hr. Clarke die Bewohner dieſes Dorfes, die der gewöhnlichen Gaſtfreiheit der Indianer gänzlich ermangelten, alles nur mit Widerwillen hergaben und durchaus weder Wohlwollen noch Theilnahme blicken ließen. Zur Zeit ſeiner Ankunft fand er ſie eben beſchäftigt, Salme zu fangen und einzuſalzen. Die Männer waren kräftige, gewandte und gut ausſehende Geſtalten, und die Weiber hübſcher als die von den Stämmen näher an der Küſte. Es lag im Plane Hrn. Clarke's, ſeine Boote hier zu laſſen, und ſich zu Lande an den Ort ſeiner Beſtimmung zu begeben, der bei den Indianern am Spokan war, bis wohin er noch eine Entfernung von ungefähr 150 Meilen zu durchwandern hatte. Er verſuchte demnach Pferde zu bekommen, für welche ihm jedoch ſo hohe Preiſe abverlangt wurden, daß ſieben Tage verloren gingen, bis es ihm gelang, die erforderliche Anzahl einzuhandeln. Während dieſer Zeit wurden ihm zu ſeinem großen Verdruß mehrere Gegenſtände geſtohlen, die er durchaus nicht wieder bekommen konnte. Der Häuptling verſprach zwar für deren Herbeiſchaffung zu ſorgen, entſchuldigte ſich aber endlich damit, daß die Diebe einem entfernten Stamme angehörten und ſich bereits aus dem Staube gemacht hätten. Mit dieſer Ausrede mußte ſich Hr. Clarke vor der Hand begnügen, faßte aber gegen den ganzen Stamm mit den durchbohrten Naſen einen heftigen Groll, den er ſpäter Gelegenheit fand, dieſen Indianern auf ausgezeichnete Weiſe fühlen zu laſſen.

Nachdem alle Anſtalten zur Abreiſe getroffen waren, brachte Hr. Clarke ſeine Canots an einem ſichern Ort, am Ufer einer kleinen mit Gebüſch bewachſenen Bai, unter, und übergab ſie der Obhut des Häuptlings der Nez Percés, dem er eine reiche Belohnung verſprach. Dann beſtieg er ſein Pferd, ſtellte ſich an die Spitze der kleinen Karawane, und ſchüttelte vor dem Dorfe dieſer Beutelſchneider den Staub von ſeinen Füßen. Wir wollen ihm auf ſeiner Reiſe, die ihn bald über ſteile Felſen, bald durch Schluchten und Abgründe, und dann wieder über kahle ſonnenverbrannte Ebenen voller Klapperſchlangen führte, und wo er von Hitze und

Durst zu leiden hatte, nicht Schritt vor Schritt folgen, sondern uns begnügen zu sagen, daß er den Ort seiner Bestimmung glücklich erreichte. Die Stelle, wo er seinen Handelsposten errichtete, war eine schöne Landspitze am Zusammenfluß des Pointed-Heart- und Spokan-River. Diese Factorei sollte einen nicht fern davon gelegenen Handelsposten der Nordwestcompagnie hinsichtlich des Handels mit den Indianern am Spokan, so wie mit den Cottonais und den Flachköpfen im Schach halten. Hier wollen wir Hrn. Clarke vor der Hand verlassen.

Hr. Mac Kenzie, der die dritte Abtheilung vom Wallah-Wallah aus führte, fuhr mehrere Tage den südlichen Arm des Columbia aufwärts, von den Eingebornen Camoënum, gewöhnlich aber zu Ehren seines Entdeckers der Lewis-River genannt. Herumziehende Banden von mehrern Stämmen wurden längs diesem Flusse gesehen, die sich nach verschiedenen Richtungen wendeten — denn die Indianer sind sehr unruhigen Geistes, stets auf Kriegs-, Jagd- oder Handelsunternehmungen begriffen. Einige dieser Horden führten große Züge von Pferden mit sich. Nachdem Hr. Mac Kenzie an der Mündung des Shahaptan angekommen war, ging er bis auf eine gewisse Entfernung an diesem Fluß aufwärts, und errichtete seinen Handelsposten an dessen Ufern. Es schien hier eine große Passage für die Stämme in der Nähe der Fälle des Columbia zu seyn, an der sie auf ihren Kriegszügen gegen die Stämme der Rocky Mountains und auf ihren Handelsexpeditionen vorüberkamen. Es war eben die Zeit dieser Wanderungen, und Indianerhorden von verschiedenen fernen Stämmen begegneten den Reisenden.

Hr. Mac Kenzie schickte jetzt einen kleinen Theil seiner Leute unter Anführung des Hrn. Reed ab, um die von Hrn. Hunt am Caldron Linn angelegten Caches aufzusuchen, und deren Inhalt nach seinem Posten zu bringen, da er hinsichtlich seines Bedarfs an Waaren und Munition zum großen Theil auf sie angewiesen war. Noch nicht acht Tage befand sich Hr. Mac Kenzie nach der Trennung von Hrn. Reed auf der Reise, als ihm zwei Indianer vom Stamm der Pallatapalla begegneten, die an einem Flusse gleiches Namens wohnten. Von diesen erhielt er die unwillkommene Nachricht, daß die Caches geplündert worden seyen. Einige ihres Stammes hätten, ihrer Angabe zufolge, im Frühjahr zuvor, die Reise

über die Gebirge gemacht, die ſie vom Schlangenfluß trennten, um Pferde an die Indianer jener Gegend zu verhandeln, für die ſie von denſelben Teppiche und andere Waaren bekommen hätten, die von den Schlangenindianern aus Caches geholt worden wären, zu denen einige weiße Männer ſie geführt, und die ſie dann über die Rocky Mountains begleitet hätten. Dieſe Nachricht war für Hrn. Mac Kenzie höchſt niederſchlagend, doch konnte er wenigſtens an ihrer theilweiſen Wahrheit nicht länger zweifeln, da ihm die Indianer einen engliſchen Sattel und Zaum brachten, die man für das Eigenthum des Hrn. Crooks erkannte. Die Treuloſigkeit der weißen Männer, die das Geheimniß der Caches verrathen hatten, war Allen ein Räthſel, das wir ſogleich erklären wollen, indem wir zugleich Bericht von der Expedition des Hrn. Reed erſtatten.

Dieſer würdige Ire ging mit ſeiner gewöhnlichen Munterkeit an ſeine Miſſion. Seine Reiſen im Jahr zuvor hatten ihm eine ziemliche Kenntniß des Landes verſchafft, und er erreichte den Schlangenfluß ohne große Schwierigkeit. Hier, in einem Lager der Eingebornen, traf er ſechs weiße Männer von der Expedition des Hrn. Hunt, die ſich nach mancherlei Unfällen und Abenteuern glücklich hier zuſammen gefunden hatten. Drei von dieſen Weißen waren Turcotte, la Chapelle und Francis Landry, jene canadiſchen Reiſenden, die, wie man ſich erinnern wird, Hrn. Crooks in der Nähe des Schlangenfluſſes verlaſſen hatten, weil ſie fürchteten, Hungers ſterben zu müſſen, und nach dem Lager der Schlangenindianer zurückgekehrt waren, wo ſie den Reſt des Winters zubrachten.

Im Anfang des Frühjahrs, von Allem entblößt, beſchloſſen ſie, nachdem die Gaſtfreundſchaft der Schlangenindianer lauer zu werden begann, von den in den Caches verborgenen Schätzen Nutzen zu ziehen. Sie entdeckten demnach den Häuptlingen, daß ſie wüßten, wo eine große Menge von Waaren verborgen ſey, welche hinreiche, den ganzen Stamm in Ueberfluß zu verſetzen, und erboten ſich, ſie dahin zu führen, wenn man ſie mit Pferden und Lebensmitteln verſehen wolle. Die Häuptlinge verbürgten ſich mit ihrer Ehre als große Männer und Schlangenindianer für die Erfüllung der Bedingung und wurden nun von den Canadiern an den Caldron Linn geführt. Auf dieſe Weiſe erhielten die Wilden Kenntniß von den Caches, und nicht, wie Hr. Stuart geglaubt hatte, indem ſie den Fährten von Wölfen folgten. Noch nie vielleicht zog ein Schatz-

gräber mit größerer Begier die im Schooß der Erde vergrabenen Schätze eines Geizhalses hervor, als diese Indianer den Inhalt der Caches. Decken und Tücher, messingene Spielereien und blaue Glasperlen wurden jauchzend emporgehalten, und als man an die Streifen von Scharlachtuch kam, erhob sich ein allgemeines Freudengeschrei.

Der aus den Caches gezogene Raub bewirkte eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse dieser Wilden. Sie waren jetzt besser gekleidet und ausgerüstet, als Schlangenindianer noch je gewesen. Die drei Canadier wurden mit Pferden und Waffen versehen und warteten nur auf eine Gelegenheit, um aufbrechen zu können. Diese bot sich bald. Die Indianer beschlossen einen Jagdzug auf die Prairien, um Vorrath an Fleisch zu holen, damit sie im Ueberfluß leben könnten, wie es Männern von so guten Glücksumständen begünstigt gezieme. Die drei Canadier mußten sie begleiten. Alle kamen glücklich über die Rocky Mountains, stiegen bis zu den obern Gewässern des Missouri hinab, und richteten ein großes Blutbad unter den Büffeln an.

Bald war das Lager mit Fleischvorräthen angefüllt, und nun begann ein Wohlleben auf ächt indianische Weise, indem nebenbei eine große Menge Fleisch für den Winter getrocknet wurde. Mitten in diesen angenehmen Beschäftigungen ward aber das Lager von den Schwarzfüßen überfallen, viele von den Schlangenindianern erschlagen und die übrigen nebst den drei Canadiern mußten rein ausgeplündert in die Gebirge flüchten. Sie eilten, ärmer als je, in das alte Lager am Schlangenfluß zurück, glücklich genug mit dem Leben davon gekommen zu seyn. Die Canadier hatten diese Freistatt noch nicht lange wieder erreicht, als sie durch den Anblick eines Unglücksgefährten, ihres Landsmannes Dubreuil erfreut wurden, der Hrn. Crooks, zu großer Erschöpfung wegen, nicht weiter hatte folgen können. Bald darauf fanden sich noch drei andere versprengte Mitglieder der Expedition des Hrn. Hunt ein, nämlich Carson, St. Michel und Pierre Delaunay, die Hr. Hunt im September des vergangenen Jahrs in den Gebirgen zurückgelassen hatte, um Biber zu fangen. Sie waren, wie wir wissen, mit Pferden und Allem wohl versehen worden, was sie bedurften, kamen aber zu Fuße und ganz abgerissen im Lager der Schlangenindianer an. Nachdem sie ihre Jagd geendet, hatten sie im Frühjahr den Weg nach dem

Miſſouri eingeſchlagen, auf dem ſie von einer Bande Krähen überfallen und ausgeplündert wurden. Auf das äußerſte ſich vertheidigend, lagen ſieben ihrer Feinde bereits am Boden als ſie endlich der Uebermacht erliegen mußten. Pierre Detayé war erſchlagen, die übrigen aber ausgeplündert und dann genöthigt worden, den Weg über die Gebirge zurück zu ſuchen, wo ſie mit ihren alten Cameraden zuſammentrafen. Noch muß bemerkt werden, daß Pierre Delaunay, des Cölibats müde, unterwegs eine Indianerin aufgeleſen hatte, die treu bei ihm aushielt.

Die ſieben Abenteurer, die ſich ſo unvermuthet an den Ufern des Schlangenfluſſes zuſammengefunden hatten, trafen eben Vorbereitungen, um nochmals über die Gebirge zu gehen, als einige indianiſche Spione Nachricht von der Annäherung Hrn. Reed's und ſeiner Leute brachten. Kaum hatte dieſer die Erzählung ihrer verſchiedenen Abenteuer angehört, als er ſie Alle unter ſeine Obhut nahm und nach dem Caldron Linn aufbrach, um den Inhalt der drei noch unverletzten Caches abzuholen. Dort traf er Robinſon den Kentuckyer, mit ſeinen beiden Cameraden Rezner und Hoback, die Hr. Stuart dort gelaſſen hatte. Dieſes abenteuerliche Kleeblatt ſtellte höher am Fluß hinauf ſeine Fallen, Robinſon aber war in einem Canot herabgekommen, um Hrn. Reed zu erwarten, und Pferde und andere Bedürfniſſe von ihm in Empfang zu nehmen. Er erzählte dieſem die Geſchichte von der Beraubung ſeiner Partei durch die Arapahays, wich jedoch in dem Hrn. Stuart davon erſtatteten Bericht darin ab, daß er ſagte, Caß ſey in dem Gefechte mit den Arapahays getödtet worden, während er gegen Hrn. Stuart geäußert hatte, Caß habe ſeine Gefährten verlaſſen, und noch dazu ein Pferd mitgenommen. Dieſe Verſchiedenheit in der Ausſage, von der Hr. Reed damals noch keine Kenntniß haben konnte, trug, nebſt andern Umſtänden, mit dazu bei, ſpäter dunkle Vermuthungen über das wahre Schickſal des Caß hervorrufen, die wir jedoch, als der Beſtätigung ermangelnd, nicht wiederholen wollen.

Nachdem Hr. Reed die noch übrigen Waaren aus den Caches genommen hatte, ſtellte er ſich an die Spitze ſeiner durch ſieben Mann und das Weib Delaunay's verſtärkten Expedition, und erreichte wohlbehalten den Poſten des Hrn. Mac Kenzie am Shahaptan.

# Dreiundfünfzigſtes Capitel.

Abreiſe Hrn. Hunts mit dem Biber. — Vorſichtsmaßregeln in Aſtoria. — Eine Brigade geht nach dem Wallamut ab. — Befürchtungen. — Ankunft Mac Kenzie's. — Vorfälle am Shahaptan. — Kriegsnachrichten. — Kleinmuth Mac Dougal's. — Aſtoria ſoll verlaſſen werden. — Abreiſe Mac Kenzie's nach dem Innern. — Abenteuer an den Fällen. — Beſuch bei den Räubern von Wiſh-ram. — Zuſammentreffen mit Mac Taviſh. — Ankunft am Shahaptan. — Geplünderte Caches. — Ankunft Clarke's bei den Nez Perce's. — Der ſilberne Becher. — Eine Execution. — Ankunft der Wintertheilhaber in Aſtoria.

Nach der Abreiſe der verſchiedenen Abtheilungen oder Brigaden, wie ſie von den Pelzhändlern genannt werden, rüſtete ſich der Biber zu einer Fahrt längs der Küſte, und zu einem Beſuch der ruſſiſchen Colonie Neu-Archangel, wohin er Zufuhren verſchiedener Art bringen ſollte. Im Rathe der Theilhaber zu Aſtoria war beſchloſſen worden, daß Hr. Hunt die Reiſe mitmachen ſollte, theils um ſich mit dem Küſtenhandel bekannt zu machen, theils um verſchiedene Verabredungen mit dem Befehlshaber des ruſſiſchen Poſtens zu treffen. Im October ſollte ihn dann der Biber, auf ſeiner Fahrt nach den Sandwichsinſeln und nach Canton, wieder nach Aſtoria zurückbringen.

Der Biber ging im Auguſt unter Segel, und durch ſeinen und den Aufbruch der verſchiedenen Brigaden blieb nur eine kleine Beſatzung in Aſtoria zurück. Kaum hatten dieß einige der benachbarten Indianerſtämme bemerkt, als ſie auch unverſchämter und feindſeliger in ihrem Benehmen gegen die Weißen wurden. Es war gerade die Zeit des großen Fiſchfangs, wo die Stämme von der nördlichen Küſte in die Nähe von Aſtoria zu kommen pflegten; dieſe waren nicht nur eben ſo kriegeriſch als treulos, ſondern auch wegen der Angriffe bekannt, die ſie nicht ſelten auf Handelsfahrzeuge unternahmen. Viele von den Neweetees, dem wilden Stamme, der die Mannſchaft des Tonquin ermordet hatte, befanden ſich unter ihnen.

Auf der Factorei wurden daher alle nur möglichen Vorſichtsmaßregeln getroffen, um ſich gegen einen etwaigen Ueberfall ſicher zu ſtellen. Unſre Coloniſten legten nicht nur Gänge innerhalb der

Palliſaden an, ſondern erhöhten auch die Baſtionen, und Tag und Nacht wurden Schildwachen ausgeſtellt. Zum Glück gaben die Chinooks und andere in der unmittelbaren Nähe der Factorei wohnenden Stämme die friedlichſten Geſinnungen kund, denn der alte Comcomly, der ſie unter ſeiner Botmäßigkeit hielt, war ein ſchlauer Rechenmeiſter. Er wußte die Vortheile welche für ihn daraus entſprangen, die Weißen zu Nachbarn und Verbündeten zu haben, gar ſehr zu ſchätzen, und hatte bereits erfahren, welchen Nutzen er und ſeine Leute davon hatten, wenn ſie als Unterhändler zwiſchen den Coloniſten und den entferntern Stämmen auftraten. Er war daher ein treuer Freund der Aſtorianer geworden, und bildete eine Schutzmauer zwiſchen ihnen und den feindſeligen Stämmen gegen Norden.

Der Sommer des Jahres 1812 ging ohne alle Feindſeligkeit vorüber; die Neweetees und andere der gefürchteten Gäſte endeten ihren Salmenfang in Frieden und kehrten ruhig in die Heimath zurück. Die Bewohner von Aſtoria ſahen ſich mithin von dieſer Seite in Sicherheit; allein bald wurde es nöthig, gegen andere Uebel Vorkehrung zu treffen. Die Zeit des Mangels begann, die im October anfing und bis Ende Januars dauerte. Die Schaluppe wurde daher ausgerüſtet, um eine Fahrt längs der Ufer des Fluſſes zu unternehmen und zu fouragiren. Außerdem erhielt ein Theil der Mannſchaft Befehl, ſich unter Anführung eines der Commis an die Ufer des Wallamut — der Multnomoh von Lewis und Clarke — zu begeben — ein ſchöner Fluß, der ſich ungefähr ſechs Meilen oberhalb Aſtoria in den Columbia ergießt. Das Land in der Nähe desſelben bietet eine ſchöne Abwechslung von Hügeln, Prairien und Waldungen von Eichen, Eſchen, Ahorn und Cedern. In dieſen hausten damals eine Menge Hirſche und Elens, und die Ufer des Fluſſes waren von einer Unzahl von Bibern bewohnt. Hier ſollten die Jäger einen Vorrath von getrocknetem Fleiſch einthun, und dieſes in Canots nach Aſtoria ſenden.

Der October verging, ohne daß der Biber zurückgekehrt wäre. Auch der November, December und Januar verſtrichen, und noch immer wollte das Schiff ſich nicht einfinden. Unſere Coloniſten begannen zu befürchten, daß es auf ſeiner Küſtenfahrt entweder geſcheitert ſeyn oder ein dem Tonquin ähnliches Schickſal gehabt haben könnte. Niemand hing ſolchen Beſorgniſſen mehr nach als

Mac Dougal, dem jetzt die Leitung der Anſtalt oblag. Er zeigte nicht mehr jenes geſchäftige Vertrauen und jene Munterkeit, die ihn ſonſt auszeichneten; der Oberbefehl ſchien allen Reiz für ihn verloren zu haben, er gab ſich dem größten Kleinmuth hin, verwünſchte das ganze Unternehmen, vergrößerte jedes kleine widrige Ereigniß, und prophezeyte nichts als Unheil.

In dieſer mißmuthigen Stimmung wurde er am 16 Januar durch die unverhoffte Ankunft Mac Kenzie's überraſcht, der ſich, erſchöpft von ſeiner langen Winterreiſe von ſeinem Poſten am Shahaptan einfand, und deſſen Geſicht ſchon, ſo zu ſagen, das Titelblatt zu einem ganzen Band von Unglücksfällen zu ſeyn ſchien. Mac Kenzie hatte ſich hinſichtlich des Poſtens in ſeinen Erwartungen gar ſehr getäuſcht. Er war von den Tuſhepaws, einer mächtigen kriegeriſchen und in viele Stämme unter eigenen Häuptlingen getheilten Nation, umgeben, die eine Menge Pferde hielten, ſich aber mit dem Biberfang nicht abgaben und daher auch kein Pelzwerk zu verkaufen hatten. Da Wildpret äußerſt ſelten war, ſo hatte Mac Kenzie ſich faſt ganz auf Pferdefleiſch beſchränkt geſehen, und kaum waren die Indianer dieß inne geworden, ſo ließen ſie es nur zu einem übermäßig hohen Preis ab, wohl wiſſend, daß den Weißen keine andere Wahl blieb, als das theure Fleiſch zu kaufen oder Hungers zu ſterben. Auf dieſe Weiſe waren faſt alle die Artikel, die er bei ſich gehabt hatte, um Biberfelle einzutauſchen, für Pferdefleiſch daraufgegangen. Zwar hatte er ſeine Jäger in der ganzen Gegend umher geſchickt um Fallen zu ſtellen, allein dieſe fanden nirgends mehr Biber als in der Nähe ihrer Station, und ſo begann er denn daran zu denken, ſeinen keinen Nutzen verſprechenden Poſten zu verlaſſen und nach Aſtoria zurückzukehren, um ſich zu einer andern Beſtimmung verwenden zu laſſen. In dieſer Abſicht begab er ſich nach dem Poſten des Hrn. Clarke, um ſich mit dieſem zu berathen. Während die beiden Theilhaber beiſammen waren, fand ſich ein höchſt unerwarteter Beſuch in dem Wigwam Clarke's ein. Es war dieß Hr. John George Mac Taviſh, einer der Theilhaber der Nordweſtcompagnie, der einem in der Nähe errichteten rivaliſirenden Poſten vorſtand. Er war am See Winnipeg geweſen, wo er eine Stafette aus Canada mit der Kriegserklärung nebſt der Proclamation des Präſidenten Madiſon erhalten hatte, die er den HH. Clarke und Mac Kenzie mit dem Bemerken ein-

händigte, daß er von den Posten der Nordwestcompagnie auf der andern Seite der Gebirge frische Zufuhren erhalten habe und nun zu einer kräftigen Opposition gegen die Anstalten der amerikanischen Compagnie gerüstet sey. Seinen kriegerischen Nachrichten setzte er dadurch die Krone auf, daß er den beiden Astorianern ankündigte, daß sich das Kriegsschiff Isaak Todd Anfangs März an der Mündung des Columbia einfinden werde, um den Handel am Fluß an sich zu reißen, und daß er Befehl erhalten habe, sich um die genannte Zeit daselbst einzufinden.

Diese Nachrichten befestigten Mac Kenzie in seinem Entschluß. Sogleich kehrte er nach dem Shahaptan zurück, brach seinen Posten ab, verbarg die noch übrigen Waaren in Caches, und eilte mit seinen Leuten nach Astoria. Auf Mac Dougal machten diese Nachrichten einen so tiefen Eindruck, daß ihn eine Art von Geistesverwirrung zu befallen schien. Er hielt einen Kriegsrath mit Mac Kenzie, dem einige Commis beiwohnten, die aber natürlich keine Stimme dabei hatten. Alle Hoffnung, Astoria ferner behaupten zu können, wurde aufgegeben; der Biber schien ihnen verloren und aus den Vereinigten Staaten war keine Hülfe zu erwarten, da dort wahrscheinlich alle Häfen blokirt wurden. Von Seite Englands mußte man sich auf Feindseligkeiten gefaßt machen, und so ward denn beschlossen, Astoria im nächsten Frühjahr zu verlassen, und über die Rocky Mountains zurückzugehen.

In Folge dieses Beschlusses wurde aller Handel mit den Eingebornen, der um Lebensmittel ausgenommen, abgebrochen, da man bereits mehr Pelzwerk aufgespeichert hatte, als man fortbringen konnte, und der noch übrigen Waaren zur Kleidung und zum Unterhalt der eignen Leute während der Zeit des Aufenthalts und auf der Reise über die Gebirge bedurfte. Die Absicht, Astoria zu verlassen, wurde vor der Mannschaft geheim gehalten, weil diese sonst leicht alle Arbeit hätte aufgeben und unruhig oder ungehorsam werden können.

Mac Kenzie brach mittlerweile nach dem Posten am Shahaptan auf, um die dort in den Caches niedergelegten Waaren abzuholen und für dieselben Lebensmittel und Pferde zur Reise über die Gebirge einzuhandeln. Zugleich wurde er von Mac Dougal mit Depeschen für die HH. Stuart und Clarke versehen, durch die diesen die Nachricht von der beabsichtigten Auswanderung mitgetheilt

und zugleich die Weiſung gegeben ward, ſich bei Zeiten zum Aufbruch zu rüſten.

Mac Kenzie wurde von den beiden Commis John Reed dem Iren und Alfred Seton von New-York begleitet. Sie ſchifften ſich mit ſiebzehn Mann in zwei Canots ein und ſetzten, bis in die verhängnißvolle Nähe der Fälle, ihre Fahrt ohne bemerkenswerthes Ereigniß fort. Sie legten die Landfahrt an den Stromengen und den Fällen Nachmittags bei guter Zeit zurück, und hatten nun einen langen Abend vor ſich. Am jenſeitigen Ufer des Fluſſes lag das Dorf Wiſh-ram, räuberiſchen Andenkens. Dort wohnten die Wilden, die den armen Reed um ſeiner blechernen Capſel voll Depeſchen halber mißhandelt hatten. Man wußte, daß dieſe Büchſe noch vorhanden war, und im Dorf als eine Trophäe aufbewahrt wurde. Mac Kenzie erbot ſich, über den Fluß zu gehen und die Auslieferung des Raubes zu fordern, wenn ihn jemand begleiten wolle. Es war ein höchſt unbeſonnenes Wageſtück und dennoch meldeten ſich zwei Freiwillige, nämlich Alfred Seton und Joe de la Pierre der Koch. Das heldenmüthige Kleeblatt befand ſich bald am jenſeitigen Ufer des Fluſſes. Ans Land geſtiegen, wurden Flinten und Piſtolen in Stand geſetzt, und der ungefähr hundert Schritt weit zwiſchen Felſen ſich fortwindende Pfad nach dem Dorfe eingeſchlagen. Man ſchien von ihrer Ankunft durchaus keine Notiz zu nehmen; kein menſchliches Weſen ließ ſich ſehen, und ſogar die Hunde, die größte Pein in indianiſchen Dörfern, hielten ſich ruhig. Als unſre fahrenden Ritter das Dorf betraten, erſchien ein Knabe, der auf ein Haus von größerm Umfang als die übrigen deutete. Sie gingen darauf zu, hatten aber kaum die Schwelle überſchritten, als der enge Raum hinter ihnen ſich plötzlich mit Indianer anfüllte, die ſich vorher verborgen gehalten hatten.

Mac Kenzie und ſeine Gefährten befanden ſich jetzt in einem Gemach von etwa 25 Fuß Länge und 20 Fuß Breite. An dem einen Ende brannte ein Feuer, in deſſen Nähe der etwa 60 Jahre alte Häuptling ſaß. Eine Menge Indianer, in Mäntel von Büffelfellen gewickelt, kauerten drei Mann hoch im Halbcirkel im Gemach. Ein einziger Blick überzeugte die Abenteurer, in welch' gefährliche Geſellſchaft ſie gerathen waren, und daß die den Ausgang beſetzt haltenden Indianer ihnen den Rückzug verwehren würden. Der Häuptling deutete auf einen der Thüre gegenüber befindlichen Sitz

und lud unſre Helden ein, Platz zu nehmen. Es geſchah, und nun trat eine Todesſtille ein. Die grimmigen Krieger ſaßen unbeweglich gleich Steinbildern; jeder in ſeinen Mantel gewickelt, die zornigen Blicke auf die Fremden gerichtet, denen immer unheimlicher zu werden begann.

„Richtet eure Blicke auf den Häuptling, während ich ihn anrede,“ ſagte Mac Kenzie zu ſeinen Gefährten, „und ſollte er ſeinen Leuten einen Wink geben, ſo ſchießt ihn nieder und eilt nach der Thüre.“ Mac Kenzie trat vor und bot dem Häuptling die Friedenspfeife, die dieſer ausſchlug. Dann hielt er eine Anrede, in welcher er den Zweck ſeines Beſuchs erklärte und ſich erbot, für die geraubte Capſel zwei Decken, eine Axt, einige Glascorallen und Tabak zu geben.

Kaum war die Rede geendet, ſo erhob ſich der Häuptling und ſprach anfangs mit leiſer, aber nach und nach immer lauter und heftiger werdender Stimme. Er warf den weißen Männern vor, daß ſie in ſeiner Nähe auf- und abreisten, ohne ihm auch nur das Geringſte zu geben, und zwar bloß deßhalb, weil er und ſeine Leute kein Pelzwerk hätten. Nachdem er in die größte Hitze gerathen, ſchloß er mit der Drohung, Rache für den bei dem Scharmützel an den Fällen getödteten Indianer zu nehmen.

Die Verhandlung näherte ſich einer Kriſe. Die umherkauernden Wilden lauerten augenſcheinlich nur auf ein Zeichen ihres Anführers, um über ihre Beute herzufallen. Mac Kenzie und ſeine Gefährten nahmen während der Rede des alten Häuptlings nach und nach eine feſte Stellung an und brachten ihre Gewehre unmerklich in eine horizontale Richtung. Die Mündung von Mac Kenzie's Flinte, befand ſich nicht mehr als drei Fuß von der Bruſt des Redners entfernt. Alle drei ſpannten zugleich den Hahn ihrer Gewehre; das Krachen der Schlöſſer machte die dunkeln Wangen des Wilden auf einen Augenblick erbleichen und es trat eine Pauſe ein. Kaltblütig aber raſch ſchritten die Abenteurer der Thüre zu, die Indianer wichen erſchrocken zu beiden Seiten zurück, und geſtatteten ihnen den Ausgang. Die Sonne ging eben unter, als ſie aus der gefährlichen Höhle heraustraten. Auf ihrem Rückweg brauchten ſie die Vorſicht, ſo viel möglich auf dem Rücken der Anhöhen zu gehen, und erreichten ſo ihr Canot und mit dieſem das Lager wieder, höchlich erfreut mit dem Leben davon gekommen zu ſeyn,

und kein Verlangen nach einem zweiten Beſuche bei den grimmigen Kriegern von Wiſh-ram fühlend.

Mac Kenzie und ſeine Leute traten ihre Reiſe am nächſten Morgen wieder an. In einiger Entfernung oberhalb der Fälle kamen ihnen zwei Canots mit Weißen, unter dem Chorgeſang der canadiſchen Reiſenden entgegen. Es war dieß eine Brigade Nordweſters, unter Leitung Mac Taviſh's, die nach der Mündung des Columbia auf dem Wege war, um dort die Ankunft des Iſaak Todd zu erwarten. Mac Kenzie und Mac Taviſh landeten an derſelben Stelle und blieben die Nacht über beiſammen. Die Canadier der beiden Parteien begrüßten ſich als Brüder und alte Cameraden, und machten gemeinſame Sache, als wären ſie durch gleiches Intereſſe vereint und nicht zwei rivaliſirenden Compagnien angehörig. Am Morgen ſetzten beide Parteien ihre Fahrt auf eine ihren Ausſichten entſprechende Weiſe fort — die einen mit Mühe gegen den Strom ankämpfend, die andern fröhlich und leicht von ſeinen Fluthen abwärts getragen.

Mac Kenzie kam glücklich auf ſeinem verlaſſenen Poſten am Shahaptan an, fand aber zu ſeinem Verdruß, daß ſeine Caches von den Indianern entdeckt und geplündert worden waren. Er befand ſich durch dieſen Unfall in keine geringe Verlegenheit verſetzt, denn er hatte auf dieſe Waaren gerechnet, um von den Indianern Pferde dafür einzukaufen. Augenblicklich ſchickte er ſeine Leute nach allen Richtungen aus, um die Diebe wo möglich aufzuſpüren, und fertigte Hrn. Reed nach dem Poſten der HH. Clarke und David Stuart ab, um ihnen die Briefe Mac Dougal's zu überbringen.

Der in jenem Schreiben mitgetheilte Entſchluß, Aſtoria zu verlaſſen, wurde von Clarke und Stuart ſehr getadelt. Beide waren auf ihren Poſten ſehr glücklich geweſen, und hielten es für eben ſo unbeſonnen als unmännlich, ein ſo viel verſprechendes und mit ſo großem Aufwand begonnenes Unternehmen gleich bei der erſten Schwierigkeit zu verlaſſen. Sie machten deßhalb keine Anſtalten das Land zu verlaſſen, ſondern richteten ſich vielmehr darauf ein, ihre neuen, ſo wohl gedeihenden Anlagen zu behaupten.

Die Zeit nahte jetzt heran, wo die Theilhaber auf den Poſten im Innern, der getroffenen Abrede gemäß, ſich auf ihrem Wege nach Aſtoria an der Mündung des Wallah-Wallah mit dem Pelz-

werk einfinden sollten, das sie gesammelt hatten. Hr. Clarke lud demnach seine Ausbeute auf 28 Pferde, ließ einen Commis und vier Mann zu Wahrung des Postens zurück, und machte sich am 25 Mai auf den Weg. Am 30 langte er an der Vereinigung des Pavion und des Lewis-Rivers an, wo er seine Canots der Obhut des alten Häuptlings der Nez Perce's übergeben hatte. Dieser alte Indianer hatte sich seines Auftrags weit besser entledigt, als Hr. Clarke zu hoffen gewagt, und die Canots wurden, noch ziemlich in Ordnung, wieder vorgefunden. Da einige Ausbesserungen nöthig geworden waren, so schlug Hr. Clarke mit seinen Leuten ein Lager dicht am Dorfe auf; ließ aber die Indianer, deren diebische Gewohnheiten er bei seinem frühern Besuch kennen gelernt, scharf im Auge behalten.

Hr. Clarke war ein stattlicher, sehr gut aussehender Mann, der gern einen gewissen Prunk in seinem Aeußern zur Schau zu stellen pflegte. So hatte er unter andern auch einen silbernen Becher, aus dem er mit wohlgefälliger Miene trank, und ihn dann in einen großen Flaschenkeller verschloß, den er auf Reisen stets mit sich führte und in seinem Zelte stehen hatte. Dieser Becher war ursprünglich von Hrn. Astor als ein Geschenk für den unglücklichen Mac Kay bestimmt, der mit dem Tonquin aufflog, und da er erst nach der Abfahrt jenes Hrn. in Astoria eintraf, so blieb er in Clarke's Besitz.

Ein silberner Becher war für einen Nez Percé ein zu lockender Preis. Er lieferte ein Seitenstück zu Reed's glänzender Büchse. Solch' ein Wunder war im Land noch nicht gesehen worden und die Indianer sprachen von nichts Anderm. Sie sahen, mit welcher Sorgfalt der Becher in den Flaschenkeller verschlossen wurde und vermutheten nun, er müsse eine „große Medicin" seyn. Hr. Clarke vergaß einst seinen Schatz des Abends zu verschließen, und am Morgen war die kostbare Reliquie verschwunden. Er gerieth hierüber in eine Wuth, die durch die Erinnerung an alle die frühern Diebereien noch vermehrt wurde und schwur, wofern der Becher nicht schnell zurückerstattet werde, er den Dieb im Entdeckungsfalle hängen lassen würde. Der Tag verging indeß, ohne daß das gestohlene Kleinod sich wieder gefunden hätte. Nachts wurden im Geheim Schildwachen ausgestellt; allein aller Wachsamkeit ungeachtet gelang es einem Indianer dennoch, sich unbemerkt ins Lager

zu ſchleichen, und nur erſt auf dem Rückweg wurde er, mit Beute beladen, gefangen. Mit Tagesanbruch ward der Schuldige verhört und bald überwieſen. Er ſollte für alle begangenen Diebereien, die Entwendung des Bechers mit eingeſchloſſen, büßen, und Clarke ſprach das Todesurtheil über ihn aus.

Ein Galgen von Rudern wurde aufgerichtet, der Häuptling mit ſeinen Leuten fand ſich ein, und der Verbrecher, an Armen und Füßen gebunden, ward hereingebracht. Clarke hielt eine Rede; er erinnerte die Wilden an all' das Gute, das er ihnen bei ſeinem frühern Beſuch erzeigt, und an die vielen Diebereien, die er ungeahndet habe hingehen laſſen. Der Verbrecher ſelbſt ſey von den Weißen ſtets gütig behandelt worden, und habe ſich dennoch wiederholt des Diebſtahls ſchuldig gemacht. Er müſſe deßhalb zur Strafe für ſeine Miſſethaten und Andern zum warnenden Beiſpiel ſterben.

Die Indianer ſammelten ſich um Clarke und baten für den Schuldigen. Sie waren damit zufrieden, daß er ſtreng geſtraft werde, nur ſolle man ihm das Leben ſchenken. Sogar die Gefährten Clarke's hielten das Urtheil für zu ſtreng und riethen ihm, es zu mildern; er blieb jedoch unerbittlich. Nicht als ob er ein von Natur grauſamer Mann geweſen wäre; allein er hatte ſeit ſeinen Knabenjahren im Lande der Indianer unter den Pelzhändlern gelebt und ſchlug das Leben eines Wilden ziemlich wohlfeil an. Zudem war er ein eifriger Anhänger des Einſchüchterungsſyſtems.

Farnham, ein Commis, ein rieſiger Ire, dem eine Piſtole geſtohlen worden war, verwaltete das Amt des Nachrichters. Das Signal ward gegeben und der arme Indianer unter furchtbarem Todeskampf in die Ewigkeit befördert. Die Wilden ſahen dem gräßlichen Schauſpiel zu, verſuchten aber weder Widerſtand noch ließen ſie, als es vorüber war, einige Bewegung blicken. Sie verſchloſſen ihre Gefühle in ihre Bruſt, bis die Zeit zur blutigen Rache gekommen ſeyn würde.

Von der nutzloſen Strenge Clarke's nicht einmal zu reden, ſo war dieſe Handlung außerdem auch höchſt unklug. Hr. Mac Lennan ſollte nebſt drei Mann und den Pferden nach dem Poſten zurückkehren, da man die Ladung auf die Canots gebracht hatte. Sein Weg führte ihn durch einen Theil des von dieſem Stamme bewohnten Landes, und ſo konnte er leicht von den Wilden, die ſämmtlich gute

Reiter waren, verfolgt und als Sühnopfer für den gehenkten Indianer ermordet werden. Mac Lennan war indeß ein entschlossener Mann, der jeder Gefahr trotzte. Er nebst seinen drei Gefährten war Zeuge bei der Hinrichtung gewesen und brach auf, sobald der Indianer sein Leben ausgehaucht hatte. Sie ließen jedoch, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, „dem Gras unter den Hufen ihrer Rosse nicht Zeit zu wachsen," sondern waren sehr froh als sie sich auf ihrem Posten in Sicherheit befanden.

Hr. Clarke schiffte sich nach der Execution ebenfalls ein, und erreichte zeitig am folgenden Tage die Mündung des Wallah-Wallah, wo er die HH. Mac Kenzie und Stuart bereits vorfand. Der Erstere hatte einen Theil der aus den Caches gestohlenen Waaren wieder erhalten. Clarke erzählte ihnen sogleich von der von ihm gehaltenen Execution, und erwartete allgemeine Bewunderung seiner strengen Gerechtigkeit wegen zu ernten, mußte sich aber zu seinem größten Verdruß streng deßhalb tadeln hören, daß er mitten im Lande der Indianer Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben habe.

Die vereinten Brigaden bildeten jetzt ein Geschwader von zwei Booten und sechs Canots, mit denen sie den Fluß hinabfuhren und am 12 Junius mit einem werthvollen Vorrath von Pelzwerk glücklich in Astoria ankamen. Etwa zehn Tage früher war die Brigade, welche am Ufer des Wallamut gelagert hatte, mit vielen Biberfellen eingetroffen. Dieß waren die ersten Früchte des Unternehmens, die allerdings Anlaß zu großen Hoffnungen auf Gewinn geben konnten, wenn das Land nur erst genauer durchforscht und ein regelmäßiger Handel eingerichtet seyn würde.

## Vierundfünfzigſtes Capitel.

Die Theilhaber ſind unzufrieden mit Mac Dougal. — Zweideutiges Benehmen dieſes Mannes. — Die Theilhaber willigen ein, Aſtoria zu verlaſſen. — Anordnungen für das Jahr. — Manifeſt der Theilhaber. — Abreiſe Mac Taviſh's ins Innere.

Die Theilhaber fanden Hrn. Mac Dougal in voller Vorbereitung zu Ausführung ſeines Vorhabens, denn er hatte vor ungefähr neun Tagen ſeine Abſicht, Aſtoria zu verlaſſen, angekündigt, und den 1 Julius zur Abreiſe feſtgeſetzt. Die HH. Stuart und Clarke zeigten ſich ſehr unzufrieden darüber, daß ein ſo übereilter Schritt beſchloſſen worden, ohne ſie zu Rathe zu ziehen, um ſo mehr als es bekannt war, daß ſie bald eintreffen würden.

Mac Dougal's Benehmen war in der That ganz geeignet, Argwohn gegen ſeine Treue einzuflößen. Seine alte Theilnahme für die Nordweſtcompagnie ſchien wieder erwacht. Er hatte Hrn. Mac Taviſh und ſeine Leute mit einer ſehr unberufenen Gaſtfreundſchaft, gleichſam wie Freunde und Verbündete aufgenommen, da es doch bekannt war, daß ſie nur gekommen ſeyen, um die Lage der Dinge in Aſtoria zu erkunden und die Ankunft des feindlichen Schiffes abzuwarten. Hätte er ſie ſich ſelbſt überlaſſen, ſo würden ſie entweder aus Mangel an Lebensmitteln zum Aufbruch genöthigt, oder von den Chinooks vertrieben worden ſeyn, die nur auf ein Zeichen von der Factorei aus lauerten, um die Fremdlinge als Feinde zu behandeln. Mac Dougal hatte ſie dagegen mit Lebensmitteln verſehen und ihnen dadurch, daß er ſie als Freunde behandelt, die Wilden geneigt gemacht.

Da Mac Dougal feſt darauf gerechnet hatte, die Colonie Aſtoria noch im laufenden Jahre aufzuheben, ſo erfüllte ihn die Nachricht, daß Stuart und Clarke unterlaſſen hatten, ſeiner Weiſung zufolge, Pferde und Lebensmittel zur Reiſe über die Gebirge einzukaufen, mit dem größten Verdruß. Es war bereits zu ſpät, um noch die erforderlichen Vorbereitungen zum Uebergang über die Rocky Mountains vor Eintritt des Winters zu treffen und der ganze Plan mußte deßhalb verſchoben werden.

Das Ausbleiben des jährlich verſprochenen Schiffs und die Befürchtungen hinſichtlich des Untergangs des Bibers und Hrn.

Hunts, verfehlten indeß ihre Wirkung auf die HH. Stuart und Clarke keineswegs. Sie begannen nach und nach den kleinmüthigen Vorstellungen Mac Dougal's, den Mac Kenzie kräftigst unterstützte, indem er ihre Lage als eine verzweifelte darstellte, ein williges Ohr zu leihen, und wurden endlich so weit gebracht, daß sie einwilligten, das Land im nächsten Jahre zu verlassen.

Um diese Zeit wendete sich Mac Tavish mit dem Gesuch an die Factorei, ihm einen kleinen Vorrath von Waaren zu überlassen, damit er den Rückweg nach seinem Posten an den obern Gewässern des Columbia antreten könne, da das erwartete Schiff, Isaak Todd, nicht eintreffen wollte. Dieses Ansuchen hatte eine Berathung der Theilhaber zur Folge, bei welcher Mac Dougal darauf antrug, demselben zu willfahren. Ferner schlug er vor, dem Hrn. Mac Tavish den Posten am Spokan, sammt allem Zubehör, gegen eine angemessene Entschädigung abzutreten, da man nicht Waaren genug zur Verfügung habe, um jenen Posten selbst zu versehen und die Mitbewerbung der Nordwestcompagnie im Handel mit den benachbarten Indianern aushalten zu können. Die letztere Angabe hat sich später als falsch erwiesen, denn aus den Inventarien ergab sich, daß der in Astoria lagernde Waarenvorrath zu Versorgung der Posten im Innern dem der Nordwestcompagnie weit überlegen, mithin von deren Concurrenz nichts zu besorgen war. Durch den Einfluß der HH. Mac Dougal und Mac Kenzie ging indeß der gemachte Vorschlag durch, und ward von Mac Tavish mit Begierde angenommen. Die ihm überlassenen Waaren beliefen sich an Werth auf 850 Dollars, die im nächsten Frühjahr in Pferden oder auf andere den Theilhabern genehme Weise bezahlt werden sollten.

Als dieses Uebereinkommen abgeschlossen war, entwarfen die Theilhaber einen Plan für das Jahr, das sie noch im Lande zuzubringen hatten. Ihr Hauptzweck war, sich Lebensmittel und Pferde für die beabsichtigte Reise zu verschaffen, wobei sie doch immer noch so viel Pelzwerk einhandeln wollten, als ihre beschränkten Mittel erlaubten. Demzufolge wurde ausgemacht, daß David Stuart auf seinen Posten am Oakinagan zurückkehren und Hr. Clarke sich unter den Flachköpfen aufhalten sollte. John Reed ward angewiesen, das Land am Schlangenfluß zu besuchen und erhielt den Dolmetscher Peter Dorion und Peter Delaunay als Jäger, und

die canadiſchen Reiſenden Francis Landry, Jean Baptiſt Turcotte, André la Chapelle und Gilles Le Clerc zu Begleitern.

Aſtoria blieb indeß immer der Poſten dem man das Meiſte verdankte, und auf dem mehr oder minder Alles beruhte. Ihn während des nächſten Jahrs ſicher zu ſtellen, war deßhalb ein Gegenſtand reifer Erwägung. Mac Dougal ſollte den Oberbefehl und 40 Mann als Beſatzung behalten, die hinſichtlich ihres Lebensunterhalts größtentheils auf die umwohnenden Wilden angewieſen waren. Dieſe bezeigten ſich zwar vor der Hand noch freundſchaftlich, allein es ſtand ſehr zu fürchten, daß wenn ſie erſt die Verlegenheiten des Poſtens und ſeine Schwäche inne geworden ſeyn würden, ſie ſich leicht zu Feindſeligkeiten veranlaßt finden, oder doch ihre bisherigen Lieferungen an Lebensmitteln einſtellen könnten. Es war daher wichtig, den Platz in dieſer Hinſicht ſo viel möglich unabhängig von den umwohnenden Stämmen zu machen und man beſchloß deßhalb, daß Mac Kenzie mit vier Jägern und noch acht Mann ſich in das wildreiche Land am Wallamut begeben und dort Vorrath an Fleiſch ſammeln ſolle.

Da man eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Commis im Dienſt hatte, ſo wurden drei derſelben, Roß Cox, Roß und Mac Lennan ihrer Verpflichtungen enthoben und traten ſogleich in die Dienſte der Nordweſtcompagnie; wahrſcheinlich froh von einem Unternehmen loszukommen, das ſie als ein ſinkendes Schiff betrachteten.

Nachdem alle dieſe Anordnungen getroffen worden waren, unterzeichneten die vier Theilhaber am 1 Julius ein förmliches Manifeſt, in welchem ſie erklärten, daß ihre Angelegenheiten ſich wegen des Ausbleibens des jährlichen Schiffs, des befürchteten Untergangs des Biber, ihres Mangels an Waaren und wegen Unergiebigkeit des Handels im Innern, der die Koſten nicht decke und die Concurrenz mit der mächtigen Nordweſtcompagnie nicht auszuhalten vermöge, in einem ſehr beunruhigenden Zuſtande befänden. Da nun nach Artikel 16 des Contracts der Compagnie ihnen die Befugniß zuſtände, das Unternehmen vor abgelaufener fünfjähriger Friſt aufzugeben, wenn es ſich als nicht nutzbringend erweiſe, ſo wollten ſie hiermit ihre Abſicht ausgeſprochen haben, dieß am 1 Junius des kommenden Jahres zu thun, wofern nicht in der Zwiſchenzeit die nöthige Unterſtützung von Hrn. Aſtor eintreffen ſollte.

Dieſes Document, von gleichlautenden Privatbriefen begleitet, wurde Hrn. Mac Taviſh zugeſtellt, der am 5 Julius abreiste und ſich anheiſchig machte, dieſe Depeſchen durch die gewöhnliche Winterſtafette, welche von der Nordweſtcompagnie zu Lande abgeſendet wurde, an Hrn. Aſtor zu befördern. Das Manifeſt ward von den HH. Clarke und D. Stuart, deren Erfahrung mit dem entmuthigenden Bericht über den Handel im Innern keineswegs übereinſtimmte, und welche die Hauptſchwierigkeiten als großentheils beſiegt betrachteten, nur ſehr ungern unterzeichnet. Sie wurden indeß von Mac Dougal und Mac Kenzie überſtimmt, denen, da ſie einmal entſchloſſen waren, das Unternehmen aufzugeben, natürlich Alles daran lag, ihr Benehmen in den Augen Aſtors und der Welt ſo viel als möglich zu rechtfertigen.

## Fünfundfünfzigſtes Capitel.

Unruhe Aſtors. — Memorial der Nordweſtcompagnie. — Nachricht von der brittiſchen See-Expedition gegen Aſtoria. — Aſtor ſucht bei der Unionsregierung um Unterſtützung nach. — Die Fregatte Adams wird ausgerüſtet. — Gute Nachrichten von Aſtoria. — Die Ausſichten trüben ſich wieder.

Während Schwierigkeiten und Mißgeſchick die entſtehende Colonie Aſtoria umlagerten, befand ſich der Unternehmer in New-York in großer Unruhe. Der Lark, den er mit Vorräthen nach Aſtoria ausgeſchickt hatte, ſegelte am 6 März 1813 ab. Vierzehn Tage ſpäter erhielt er Nachrichten, die ſeine Befürchtungen hinſichtlich der Feindſeligkeiten von Seite Großbritanniens vollkommen rechtfertigten. Die Nordweſtcompagnie hatte eine zweite Adreſſe an ihre Regierung gerichtet, in welcher ſie Aſtoria als eine americaniſche Colonie ſchilderte, ihre Ausdehnung und die Stärke ihrer Befeſtigungen weit übertrieb und die Befürchtung ausſprach, daß ihr eigener Handel zu Grunde gehen müſſe, wenn die entſtehende Colonie nicht unterdrückt werde.

Auf dieſe Vorſtellungen befahl die brittiſche Regierung, daß die Fregatte Phöbus den Iſaak Todd begleiten ſolle, welcher Letztere

bereit lag, um, mit Mannſchaft und Munition verſehen, zu Begründung einer neuen Factorei auszulaufen. Beide Schiffe ſollten mit einander bis zur Mündung des Columbia ſegeln, das dort befindliche americaniſche Fort zerſtören und auf ſeinen Ruinen die brittiſche Flagge aufpflanzen.

Von dieſen Bewegungen unterrichtet, verlor Aſtor keine Zeit, ſondern richtete ein zweites Schreiben an den Staatsſecretär der Union, in welchem er ihm Alles mittheilte, was er erfahren, und bat, daß die Sache dem Präſidenten vorgelegt werden möchte. Da man von ſeinem frühern Schreiben keine weitere Notiz genommen hatte, ſo begnügte er ſich mit dieſer einfachen Mittheilung, und unterließ jedes weitere Geſuch um Unterſtützung.

Jetzt endlich auf die Gefahr aufmerkſam gemacht, welche der Colonie Aſtoria drohte, und wohl einſehend, wie wichtig es ſey, dieſen erſten Schritt, den der americaniſche Handel an der Küſte des ſtillen Meeres gethan, zu ſchützen, beſchloß die Unionsregierung, die Fregatte Adams, Capitän Crane, zu ihrem Schutz abzuſenden. Kaum war Aſtor von dieſem Entſchluß unterrichtet, als er auch das Schiff Enterprise ausrüſtete, um es in Begleitung des Adams abgehen zu laſſen.

Um die Mitte Junius, als er gerade eifrigſt mit dieſen Zurüſtungen beſchäftigt war, erhielt Aſtor ein Schreiben von Hrn. R. Stuart, aus St. Louis vom 1 Mai, in welchem er ſeine durch öffentliche Blätter bereits bekannt gewordene Rückkunft und das Eintreffen Hrn. Hunts und ſeiner Gefährten zu Aſtoria meldete, und überdieß die befriedigendſten Nachrichten von dem Gedeihen des Unternehmens beifügte.

So groß Aſtors Unruhe hinſichtlich des Gelingens ſeines Lieblingsplanes geweſen, ſo groß war ſeine Freude über dieſe guten Nachrichten. „Ich fühlte mich," ſagte er ſelbſt, „gedrungen, in dankbarem Entzücken auf die Kniee zu fallen."

Zu gleicher Zeit erfuhr er, daß der Biber die Reiſe von New-York nach dem Columbia glücklich zurückgelegt habe, was ihm neue Hoffnung hinſichtlich des Gedeihens der Colonie gab. Der jetzt verſtärkte Poſten, mit einem Americaner an der Spitze und einem Kriegsſchiff zu ſeiner Unterſtützung, ſchien ihm nun außer aller Gefahr, und Aſtor ging mit neuem Muth an die Ausrüſtung ſeines Kauffahrers.

Leider wurde dieser Sonnenblick bald durch finstere Wolken verdüstert. Eben als der Adams die erfoderliche Mannschaft erhalten hatte und beide Schiffe zum Auslaufen bereit waren, trafen Nachrichten vom Commodore Chauncey ein, der am Ontario-See befehligte, und eine Verstärkung an Mannschaft verlangte. Das Begehren war dringend, und so mußte denn die Mannschaft des Adams dorthin geschickt und das Schiff abgetakelt werden.

So hart dieser Schlag war, so wenig ließ Astor sich in seinem Unternehmen entmuthigen. Er beschloß den Enterprise allein abzusenden und ihn auf eigene Gefahr die Fahrt durch den Ocean machen zu lassen. Gerade zu jener Zeit erschien indeß eine brittische Seemacht auf der Höhe des Hook, und der Hafen von New-York war nun wirklich blokirt. Ein Schiff, das unter solchen Umständen hätte auslaufen wollen, wäre sicher verloren gewesen; die Enterprise ward mithin abgetakelt, und Astor mußte sich mit der Hoffnung trösten, daß der Lark Astoria sicher erreichen und die Colonie sich unter Leitung Hrn. Hunts bis zum Frieden behaupten werde.

## Sechsundfünfzigstes Capitel.

Staatsangelegenheiten zu Astoria. — Mac Dougal wirbt um die Hand einer indianischen Prinzessin. — Heirathsgebräuche bei den Chinooks. — Der Einzug der Braut. — Ankunft Hrn. Hunts in Astoria.

Wir haben bisher so viel Düsteres und Unheilvolles zu berichten gehabt, daß es uns wahres Vergnügen macht zu Gegenständen von angenehmerer Natur übergehen, und, kurz gesagt, Bericht von der ersten Vermählung unter den höhern Classen in der entstehenden Colonie Astoria Bericht erstatten können.

Mac Dougal, der ein wahrer Projectenmacher, und ein Mann von großem, aber zuweilen unrecht angebrachtem Ehrgeiz gewesen zu seyn scheint, faßte plötzlich den Gedanken, um die Hand einer eingebornen Prinzessin, der Tochter des einäugigen Potentaten Comcomly, zu werben, der die Fischerstämme der Chinooks beherrschte, und die Factorei mit Stinten und Stören versah.

Einige unsrer Berichte bemühen sich, dieser Neigung einen

sehr romantischen Anstrich zu geben, und führen sie bis zu jener stürmischen Nacht zurück, wo Mac Dougal durch das schlechte Wetter genöthigt wurde Schutz im königlichen Palaste Comcomly's zu suchen. Damals sey sein Herz zuerst von den Reizen der Fischerprinzessin gerührt worden, die sich bemühte den Gast ihres Vaters zu unterhalten. Das Tagebuch von Astoria aber, das unter Mac Dougals Aufsicht geführt wurde, gedenkt dieser Verbindung als einer aus Staatsklugheit geschlossenen. Die Factorei war hinsichtlich der Lebensmittel zum größten Theil von den Chinooks abhängig; diese hatten sich zwar bisher immer noch freundschaftlich gezeigt, allein man mußte fürchten, daß sie ihre Gesinnungen ändern würden, sobald sie Kunde von der Schwäche des Postens und der Absicht der Weißen erhielten das Land zu verlassen. Dieses Bündniß nun sollte Comcomly und den mächtigen Stamm der Chinooks an die Interessen der Astorianer knüpfen. Sey dem indeß wie ihm wolle, denn es bleibt stets eine schwere Aufgabe in die wahre Politik von Gouverneurs und Fürsten einzudringen, kurz Mac Dougal schickte zwei seiner Commis als außerordentliche Gesandte an den einäugigen Häuptling ab, um die Werbung um die Hand seiner Tochter zu eröffnen.

Die Chinooks, obschon kein besonders verfeinertes Volk, gehen beim Abschluß ihrer Heirathsangelegenheiten dennoch auf eine Art zu Werke, die selbst den schlauesten Eheprocuratoren nicht zur Schande gereichen würde. Der Anwerber begibt sich nicht zur Tochter, sondern zum Vater, dem er ein Geschenk zu Füßen legt. Seine Wünsche werden von zwei Freunden vorgetragen, die er als Beistände mit sich nimmt. Finden der Bewerber und seine Geschenke Gunst vor den Augen des Vaters, so trägt dieser die Sache seiner Tochter vor und zieht ihre Neigung zu Rathe. Fällt die Antwort günstig aus, so wird der Antrag genehmigt, und der Liebhaber muß dem Vater weitere Geschenke an Pferden, Canots und andern Dingen von Werth machen, je nach der Schönheit und den Verdiensten der Braut, wobei auf eine Erwiederung gerechnet wird, sobald das junge Paar den eignen Haushalt eröffnet.

Wir hatten öfter schon Gelegenheit der Schlauheit Comcomly's zu gedenken, aber noch nie zeigte sie sich glänzender als bei dieser Gelegenheit. Er war ein großer Freund Mac Dougal's,

und ergötzte sich an dem Gedanken, einen so ausgezeichneten Schwiegersohn zu haben. Eine so gute Gelegenheit, seinen Vortheil zu wahren, bot sich indeß wahrscheinlich nicht zum zweiten Male, und so beschloß er denn den größtmöglichen Nutzen davon zu ziehen. Die Unterhandlungen wurden demnach mit ächt diplomatischer Schlauheit in die Länge gezogen, und Conferenz auf Conferenz mit den beiden Abgesandten gehalten. Comcomly machte ganz überspannte Bedingungen, wobei er die Reize seiner Tochter zum höchsten Preise anschlug, und in der That finden wir sie auch in unsern Nachrichten als einen der flachsten und aristokratischsten Köpfe des ganzen Stammes beschrieben. Endlich gediehen die Unterhandlungen zum Abschluß, und am 20 Julius, gleich nach Mittag, stieß ein Geschwader von Canots mit der königlichen Familie und dem Hofstaat Comcomly's an Bord vom Lande ab.

Der würdige Häuptling stieg in fürstlichem Staate, mit einem blauen Teppich und einem rothen Schurz bekleidet, mit Federn geschmückt und allenthalben bemalt, von einem Zuge halbnackter Krieger und Großwürdenträger begleitet ans Land. Ein Pferd stand für die Prinzessin bereit, das diese hinter einem der Commis sitzend in das Fort trug. Hier wurde sie von dem harrenden Bräutigam empfangen. Ihr bräutlicher Schmuck machte anfangs zwar nicht den angenehmsten Eindruck, da sie sich, den Gebräuchen der Chinooks gemäß, reichlich bemalt und mit Fischthran gesalbt hatte. Mittelst reichlicher Abwaschungen wurde sie indeß bald von allen fremdartigen Farben und Gerüchen befreit, und erschien nun als die reinlichste Prinzessin, deren der etwas schmierige Stamm der Chinooks sich wohl je zu rühmen gehabt hatte.

Von dieser Zeit an fand sich Comcomly täglich im Fort ein und wurde bei den geheimsten Berathungen seines Schwiegersohns zugelassen. Er nahm an Allem, was vorging, großes Interesse, besuchte aber die Werkstätte des Schmieds besonders häufig, und nahm dessen Geschicklichkeit für sich selbst so häufig in Anspruch, daß seiner Bestellungen wegen oft die nöthigsten Arbeiten in der Factorei liegen bleiben mußten.

Der Honigmond der Ehe war kaum verflossen, und Mac Dougal saß eben in Frieden bei seiner jungen Frau, als am 20 August gegen Mittag Gassacop, der Sohn Comcomly's, in großer Bewegung hereinstürzte und die Ankunft eines Schiffs an

der Mündung des Flusses verkündete. Diese Nachricht machte tiefen Eindruck. War es ein Handels- oder Kriegsschiff? ein amerikanisches oder brittisches? der Biber oder der Isaak Todd? Mac Dougal eilte hinaus, warf sich in ein Boot und befahl, ihn eilig nach der Mündung des Hafens zu rudern. Die im Fort Zurückbleibenden schauten in größter Spannung nach der Mündung des Flusses hinaus, um zu erfahren, ob sie einen Freund zu begrüßen oder gegen einen Feind zu fechten haben würden. Endlich sah man das Schiff über die Barre segeln und sich gegen Astoria wenden. Aller Blicke verfolgten seinen Lauf unter tiefem Schweigen, bis man endlich die americanische Flagge erkannte. Nun verbreitete sich allgemeine Freude, und bald donnerten die Kanonen ihren Gruß vom Fort herab.

Das Schiff ging an der andern Seite des Flusses vor Anker und gab den Gruß zurück; das Boot Mac Dougal's legte an und kehrte erst spät am Nachmittag zurück. Unsre Astorianer strengten ihre Augen an, um von weitem schon zu erkunden, wer sich an Bord befinden möge; allein der Abend brach herein, ehe es nahe genug gekommen war, um dieß erkunden zu können. Endlich erreichte es das Ufer und Hr. Hunt stieg ans Land. Er wurde von Allen als ein vom Tode Erstandener begrüßt, und seine Ankunft war die Losung zu Freudenfesten, die denen zur Hochzeitsfeier Mag Dougal's gleichkamen.

Im nächsten Capitel liegt es uns nun ob, von den Ursachen Rechenschaft zu geben, welche die lange Abwesenheit dieses Ehrenmannes herbeiführten die zu so düstern Vermuthungen Anlaß gab.

# Siebenundfünfzigstes Capitel.

Fahrt des Bibers nach Neu-Archangel. — Ein russischer Gouverneur. — Trinkgelage und Handel. — Reise nach Kamtschatka. — Colonie auf St. Paul für den Seehundsfang. — Seesturm. — Hr. Hunt bleibt auf den Sandwichsinseln zurück. — Geschäfte des Bibers in Canton. — Rückkehr Hrn. Hunts nach Astoria.

Man wird sich erinnern, daß der Biber, als er am 4 August 1812 von Astoria absegelte, die Bestimmung hatte, nordwärts längs der Küste nach Sitka oder Neuarchangel sich zu begeben, dort den für die russische Colonie bestimmten Theil seiner Ladung zu löschen und dann nach Astoria zurückzukehren, wo man seiner Ankunft im October entgegensah.

Neu-Archangel liegt im Norfolk-Sund unter 57° 2′ nördlicher Breite und 135° 50′ westlicher Länge. Es war das Hauptquartier der verschiedenen Colonien des russischen Pelzhandels und der gewöhnliche Sammelplatz der americanischen Schiffe, welche längs der Küste Handel trieben. Der Biber kam ohne bemerkenswerthe Vorfälle am 19 August nach Neu-Archangel, wo damals der Graf Baranhoff, der Gouverneur der verschiedenen Colonien, residirte. Baranhoff war ein rauher, gern trinkender, aber gastfreier Altrusse, halb Soldat, halb Kaufmann, und überdieß ein alter Polterer von auffahrendem Gemüth. Hr. Hunt fand den hyperboreischen Veteran in einem Fort auf dem Rücken eines hohen felsigen Vorgebirgs mit hundert großen und kleinen Kanonen bespickt und uneinnehmbar für die mit Artillerie nicht versehenen Indianer. Hier herrschte der alte Gouverneur über sechzig Russen, welche die Besatzung der Handelscolonie bildeten, und über eine bald größere, bald geringere Anzahl von Indianern, von dem Stamme Kadiak, die theils ab- und zu gingen, oder wie Hunde um die Wohnung eines Jägers um das Fort umher lungerten. So freigebig der Gouverneur sich gegen Gäste zeigte, so strenge Disciplin hielt er unter seinen Leuten, von denen sieben Tag und Nacht auf der Wache seyn mußten.

Außer diesen ihm unmittelbar Untergebenen hielt der alte russische Gouverneur auch noch eine große Menge jener unregelmäßigen die Küste zur See befahrenden Handelsleute unter seiner Botmäßigkeit, die ihren Bedarf an Munition von ihm bezogen, und durch die er in gewisser Hinsicht seine Herrschaft über einen

bedeutenden Theil der Nordweſtküſte ausdehnte. Es waren Capitäns von americaniſchen Schiffen, die ſich mit einem ganz eigenen Handel beſchäftigten. Einer derſelben kam z. B. mit faſt ganz leeren Händen nach Neu-Archangel; hier wurde ſein Schiff mit etwa 50 Canots und ungefähr hundert Jägern vom Stamme Kadiak ausgerüſtet, und er außerdem noch mit Lebensmitteln und Allem verſehen, was er zum Fang von See-Ottern an der Küſte von Californien bedurfte, wo die Ruſſen ebenfalls eine Colonie beſitzen. Das Schiff fuhr nun längs der californiſchen Küſte von Ort zu Ort, wo der Capitän die Jäger in ihren Canots ans Land ſetzte und ſie mit nichts als Waſſer verſorgte, es ihnen ſelbſt überlaſſend für ihren Unterhalt zu ſorgen. Hatte er ſo eine Ladung von Otterfellen zuſammengebracht, ſo nahm er ſeine Jäger ſammt ihren Canots wieder an Bord, und kehrte mit ihnen nach Neu-Archangel zurück, wo er die Hälfte der Ausbeute an Pelzwerk als Lohn erhielt.

Ueber dieſe Küſtencapitäns übte der alte Gouverneur, wie bereits erwähnt, eine Art Herrſchaft aus, und zwar von ganz ſonderbarer Art, nämlich eine Tyrannei der Tafel. Sie waren genöthigt mit ihm zu trinken. „Faſt immer", ſagte Hr. Hunt, „gibt es ſolche Gelage, und wer nicht reinen Rum und ſiedenden Punſch ſo ſtark wie Scheidewaſſer mit ihm trinkt, dem thut er Schimpf und Schande an, ſobald er betrunken iſt, was gewöhnlich ſchon bald, nachdem er ſich niedergeſetzt hat, der Fall zu ſeyn pflegt."

Jeder ſeinem Gelübde unverbrüchlich treue „Mäßigkeitscapitän" konnte ſich nur immer einen andern Markt ſuchen, denn bei dem alten Gouverneur in Neuarchangel blühte ihm keine Hoffnung zu Geſchäften. Ein ſolcher Waſſertrinker betrat auch die Schwelle des alten Baranhoff nur äußerſt ſelten. Die Küſtencapitäns wußten ſich um ihres eigenen Intereſſes Willen ſehr gut in ſeine Launen zu ſchicken; ſie tranken, jubelten und ſangen mit ihm, bis einer den andern nicht mehr ſah, und dann gingen die Geſchäfte am beſten.

Kurz vor Hrn. Hunts Ankunft hatte ſich folgender Vorfall ereignet. Ein junger Marine-Officier war vom Kaiſer abgeſchickt worden, um das Commando über eines der Schiffe der Compagnie zu übernehmen. Der Gouverneur lud ihn wie gewöhnlich zu ſeinen Gelagen und trank ihm tüchtig zu. Der junge Mann hielt ſich ſo lange auf der Defenſive, bis der Zorn des alten Grafen in hellen

Flammen aufloderte, und er sich nun genöthigt sah, sich einen tüchtigen Rausch anhängen zu lassen. Je betrunkener beide wurden, um so mehr lärmten sie, und der alte Baranhoff schalt den jungen Officier tüchtig aus, der ihm jedoch nichts schuldig blieb, sondern alle Schmähungen doppelt zurückgab. Hiefür erhielt er, als er nüchtern geworden war, 79 Peitschenhiebe, die ihm mit russischer Pünktlichkeit zugemessen wurden.

So war der alte graue Bär, mit dem Hr. Hunt seine Geschäfte abzumachen hatte. Ob er sich seinen Launen fügte und seinen Handel bei Rum oder siedendem Punsch abschloß, wird in unsern Nachrichten nicht angegeben; es läßt sich indeß aus den allgemeinen Bemerkungen über den zechenden Gewaltigen schließen, daß auch Hr. Hunt den Gebräuchen an seinem Hofe sich bequemte, und mithin auch bei ihren Verhandlungen der Punsch eine Hauptrolle spielte.

Den größten Verdruß aber verursachten Hrn. Hunt die Verzögerungen, welche seine Geschäfte erfuhren. Bei aller seiner Liebe zur Flasche benebelte sich der Hr. Gouverneur doch nie so sehr, daß er sein Interesse aus dem Auge verloren hätte; er war vielmehr, wie Hr. Hunt versichert, so verschlagen und so voller Ränke, als wenn er ein Wassertrinker gewesen wäre. Die Unterhandlungen zogen sich gewaltig in die Länge, so daß der Monat October herbeikam, ehe noch der Handel völlig geschlossen war. Was den Verzug noch mehr vergrößerte, war, daß Hr. Hunt in Seehundsfellen bezahlt werden sollte, von denen sich gerade kein Vorrath im Fort des alten Baranhoff befand. Hr. Hunt mußte sich daher nach der Insel St. Paul in der See von Kamtschatka begeben, wo die russische Compagnie ihren Seehundsfang hatte. Er ging demzufolge am 4 Oct. unter Segel, nachdem er 45 Tage in Neu-Archangel zugebracht, und war noch herzlich froh, endlich den Klauen des alten See-Ungethüms zu entkommen.

Der Biber traf am 31 Oct. zu St. Paul ein, also gerade zu der Zeit, wo er, der getroffenen Abrede gemäß, wieder in Astoria hätte seyn sollen. Die Insel St. Paul liegt unter 57° nördlicher Breite und 170° oder 171° westlicher Länge. Ihre Küsten sind an gewissen Stellen und zu gewissen Jahrszeiten mit Seehunden bedeckt, während noch eine Menge dieser Thiere sich im Wasser aufhält. Von diesen fangen die Russen nur die jungen, sieben bis zehn Monate alten, und wählen von denselben wieder nur die Männchen aus, damit der Nach-

wuchs nicht vermindert werde. Die Insulaner tödten indeß auch von den alten so viele, als sie zu ihrer Nahrung an Fleisch und an Fellen zum Ueberzug für ihre Canots brauchen. Sie treiben sie vom Ufer aus über die Felsen, bis in geringe Entfernung von ihren Wohnungen, wo sie sie erlegen. Auf diese Weise ersparen sie sich die Mühe, das Fleisch und die Felle weit tragen zu müssen. Den Speck nebst dem Treibholz das sie auffischen, verwenden sie zur Feuerung, denn die Insel ist ganz von Bäumen entblößt, und das Fleisch nebst dem der Seelöwen, die sie gelegentlich erlegen, in Thran aufbewahrt, Enten, die Eier der Seevögel und wilde Wurzeln machen ihre Nahrung aus.

Hr. Hunt fand sieben Russen auf der Insel nebst hundert Jägern, Eingeborne von Unalaska, mit ihren Familien. Sie wohnten in Hütten, die fast wie Canots aussahen; das Sparrenwerk bestand meist aus den Kinnbacken von Wallfischen und darüber gelegten Stücken Treibholz, und das Ganze war mit langem Gras, Erde und den Fellen großer Seethiere bedeckt. Diese Hütten waren so ziemlich bequem, hauchten aber im Innern einen so starken Fischgeruch aus, daß man sich, wie Jonas, im Bauch eines Wallfisches zu befinden meinte.

In einer dieser starkriechenden Wohnungen nahm Hr. Hunt sein Absteigequartier, um die Ladung des Schiffs so viel möglich zu beschleunigen, die indeß immer noch langsam genug vorranging, weil jeder Ballen Felle genau untersucht werden mußte, um etwaigen Betrug zu verhüten. Eines Nachts, als Hr. Hunt sich mit einigen Leuten des Bibers am Lande befand, erhob sich ein furchtbarer Sturm, und als der Tag anbrach, war das in geringer Entfernung vom Ufer vor Anker gelegene Schiff verschwunden. In der ängstlichsten Spannung wartete Hr. Hunt bis zum Einbruch der Nacht, aber vergebens. Tag auf Tag verging, ein stürmisches Winterwetter stellte sich ein, ohne daß etwas Anderes zu sehen gewesen wäre, als eine tobende See und ein düstrer Himmel.

Am 13 November kam endlich der Biber wieder zum Vorschein, aber durch den heftigen Sturm bedeutend beschädigt an seinem Segel- und Takelwerk. Hr. Hunt ließ ungesäumt den Rest seiner Ladung einnehmen, und stach dann, seiner Wallfischwohnung und den Seehundsjägern Lebewohl sagend, nochmals in See. Er steuerte gerade auf Astoria los, und gut wäre es für diese Colonie

und die Interessen Astors gewesen, hätte er seine Fahrt rasch verfolgt. Allein leider war der Biber, wie bereits erwähnt, stark beschädigt worden, und es erhob sich nun die Frage, ob das Schiff die Stürme werde aushalten können, die um diese Jahrszeit an der Mündung des Columbia zu herrschen pflegten, und ob man nicht Gefahr laufe, die werthvolle Ladung, die es an Bord hatte, bei der Fahrt über die Barre zu verlieren. Diese Zweifel wurden wahrscheinlich von dem Capitän Sowle erhoben, der, wie wir bereits gesehen haben, ein übertrieben vorsichtiger, oder vielmehr furchtsamer Seemann war. Allerdings mochten diese Befürchtungen auch auf Hrn. Hunt einigen Eindruck machen, indeß bestimmten ihn hauptsächlich Betrachtungen anderer Art zu einer Aenderung seines Entschlusses. Die Jahrszeit war bereits bedeutend vorgerückt, und die Verzögerungen zu Neu-Archangel, so wie die unvorhergesehene Fahrt nach St. Paul hatten die ganze Zeitberechnung so wesentlich verändert, daß man fürchten mußte, zu spät nach Canton zu kommen, und dort nicht nur hinsichtlich des Verkaufs der Pelzwerke, sondern auch in Betreff des Einkaufs der Rückladung schlechte Geschäfte zu machen. Hr. Hunt hielt es daher dem Interesse der Compagnie angemessener, wenn er gerade nach den Sandwichsinseln steuere, dort die Ankunft des jährlich von New-York abgehenden Schiffs erwarte, in diesem nach Astoria überfahre und den Biber seine Reise nach Canton fortsetzen lasse. Hiezu kam noch die von Astor selbst dem Biber vorgeschriebene Reiseroute, und die Möglichkeit, daß seine — Hunts — Gegenwart zu Astoria nöthig seyn möchte, nebst der Ueberzeugung, daß in der Colonie bereits ein bedeutender Vorrath an Pelzwerk aufgespeichert liegen müsse, der auf die Rückkehr des Bibers warte, um auf den Markt geführt zu werden.

Diese Betrachtungen beunruhigten den wackern Hunt nicht wenig, denn er war ein gewissenhafter, durchaus ehrenwerther Mann, dem die Erfüllung seiner Pflichten und das Interesse seines Patrons vor Allem am Herzen lag. Leider erwies sich der Entschluß, den er in dieser Klemme faßte, als unheilvoll. Man steuerte den Sandwichsinseln zu, erreichte Woahoo, wo das Schiff ausgebessert wurde, und stach am 1 Jan. 1813 wieder in See, während Hr. Hunt auf der Insel zurückblieb.

Wir wollen den Biber nach Canton begleiten, weil sein Schicksal deutlich zeigt, wie schlimm es ist, wenn Befehlshaber

von Schiffen gegen ihre Instruction handeln, und weil hieraus ein großer Theil des Mißgeschicks entsprang, welches die große Handelsunternehmung, über die wir zu berichten unternommen haben, scheitern machte. Der Biber kam glücklich nach Canton, wo Capitän Sowle das Schreiben Astors vorfand, in welchem er ihm die Nachricht von dem Ausbruch des Kriegs mittheilte, und ihm auftrug, sie nach Astoria zu überbringen. Der Capitän antwortete sogleich ablehnend, entweder aus Furcht oder aus Eigensinn, und schrieb, er wolle den Frieden in Canton abwarten und dann nach Hause zurückkehren. Die übrigen Schritte dieses Mannes waren eben so zweckwidrig und unglücklich. Für die zu St. Paul an Bord genommene Ladung bot man ihm 150,000 Dollars. Die Waaren, für die man sie eingetauscht, hatten nur 25,000 Dollars in New-York gekostet; hätte der Capitän also das Anerbieten angenommen und das Geld in Nankins angelegt, die damals wegen des Kriegs bis auf zwei Drittheile ihres gewöhnlichen Preises gefallen waren, so würde er einen Werth von 300,000 Dollars mit nach New-York zurückgebracht haben. Zwar würde der Krieg die Heimfahrt jedenfalls unsicher gemacht haben, allein er durfte ja seine Waaren nur bis zum Frieden in Astoria liegen lassen und leer nach Astoria zurücksegeln, und den Theilhabern die Nachricht von dem gemachten großen Gewinn und dem noch zu erwartenden überbringen. Der Bericht eines so günstigen Erfolgs würde den düstern Befürchtungen wegen des Kriegs ein Ende gemacht und Alle mit neuem Muthe belebt haben. Capitän Sowle wies aber dieses vortheilhafte Gebot zurück, und spannte die Saiten immer höher, bis endlich das Pelzwerk im Preise zu fallen begann. Dieß vermehrte seine Unentschlossenheit so sehr, daß er endlich gar nichts verkaufte, sondern auf Astors Rechnung Geld zu 8 Procent aufnahm, und sein Schiff bis zum Frieden abtakelte.

Hr. Hunt fand inzwischen Ursache den von ihm gefaßten Entschluß hinsichtlich der Aenderung der Bestimmung des Schiffes zu bereuen. Sein Aufenthalt auf den Sandwichsinseln verzögerte sich über alle Erwartung. Vergebens sah er im Frühjahr dem erwarteten Schiff entgegen; Monat auf Monat verstrich, ohne daß es sich eingefunden hätte, und so erfuhr auch er, wie gefährlich es ist, sich von seinen Instructionen zu entfernen. Wäre er von St. Paul gerade nach Astoria zurückgekehrt, so hätte er den übrigen

Theilhabern alle die entmuthigenden Befürchtungen hinſichtlich ſeines Schickſals und des Gelingens des Unternehmens erſpart. Der Biber hätte die in Aſtoria lagernden Vorräthe an Pelzwerk einnehmen und ſie nach Canton bringen können, und ſtatt des großen Verluſts wäre ein reicher Gewinn der lohnende Erfolg geweſen. Den größten Fehler beging indeß immer der Capitän Sowle.

Am 20 Junius brachte endlich das Schiff Albatroß, Capitän Smith, von China kommend, die erſte Nachricht von dem ausgebrochenen Kriege nach den Sandwichsinſeln, und nun konnte Hr. Hunt ſich freilich das Ausbleiben des erwarteten Schiffs erklären. Sein erſter Gedanke richtete ſich nach Aſtoria, deſſen Bewohnern es an Lebensmitteln fehlen konnte; er miethete daher den Albatroß für die Summe von 2000 Dollars, um ihn mit einigen Vorräthen nach der Mündung des Columbia überzuführen, wo er, wie wir geſehen, am 20 Auguſt nach einer Seefahrt von einem ganzen Jahre ankam, die recht gut ein Capitel zur Geſchichte Sindbad's des Weitgereiſten, in Tauſend und Einer Nacht, hätte liefern können.

## Achtundfünfzigſtes Capitel.

Uebereinkunft zwiſchen den Theilhabern. — Hr. Hunt ſegelt mit dem Albatroß ab. — Ankunft auf den Marqueſas. — Nachricht von der Fregatte Phöbus. — Hr. Hunt begibt ſich nach den Sandwichsinſeln. — Reiſe des Lark. — Sein Schiffbruch. — Benehmen Tamaahmaah's.

Hr. Hunt wollte kaum ſeinen Ohren trauen, als er den Entſchluß der Theilhaber, Aſtoria zu verlaſſen, vernahm. Er fand indeß bald, daß die Sachen ſchon zu weit gediehen und ſeine Collegen zu feſt entſchloſſen waren, als daß er ſich von einer Einrede Wirkung hätte verſprechen können. Zudem ſtimmten ſeine eigenen Erfahrungen von dem Handel im Innern des Landes nur zu ſehr mit dem an Aſtor erſtatteten entmuthigenden Bericht und den darin aufgeſtellten Anſichten über die Angelegenheiten der Compagnie überein. Die Intereſſen Aſtors lagen ihm innig am Herzen, und da er keinen Begriff von den großartigen Planen dieſes Mannes und von ſeiner Gewohnheit hatte, mit großen Capitalien zu operiren, war er

gleich Anfangs vor den ungeheuren Ausgaben erſchrocken und durch die ſpäter erfahrne Einbuße entmuthiget worden. Nach und nach wußte man ihn dahin zu bringen, daß er dem von ſeinen Collegen gethanen Schritten, als den den Umſtänden angemeſſenſten beitrat, und nun war ſeine ganze Sorgfalt darauf gerichtet, Aſtors Geſchäfte mit ſo wenig Verluſt als möglich abzuſchließen.

In der Factorei lag ein großer Vorrath werthvollen Pelzwerks aufgeſpeichert, der zu Markte gebracht werden mußte. Ferner befanden ſich 25 Sandwichsinſulaner im Dienſt der Compagnie, die man kraft eingegangenen Vertrags in ihre Heimath zurückbringen mußte. Zu Erreichung dieſer Zwecke war ein Schiff erforderlich. Der Albatroß hatte ſeine Beſtimmung nach den Marqueſas und dann nach den Sandwichsinſeln. Es wurde daher beſchloſſen, daß Hr. Hunt mit dieſem Fahrzeug abgehen, ein Schiff aufſuchen, und wo möglich bis 1 Januar mit demſelben und einer Zufuhr an Lebensmitteln zurückkehren ſollte. Würde indeß ſeine Rückkehr durch irgend einen Zufall verhindert, ſo ſollte mit Hrn. Mac Taviſh das Uebereinkommen getroffen werden, daß er jene Leute der americaniſchen Compagnie, die ſich dieß gefallen laſſen wollten, in die Dienſte der Nordweſtcompagnie nehme, und ſich verbindlich mache, ihnen den ſchuldigen Lohn zu bezahlen, wofür er eine Entſchädigung an Waaren aus den Vorräthen zu Aſtoria zu beziehen haben würde. Um die Beendigung des Geſchäfts zu beſchleunigen, ſchlug Mac Dougal vor, daß im Fall Hr. Hunt nicht zurückkehre, der ganze Abſchluß der Unterhandlung mit Hrn. Mac Taviſh ihm überlaſſen bleibe. Dieß ward genehmigt, da man es wohl für möglich, aber nicht für wahrſcheinlich hielt zu einer ſolchen Maßregel ſchreiten zu müſſen. Zu bemerken iſt, daß gleich bei der erſten Ankündigung Mac Dougal's, die Colonie verlaſſen zu wollen, drei der Commis, brittiſche Unterthanen, mit ſeiner Erlaubniß in die Dienſte der Nordweſtcompagnie traten und mit Mac Taviſh abreiſten.

Nachdem alle dieſe Angelegenheiten abgemacht worden waren, ging Hr. Hunt nach einem ſechstägigen Aufenthalt in Aſtoria am 26 Auguſt auf dem Albatroß unter Segel und erreichte ohne Unfall die Marqueſas. Noch nicht lange war er dort, als Commodore Porter auf der Fregatte Eſſex mit einer Anzahl engliſcher Wallfiſchfänger eintraf, die er auf einem Kreuzzug im ſtillen Meere gecapert hatte. Von dieſem erhielt Hr. Hunt die beunruhigende Nach-

richt, daß die brittiſche Fregatte Phöbus nebſt einem Transportſchiff mit Belagerungsgeſchütz an Bord zu Rio-Janeiro eingetroffen, dort die Kriegsſloops Cherub und Racoon mit ſich genommen habe, und in ihrer Begleitung am 6 Julius nach dem ſtillen Meere, und zwar, wie man vermuthe, nach der Mündung des Columbia abgeſegelt ſey.

Dem unglücklichen Aſtoria war mithin der Untergang geſchworen, und Hr. Hunt befand ſich bei dieſer Nachricht in größerer Unruhe als jemals. Er war ſo ſehr beſorgt geweſen, Aſtors Eigenthum mit ſo wenig Verluſt als nur immer möglich zu retten, und nun befand ſich Alles in Gefahr mit Einemmale verloren zu gehen. Ein Schiff zu miethen, um die aufgeſpeicherten Vorräthe abzuholen, war jetzt, wo ſich bereits ein brittiſches Geſchwader nach der Mündung des Fluſſes auf dem Wege befand, rein unmöglich. Er wendete ſich daher an den Commodore Porter und erbot ſich, einen der gecaperten Wallfiſchfänger zu kaufen. Der Commodore forderte 25,000 Dollars dafür, ein ſo übertriebener Preis, daß kein Kauf zu Stand kommen konnte. Hr. Hunt bat jetzt den Commodore, wenigſtens eine der Priſen auszurüſten, und die Waaren nebſt der Mannſchaft von Aſtoria abholen zu laſſen, was Porter jedoch unter dem Vorwand ablehnte, daß er dazu nicht ermächtigt ſey. Er gab Hrn. Hunt indeß die Verſicherung, daß er ſuchen wolle mit dem Feind zuſammenzutreffen, oder daß er ihm, ſobald er nur erſt Gewißheit habe, daß er nach dem Columbia geſegelt ſey, dorthin entweder folgen oder vorauseilen werde.

In dieſem qualvollen Zuſtand der Ungewißheit blieb Hr. Hunt bis zum 23 November auf den Marqueſas, wo er mit dem Albatroß nach den Sandwichsinſeln abſegelte. Noch immer nährte er die geheime Hoffnung, daß Aſtor, des Krieges ungeachtet, das jährliche Schiff abgeſendet haben, und dieſes bei jenen Inſeln anlegen und ihn von da mit nach dem Columbia nehmen werde. In dieſer Hoffnung hatte er ſich nun allerdings nicht getäuſcht, und wir müſſen daher abermals einen Rückſchritt machen, um die Urſachen zu berichten, welche jenes mit Vorräthen aller Art befrachtete Schiff hinderten, den Ort ſeiner Beſtimmung zu erreichen. Seine Fahrt bildet ein neues Capitel von Unfällen in dieſer ereignißvollen Geſchichte.

Der Lark lichtete am 6 März 1813 zu New-York die An-

ker, und setzte seine Reise bis auf einige Grade von den Sandwichsinseln glücklich fort. Hier erhob sich aber ein Sturm, der mit immer furchtbarerer Heftigkeit tobte. Der Lark war ein starkes Schiff, das lange gegen die Wogen kämpfte, allein unglücklicherweise gerieth es gegen den Wind, das Steuerruder brach, und es war nun unmöglich, das Schiff ferner zu regieren. Es ward Befehl gegeben, die Masten zu kappen, und in der Verwirrung wurden die Boote vom Wasser fortgerissen. Das Schiff war bald nichts als ein bloßer mit Wasser gefüllter Rumpf, über dem die Wogen zusammenschlugen. Einer der Matrosen war ertrunken. Die Mannschaft hatte furchtbar zu leiden, da sie sich fast im Wasser befand; die einzige trockene Stelle auf dem Wrack war der Bugspriet, wo sich die Matrosen wechselsweise auf eine halbe Stunde festbanden, um eines kurzen Schlafes zu genießen.

Am 14 wurde der erste Steuermann von den Wellen fortgespült, und am 17 hatten zwei fast ganz erschöpfte Matrosen dasselbe Schicksal. Die nächste Woge warf die Cadaver wieder auf das Verdeck, wo sie liegen blieben. Hr. Ogden, der Supercargo, der sich am Bugspriet befand, rief den den Leichnamen zunächst Stehenden zu, sie an das Wrack festzubinden, als die letzte schreckliche Nahrung, wenn es zum Aeußersten kommen sollte.

Am 17 legte sich der Sturm nach und nach, und die See wurde ruhig. Die Matrosen krochen auf das Verdeck, und suchten so viel möglich Ordnung herzustellen. Noch immer waren Hunger und Durst ihre größten Qualen; da sich indeß ein Sandwichsinsulaner an Bord befand, der ein trefflicher Schwimmer war, so tauchte dieser bis in die Cajüte unter, aus der er einige Bouteillen Wein und Porter mit emporbrachte, und endlich gelang es ihm sogar, bis in den Schiffsraum hinabzukommen, von wo er ein Fäßchen Wein heraufholte. Eben so ward man etwas geräucherten Schweinefleisches habhaft, von dem kleine Rationen vertheilt wurden. Die Schreckniße einer solchen Lage wurden durch den Anblick ganzer Schaaren von Haifischen noch vermehrt, die das Wrack umschwärmten, gleichsam als ob sie auf Beute lauerten.

Am 25 erblickten unsre bedrängten Seefahrer endlich das so heiß ersehnte Land. Es war indeß noch gegen 15 Meilen entfernt, und drei Tage lang trieben sie noch umher, das rettende Ufer im Gesicht. Am 28 entdeckten sie zu ihrer größten Freude ein Canot

mit Eingebornen, die bei ihnen anlegten, und einen höchst willkommenen Vorrath von Pataten brachten. Von diesen Insulanern erfuhren sie, daß das vor ihnen liegende Land eine der Sandwichsinseln sey. Der zweite Steuermann und einer der Matrosen gingen mit dem Canot ans Ufer, um Wasser und Lebensmittel zu holen, und zugleich die Eingebornen zum Beistand aufzubieten, um das Wrack in den Hafen zu bugsiren. Die Abgegangenen kehrten indeß weder zurück, noch wurde Hülfe vom Lande her sichtbar. Am folgenden Tage kamen zehn oder zwölf Canots an das Wrack heran, umschwammen es aber, gleich Haifischen, ohne Miene zu machen, es bugsiren zu wollen.

Die Wogen schlugen noch immer heftig über das Schiff herein, so daß man nicht wagen durfte, sich ohne fest gebunden zu seyn, am Steuerruder aufzuhalten. Die Mannschaft war jetzt durch Hunger und Durst so erschöpft, daß der Capitän die Unmöglichkeit einsah, dem Brechen der Wogen widerstehen zu können, wenn das Schiff auf den Grund aufstoßen sollte. Die einzige Aussicht, das Leben zu erhalten, war, wenn man in den Canots dem Lande zu fuhr, und sich dort bereit hielt, das Wrack zu empfangen und in Sicherheit zu bringen, wenn es auf den Strand trieb. Alle kamen glücklich ans Ufer, waren aber kaum ausgestiegen, als sie auch von den Eingebornen nackend ausgezogen wurden. Der Name dieser ungastlichen Insel war Tahoorowa.

Während der Nacht trieb das Wrack auf den Strand, wo es von der Brandung umtobt und immer mehr zertrümmert wurde. Die Eingebornen rissen die Planken los, um sich der eisernen Klammern zu bemächtigen, und ließen die Mannschaft durchaus nicht an Bord. Da es dieser an Allem fehlte, so machte sich Hr. Ogden nach der Insel Owyhee auf den Weg, um dort bei dem König um Hülfe für seine unglücklichen Gefährten nachzusuchen. Der erlauchte Tamaahmaah war, wie wir früher schon gesehen haben, ein alter Fuchs, der bei dieser Gelegenheit das Strandrecht für sich in Anspruch nahm. Seine Verhandlungen mit Mac Dougal und den übrigen „Eris der großen americanischen Pelzhandelscompagnie" hatten hier durchaus keinen Einfluß, und hinderten ihn nicht, von dem Unglück der armen Schiffbrüchigen Nutzen zu ziehen. Er willigte ein, sie während ihres Aufenthalts auf seinem Gebiet mit Lebensmitteln zu versehen und ihnen ihre Kleidung zu-

rückzugeben, verlangte aber, daß das Wrack als ein vom Zufall an ſeine Küſte geworfenes herrenloſes Gut ihm überlaſſen werde. Hr. Ogden mußte ſich nothgedrungen dieſen Bedingungen fügen, und nun ſchickte Tamaahmaah ſeinen Liebling, den Gouverneur John Young, mit einer Abtheilung ſeiner Garde ab, um von dem Wrack im Namen der Krone Beſitz zu nehmen. Dieß geſchah und Alles würde nun nach Owyhee geſchafft. Der König ſcheint ſich indeß gegen die armen Schiffbrüchigen nichts weniger als freigebig bewieſen zu haben, denn die Rationen, welche ſie erhielten, waren nicht nur ſehr ſchmal, ſondern er verweigerte ihnen ſogar den Gebrauch des aus dem Wrack geretteten Kochgeſchirrs und der Meſſer und Gabeln.

Dieß war das unglückliche Schickſal des Lark, der, wenn er den Ort ſeiner Beſtimmung erreicht hätte, den Angelegenheiten in Aſtoria wahrſcheinlich eine ganz andere Wendung gegeben haben würde.

Capitän Northrop befand ſich noch auf den Sandwichsinſeln als Hr. Hunt am 20 December dort ankam. Der letztere kaufte für 10,000 Dollars ſogleich eine Brigg, der Pedlar genannt, deren Commando er dem Capitän Northrop übertrug. Sie ging am 22 Januar nach Aſtoria ab, um die dort lagernden Güter ſo ſchnell als möglich nach den ruſſiſchen Colonien an der Nordweſtküſte zu bringen, damit ſie den Britten nicht in die Hände fielen.

Wir wollen jetzt Hrn. Hunt ſeine Fahrt unternehmen laſſen, und nach Aſtoria zurückkehren, um zu ſehen, was während ſeiner Abweſenheit dort geſchah.

## Neunundfünfzigſtes Capitel.

Ankunft Mac Tavish's in Aſtoria. — Benehmen ſeiner Begleiter. — Unterhandlungen zwiſchen Mac Dougal und Mac Tavish. — Zweifel an der Rechtlichkeit Mac Dougal's.

Am 2 October, ungefähr fünf Wochen nachdem Hr. Hunt im Albatroß von Aſtoria abgeſegelt war, brach Mac Kenzie mit

zwei Canots und zwölf Mann nach dem Posten der HH. Stuart und Clarke auf, um diese von den in der letzten Versammlung der Theilhaber gefaßten Beschlüssen in Kenntniß zu setzen. Er war noch nicht hundert Meilen weit den Fluß hinauf gefahren, als ihm ein Geschwader von zehn Canots unter brittischer Flagge begegnete, das Hrn. Mac Tavish, Hrn. J. Stuart, einen andern Theilhaber der Nordwestcompagnie, einige Commis und 78 Mann an Bord hatte. Sie hatten gehört, daß die Fregatte Phöbus nebst dem Isaak Todd auf hoher See sey, und waren jetzt auf dem Wege, um deren Ankunft zu erwarten. In einem der Canots befand sich auch Hr. Clarke, den diese beunruhigende Nachricht von seinem Posten am Spokan herbeigeführt hatte. Mac Kenzie beschloß sogleich mit ihm nach Astoria umzukehren. Beide Parteien schlugen ein gemeinschaftliches Nachtlager auf. Die Theilhaber benahmen sich sehr anständig, die Subalternen konnten aber nicht unterlassen, damit zu prahlen, daß sie nun bald die brittische Flagge auf den Wällen von Astoria aufpflanzen und die Americaner aus dem Lande jagen würden.

Während des Abends hatte Mac Kenzie eine geheime Unterredung mit Hrn. Clarke, in welcher beschlossen wurde, noch vor Tagesanbruch in aller Stille aufzubrechen und nach Astoria vorauszueilen, um Mac Dougal von der Ankunft der Nordwester in Kenntniß zu setzen. Diese letztern waren indeß eben so früh auf den Beinen, und gerade als Mac Kenzie vom Lande abstieß, schlossen sich ihm einige Canots an, in denen sich Mac Tavish nebst zwei Commis und 11 Mann befand. Mit diesen wollte er vorausgehen, um die nöthigen Anordnungen zu treffen; die übrigen Canots aber, in denen sich eine bedeutende Ladung von Pelzwerk befand, sollten noch zurückbleiben und seine Befehle erwarten.

Beide Parteien trafen am 7 Oct. in Astoria ein, Die Nordwesters lagerten unter den Kanonen des Forts und pflanzten die brittische Flagge auf. Die jungen Americaner im Fort wollten nun auch die Farben ihres Landes aufhissen, was ihnen jedoch von Mac Dougal untersagt wurde, ein Verbot, das sie eben so sehr in Erstaunen setzte, als sie das Betragen der Leute der Nordwestcompagnie entrüstete; denn diese benahmen sich so übermüthig, als ob sie die Sieger, die Astorianer aber die Ueberwundenen seyen.

Am folgenden Tage verſammelte Mac Dougal die Commis, und las ihnen einen Auszug aus einem Schreiben ſeines Oheims — Hrn. Angus Shaw, eines der Haupttheilhaber der Nordweſtcompagnie — vor, in welchem die Ankunft zweier brittiſcher Schiffe gemeldet wurde, die den Auftrag hätten, alles amerikaniſche Eigenthum an der Nordweſtküſte zu zerſtören. Dieſe Nachricht machte auf jene Commis, welche Eingeborne der Vereinigten Staaten waren, einen ſehr niederſchlagenden Eindruck, denn es hatte ſie ſchon nicht wenig geärgert, ihre Nationalflagge nicht ausſtecken zu dürfen, während die brittiſche vor ihren Augen flatterte. In dieſer Stimmung wären ſie gern bereit geweſen, die engliſche Fregatte herauszufordern, die ja, wie ſie bemerkten, dem Fort bis auf mehrere Meilen weit nicht zu nahe kommen könne, während jedes Boot, das ſie ausſchicken möchte, von den Kanonen des Forts in den Grund gebohrt werden würde.

Die Männer, welchen die Leitung dieſes Unternehmens anvertraut war, theilten jedoch dieſen Enthuſiasmus der Jugend keineswegs, und das erwähnte Schreiben war offenbar nur vorgeleſen worden, um den Weg zu der bereits beſchloſſenen Unterhandlung zu bahnen. An demſelben Tag machte Mac Taviſh den Vorſchlag, die geſammten Waaren nebſt dem vorräthigen Pelzwerk der americaniſchen Compagnie abkaufen zu wollen. Mac Dougal übernahm es, dieſes Geſchäft, kraft der ihm im Fall der Nichtankunft des Hrn. Hunt übertragenen Vollmacht, abzuſchließen. Obſchon nun dieſe Vollmacht ſehr beſchränkt, und keineswegs auf eine Verhandlung von ſo wichtiger Art ausgedehnt war, ſo fand ſich doch niemand, der eine Einwendung dagegen erhoben hätte, und Mac Dougal und Mac Taviſh trafen ein Abkommen, mit dem der Letztere höchſt zufrieden ſich bezeigte.

Hr. Stuart und die übrigen Nordweſter trafen bald nachher ein, und ſchlugen ihr Lager neben Mac Taviſh auf. Der Erſtere erhob ſogleich Einrede gegen die Bedingungen, auf welche der Vertrag abgeſchloſſen worden war, und beſtand auf einer Herabſetzung der Preiſe. Neue Unterhandlungen mußten deßhalb angeknüpft werden, bei denen die Nordweſter einen gebieteriſchen Ton gleich ſiegenden Feldherren annahmen. Die Americaner ſahen dieſem für ſie ſo erniedrigenden Verfahren mit Ingrimm zu, und betrachteten Mac Dougal wo nicht als einen niederträchtigen Verräther, ſo doch als eine Memme. Er ging beſtändig in das Lager der Britten

um zu unterhandeln, ſtatt daß er ſich in ſeinem Fort hätte halten, und die Anträge ſeiner Gegner erwarten ſollen. Seine Stellung, bemerkten die jungen Americaner, ſey keineswegs ſo verzweifelt geweſen, daß ein ſo kriechendes Benehmen nöthig geworden wäre. Recht gut hätte er auf ſeinen Bedingungen beharren können, denn die Nordweſter hatten weder Munition noch Waaren, um von den Eingebornen Lebensmittel einhandeln zu können, und befanden ſich in der That in einem ſolchen Zuſtand der Entblößung, daß Mac Dougal ſie während der Unterhandlung auch noch füttern mußte. Er dagegen hatte eine befeſtigte Wohnung, Boote, Lebensmittel, Waffen, Munition und 60 Mann, mit denen er ſich hätte vertheidigen oder zurückziehen können. Die Gegner unter den Kanonen ſeines Forts waren ganz in ſeine Hände gegeben; ſobald ein feindliches Schiff erſchien, konnte er ſeine Vorräthe zuſammenpacken und nach irgend einem Verſteck ſchaffen, oder nach dem Innern des Landes aufbrechen.

Alle dieſe Betrachtungen hatten indeß bei Mac Dougal entweder durchaus kein Gewicht, oder wurden durch andere Rückſichten in den Hintergrund gedrängt. Die von Hrn. Stuart verlangte Herabſetzung der Preiſe, zu denen die Uebergabe ſämmtlicher Waarenvorräthe erfolgen ſollte, ließ Mac Dougal ſich gefallen, und am 16 October ward ein Vertrag abgeſchloſſen, kraft deſſen alle Vorräthe von Waaren und Pelzwerk im ganzen Lande, welche Hrn. Aſtor angehörten, zu etwa einem Drittheil ihres wahren Werthes in den Beſitz der Nordweſtcompagnie übergingen. Denen, welche nicht in die Dienſte dieſer letztern Compagnie treten wollten, ward ſicheres Geleite durch die Poſten derſelben zugeſagt, und der ihnen noch ſchuldige Lohn ſollte von dem zu bezahlenden Geld abgezogen werden.

Das Benehmen Mac Dougals und die Beweggründe, welche ihn leiteten, ſind von den übrigen Theilhabern ſtreng beurtheilt worden, und man hat ihn geradezu beſchuldigt, daß er die Intereſſen Aſtors denen der Nordweſtcompaenie geopfert habe, entweder in der Hoffnung oder unter Zuſage eines Vortheils für ſich ſelbſt.

Er hingegen hat ſtets behauptet, daß er das beſte Abkommen getroffen habe, das unter ſolchen Umſtänden nur immer zu erlangen geweſen ſey. Der Ankunft der Fregatte, habe man, wie er ſagte, ſtündlich entgegengeſehen, und dann wäre ja das Eigenthum Aſtors

ohnehin verloren gewesen. Auf die Ankunft Hrn. Hunts habe man nicht rechnen können, weil die brittische Fregatte den Auftrag gehabt, an der Küste zu kreuzen. Ferner führte er noch zu seiner Entschuldigung an — was Mac Tavish ihm auch bestätigte — daß er vorgeschlagen habe, das Pelzwerk für Rechnung und Gefahr Astors nach Canton zu senden, was jedoch nicht angenommen worden sey.

Aller dieser Entschuldigungen ungeachtet, behaupten doch Mehrere von denen, welche bei der Verhandlung gegenwärtig waren, und unter diesen selbst Mac Kenzie, daß Mac Dougal falsches Spiel gespielt habe. Auch gelang es ihm nicht, seinen Entschuldigungsgründen bei Astor Eingang zu verschaffen, denn dieser erklärte in einem Schreiben an Hrn. Hunt, daß er sein Eigenthum als rein verschenkt ansehe. „Wäre" schrieb er, „Alles in Feindeshände gefallen, es würde mir lieber seyn und ich mich für weit minder beschimpft halten, als auf solche Weise."

Möglich ist, daß dieser Verdacht gegen Mac Dougal ungegründet war, allein es liegt immer ein starker Beweis gegen ihn in dem Umstande, daß er, bald nach dem Abschluß jener Uebereinkunft, Mitglied der Nordwestcompagnie mit einem sehr guten Einkommen wurde.

## Sechszigstes Capitel.

Ankunft eines fremden Segels. — Bewegung in Astoria. — Kriegerisches Anerbieten Comcomly's. — Astoria wird von den Britten in Besitz genommen. — Unwille Comcomly's über das Benehmen seines Schwiegersohns.

Am Morgen des 30 Novembers ward von Astoria aus ein Schiff bemerkt, welches das Cap Disappointment umsegelte. Es ging in der Bakers Bai vor Anker, und nun zeigte sich, daß es ein Kriegsschiff sey. Von welcher Nation, war jetzt die Frage, deren Beantwortung von beiden Parteien mit gleicher Spannung erwartet wurde. War es ein englisches, warum kam es allein? Erwies es sich als ein americanisches, was sollte aus der neuen Besitzung der Nordwestcompagnie werden?

In dieſer Ungewißheit belud Mac Taviſh in aller Eil zwei Barken mit allen den Ballen Pelzwerk, welche das Zeichen der Nordweſtcompagnie trugen, und eilte nach Tongue Point, drei Meilen flußaufwärts. Dort wollte er ein mit Mac Dougal verabredetes Signal hinſichtlich der Nationalität des Schiffs erwarten. War es ein americaniſches, ſo hatte Mac Taviſh einen ſchönen Vorſprung, und konnte ſich mit ſeiner reichen Ladung nach dem Innern des Landes retten. Seltſam erſcheint es, daß dieſes Verfahren von denen nicht nachgeahmt wurde, welchen die Obhut über Aſtor's Eigenthum anvertraut war.

Mac Dougal ließ inzwiſchen ein Canot flott machen, das er nebſt einiger ſeit kurzem erſt für den Dienſt der americaniſchen Compagnie geworbenen Mannſchaft beſtieg und gerade auf das Schiff zuſteuerte. Unterwegs ſchärfte er ſeinen Leuten ein, ſich je nach den Umſtänden für Americaner oder Engländer auszugeben. Das Schiff war in der That ein engliſches, und zwar die Kriegsſloop Racoon von 26 Kanonen und 120 Mann, von Capitän Black befehligt. Den Berichten dieſes Officiers zufolge waren die Fregatte Phöbus und die beiden Kriegsſloops Cherub und Racoon in Begleitung des Iſaak Todd von Rio-Janeiro abgeſegelt. Am Bord des Phoebus hatte ſich Hr. John Mac Donald, einer der Theilhaber der Nordweſtcompagnie, als Paſſagier befunden. Auf der Höhe von Cap Horn war jedoch das Geſchwader durch Stürme getrennt worden; die drei Kriegsſchiffe fanden ſich bei der Inſel Juan Fernandez, dem verabredeten Sammelplatz, wieder zuſammen, warteten aber vergebens auf den Iſaak Todd. In der Zwiſchenzeit hatte man Nachricht von den durch den Commodore Porter gemachten brittiſchen Priſen erhalten, und Commodore Hillyer ſegelte nun ſogleich mit dem Phöbus und dem Cherub ab, um den Commodore Porter aufzuſuchen, nachdem er vorher Hrn. Mac Donald auf den Racoon gebracht, und dieſes Schiff nach der Mündung des Columbia geſendet hatte.

Die Officiere des Racoon waren alle in der fröhlichſten Stimmung, denn die Agenten der Nordweſtcompagnie hatten, um die Expedition zu beſchleunigen, von der großen Beute geſprochen, die in Aſtoria zu machen ſey, und Hr. Mac Donald war unterwegs bemüht geweſen, dieſe glückliche Stimmung zu

unterhalten, ſo daß kein Lieutenant ſeinen Antheil an den Priſengeldern um 1000 Pf. St. hergegeben hätte. Man kann ſich daher einen Begriff von ihrem Verdruß machen, als ſie erfuhren, daß man dem kriegeriſchen Angriff auf Aſtoria durch eine kaufmänniſche Uebereinkunft zuvorgekommen und die gehoffte Beute brittiſches Eigenthum geworden ſey. Sie hielten ſich nicht mit Unrecht für die Katzen, deren die ſchlauen Kaufleute ſich bedient, um die Caſtanien für ſich aus dem Feuer zu holen, und Mac Dougal fand am Bord des Racoon eine ſo ſchlechte Aufnahme, daß er erſt wieder leichter athmete, als er ſich auf dem Rückweg befand. Im Fort angekommen, war er eben beſchäftigt, Anſtalten zum Empfang des Capitäns zu machen, als ſein einäugiger indianiſcher Schwiegervater ſich mit einem Zuge zur Schlacht gerüſteter und bemalter Krieger einfand.

Mit Schrecken hatte der alte Comcomly die Ankunft des „großen Kriegscanots" mit brittiſcher Flagge erfahren, denn der ſchlaue Wilde war in Folge ſeiner täglichen Beſuche im Fort eine Art Politiker geworden. Er wußte wohl, daß zwiſchen beiden Nationen Krieg ſey, hatte aber keine Kenntniß von dem zwiſchen Mac Dougal und Mac Taviſh getroffenen Uebereinkommen. Er fürchtete daher für die Macht ſeines weißen Schwiegerſohns und die erworbene Hoheit ſeiner Tochter, und berief in aller Eile ſeine Krieger. „König Georg, ſagte er zu dieſen, „hat ſein großes Canot geſchickt, um das Fort zu zerſtören, und alle Einwohner zu Sklaven zu machen. Sollen wir das dulden? Die Americaner ſind die erſten weißen Männer, die ſich im Lande angeſiedelt haben. Sie haben uns als Brüder behandelt. Ihr großer Häuptling hat meine Tochter zu ſeinem Weibe genommen, wir ſind daher ſo gut als Ein Volk."

Alle Krieger hatten gelobt, den Americanern beizuſtehen bis auf den letzten Mann, und waren deßhalb zur Schlacht bemalt und gerüſtet erſchienen. Comcomly hielt eine feurige Kriegsrede an ſeinen Schwiegerſohn. Er erbot ſich, jeden von König Georgs Leuten zu tödten, der zu landen verſuchen würden, was ſehr leicht möglich war, da das Schiff ſich dem Fort nur bis auf ſechs Meilen nähern, und die Mannſchaft nur in Booten landen konnte. Die Waldung reichte bis zum Rand des Waſſers, mithin hätten

die verborgenen Krieger jeden Mann niederschießen können, so wie er den Fuß ans Land setzte.

Mac Dougal war ohne Zweifel sehr dankbar für diese Beweise der Anhänglichkeit seines Schwiegervaters, und vielleicht auch ein wenig beschämt durch ein so muthvolles, dem seinigen so ganz entgegengesetztes Benehmen. Er versicherte ihm indeß, daß seine Sorge für seine und der Prinzessin Sicherheit unnütz sey, denn obschon das Schiff dem König Georg gehöre, so werde dessen Mannschaft dennoch weder den Americanern noch ihren indianischen Verbündeten Böses zufügen. Er rieth ihm und seinen Kriegern vielmehr, ihre Waffen abzulegen, die Farbe von ihren Gesichtern und Leibern abzuwaschen und die Fremden höflich zu empfangen.

Comcomly ward durch diesen Rath, der mit seinen indianischen Begriffen, einen Feind zu empfangen, so gar nicht übereinstimmte, ganz verwirrt, und nur erst auf die wiederholten beruhigenden Versicherungen seines Schwiegersohns stimmte er seinen kriegerischen Ton herab. Nach erfolgter Erklärung gegen seine Krieger zogen diese verdrießlich in ihr Dorf zurück, um die Waffen einstweilen bei Seite zu legen.

Als die nöthigen Vorkehrungen zur Aufnahme des Capitän Black in Astoria getroffen worden waren, ließ dieser seine Boote bemannen, um mit geziemendem Prunk zu landen. Den Berichten der Agenten der Nordwestcompagnie zufolge hatte er erwartet, eine Festung von einiger Bedeutung zu finden; als er aber nichts sah als ein Pallisadenwerk zum Schutz gegen nackte Wilde, rief er halb scherzhaft, halb ärgerlich aus: „Ist das das Fort, von dem man so viel Wesens gemacht hat? Gott verdamme mich, wenn ich es nicht mit einem Vierpfünder in zwei Stunden zusammenschieße!“

Als er indeß erfuhr, welch ein reicher Vorrath von Pelzwerk in die Hände der Nordwester gefallen sey, wurde er wüthend, und verlangte, daß sogleich ein Inventar von Allem aufgenommen werde, was man von den Americanern gekauft habe, um es der brittischen Regierung zu senden, und weitere Ansprüche gegen die Nordwestcompagnie zu erheben. Bei kälterem Blut kam er indeß von diesem Vorhaben wieder zurück, und versöhnte sich so gut als möglich mit dem Gedanken, daß ihm dießmal die Kaufleute zuvorgekommen seyen.

Am 12 December wurde das Schickſal Aſtoria's durch die Ceremonie der Beſitznahme entſchieden. Capitän Black, von ſeinen Officieren begleitet, begab ſich ins Fort, wo er die brittiſche Flagge aufpflanzen ließ, eine Bouteille Wein zerſchlug, und mit lauter Stimme erklärte, daß er im Namen Sr. brittiſchen Majeſtät Beſitz von der Colonie und dem Lande nehme, und den Namen Aſtoria in den von Fort Georg umändere.

Die indianiſchen Krieger, die ihre Dienſte zu Vertreibung der Fremden angeboten hatten, waren bei dieſer Gelegenheit gegenwärtig. Man ſtellte ihnen die Ceremonie als ein freundſchaftliches Uebereinkommen dar, ſie aber ſchüttelten grämlich ihre Köpfe, und meinten, es ſey ein Act, der die Unterwerfung ihrer vormaligen Verbündeten bezeichne. Sie bedauerten, auf Mac Dougal's Zureden ihre Waffen niedergelegt zu haben, und ſagten, die Americaner möchten ſich ſtellen wie ſie wollten, ſie wären doch alle Sklaven. Sie blieben ſo lange bei dieſer Meinung, bis ſie den Racoon abſegeln ſahen, ohne Gefangene mitzunehmen.

Comcomly rühmte ſich von dieſem Augenblicke an ſeines Schwiegerſohns nicht mehr, ſondern wenn man ſeiner erwähnte, ſchüttelte er nur mit dem Kopf und meinte, ſeine Tochter habe einen Mißgriff gemacht, und ſtatt eines großen Kriegers ein Weib geheirathet.

## Einundſechszigſtes Capitel.

Ankunft der Brigg Pedlar zu Aſtoria. — Die Colonie wird geräumt. — Abreiſe mehrerer Mitglieder der Compagnie. — Tragiſche Geſchichte, erzählt von dem Weibe Peter Dorion's. — Schickſal Reed's und ſeiner Gefährten. — Verſuche Aſtor's ſein Unternehmen zu erneuen. — Schlußbemerkungen.

Nachdem wir Bericht von der Kataſtrophe zu Aſtoria erſtattet haben, bleibt uns nur noch übrig, einige Rückſtände nachzuholen, und unſre Erzählung zu beſchließen. Am 28 Februar ging die Brigg Pedlar im Columbia vor Anker. Man wird ſich erinnern, daß Hr. Hunt dieſes Schiff auf den Sandwichsinſeln gekauft hatte, um das in der Factorei lagernde Pelzwerk einzunehmen und

die Sandwichsinſulaner in ihre Heimath zurückzuführen. Als der wackere Mann erfuhr, was inzwiſchen vorgegangen war, machte er ſeiner Entrüſtung in den ſtärkſten Ausdrücken gegen Mac Dougal Luft, und beſchloß einen Verſuch zu machen, das Pelzwerk zurück zu bekommen. Kaum war dieß bekannt geworden, ſo fand ſich auch Mac Dougal ſchon ein, und gab zu verſtehen, daß die Nordweſtcompagnie zu einer Rückgabe des Pelzwerks zu bewegen ſeyn möchte, wenn man ſich zu einer Entſchädigung von 50 Proc. verſtehen wolle. Ein ſolcher Antrag war natürlich nicht geeignet, den Zorn Hrn. Hunts zu beſchwichtigen, der um ſo höher ſtieg, als er erfuhr, daß Mac Dougal ſeit dem 23 December Theilhaber jener Compagnie war. Er hatte dieß geheim gehalten, die Papiere der americaniſchen Compagnie nicht herausgegeben, und war immer noch als Aſtors Agent aufgetreten, obſchon noch zwei Theilhaber an dem Unternehmen Aſtors, Mac Kenzie und Clarke, anweſend waren. Zudem hatte er die Nordweſtcompagnie von Aſtors Planen und Angelegenheiten in Kenntniß geſetzt, und ihr Abſchriften von ſeinen Geſchäftsbriefen zu beliebigem Gebrauch mitgetheilt.

Hr. Hunt mußte nun Mac Dougal's Benehmen natürlich für treulos und abgekartet halten. Vor Allem dachte er jetzt daran, alle auf das Geſchäft bezüglichen Papiere aus ſeinen Händen zu nehmen, und den Abſchluß der Uebergabe zu beſchleunigen, denn Aſtors Intereſſen ſtanden jetzt auf dem Spiel, da die Wechſel der Nordweſtcompagnie für das bedungene Kaufgeld noch nicht einmal abgeliefert worden waren. Die Papiere erhielt er nur nach einigen Schwierigkeiten, die Wechſel aber wurden ohne Anſtand ausgeſtellt. Die letztern ſchickte er durch einige ſeiner Gefährten, die im Begriff ſtanden, zu Land nach New-York zu gehen, an Aſtor. Als dieß geſchehen war, ſchiffte er ſich am 3 April, von den beiden Commis Seton und Halſey begleitet, an Bord des Pedlar ein, Aſtoria mit ſchwerem Herzen Lebewohl ſagend.

Am folgenden Tage, 4 April, machten ſich Mac Kenzie, Clarke, David Stuart und alle jene Aſtorianer, welche nicht in die Dienſte der Nordweſtcompagnie getreten waren, auf den Weg, um über die Rocky Mountains zu gehen. Es iſt nicht unſre Abſicht, den Leſer dieſe beſchwerliche Reiſe nochmals machen zu

laſſen, ſondern wir wollen die Wanderer nur ein Stück Wegs begleiten, um über ein Zuſammentreffen mit einer im Verlauf unſrer Erzählung ſchon oft erwähnten Perſon zu berichten.

Als die Reiſenden auf dem Columbia aufwärts in die Nähe der Mündung des Wallah-Wallah gekommen waren, ſtießen mehrere Canots vom Ufer ab, und eine Stimme rief ihnen in franzöſiſcher Sprache zu, Halt zu machen. Sie ſteuerten dem Lande zu, und wurden hier von den Leuten in den Canots bald eingeholt. Zu ihrem Erſtaunen erkannten ſie in der Perſon, die ihnen zugerufen, das Weib Dorions mit ihren beiden Kindern, von der ſie Auskunft über das Schickſal mehrerer ihrer unglücklichen Gefährten erhielten.

John Reed, der Ire, war, wie man ſich erinnern wird, während des Sommers nach dem Schlangenfluß abgeſchickt worden. Seine Begleitung beſtand aus vier Canadiern — Gilles Le Clerk, Franz Landry, Jean Baptiſte Turcot und Andreas la Chapelle — nebſt den beiden Jägern Peter Dorion und Pierre Delaunay; Dorion war wie gewöhnlich von ſeinem Weib und ſeinen Kindern begleitet. Dieſe Expedition hatte den Zweck, Biber zu fangen, und die drei Jäger Robinſon, Hoback und Rezner aufzuſuchen. Während des Herbſtes verlor Reed einen Mann, den Canadier Landry, durch den Tod, der Jäger Pierre Delaunay aber, ein mürriſcher, wunderlicher Menſch, verließ ihn freiwillig, und man hat auch ſpäter nie mehr etwas von ihm gehört. Erſatz für dieſen Verluſt erhielt er indeß bald darauf durch die drei Jäger Robinſon, Hoback und Rezner, die glücklicherweiſe zu ihm ſtießen.

Reed baute jetzt ein Haus am Schlangenfluß, um da zu überwintern, und ſobald es fertig war, beſchäftigten ſich alle mit dem Biberfang. Rezner, Le Clerc und Peter Dorion entfernten ſich fünf Tagereiſen weit von dem Winterquartier, um ihr Glück in einer Gegend zu verſuchen, wo es Biber in Menge geben ſollte. Hier errichteten ſie eine Hütte und machten gute Jagd. Während die Männer auswärts waren, blieb das Weib Peter Dorions zu Hauſe, um die Felle und das Eſſen zuzurichten. So war ſie Anfangs Januars eines Abends beſchäftigt, als ſie Fußtritte hörte und Le Clerc bleich und blutend in die Hütte wankte. Eine Horde Wilder hatte die Jäger überfallen und Rezner nebſt dem Dolmetſcher Dorion getödtet. Kaum hatte Le Clerc das Unglück mit we-

nigen Worten berichtet, als er auch schon zu Boden sank. Das arme Weib sah nur in schneller Flucht Rettung für sich, und zeigte auch bei diesem traurigen Vorfall jene Charakterstärke, die wir mehrmals schon an ihr bewundert haben. Mit Mühe gelang es ihr, zwei der Pferde einzufangen, die den Jägern gehört hatten, dann band sie ihre Kleider nebst etwas Biberfleisch und getrocknete Salmen zusammen, lud Alles auf das eine der Pferde, auf das sie auch den schwer verwundeten Le Clerc setzte, bestieg das andere nebst ihren beiden Kindern und eilte aus dieser gefährlichen Gegend der Wohnung Reed's zu. Am dritten Tag entdeckte sie in östlicher Richtung einen Zug Indianer zu Pferde; augenblicklich stieg sie ab, half auch dem armen Le Clerc vom Pferde, und alle verbargen sich. Zum Glück entgingen sie den scharfen Augen dieser Wilden. Sie brachten, aus Furcht vor Entdeckung, die Nacht ohne Feuer und Wasser zu, und das brave Weib wärmte ihre Kinder an ihrer Brust; Le Clerc aber starb ehe noch der Morgen graute.

Mit Anbruch des Tages setzte das entschlossene Weib ihre Reise fort, und erreichte am vierten Tage die Wohnung Reed's. Wer beschreibt aber ihren Schrecken, als sie diese leer und rings herum Spuren von Blut und eines gräulichen Gemetzels fand. Von Entsetzen getrieben eilte sie zwei Tage vorwärts, oft nahe daran, aus Erschöpfung vom Pferde zu sinken, aber doch immer nur für ihre Kinder und nicht für sich selbst besorgt. Endlich erreichte sie einen Zweig der Rocky Mountains unweit des obern Theils des Wallah-Wallah. Hier suchte sie sich eine verborgene Felsenschlucht auf, um darin zu überwintern. Zum Glück hatte sie ein Kleid von Büffelfell und drei Hirschhäute bei sich; von diesen, nebst Fichtenrinde und Cederzweigen baute sie sich eine Hütte in der Nähe einer Gebirgsquelle, und da sie sonst keine Nahrungsmittel hatte, so schlachtete sie die beiden Pferde und räucherte das Fleisch; die Häute aber deckte sie über ihre Hütte. Hier brachte sie in Gesellschaft ihrer beiden Kinder den Winter zu. Gegen die Mitte März waren ihre Lebensmittel nahezu aufgezehrt. Sie packte daher den Ueberrest zusammen, lud ihn auf ihre Schultern und machte sich mit den hülflosen Kleinen auf den Weg. Ueber den Gebirgsrücken steigend, kam sie an die Ufer des Wallah-Wallah, an denen sie bis zu der Stelle fortging, wo dieser Fluß sich in den Columbia

ergießt. Hier wurde sie von den Indianern an diesem Flusse gastfreundlich aufgenommen und war schon seit beinahe vierzehn Tage bei ihnen, als die Canots unserer Reisenden vorüberfuhren.

Eine Ursache hinsichtlich des mörderischen Ueberfalls der Wilden wußte das arme Weib nicht anzugeben. Einige der Astorianer schrieben die That einer Horde Schwarzfüße, andere aber, und zwar mit größerer Wahrscheinlichkeit, den Nez Percés zu, als Wiedervergeltung für den auf Clarke's Befehl gehangenen Indianer ihres Stammes. Es zeigt sich auch hier wieder, daß solche Gräuel von den Wilden meist nur auf eine von Seite der Weißen früher erfolgte Herausforderung verübt werden.

Die Erzählung des indianischen Weibes beschließt die Abenteuer einiger der handelnden Personen dieser Geschichte. Man kann sich einer innigen Theilnahme an dem Schicksal der drei kentuckyschen Jäger nicht erwehren, die auf ihrem Weg nach der Heimath zweimal umkehrten, um in der Wildniß ihren Tod von den Händen der Indianer zu finden.

Die von Astoria zurückkehrenden Reisenden erfuhren sowohl zur See als zu Lande eben so viele Abenteuer und Mißgeschick als die berühmten Helden der Odyssee. Sie erreichten den Ort ihrer Bestimmung zu verschiedenen Zeiten, um Hrn. Astor das unglückliche Ende seiner Unternehmung zu berichten.

Dieser beharrliche Mann war indeß auch jetzt noch nicht Willens die Sache verloren zu geben, sondern wurde durch das unwürdige Benehmen der Nordwestcompagnie nur noch mehr zu Verfolgung seines Plans angespornt. „Nach einer solchen Behandlung," sagte er in einem Schreiben an Hrn. Hunt, „kann ich unmöglich unthätig bleiben." Er beschloß demnach, sein Unternehmen aufs Neue zu beginnen, sobald die Umstände es gestatten würden.

Nach geschlossenem Frieden kam Astoria nebst dem umliegenden Land durch den Vertrag von Gent und nach dem Princip des Status ante bellum wieder an die Vereinigten Staaten zurück, und Capitän Biddle wurde in der Kriegssloop Ontario abgeschickt, um es förmlich in Wiederbesitz zu nehmen.

Im Winter 1815 ging ein Gesetz im Congreß durch, kraft dessen den brittischen Handelsleuten aller Verkehr auf dem Gebiet

der Vereinigten Staaten verboten wurde. Der günstige Augenblick für Astor zu Wiederbelebung seines Lieblingsplanes schien jetzt gekommen, allein neue Hindernisse thürmten sich dagegen auf. Die Nordwestcompagnie befand sich jetzt im vollständigen Besitz des Columbia und seiner bedeutenden Beiflüsse, so wie der von Astors Leuten errichteten Posten, und hatte, trotz des Verbots des Congresses, das jenseits der Gebirge nur ein todter Buchstabe war, ihren Handel über das ganze Land ausgedehnt.

Sie aus dem Besitz vertreiben wäre ein kriegerisches Unternehmen gewesen, da alle Leute der Compagnie gut bewaffnet waren, und die blutigen Zwiste zwischen der Nordwest- und der Hudsonsbaicompagnie hatten zur Genüge gezeigt, was von Streitigkeiten solcher Art in der gesetzlosen Wildniß zu erwarten war. Astor hielt daher nicht für gerathen, irgend etwas ohne Schutz der americanischen Flagge zu unternehmen, auf die seine Leute im Nothfall sich stützen konnten. Er wendete sich daher durch Hrn. Gallatin an den damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Hrn. Madison, mit dem Erbieten, sein Unternehmen zu erneuen und Astoria wiederherzustellen, wenn es unter den Schutz der americanischen Flagge gestellt und zu einem Militärposten erhoben werde, mit dem Bemerken, daß die erforderliche Besatzung das Commando eines Lieutenants nicht zu übersteigen brauche.

Das Gesuch ward beifällig aufgenommen, aber es geschah kein entsprechender Schritt, weil der Präsident aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geneigt war, sich durch offene Unterstützung bloßzugeben. Durch diese Lauigkeit von Seite der Regierung entmuthigt, mochte Astor sein Gesuch nicht mehr erneuern und so ging der günstige Augenblick zur Wiedereröffnung des Unternehmens verloren.

Die brittischen Handelsposten sahen sich mithin in den Stand gesetzt, feste Wurzel zu fassen und sich, des Verbots des Congresses ungeachtet, über das reiche von Astor eröffnete Feld zu verbreiten. Die brittische Regierung begann bald einzusehen, wie wichtig jene Gegend sey und wünschte nun, sie in ihr Gebiet einzuschließen. Es ward in Folge dessen die Frage hinsichtlich des Besitzrechts aufgeworfen, die zu einer der verwickeltsten zwischen den Vereinigten

Staaten und Großbritannien geworden ist. In dem ersten darauf bezüglichen Vertrag, vom 20 October 1818, blieb sie unerledigt und man kam überein, daß das Land an der Nordwestküste von America, westlich von den Rocky Mountains, als von beiden Nationen in Anspruch genommen, auch beiden auf zehn Jahre zu Handelszwecken und mit gleichen Schifffahrtsrechten auf allen Flüssen offen stehen solle. Als diese zehn Jahre verflossen waren, ward jenes Recht auf eine gleiche Periode erneuert. So stehen die Sachen bis jetzt.

Wirft man einen Blick auf die in diesen Blättern erzählten Ereignisse, so findet sich durchaus kein Grund, der dazu berechtigen könnte, das Fehlschlagen dieses großen Handelsunternehmens irgend einem Fehler im Plan oder in der Ausführung zuzuschreiben. Es war ein herrliches Unternehmen, wohl überlegt und ohne Rücksicht auf Kosten oder Schwierigkeiten ausgeführt. Eine Reihenfolge widriger Umstände und hemmender Ereignisse stellten sich ihm indeß gleich anfangs entgegen, von denen einige in der That nur daraus entsprangen, daß man die Befehle und Instructionen Astors nicht befolgte. Der Ausbruch des Kriegs zwischen den Vereinigten Staaten und der Verlust des Lark schürzten den Knoten des Mißgeschicks noch fester.

Daß Astor muthig gegen alle Hindernisse kämpfte und seinen Zweck, alles Verlustes ungeachtet, beharrlich verfolgte, haben wir gesehen. Wäre er von fähigen Agenten unterstützt worden und hätte er sich des Schutzes der Regierung zu erfreuen gehabt, so wäre das gänzliche Fehlschlagen seines Unternehmens wohl noch zu verhüten gewesen. Ein großes Unglück war es, daß seine Agenten nicht von seinem Geist belebt und durchdrungen waren. Einigen mangelte es an der nöthigen Fähigkeit, den ganzen Umfang und die wahre Natur seines Planes zu begreifen, während andere, Fremdlinge in Gesinnung und Interesse, bei einem rivalisirenden Unternehmen aufgewachsen waren. Die Abwesenheit des Hrn. Hunt, des einzigen wahren Vertreters Astors, zur Zeit der Capitulation mit der Nordwestcompagnie, vollendete die Reihenfolge von Unfällen. Wäre dieser Ehrenmann gegenwärtig gewesen, so würde die Uebergabe aller Wahrscheinlichkeit nach nicht erfolgt seyn.

Es erweckt allenthalben ein peinliches Gefühl, ein großes,

nützliches und geniales Unternehmen nicht zum Ziele geführt zu sehen, wir Americaner aber müssen das Scheitern dieses Planes auch noch in nationaler Hinsicht beklagen; denn wäre er mit Erfolg gekrönt worden, so würde dieß unsern Handel mächtig erweitert haben. Der Gewinn, den die brittische Pelzhandelcompagnie zog, bietet, so ansehnlich er auch immer war, dennoch keinen Maßstab für die Vortheile, welche dieser Handelszweig abgeworfen hätte, wenn er gänzlich in die Hände von Bürgern der Vereinigten Staaten gefallen wäre. Jene brittische Compagnie war, wie wir gesehen haben, in ihren Operationen sehr beschränkt und entbehrte größtentheils die Vortheile, welche ein Stapelplatz und ein Hafen an der Seeküste bieten. In unsern Händen dagegen würden jene Länder nicht bloß hinsichtlich des Pelzwerks ausgebeutet worden seyn, sondern es hätten sich auch in den fruchtbaren Thälern der Flüsse ackerbauende Colonien gebildet, und zu dem allgemeinen Reichthum des Landes ihren Beitrag geliefert.

Hinsichtlich des Handels hätten wir eine Linie von Handelsposten vom Mississippi und Missouri über die Rocky Mountains bis zum stillen Meer gehabt. Ferner wäre ein befestigter Posten an der Mündung des Columbia in unserm Besitz gewesen, der nicht nur den Handel dieses Stromes und seiner Beiflüsse, sondern auch den auf einem weiten Land- und Küstenstrich beherrscht hätte, und von wo aus ein gewinnreicher Handel mit den Sandwichsinseln, so wie eine directe und ununterbrochene Verbindung mit China angeknüpft werden konnte. Unsre Staatsmänner haben die Wichtigkeit des von Astor begonnenen Unternehmens leider zu spät eingesehen. Wiederholt wurden Bills zu diesem Zweck im Congreß eingebracht, aber ohne Erfolg, und unsre rechtmäßigen Besitzungen an jener Küste sowohl als unser Handel am stillen Meer haben keinen von der Nationalflagge und einer Militärmacht beschützten Sammelplatz.

Die zweite zehnjährige Periode ist inzwischen ihrem Ende nahe. Im Jahr 1838 wird die Frage der Berechtigung wieder zur Sprache kommen und — nach unsern jetzigen freundschaftlichen Verhältnissen mit Großbritannien zu schließen — wahrscheinlich nochmals verschoben werden. Der streitige Anspruch gewinnt indeß mit jedem Jahre an Wichtigkeit. Keine Eifersucht ist so reizbar als die

hinſichtlich des Gebiets. Sollte daher irgend ein Umſtand ſtörend auf die Harmonie der beiden Nationen wirken, ſo könnte dieſe noch nicht entſchiedene, jetzt nur ſchlummernde Frage gar leicht zu kriegeriſcher Bedeutung erwachen, und Aſtoria das Loſungswort zu einem Kampf um das Gebiet am ſtillen Meere werden.

# Anhang.

## I.

### Der gegenwärtige Zuſtand des Pelzhandels.

Die Nordweſtcompagnie erfreute ſich der Herrſchaft, die ſie über die Handelsregionen am Columbia errungen hatte, nicht lange. Eine durch die Ausgaben, die ſie verurſachte, verderbliche Mitbewerbung, die ſchon lange zwiſchen ihr und der Hudſonsbaicompagnie beſtanden hatte, endete mit ihrem Sturz und dem Ruin der meiſten Theilhaber. Die Ueberreſte der Compagnie verſchmolzen ſich mit der rivaliſirenden Geſellſchaft, und das ganze Geſchäft wurde nun unter dem Namen der Hudſonsbaicompagnie geführt.

Dieſe Vereinigung fand im Jahr 1821 ſtatt. Aſtoria wurde verlaſſen, und ein großes Gebäude 60 Meilen flußaufwärts am rechten Ufer errichtet und Fort Vancouver genannt. Dieß war eine Gegend, wo mehr Ueberfluß an Lebensmitteln herrſchte, und wo man nicht beſorgen durfte, von einer Seemacht beläſtigt zu werden. Die Compagnie ſoll einen ſehr gedeihlichen Handel treiben und Anſiedler auf jede Weiſe unterſtützen. Sie iſt indeß höchſt eiferſüchtig und duldet durchaus keinen Eingriff in ihren Handel, den ſie von den Küſten des ſtillen Meeres bis zu den Gebirgen und auf einem bedeutenden Landſtrich nördlich und ſüdlich monopoliſirt. Die americaniſchen Händler und Jäger, die ſich über die Gebirge wagen, müſſen ſich, ſtatt an dem Handel auf dem Columbia und ſeinen Beiflüſſen Theil nehmen zu dürfen, wie dieß doch durch Vertrag ausgemacht iſt, gegen Süden, ganz aus dem Bereich der Hudſonsbaicompagnie wenden.

Aſtor hat ſich von der americaniſchen Pelzhandelcompagnie, ſo wie von jedem Activgeſchäft gänzlich zurückgezogen. Dieſe Compagnie wird jetzt von Hrn. Ramſay Crooks geleitet; ſie hat ihre Hauptfactorei zu Michilimackinac und erhält ihr Pelzwerk von den Poſten, welche zu dieſer Station gehören, dann von denen am Miſſiſſippi, Miſſouri und Yellowſtone River, und auf dem ſich von da bis zu den Rocky Mountains ausdehnenden Lande. Dieſe Compagnie hat Dampfboote in ihrem Dienſt, auf denen ſie die Flüſſe hinauffährt und bis in jene Gegenden dringt, wohin man früher nur auf kleinen Fahrzeugen oder auf mühevollen Wanderungen zu Pferd und zu Fuße gelangen konnte. Das erſte Erſcheinen von Dampfbooten im Herzen der Wildniß ſoll Staunen und Schrecken unter den dort wohnenden Indianern verbreitet haben.

Neben den eben erwähnten Hauptcompagnien haben ſich noch kleinere Geſellſchaften gebildet, welche auf eigne Hand bis nach dem fernſten Weſten und über die Gebirge hinüber dringen. Eine der bedeutendſten von dieſen iſt Aſhley's Compagnie in St. Louis, die einen ausgebreiteten Handel mit den Indianern treibt. Der Muth und Unternehmungsgeiſt Aſhley's werden im fernen Weſten hoch geprieſen und an der Gränze gehen ſeine Abenteuer in mannichfachen Erzählungen von Mund zu Mund.

Eine andere Compagnie von 150 Perſonen, im Jahr 1831 in New-York gebildet, und vom Capitän Bonneville, in der Armee der Vereinigten Staaten, geleitet, hat ihre Unternehmungen bis in Gegenden ausgedehnt, die vorher nur wenig bekannt waren, und eine bedeutende Menge von Pelzwerk aus den Landſtrichen zwiſchen den Rocky Mountains und den Küſten von Monterey und Obercalifornien, an den Flüſſen Buenaventura und Timpanogos geholt.

Die Pelzwerk liefernden Gegenden vom ſtillen Meer öſtlich gegen die Rocky Mountains, ſo wie die im Nordweſten, von der Beringsſtraße bis nach Königin Charlotten-Eiland unter 53° nördlicher Breite, werden jetzt — mit Ausnahme von Privatgeſellſchaften und Jägern, die auf eigne Hand arbeiten — von den Ruſſen, und die Regionen von da aus bis ſüdlich vom Columbia von der Hudſonsbaycompagnie ausgebeutet, während Aſhley's Compagnie und die unter Capitän Bonneville die noch übrigen Landſtriche bis Californien für ihre Intereſſen benutzen. In der That wird der ganze Strich vom Miſſiſſippi bis zum ſtillen Ocean nach allen Richtungen

durchzogen und ausgebeutet. Die Gebirge und Wälder vom arctischen Meer bis zum Golf von Mexico werden von den Jägern durchsucht und an jedem Fluß und Beifluß, vom Columbia bis zum Rio del Norte, und vom Mac Kenzie bis zum Colorado des Westen — von ihren Quellen bis zu ihrer Mündung — stellen die Trapper ihre Fallen, um Biber zu fangen. Fast alles americanische Pelzwerk, das der Hudsonsbaicompagnie ausgenommen, geht nach New-York, wo es entweder zu einheimischem Gebrauch abgegeben oder auf fremde Märkte versendet wird.

Die Hudsonsbaicompagnie verschifft ihre Pelzwaaren von ihren Factoreien York Fort, und vom Moose River an der Hudsonsbai aus. Ihre Pelzvorräthe vom großen Fluß u. s. w. werden von Canada aus verladen, und die am Columbia gesammelten gehen nach London. Von dem Pelzwerk dieser Compagnie kommt durchaus nichts nach den Vereinigten Staaten, das ausgenommen, welches vom Londoner Markt aus seinen Weg dahin findet.

Die Pelzwerkausfuhr der Vereinigten Staaten geht hauptsächlich nach London. Einiges ist nach Canton und etwas weniges nach Hamburg versandt worden. Eine zunehmende Ausfuhr von Biber-, Otter- und Nutriafellen, nebst Vicognewolle, zum Gebrauch der Hutmacher, findet von Mexico aus statt. Auch von Baltimore, Philadelphia und Boston wird Pelzwerk ausgeführt, allein die Hauptverschiffungen in diesem Artikel gehen von New-York nach London und von da nach Leipzig, wo während der dortigen Messen ein Hauptmarkt für Pelzwaaren für den Continent ist.

Die Vereinigten Staaten beziehen aus Südamerika Nutria-, Vicogne-, Chinchilla- und Hirschfelle; auch Seehundsfelle mit rauhem Haar von den Lobos-Inseln. Biber-, Otterfelle u. s. w. werden jährlich von Santa Fé gebracht. Zubereitetes Pelzwerk zu Aufschlägen, Futter, Mützen, Muffen u. s. w., wie z. B. von Eichhörnchen, Genettkatzen, Iltis und blauen Kaninchen, so wie auch gemeine Kaninchen und Hasenfelle kommen aus dem nördlichen Europa. Der bedeutendste Verkehr aber wird in London betrieben, wo sich fast der ganze nordamericanische Pelzhandel concentrirt hat.

Dieß ist der gegenwärtige Stand des Pelzhandels, aus dem sich ergibt, daß die weit um sich greifende Hudsonsbaicompagnie mit ihrem Monopol in den Gegenden, zu denen Astoria der Schlüssel war, den Hauptstrom dieses gewinnreichen Handels in die Cassen

Großbritanniens geleitet hat, und daß London, und nicht New-York — wie Aſtor gewollt hatte — der Hauptſtapelplatz für den Pelzhandel geworden iſt.

Nach Allem muß man indeß vermuthen, daß dieſer Handelszweig über kurz oder lang bedeutend abnehmen werde. Wir ſind in der Geographie ſo weit vorgerückt, daß faſt gar keine neuen Länder mehr zu durchforſchen übrig bleiben. In Nordamerica haben ſich die pelztragenden Thiere bedeutend vermindert, theils weil die Jäger einen rückſichtsloſen Vertilgungskrieg gegen ſie führen, theils aber auch, weil der Menſch ſich mehr und mehr an den Flüſſen und in den Wäldern anzubauen beginnt, wo jene Thiere ſonſt Wohnung und Nahrung fanden. Sie weichen mit den Eingebornen vor der Civiliſation zurück, und bald wird nur noch in den Gebirgen und den unbebauten Gegenden eine verminderte Anzahl pelztragender Thiere für den Handel übrig bleiben, wenn nämlich die Habſucht der Jäger ſich in gemeſſenen Gränzen halten kann.

---

## II.

### Die Höhe der Rocky Mountains.

Die Höhe dieſer Gebirge iſt ſehr verſchieden angegeben worden, und es ſteht zu bezweifeln, ob man ihnen durch die bisherigen Angaben, nach denen ſie nur unter die hohen Gebirge zweiten Rangs gehören würden, Gerechtigkeit habe widerfahren laſſen. Ihre Höhe erſcheint dem Auge, der hohen Hochebenen wegen, von denen ſie aufſteigen, um Vieles geringer. Den Angaben Long's zufolge beſtehen ſie aus verſchiedenartig auf einander gethürmten Felsrücken, abgerundeten Kegeln und Spitzen. Die höhern Punkte ſind mit ewigem Schnee bedeckt, und leuchten deßhalb in weite Ferne, weßwegen ſie auch von den erſten Entdeckern den Namen der glänzenden Berge erhielten.

Der James Peak iſt allgemein als die höchſte Spitze der ganzen Kette bezeichnet worden, und man hat ſeine Erhebung über den Boden nach trigonometriſchen Meſſungen zu ungefähr 8500 Fuß angegeben. Hr. Long ſchloß indeß aus der Lage des Schnees auf andern nicht weit entfernten Bergſpitzen, daß dieſe

weit höher seyn müßten. Da ich gehört hatte, daß Professor Renwick in New-York diesen Gebirgen eine weit bedeutendere Höhe beimesse als bisher angenommen wurde, so wendete ich mich an ihn, um zu erfahren worauf er diese Meinung gründe und erhielt folgende Antwort:

An Hrn. W. Irving.

Columbia College, New-York, 23 Februar 1836.

Werther Herr!

Ihrem Wunsch gemäß theile ich Ihnen einige Angaben hinsichtlich der Höhe der Rocky Mountains und der Quellen mit, aus denen ich diese Belehrung schöpfte.

Bei einer Unterredung mit Hrn. Simon Mac Gillivray, einem Theilhaber der Nordwestcompagnie, sagte mir derselbe, daß er die Rocky Mountains, in der Gegend des Wegs, den die Handelsleute der Compagnie einzuschlagen pflegten, für fast so hoch halte als den Himalaya. Er hatte sie selbst überstiegen, die schneebedeckten Gipfel der Berge gesehen und einen furchtbaren Grad von Kälte ausgestanden. Als Autorität für seine Höhenangabe führte er einen Mann an, der mehrere Jahre als Ingenieur im Dienst der Compagnie gestanden hatte. Dieß erfuhr ich vor ungefähr 16 Jahren.

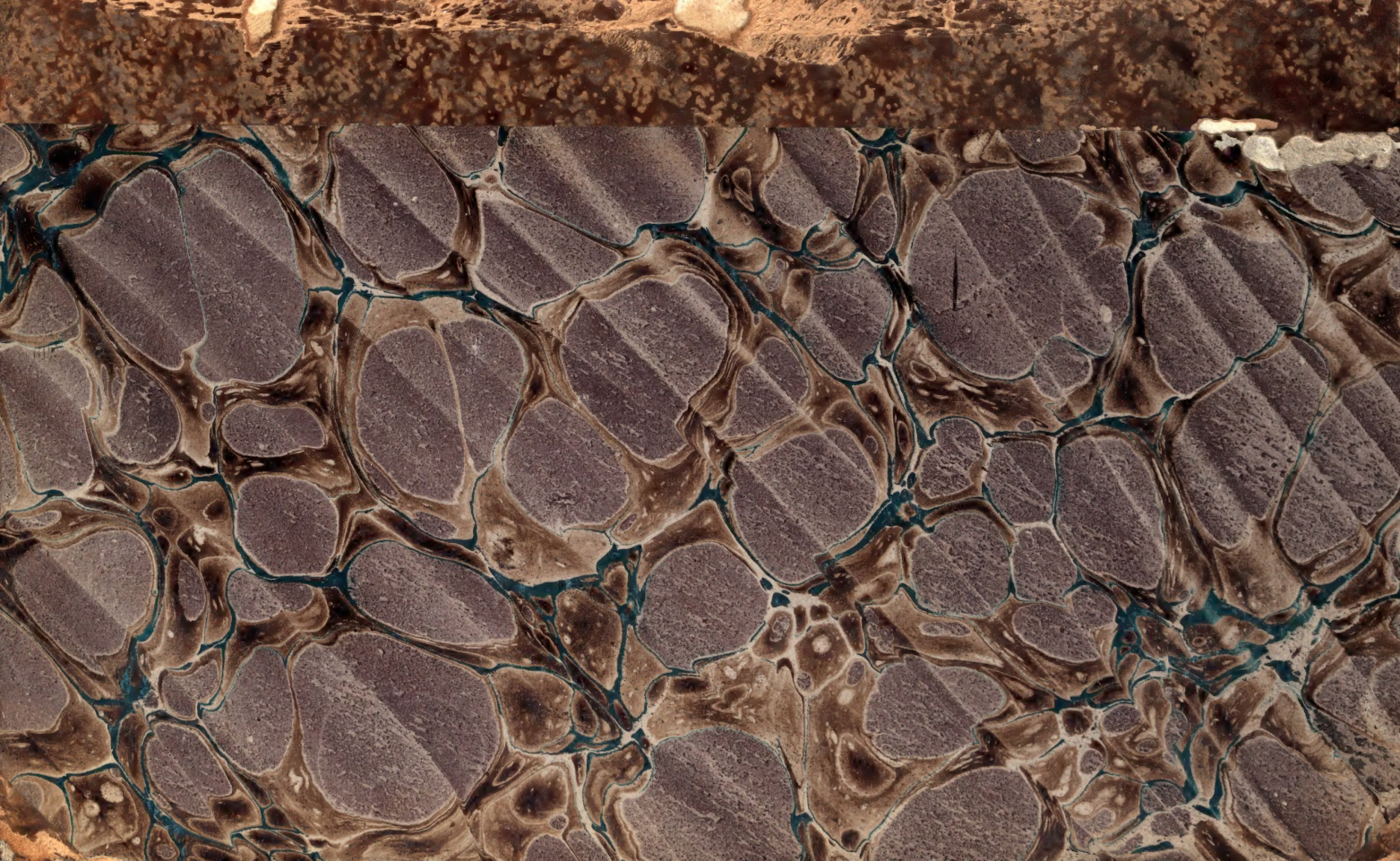
Ein oder zwei Jahre später hatte ich das Vergnügen, mit Hrn. Thompson, dem Ingenieur, zusammen zu treffen, von dem Hr. Mac Gillivray mit mir gesprochen. Ich befragte ihn hinsichtlich jener Höhenangaben und er versicherte mich, daß er mittelst barometrischer und trigonometrischer Messungen die Höhe eines der Gipfel bestimmt und sie zu 25,000 Fuß gefunden; andere von gleicher Höhe befänden sich in der Nähe.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

3Jan52AG
4Jun52HW
2TMay52LU
JUN 4 1980
REC. CIR. DEC 4 1979
FEB 11 1980
REC. CIR. JAN 11 '80
REC. CIR. JAN 11 '80

LD 21-100m-11,'49(B7146s16)476

C032020525

M316719